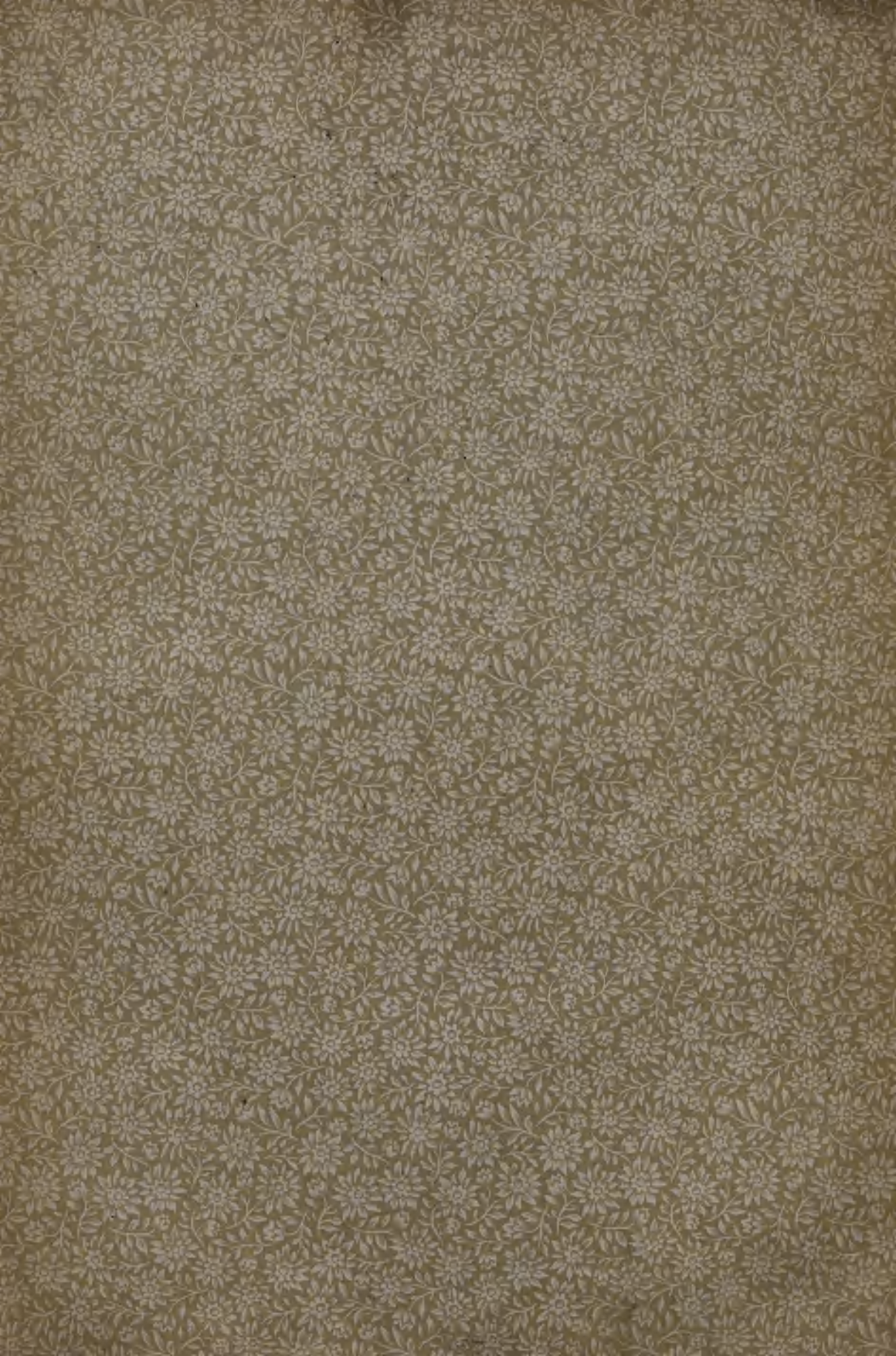


Funfte Bilder aus dem Schlesierlande



Verlag von
* Max Weywood in Breslau *

K. 34



K¹ 34

Oldriat Bytom

Bunte Bilder aus dem Schlesierlande.

Zweiter Band.



Sunte Bilder

aus dem

Schlesierlande.

Herausgegeben

von

Schlesischen Pestalozzi-Verein.



Mit vielen Illustrationen.

[1. Aufl.]

Bd. 2.



Zweiter Band.

Breslau.

Verlag von Max Woywod.
1903.

1575 III

egz. wym.



5.34/2



h. 012000 50,000, —

X - 1850
1575 III Bd2

Ihrer Majestät
der Kaiserin und Königin

Auguste Victoria

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem

Vorstande
des Schlesischen Pestalozzi-Vereins.

Inhalts-Verzeichniss

zu

Bunte Bilder aus dem Schlesierlande, Band II.

	Seite
1. Königin Luise von Preußen in Schlessen. Von J. Kunick	1
2. Steinerne Urkunden aus Schlessens Vorzeit. Von Prof. Dr. Gürich	9
3. Schlessische Ortsnamen. Von P. Paeschke	16
4. Schlessische Rathhäuser. Vom Provinzial-Konservator Dr. Burgemeister	24
5. Vom Klima Schlessens. Von Prof. Dr. V. Kremsier	37
6. Schlessisches Volkstum. Vom Gymnasialdirektor Dr. Drechsler	46
7. Die Einführung des Christentums bei den Wenden. Von Ewald Müller	51
8. Ein wendisches Kindtauffest. Von Ewald Müller	55
9. Wendischer Begräbniskultus. Von Ewald Müller	58
10. Die Wendenkönige in Geschichte und Sage. Von Ewald Müller	62
11. Die Volksmythen der Wenden. Von P. Dr. M. Rentsch	65
12. Jakob Böhme. Von A. Koch	74
13. Die Entwicklung der Leibeigenschaft in der Oberlausitz. Von K. Stöckel	80
14. Das mittlere Queistal und die Talsperre bei Marklissa. Von E. Mühle	87
15. Die Schwendfelder in Schlessen. Von E. Stelzer	96
16. Religiös-soziale Schwärmer des sechzehnten Jahrhunderts in Schlessen. Von Lic. Eberlein	100
17. Der Gröditzberg. Von P. Paeschke	107
18. Die Bunzlauer Tonindustrie. Vom Direktor Dr. W. Pufall	114
19. Aus der niederschlessischen Heide. Von E. Schorsch	122
20. Schlessens Bienenzucht. Von C. G. E. Patzner	126
21. Sagan. Von P. Paeschke	134
22. Ignaz von Felbiger. Von B. Clemenz	141
23. Religiöse Wirren in Sagens Vergangenheit. Von P. Matzker	145
24. Der Naumburger Gesandtenmord. Von C. f. Aug. Schulz	149
25. Joachim Cüräus. Von P. Paeschke	157
26. Glogau. Von A. Stallwitz	162
27. Glogau unter dem Franzosenjoch. Von W. Mätzke	167
28. Anna Luise Karisch. Von Hulda Blaschke	173
29. Am Oderstrande. Vier Stimmungsbilder. Von G. Krause	178
30. Fischzucht in Schlessen. Von f. Schifora	184
31. Schlessische Burgwälle. Von P. H. Söhnel	191
32. Die Tüge der deutschen Kaiser nach Schlessen im elften und zwölften Jahrhundert. Von P. H. Söhnel.	200
33. Das Mausoleum der letzten Piasten zu Liegnitz. Vom Baurat Pfeiffer	207
34. Friedrich von Logau	220
35. Die alte Fürstentumshauptstadt Janer. Von Dr. Schönaich	224
36. Der schlessische Bauer. Von Karl Jentsch	234
37. Ein schlessischer Lichtenabend. Von O. Scholz	239
38. Johann Christian Günther. Von H. Schubert	247
39. Schlessische Lokapoësie. Von J. Kunick	254

	Seite
40. Goldberg und seine Umgebung. Von L. Sturm	262
41. Durch die Sommerfrischen des schlesischen Riesengebirges. Von O. Raupach	268
42. Der Wald des Riesengebirges als Förderer der wirtschaftlichen Wohlfahrt. Von O. Fiedler	277
43. Alt-Krummhübel, ein Apothekerdorf. Von B. Eberhardt	285
44. Rübenzugel. Von Dr. Hüfing	290
45. Entstehungsgeschichte der meteorologischen Station auf der Schneefoppe. Von Dr. Wentwig	293
46. Grüssau. Von E. Menzel	299
47. A Gedenkblat fer a Dukter Robert Köfler. Von A. Lichter	304
48. Im Reiche der Eule. Von W. Rücker	310
49. Stadt und Festung Silberberg. Von P. Lesmann	316
50. Die schlesischen Weber. Von R. Koch	324
51. Gerhart Hauptmann. Von Dr. A. von Hanstein	331
52. Der Rummelsberg. Von Dr. Harazin	337
53. Wie Breslau einem Bildhauer des siebzehnten Jahrhunderts erschien. Von Prof. Dr. J. Caro	341
54. Ein Gang durch das Schlesische Museum der bildenden Künste zu Breslau. Vom Museums- direktor Dr. J. Janitsch	350
55. Die Universität Breslau. Von Prof. Dr. G. Kaufmann	358
56. Die Entwicklung des Musiklebens in Breslau. Von Dr. Münzer	364
57. Der Jungferensee. Von A. Kirchner	368
58. Streuselfuchen. Von A. Scheibert	370
59. Das Pfaffenloß zu Brieg. Von H. Schoenborn	372
60. Gustav Freytag, ein schlesischer Poet. Von C. Biberfeld	384
61. Oppeln, die alte Pfaffenstadt. Von A. Hoffrichter	389
62. Oppelner Portland-Zement. Von K. Lindner	394
63. Der St. Annaberg bei Groß-Strehlitz. Von J. Chmielus	399
64. Das schlesische Rom. Von Philo vom Walde	405
65. Joseph Freiherr von Eichendorff. Von K. Jaenicke	409
66. Ratibor. Von J. Wunschick	417
67. Das Leben auf der Oder. Von H. Gasse	428
68. Bentzen in Oberschlesien. Von J. Werner	435
69. Ein altschlesisches Osterpiel. Von Dr. Janßen	441
70. Der oberschlesische Industriebezirk. Von R. Urbanek. Allgemeine Umschau	447
Brandfelder	449
Ein Gang durch einen Industrieort	451
Berg- und Hüttenleute	453
Schneller Wechsel	455
Das Leben im Industriebezirk	457
Nacht im Industriebezirk	460
Die letzte Schicht	461
71. Lublinitz und seine Anstalten. Von Th. Jurock	463
72. Pfingstgebräuche in Schlesien. Von G. Tischer	466



Königin Luise von Preußen in Schlesien.



n dem langen Zeitraume von 1526 — 1740, da das alte Herzogtum Schlesien als ein Nebenland von Böhmen unter den Herrschern aus dem Hause Habsburg, den damaligen Kaisern Österreichs und des heiligen römischen Reiches deutscher Nation stand, haben von neun Kaisern die letzten fünf den Boden Schlesiens nie betreten. Sie haben Schlesien und seine Leute aus eigener Anschauung nicht gekannt. Kein Wunder, daß das Band, das die Herzen der Schlesier mit ihrem Herrscherhause verknüpfte, nur ein sehr lockeres war. Anders ist es seit 1740 unter den Hohenzollern geworden. Da ist keiner fern geblieben; ja es häufen sich ab und zu ihre Besuche in Schlesien. Obenan steht der König Friedrich II., und zahlreiche Worte, Bilder und Denkmäler erinnern an seine Besuche. Friedrich II. kam in den 46 Jahren seiner Regierung alljährlich wenigstens einmal nach Schlesien, viele Jahre weisen auch noch einen zweiten Besuch auf, so daß mehr als 60 Besuche von ihm zu verzeichnen sind. In der Stadt Striegau erfolgten nachweislich 20 derartige Königsbesuche, die in so regelmäßiger Zeit stattfanden, daß 10 Besuche gerade am 17. August, dem späteren Todestage des Königs, vorkamen.

Friedrich II. und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. reisten stets ohne ihre Gemahlinnen. Kaum hatte aber Friedrich Wilhelm III. den Thron bestiegen, da kam er in Begleitung seiner Gemahlin ins Schlesierland. Das junge Königspaar reiste am 5. Juni 1798 von Berlin zur Huldigung nach Königsberg und bald darauf weiter nach Warschau, das damals preußische Stadt war. Von Warschau ging die Huldigungsreise am 18. Juni nach Breslau. Groß-Wartenberg war die erste schlesische Stadt, in der das Königspaar weilte. Da in Breslau ein prunkvoller Empfang verboten war, konnte die Stadt nur passende Geschenke und eine Fülle gutgemeinter Gedichte darbieten.

Schon vor Breslau kamen dem Königspaafe die Söhne und Töchter der Kräuter — so heißen dort heute noch die Gemüse- und Krautgärtner — entgegen, die Söhne als Hochzeitsbitter gekleidet; die Mädchen, paarweise eins das andere an einer Feldblumen-Girlande führend, streuten Blumen und überreichten ein Gedicht in volkstümlicher Mundart, also lautend:

Unser Allergnädigsten Fro Königin

os troiem Herzen übergeben du da Kroitern um Brassel a poar Tage vor Johanne.

Nee, uns is siche Freebe do
Sei latig nich gescheln,
Daß wer gor ünser Königs Fro
Bu Angefichte sehn.

Su, siche Fro is erem Herrn
Wie's 'n der Bibel stiebt,
A reeches Schief, a heller Stern,
A Licht, dos nie vergiebt.

Sie sitt su freundlich uf uns nei,
Daß ma fur Freebe greint;
Sis, wie uf ünse Kroiterei
Die Sunn am Frühjahr scheint.

Die Nubbern links und rechts die honn
Re siches Fürstenpaar.
Oh, is doch dem gemenen Moan
Su enne Froie roar.

Sie laben, wie em Himmelreech,
Gi Lieb und hübschen Spoaß.
Wür's sitt, dem wirts uns Harze weech
Und ei a Dgen noaß.

Gi Schlesien, soat olle Welt,
Is noch a redlich Blut;
Und wenn ma's do nich orntlich stellt,
Su mennt ma's harzlich gutt.

Wer bleiben ünserm König troi,
Sie hat a Harz und Hand.
Good sagn' ihn olle Murgan noi.
Su freet sich Stoad und Land.

Au Good gesägne Dich dofern
Und dene Kinder do!
Bu Harzen huldige wir Deer,
Du schiene gute Fro!

Do Freiheit schwoge wer do mag;
Su ennen guden Herrn
Und enner Fro vu siche Schlag
Dann dient ma harzlich gern.

Ha gab deer Freebe, Glück und Ruh,
Und denen Kindern do,
Du gude Landesmutter Du,
Du brave Königs-Fro!

Die Königin ließ sich dies Gedicht hersagen und dolmetschen. Der treuherzige Volkston fand hellen Anklang in ihrem für alles Volkstümliche empfänglichen Gemüte. Als Geschenk der Breslauer Kaufmannschaft empfing sie aus der Hand zweier Frauen ein Gewebe der feinsten schlesischen Leinwand, ein vollständiges Kinderzeug, ein meisterhaft gearbeitetes Wiegenband und eine silberne Kinderklapper an goldener Kette mit Schellen und kleinen Gedächtnis- oder Schaumünzen. Diese Münzen zeigen die Bildnisse der königlichen Eltern mit der Mahnung an das damit spielende Kind: „Werde wie diese!“ Auf dem Wiegenbände stand ein poetischer Gruß der schlesischen Mütter, gedichtet von Manse, damals Rektor des Gymnasiums zu Maria-Magdalena in Breslau. Dieser Gruß lautet: „Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen Mütter Schlesiens weihn; aber Du achtest das Herz. Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest, das so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir, was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und

knüpfen an die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.“ Diese sinnreiche Gabe, überhaupt die so warm zu ihrem Herzen sprechende Verehrung ergriff die Königin derart, daß sie bewegt ausrief: „Ich werde die guten Schlesier nie vergessen“. Nach diesen schönen Tagen kehrte das Königspaar über Krossen und Frankfurt a. O. nach Charlottenburg zurück. Dort wurde die Königin Luise 14 Tage später, am 13. Juli 1798, Mutter der Prinzess Charlotte, der nachmaligen Gemahlin des Kaisers Nikolaus von Rußland. Das Museum der schlesischen Altertümer in Breslau besitzt heute noch ein Exemplar der Denkmünze, die zu Ehren dieser Anwesenheit des Königspaares geschlagen wurde. Von Silber geprägt, zeigt sie auf der Vorderseite beider Bildnisse und auf der Rückseite die Inschrift: „Willkommen in Schlessien! Juni 1798.“ Darüber ein strahlenumgebener Stern und darunter zwei Lorbeerzweige.

Die Majestäten reisten damals weder auf Kunststraßen noch auf Eisenbahnen. Denn selbst Berlin hatte erst seit 1792 die erste, vier Meilen lange Kunststraße nach Potsdam, und die zweite nach dem



Königin Luise von Preußen.

(Aus Adami, Luise, Königin v. Preußen.)

nahen Charlottenburg wurde auf besonderen Befehl des Königs 1799 fertig. Als das Königspaar zum ersten Male auf dieser neuen Kunststraße durch den Tiergarten nach Charlottenburg fuhr, sagte Friedrich Wilhelm: „Nun, Luise, hab' ich das nicht gut gemacht?“

Schlesien erhielt um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts die erste Kunststraße durch einen Herrn von Reichel. Es war dies die sogenannte schwarze Meile

zwischen Klettendorf und Tinz im Kreise Breslau, wo vorher des fetten, schwarzen Bodens wegen die Fuhrwerke nur mit Mühe durchkommen konnten.

Nur zwei Jahre vergingen, und wir treffen die Königin Luise, bald auch ihren hohen Gemahl, wieder in Schlessien. Es erfüllte sich schnell, was sie vor zwei Jahren empfunden und gesprochen: „Ich werde die guten Schlessier nie vergessen“. Dem Riesengebirge ging der Reisetweg zu. Bei Ullersdorf, im Kreise Löwenberg, an der Straße nach Klein-Röhrsdorf, verließ die Königin den Wagen, stieg auf eine aussichtsreiche Höhe und genoß unter einer breitstädtigen Fichte mit Aug' und Herz den Anblick des in zauberischer Schöne vor ihr daliegenden Riesengebirges.

Gegen Abend des genannten Tages traf die Königin in Hirschberg ein und stieg in dem Hause am Markte Nr. 1 ab, wo sich die städtischen Behörden mit dem Landrate des damals noch vereinigten Kreises Hirschberg-Schönau, Baron von Zedlitz

auf Tiefhartmannsdorf, zu Empfang und Begrüßung versammelt hatten. Die Ortsgruppe Hirschberg des R.-G.-B. hat zum Hundertjahrtage — 16. August 1900 — an diesem Hause eine Gedenktafel mit entsprechender Inschrift enthüllt. Als die Königin dann weiter nach Warmbrunn fuhr, machte sich unter der Menge derer, die sich von Stadt und Land eingefunden hatten, um sich des Anblicks der Königin zu erfreuen, ein schlichter Landmann dadurch bemerklich, daß er unermüdet neben dem königlichen Wagen herlief. Die Königin, in der Meinung, er habe eine Bitte anzubringen, fragte ihn, ob er ein Anliegen habe. Darauf gab der biedere Schlesier die ungekünstelte Antwort: „Ne, Ihre Gnaden, ich lose od a su gerne mitte“.

Der Empfang in Warmbrunn war überaus festlich. Nicht bloß das Schloß, sondern auch die lange schöne Allee war glänzend erleuchtet. Die Königin nahm an dem in der „Galerie“ veranstalteten Balle teil. An diesem Tage traf der König in Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich, in Hirschberg ein. Dringende Regierungsangelegenheiten hatten ihn zu einem anderen Wege genötigt. Er war von Schönau aus über den Kapellenberg gefahren. Schon Alexander von Humboldt sagte einst: „Dieser Berg ist einer der sieben schönsten Punkte der Erde“. Unter gleichen Empfindungen befahl der König, langsam zu fahren, was den Tausenden, die zusammengekommen waren, um den geliebten Landesvater zu sehen, sehr zu statten kam. Der König wollte den hohen Genuß der schönen Aussicht von dem Kapellenberge recht vielen Reisenden verschaffen und erließ darum eine Kabinettsordre, nach der die Personenposten, deren letzte 1896 diese Strecke fuhr, an dieser Stelle fünf Minuten zu halten hatten. In Hirschberg erfolgte die Begrüßung des Königs durch die Behörden vor der „Sonne“ in den „Sechsstätten“ während der Umspannung. Ihn zog sein Herz zu seiner geliebten Luise nach Warmbrunn. Noch an demselben Vormittage reiste das Königspaar mit zahlreichem Gefolge von Warmbrunn über Hermisdorf und Petersdorf nach dem Rochelfall. Der König und die Königin schnitten in zwei an dem Wege zum Falle noch heute stehende Buchen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen ein. Die Besucher des Rochelfalles werden noch jetzt auf den Luisequell, aus dem das Königspaar getrunken haben soll, und auf einen schmalen hervorspringenden Stein, seit 1800 Musikantenstein genannt, weil von ihm aus zur Zeit des Königsbesuches Musik ertönte, aufmerksam gemacht.

Auf der Rückfahrt vom Rochelfalle wurde der sagenreiche Rhyast bei Hermisdorf besucht. Graf Schaffgotsch, der Grundherr von Warmbrunn und Hermisdorf, hatte für die Königin einen sehr bequemen Tragsessel anfertigen lassen; sie bediente sich seiner aber nicht, sondern ritt hinauf. Das Königspaar war von der herrlichen Aussicht entzückt, so daß die Königin ausrief: „Welch eine himmlische Gegend! Wenn doch Berlin hier unten läge!“ Während des einstündigen Aufenthaltes auf dem Rhyast ließen sich die Majestäten in allen zugänglichen Teilen der Burg herumführen und trugen ihre Namen in ein besonders angefertigtes, in roten Samt gebundenes Buch ein, das noch heute in der gräflichen Bibliothek zu Warmbrunn aufbewahrt wird. Vom Rhyast aus wurde über Warmbrunn und Hirschberg nach Buchwald, dem Wohnsitz des Grafen Neden, gefahren. In Hirschberg erfolgte die Umspannung vor den „Drei Linden“, wo sich eine zahlreiche Menge versammelt hatte, die den hohen

Reisenden laut eine glückliche Reise wünschte, wofür der König und die Königin herzlich dankten. Der nächste Tag galt der Schneekoppe, für deren Besuch schon lange vorher sehr viel zur Verbesserung aller Wege, besonders des Zickzackweges von dem Koppenplane nach der Koppe, getan worden war. Rübezahl, der gefürchtete alte Bergherr, zeigte sich den Besuchern recht hold. Bei heiterem Wetter brachte sie eine Wagenfahrt bis zu der damaligen „Geistlichen Baude“. Die Baude trug diesen Namen, weil in früherer Zeit die Geistlichen der Probstei Warmbrunn bei ihren Wanderungen zur Ausrichtung der ihnen obliegenden Gottesdienste in der Laurentius-Kapelle auf der Schneekoppe hier regelmäßig in dem nur für sie bestimmten Zimmer einkehrten. Der damalige Schlesiſche Miniſter Hohm hatte für den königlichen Besuch die Baudenräume mit geschmackvollen Tapeten und einigen Bequemlichkeiten versehen lassen. Hier schrieben die Majestäten wie ihr Gefolge ihre Namen in ein vom Besizer der Baude bereitgehaltenes Buch ein. Nach kurzem Aufenthalte bestieg man Pferde, die die Reisenden bis an den Fuß der Schneekoppe brachten. Zur Besteigung des Koppenkegels ließ sich die Königin von einem Landmanne einen Stab geben, den sie nachher als ihren Koppenstab mitzunehmen und aufzuheben befaß. Bei dem Königsbesuche am 18. August 1800 beeinträchtigte kein Wolken- noch Nebelschleier die weite Aussicht. Bis Breslau und Prag hin lagen Schlesien und Böhmen mit ihren Tälern, Bergen und Ebenen, ihren betürmten Städten und Dörfern, gleich einer Landkarte, im klarsten Sommerlichte ausgebreitet. Stumm stand die Königin beim ersten Blick auf dieses Bild neben dem Könige, und noch lange nachher sprach sie davon als einem der herrlichsten Augenblicke ihres Lebens: „Es ist mir gewesen, als wenn ich, erhoben über die Erde, meinem Schöpfer näher gestanden“.

Der nächste Tag führte das Königspaar über den Schmiedeberger Kamm, denselben Weg, der später zur höchsten Kunststraße in Preußen ausgebaut wurde. In der Nähe der Griesensteinen hat schon Friedrich II. auf einer seiner Reisen bei dem Blick auf das Riesengebirge und das Hirschberger Tal ausgerufen: „Es gibt nur ein Schlesien!“

So rief auch die Königin Luise aus und fügte dazu die Worte Jean Pauls: „Vier Priester stehen im weiten Dom der Natur und beten an Gottes Altären, den Bergen — der eisgraue Winter mit dem schneeweißen Chorchemd — der sammelnde Herbst mit Ernten unter dem Arm, die ein Gott auf den Altar legt und die der Mensch nehmen darf — der feurige Sommer, der bis nachts arbeitet, um zu opfern — und endlich der kindliche Frühling mit seinem weißen Kirchenschmuck von Blüten, der wie ein Kind Blumen und Blumenkelche um den erhabenen Geist herumlegt und anbetet“.

Die Weiterreise brachte die Majestäten über Landeshut nach Gottesberg. Von dem hochgelegenen Gottesberg ging es schnell hinab über Waldenburg nach dem jetzigen Neu-Weißstein zum Fuchsstollen, d. i. die gegen drei Kilometer lange unterirdische, bis in die Nähe des Hochwaldes führende Wasserstraße. Eine Schar von 500 Bergleuten in neuen Uniformen empfing das Königspaar am Mundloche des Stollens mit dem Bergmannsgruße: „Glück auf“. In geschmackvoll gepuztem Rahn fuhren der König

und die Königin, ebenfalls bergmännisch gekleidet, in die Wasserstraße hinein und legten, vom matten Schimmer der Grubenlampen beschienen, eine ziemliche Strecke zurück. Da tönte ihnen aus weiter Ferne in sanfter vierstimmiger Harmonie aus frommen Bergmannskehlen der Gesang „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ entgegen. Still und feierlich hallte es durch die umschließende Nacht; still und voller Andacht horchte man auf den Gesang. Dann faßte die Königin den neben ihr sitzenden Gemahl bei der Hand und sprach in seligem Entzücken zu ihm: „Dein Lieblingslied! Göttlich!“ Zum Bergmann aber, der den Nachen lenkte, sprach sie: „O langsam, lieber Fährmann!“ Bald wandte sich der Kahn und gelangte in eine geschmückte Grotte, wo den hohen Gästen von neuem Gesang, ein frohes bergmännisches Lied entgegen tönte. Mit einem lebhaften „Glück auf“ wurden sie zu einem reichen Frühstück geladen. Der König bezeugte dem Berghauptmann lebhaften Dank für so herrliche Genüsse; die Königin aber rief wiederholt: „Ja, ja, auch unter der Erde ist es schön und prächtig. Tausend Dank! Mein, das kann ich nie vergessen!“

Gegen Mittag erreichten die hohen Reisenden den Fürstenstein. Der Besitzer hatte sich für das Königspaar eine Ehrung ganz eigener Art ausgedacht. Ein Turnier sollte den Zuschauern Bilder mittelalterlichen Glanzes vor Aug' und Seele stellen. Ein Augenzeuge, der Bibliothekar Giersberg, berichtet so über das Turnier zu Fürstenstein: „Der König, die Königin und Prinz Heinrich kamen mit ihrem Gefolge am 19. August 1800 um 1 Uhr mittags zu Fürstenstein an und erhoben sich um 4 Uhr durch das wilde, von hohen Felsen eng umschlossene Thal der Polznitz zur Forstinburg. Auf der Warte der Burg wehte bei der Ankunft der Majestäten das Hochberg'sche Panier, von einem gepanzerten Reifigen bewacht, und um die vor dem Burgtore befindliche Stechbahn saßen bequem mehrere tausend Menschen auf einem siebenfachen Amphitheater. Schon früh waren die zur Darstellung eines Ritterspieles vereinten, in Prachtkostümen des Zeitalters Karls V. gekleideten Herren in die Burg eingezogen. Drei schlesische Grafen waren als Kampfrichter, Graf von Huc und Bethusy als Panierherr bestimmt. Sechszehn schlesische Edelleute waren in vier Quadrillen geteilt und hatten um sich einen Geheimschreiber, einen Herold, Knappen und Fußwache zur Besatzung.

Als der Trompeter auf der Warte das Erscheinen der Fremden verkündete, wurde Alarm geblasen. Nachdem die königlichen Herrschaften mit ihrem Gefolge die der Burg gegenüberliegende Schaubühne bestiegen hatten, senkte sich die Zugbrücke, und der von Trompetern begleitete Herold ritt aus der Burg, um zu forschen, wer die angekommenen Fremden seien. Nachdem er Meldung gebracht hatte, sprengte der Panierherr, den die Ritterschar bis an die Schranken begleitete, von der Burg bis zu dem Balkon und sprach folgende Reden:

An den König und die Königin. Als die fröhliche Kunde durch Schlösser, Burgen und Gauen des Gebirges ertönte, der Vater, die holde Mutter des Landes kämen wirklich zu uns, wollten selbst hier zu Forstinburg weilen, erfreute sich jeder der guten Einwohner dieses Landes; jeder harrete sehnsvoll und ungeduldig der hohen Ankunft. Auch die zu dieser uralten Feste verbündeten Ritter blieben nicht

lange aus; sie greifen nach alter deutscher Sitte zum längst müßigen Schwerte und zur Lanze, um den Tag zu feiern, an dem Eure Ankunft zur Burg diese verherrlicht.

Wir bitten, es sei uns vergönnt, das Spiel zu beginnen, das die älteste deutsche Fürstentreue als Zeichen der Freude bei glücklichen Begebenheiten, als Beweis der Ergebenheit erfand. Sind auch unsere Arme durch lange glückliche Last ungeübt, so hat es Ersatz in treuen Herzen, die voll Liebe und Hoffnung warm für Euch schlagen und uns hier versammelten.

Edles königliches Paar! Ist es uns vergönnt? Darf das Ritterspiel beginnen? Welch ein Glück für den Sieger, wenn unsere geliebte Landesmutter ihn würdigen sollte, den Ritterdank aus ihren, aus solchen Händen zu empfangen.

An die Ritter (nach erhaltener Erlaubnis): Wackere Ritter, es ist euch vergönnt. Ihr trachtet nicht nach Lohn, sondern nach Ruhm, der unter diesen Panieren nie fehlen kann; jenen habt ihr schon durch den frohen Anblick. Bald werden euch die Schranken geöffnet werden.

An die Kampfrichter: Ehrsame Richter! Um wohl vorzustehen eurem Amte, richtet gewissenhaft und streng. Seid eingedenk des Wahlspruches unseres Paniers. Seid nicht gegen einige gütig, sonst werdet ihr ungerecht gegen alle. Seid immer streng gerecht — jedem das Seine — nicht nach Rücksichten, wohl nach Recht und Taten.

An das Volk: Versammeltes Volk! Es ist euch vor vielen vergönnt, den Anblick, der heute uns hier alle beglückt, zu genießen. Mißbraucht diesen Vorzug nicht. Still und ehrsam belugt das friedliche Spiel der Ritter. Im Taumel der Freude vergeßt nicht der hohen Anwesenden.

Nach diesen Worten begann die Ritterschar unter Auführung des Panierherrn, der das königliche Panier vorantrug, den feierlichen Aufzug; und nachdem er das Panier dem Gebrauche nach vor dem königlichen Balkon aufgepflanzt hatte, begann das Stechen nach alter Sitte und Ordnung.

Die höchste Probe der Geschicklichkeit bei diesem Ritterspiele bestand darin, zu Pferde im Galopp Statuen von verschiedener Gestalt, wie Jungfrauen einen Kranz, Vären und Sirenen einen Ring mit der Lanze abzustechen und Mohren mit dem Schwerte den Kopf abzuschlagen. Die Pracht und die Feierlichkeit der Darstellung, abwechselnde Chöre von Musik, die Tausende von versammelten Zuschauern und die Umgebung einer wilden, mit Überresten vergangener Jahrhunderte bezeichneten Natur machten das Ganze zu einem der interessantesten und seltensten Schauspiele.

Nach beendigtem Turnier erhielten vier Ritter als Sieger aus der Hand der Königin den Dank. Der Ritterdank bestand in zwei an Bändern hängenden goldenen und silbernen Medaillen mit dem Brustbilde des hohen königlichen Paares in Rittertracht. Huldreich hängte die Königin dem knienden Sieger den Ritterdank um den Hals; feierliche Stille herrschte während der schönen Szene.

Nach ordnungsmäßigem Abzuge der Ritter wurden die königlichen Herrschaften, während das Panier vorangetragen wurde, auf die Burg geleitet, wo sie von sämtlichen Rittern unter einem von hochgehaltenen Lanzen gebildeten Dache empfangen wurden. Das königliche Paar verweilte in den dortigen Gemächern bis zur einbrechenden Nacht.

Die Menge der Zuschauer war so groß, daß der Wagenzug über eine Meile einnahm. Die Illumination der fünf Fensterreihen des Schlosses, der beiden Galerien des Turmes und des Schloßplatzes gewährte einen neuen überraschenden Anblick."

Dieser einzige Tag wurde mit festlicher Erleuchtung des Schlosses Fürstenstein und einem Maskenball in dessen glänzenden Räumen geschlossen. Am folgenden Tage gieng nach Aldersbach in die „Steine“, und abends gegen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr erfolgte die Rückkehr.

Den Beschluß dieser zweiten schlesischen Reise des hohen Paares machte ein Besuch der Grafschaft Glatz. In Landeck legte die Königin den Grundstein zum großen Gesellschaftshause. Weiter ging nun die Königsreise durch Oberschlesien nach Breslau und endlich zum Besuch des Lagers von Bissa, wo ein ganzes Armeekorps manöbrierte und zwar zu solcher Zufriedenheit seines Kriegsherrn, daß er den Truppen das übliche Revue-Geld doppelt zahlen ließ. Die Heimreise erfolgte am 1. September. Zu den Erinnerungen an diese einzigartige Königsreise gehört der gußeiserne Obelisk vor dem zu Ehren der Königin Luise angelegten Schloßgarten des Grafen Magnis zu Ullersdorf bei Glatz. Dieser vierteilige, 24 m hohe, 250 Zentner schwere eiserne Prachtkegel war eines der ersten Triumphstücke der Eisengießerei in Malapane, ein Werk des Grafen Neden. Errichtet wurde dieser Obelisk zwei Jahre später, an Luises Geburtstage, den 10. März 1802. Sein marmornes Fußgestell trägt auf den vier Seiten dieselben Inschriften, die als Transparente flammend der Königin Luise entgegengeleuchtet hatten: „Luise Amalie, Königin von Preußen, war hier den 22. August 1800.“ — „Denkmal Ihrer Gegenwart und unserer Ehrerbietung. Troße den Zeiten und zeuge von unserer Freude bei künftigen Geschlechtern!“ — „Das Andenken Ihrer Tugenden geht mit unseren Geistern zur Unsterblichkeit über.“ — „Erz und Marmor vergehen, die Liebe ist ewig.“ — Der erwähnte Park selbst wurde schon 1800 zum Empfange der Königin angelegt, und seinen Eingang ziert ein Tempel, an dessen Vordergiebel die Familie des Grafen Magnis dargestellt ist, wie sie den Manen der Königin opfert.

J. Kunia.





Steinerne Urkunden aus Schlesiens Vorzeit.



Nicht mit Lettern gedruckt, nicht mit dem Griffel geschrieben sind die Urkunden aus Schlesiens fernster Vorzeit, und doch reden sie oft eine Sprache so deutlich und klar, daß es wohl leicht gelingt, auch den ärgsten Zweifler von ihres Inhaltes Wahrheit zu überzeugen, auch wenn er nicht gelernt hat ihre Zeichen zu deuten. Ausgegraben wurden diese Urkunden aus lockerem Boden, mit dem Meißel gebrochen aus festem Felsgestein und mit Schlägel und Eisen gewonnen im tiefen Schacht. Fingerdick ruht der Staub auf den vergessenen Akten versteckter Archive, haushoch hat sich Schutt angesammelt über widerstandsfähigen Spuren einer früheren Blüte menschlicher Kultur — was will das bedeuten gegen die Mächtigkeit der Grabesdecke, die einst jene Urkunden bedeckte, zählt sie doch nach Hunderten, nach Tausenden von Metern. Aus dieser Tiefe sie ans Tageslicht zu ziehen, dazu genügten unsere Kräfte nicht. Die Erde hat uns hierbei selbst geholfen. Als die leuchtende Glut ihrer schmelzflüssigen Oberfläche erfolch, hüllte sie sich wie aus Scham in ein rings umschließendes Gewand. Ohne dieses abzulegen häufte sie, wie ein wachsender Baum, Hülle auf Hülle in viel tausendfacher Wiederholung, jedes Gewand mit dem Zeichen seiner Zeit sorgsam versehen. Aber das Leben unter dieser erstickenden Decke ist nicht erstorben; in mächtigem Faltenwurf ordnet sie von Zeit zu Zeit in anderer Weise ihre bunte Gewandung — und immer reißen Wind und Wetter klaffende Risse in die Fülle der Schichten. So sehen wir durch das feine Spitzengewebe des jüngsten Gewandes ein älteres, unter diesem ein anderes und noch ein anderes — aber nicht allzu weit läßt sie unseren Blick bringen — ihr Inneres ist uns bisher verborgen geblieben.

In den paläontologischen Sammlungen des Geologischen Instituts der Breslauer Universität finden wir die ältesten Dokumente aufbewahrt, die uns von der menschlichen Tätigkeit im Gebiete unserer Heimat Kunde geben. Geschlagene Steingeräte, Tierknochen, Mammut-Elfenbein, Höhlenbären-Zähne, roh bearbeitet, fanden sich zusammen mit Knochen des Menschen sowohl, wie mit den Knochen jener diluvialen Tiere, von denen in meiner kleinen Arbeit im ersten Bande dieses Buches

die Rede war. Das Nashorn mit der knöchernen Nasenscheidewand (*Rhinoceros tichorhinus*), von dem hier die Abbildung des schönen bei Gnadenfeld gefundenen Schädels (Fig. 1) beigelegt ist, und das Mammuth sind dieselben Arten, deren mit Haut und Haar erhaltene Kadaver im gefrorenen Boden Sibiriens gefunden worden sind. Ihre Reste geben uns daher Kunde von einer Zeit sibirischen Klimas in unseren Gegenden. Unterstützt wird diese Kunde durch die allgemeine Verbreitung großer geschliffener und gekritzter Geschiebeblöcke, deren Herkunft in vielen Fällen mit großer Sicherheit theils auf Skandinavien, theils auf die Ostsee-Inseln, oder auf die südlichen und östlichen baltischen Küsten zurückgeführt werden kann. Solche Gesteinsmengen können nur durch eine gewaltige, der Erdoberfläche wie eine Eiskappe aufgesetzte Inlandseismasse in so weiter allgemeiner Verbreitung und in so großer Mächtigkeit zur Ablagerung gebracht worden sein.

Bietet uns Schlesien somit wichtige Zeugnisse aus der Diluvialzeit, so sind aus der nächstälteren Zeit, aus der Tertiär- oder Braunkohlenformation die Reste um so spärlicher. Allerdings erhalten wir auch aus ihnen einige Kunde. Göppert hat seiner Zeit die reiche Pflanzen führende Schicht des miocänen Tertiärs von Schosniz bei Canth ausgebeutet, und seine Funde lassen erkennen, daß damals in Schlesien eine artenreiche Laubwaldflora ausgebreitet war, die in ihrer Mannigfaltigkeit an die Laubwälder des mittleren Nordamerika erinnert; stimmt doch auch die in denselben Schichten vorkommende Sumpfpflanze — übrigens das einzige häufigere Nadelholz der Schosnitzer Flora — mit der nordamerikanischen Art sehr nahe überein.

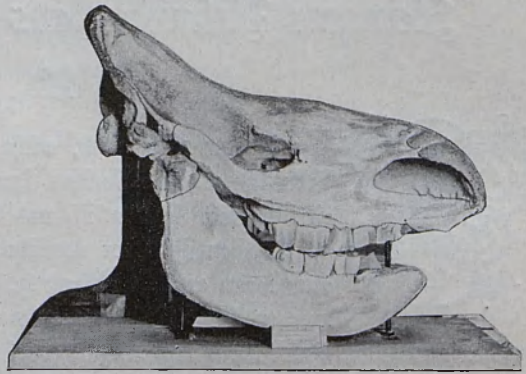


Fig. 1. *Rhinoceros tichorhinus* Blum.
Gnadenfeld bei Kosel. $\frac{1}{8}$.

Zu gleicher Zeit reichte auch ein Arm des mittelländischen Meeres bis nach dem Süden unserer Provinz, und aus diesen Ablagerungen zeigen uns prächtige Meeresmuscheln, Seeigel u. s. w. eine Fauna, wie sie ähnlich etwa heutzutage an den Gestaden von Senegambien gedeiht. Säugetierreste aus schlesischem Tertiär sind äußerst spärlich. So sehen wir Wirbel von Delfinen jenes Mittelmeeres in unserer Sammlung, und aus den Hinterwässern seiner Küste stammen einige wenige Tierreste von Kieferstädtel, unter denen uns der Stirnzapfen einer Muntjak auffällt, jener kleinen indischen Hirschart, die durch einen sehr hohen Rosenstock und kurzes gabelförmiges Geweih ausgezeichnet ist.

Ausgedehnte Verbreitung hatte vorher das Meer in Schlesien gehabt, zur Zeit als die weiße Kreide als Kalkschlamm im Meere entstand, dieselbe Kreide, die jetzt auf Küsten und an der Küste des Kanals bei Dover und bei Calais in Felsen emporragt. Weiße Kreide birgt unser Boden nicht, aber nicht minder wertvoll ist der auch zu der Kreideformation gehörige Zementkalk von Oppeln. Muscheln,

Seeigel, Schwämme sind dort in großer Zahl gesammelt worden; seltener sind Ammoniten, von denen zuweilen Riesene Exemplare in unser Museum gelangten. Auch Wirbeltierreste sind nicht häufig; Säugetierreste kommen gar nicht vor. Am ehesten kann man auf Haifischzähne rechnen. In Fig. 2 ist eine Platte mit einer großen Anzahl schöner mit glänzender Schmelzschicht versehener Pflasterzähne dargestellt, die alle aus dem Kachen eines und desselben Fisches stammen. Da man sonst die Zähne meistens einzeln findet, sind Platten dieser Art begreiflicherweise sehr geschätzt.

Aus der Kreidezeit rühren auch die Sandsteine der Felsenmeere von Aderbach und Beckelsdorf, sowie der Heuscheuer her; in diesen sind Reste der damaligen Fauna überaus spärlich zu finden, sehr reichhaltig sind dagegen die etwas jüngeren Sandsteine von Rieslingswalde. Zerbrochene Muschelschalen, vereinzelte Krebscheren, nebenein-



Fig. 2. Pzychodus polygyrus Ag.
Oppelt. $\frac{1}{2}$.

ander gebettet in dem tonigen Sandstein, und zahlreiche Blattabdrücke erwecken in uns unwillkürlich die Vorstellung von einem sandigen Strande, umschlossen von einer mit Wald bestandenen Küste. Auch der Kreidesandstein der Löwenberger Gegend hat uns zahlreiche wichtige Urkunden aus der Geschichte jener Zeit geliefert. Vieles davon wäre freilich unbeachtet verloren gegangen, wenn nicht ein Kundiger mit regem Eifer alles gesammelt hätte, was von Versteinerungen in der Löwenberger Kreide aufzutreiben war. Von den Funden des Kantors Drehler, eben dieses Sammlers, die im Breslauer Museum aufbewahrt

werden, sei hier ein meterhoher Farnstamm erwähnt, der aus dem Sandstein von Löwenberg stammt.

Auch an jurassischen Fossilien fehlt es im Museum nicht. Insekten und zarte Krebse in dem so innig feinkörnigen lithographischen Schiefer von Solnhofen, schwäbische und englische Reste von Ichthyosaurus sind hier ebenfalls reichlich vertreten. In Schlesien selbst tritt die Jura-Formation kaum auf, erst jenseits der polnischen Grenze zieht sich ein Höhenzug von Gzenstochau bis nach Galizien, in dem jurassische Schichten anstehen. Die braunen, charakteristisch geformten Ammoniten aus den Tonen des Doggers und die oft radenrad-großen Ammoniten aus den weißen Kalken des obersten Juras oder des Malm sind überaus bezeichnende Leitfossilien für diese Stufen der Jura-Formation. Ebenso reichlich sind Belemniten und Muscheln, Schnecken und Schwämme vertreten; es sind dies aber alles Formen, die in derselben Art der Erhaltung, in derselben Artengesellschaft auch in Südwestdeutschland auftreten; sie bieten also nichts für unsere Gegenden besonderes dar. Die einzige Besonderheit, die Schlesien aufweist, ist eine negative; sie besteht darin, daß uns die unterste Jurastufe, der Lias, überhaupt fehlt. Steigen wir nun weiter hinab in die Reihe der älteren Formationen, so finden wir den Muschelskalk, der in Schlesien sozusagen

klassisch vertreten ist. Die reiche Kalkindustrie der Gogoliner Gegend, der Erzbergbau bei Beuthen und Tarnowitz haben eine Fülle von wichtigen Aufschlüssen geschaffen, und von dorthier fließen immer neue Schätze in die Museen Deutschlands und namentlich nach Breslau. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen Skelettreste von Fischen und Sauriern, die dort gefunden werden. Eine ganze große Fauna von Meerestieren ist in diesen Kalkbänken vergraben, und die Forscher sind eifrigst bemüht, aus den meist doch nur vereinzelt geförderten Knochen den ganzen Knochenbau der verschiedenen Arten, Gattungen, Familien und selbst Ordnungen zu rekonstruieren. Wichtiger als diese Rekonstruktionen sind glückliche Funde von vollständigen Skelettteilen; jeder Sammler, der Gelegenheit hat, solche Funde der Wissenschaft zu erhalten, erwirbt sich ein unschätzbares Verdienst.



Fig. 3. *Dadocrinus Kunischi* Wachsm. & Spr. Gogolin. $\frac{1}{4}$.

Während die Fluten des Triasmeeres von Raubfischen und Raubsauriern erfüllt waren, gediehen auf dem Meeresboden, Blumenbeeten vergleichbar, Seelilien auf meilenweit hin sich ausdehnenden schlammigen Kalkbänken. Ganze Kalkschichten sind erfüllt von den Stielgliedern dieser zarten Gebilde, aber selten nur findet man die wohl erhaltenen Kelche, von denen unsere Fig. 3 einen Begriff giebt. Das Triasmeer hatte während der jüngeren Buntsandstein-, der ganzen Muschelkalk- und des Beginns der Keuper-Periode Nord- und Nordostschlesien bedeckt; vorher war das Zechsteinmeer kurze Zeit hindurch über Nordschlesien verbreitet gewesen. Reste einer ärmlichen Meeresfauna dieser Periode stammen von einem alten Bruche am Fuße des Gröbzigberges und von Neukirch und Hasel bei Goldberg. Süßwasserbecken waren vorher über den südlichen Teil unserer Provinz ausgebreitet, belebt von einer reichen Fischfauna (Fig. 4) und umsäumt von einer Flora, deren Reste uns an



Fig. 4. *Pleuracanthus Decheni*. Ölberg bei Braunau. $\frac{1}{2}$.

eine versunkene Herrlichkeit von Farnwäldern und rauschenden Schachtelhalmen erinnern. Der Schlag der Wellen grub eigentümliche Zeichen in den Schlamm der flachen Ufer, metergroße Platten davon sind uns erhalten (Fig. 5). Rätselhafte Tiere bewegten sich auf diesem plastischen Boden, und ihre Fußstapfen sind die einzigen Urkunden, die wir von ihrer Existenz haben. Der Ölberg bei Braunau hat Fische und allershand Kriech- und Vurhtiere geliefert; die Plattenkalk von Nieder-Rathen z. enthalten Pflanzen; Fußspuren und Wellenfurchen fanden sich bei Alldendorf in der Grafschaft. Die Schichten dieser eben angedeuteten Periode bilden das sogenannte Rotliegende, erkennbar an der Farbe seiner Bildungen, z. B. in der Gegend von Neurode und von Schönaun an der Ragbach. Das Rotliegende stellt nur den Beschluß einer ungemem wichtigen Schichtenreihe dar, die für Schlesien fast soviel bedeutet wie das tägliche Brot, ich meine das Steinkohlengebirge. Bruchstücke der Pflanzen aus den Farnwäldern jener Zeit, Stammstücke der wunderbaren Schuppen- und Siegelbäume und das feinquirlige Geäste der Riesenschachtelhalme sind in unserem Museum in reicher Fülle vertreten. Aber auch Spuren einer kümmerlichen Meeresfauna finden



Fig. 5. Wellenfurchen. Rotliegendes von Alldendorf. $\frac{1}{16}$.

wir in Oberschlesien; in Schichten, wechsellagernd mit den Süßwasserbildungen der die Kohlenflöze einschließenden Schiefer im Waldenburger Gebiet, fehlen diese Zeugen der einstigen Verbreitung des Steinkohlenmeeres; von dort hatte das Meer sich schon lange vorher zurückgezogen. Auffällig muß es uns bleiben, daß man

aus diesen Süßwasserbildungen der Steinkohlenzeit so wenig Spuren von Land- oder Süßwassertieren kennt. Um so größeren Wert haben die berühmten Unika dieser Art, wie die von Ferd. Roemer beschriebene Spinne aus dem Toneisenstein des Steinkohlengebirges von Janow in Oberschlesien. Vor Ablagerung der Steinkohle war Schlesien der Schauplatz weitgehender Veränderungen auf der Erdoberfläche; die älteren Schichten wurden zu den sudetischen Gebirgen emporgefaltet, und die Ablagerungen des nächstälteren Meeres, Kalm und Kohlenkalk, bildeten beträchtliche Bestandteile dieser Gebirge. Auch aus ihnen finden wir im Museum wichtige Dokumente jener Zeit, kopfgroße Produktus-Arten, wahre Riesen unter den Brachiopoden und z. B. auch Trilobiten, fast die letzten Abkömmlinge jener Krusterfamilie, die in der ältesten uns bekannten Urzeit der Erde bereits als Kämpfer in dem Kampfe ums Dasein in die Arena getreten waren. So sind wir allmählich bei unserer Betrachtung aus der Urzeit des Menschengeschlechts zurückgelangt in die Urzeit der Lebewesen überhaupt, und wie im allgemeinen, so werden auch in Schlesien die organischen Reste immer sparsamer, je älter die Formationen sind, die wir untersuchen wollen. Berühmt sind die devonischen Rhynchonellen-Kalke von Ebersdorf bei Neurode mit den zierlich gekrümmten Gehäusen längst ausgestorbener Kopffüßlerfamilien, ferner der

ebenfalls devonische Korallen-Kalk von Ober-Kunzendorf bei Freiburg. Aus dem Silur Schlesiens kennen wir bisher allein Graptolithen, zarte Gebilde, die nur wie ein Hauch auf den Schichtflächen der schwarzen Kiefelschiefer von Herzogswaldau in der Grafschaft oder vom Willenberge bei Schönau erscheinen.

Mit untrüglicher Sicherheit konnten wir aus den genannten Urkunden soviel ersehen, daß alle jene uns zum Teil so fremdartig anmutenden Lebewesen einstmals auf Erden gelebt und einander in der Herrschaft auf der Erdoberfläche abgelöst haben.

Schwieriger zu deuten sind die Erscheinungen aus der Welt der Gesteine und Mineralien, wie sie in den Sammlungen des Mineralogischen Instituts vertreten sind. Oft gelingt es z. B. nur durch eine ganze Kette von Analogieschlüssen die Entstehungsbedingungen mancher Kristalldrusen ausfindig zu machen. Wie gern wechselt der Laie die überraschende Säulenbildung bei Gesteinen wie z. B. bei dem Porphyr der „Orgel“ am Willenberge bei Schönau und bei verschiedenen Basaltvorkommnissen mit der Kristallisation von einfachen Mineralien, und doch sind diese Bildungen so grundverschieden. Welches Interesse erweckt es, wenn man einsehen lernt, daß die Melaphyr-Mandelsteine von Finkenhubel in der Grafschaft in ganz ähnlicher Weise entstanden sind, wie eine von blasenförmigen Hohlräumen durchsetzte Schlackenlava. Vielfach höchst hypothetisch sind unsere Erklärungsversuche für andere Gesteine. Es sei hier nur der für Europa immer noch einzige Fund von aufstehendem Nephrit in Jordansmühl erwähnt. Jenes überaus feinfaserige, zähe, feste Gestein, das früher nur aus dem Orient bekannt war, ist vermöge seiner Eigenschaften für die Urbewohner der Kulturländer sowohl wie für die niedrigst stehenden wilden Völker unserer Tage, denen die Verwendung von Metallen noch fremd ist, das wertvollste Material für die Herstellung einfachster Werkzeuge gewesen.

Aber wie ist dieser feinfaserige Hornblendefitz, als den wir den Nephrit auffassen können, entstanden? Vielleicht zugleich mit dem den Nephrit einschließenden Serpentin, vielleicht auch zugleich mit den benachbarten „Weißstein“-massen — das sind Fragen, deren Beantwortung weitergehenden Untersuchungen vorbehalten bleiben muß.

Der Steinbruch bei Jordansmühl hat übrigens auch einen anderen Fund geliefert, der bisher in seiner Art einzig ist, das sind die schönen farblosen, wasserhellen Granaten; einige Pracht-Standstücke dieses Vorkommens sind in dem Mineralogischen Museum des Breslauer Instituts ausgestellt.

Auch sonst ist Schlesien ein an bemerkenswerten Mineralvorkommnissen reiches Land; hier sei nur an Striegau erinnert! In den Hohlräumen des Striegauer Granits, den sogenannten pegmatitischen Drusen, finden sich zahlreiche verschiedene Mineralien, die zum Teil durch ihre Seltenheit, fast alle aber durch ihre schöne Aus-



Fig. 6. Rauchquarz, Kristalldruse. Striegau. $\frac{1}{4}$.

bildungsweise und durch anziehende Farben ausgezeichnet sind. Ich erwähne hier nur den hellgefärbten Kalifeldspat, den milchweißen Albit und den schwarzen Rauchquarz (Fig. 6), den roten Chabasit und den grünen Epidot, den gelben Desmin und den blauen Flußpat. Eine einfarbige Wiedergabe dieser bunten Striegauer Mineralien würde nur einem Kenner deutbar sein, einem Laien aber von der Schönheit der Kristalldrusen kaum einen Begriff verschaffen.

Wer also in unseren Museen das wissenschaftlich Wichtige und das theoretisch Interessante aus dem Gebiete der mineralogischen Wissenschaften — nicht bloß soweit schlesische Funde hierbei in Betracht kommen — suchen wird, der wird seine volle Befriedigung finden. Freilich würde die Verwaltung der Sammlungen noch manches wertvolle Stück, noch manch wichtiges steinernes Dokument aus der Urzeit Schlesiens gern zur Schau stellen wollen; Mangel an Material ist nicht zu beklagen, aber Mangel an Raum. Etwas Raum ist allerdings gewonnen worden, indem das alte Mineralogische Museum in zwei Institute: ein mineralogisches und ein geologisch-paläontologisches zerlegt wurde.

Aber nicht nur das Wissenschaftliche, sondern auch das Schöne aus dem Bereiche der „Steine“ kommt in den Sammlungen dieser Institute zur Geltung. Nur ein weiteres, drittes Moment ist noch zu wenig berücksichtigt. Das Nutzbare, das der Erde Schoß in unserer Provinz birgt, all die Arten und Sorten gewinnbarer Erze und die verschiedenen Kohlen, die große Fülle der natürlichen Bausteine, die Rohmaterialien für Metallbereitung und für Keramik und manches andere mehr, sollte zu einer eigenen Sammlung zusammengestellt sein zur Belehrung für unsere Landsleute und zum Nutzen für die gewerbetreibenden Kreise unserer Provinz. Nun, auch für eine solche Einrichtung sind die Aussichten günstig, rückt doch der Plan, neben der Universität auch eine technische Hochschule in Breslau einzurichten, seiner Verwirklichung immer näher.

Prof. Dr. G. Gürich.





Schlesische Ortsnamen.



„Durch die Ortsnamen, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längst vergangene Nation gleichsam selbst ihre Schicksale.“
W. v. Humboldt.



Es gab eine Zeit, und sie liegt keineswegs sehr weit zurück, in der man die schlesischen Ortsnamen, soweit sie nicht der deutschen Sprache entstammen, in echt vollstümlicher Weise zu erklären versuchte.

Niegnitz (Niederung, Bruchland) von den Nygiern,
Ottmachau (Sandhügel) von „Otto, mach auf“,
Schweidnitz (Hartriegelplatz) von dem bekannten Borstentiere,
Sohrau (Brandstätte) von „so rauh“.

Den Namen Zobtenberg von Sobota (Sonnabendmarkt) leitet ein „Forscher“ von „zotteln“ her, weil der Berg lange neben dem Wanderer herzottelt. Auch von den daselbst getriebenen „Joten“ (Gözendiensten) soll er seinen Namen erhalten haben.

Die Namen der Orte Kostenblut, Weicherau, Mettschkau und Ossig im Kreise Neumarkt brachte der sagenbesessene Volksmund mit einer großen Niederlage der Mongolen, die dort erfolgt sein soll, in ursächliche Verbindung:

Bei Kostenblut „kostete es viel Blut“,
„ Weicherau „weichen sie auch“,
„ Mettschkau „wurden sie matsch“ (matt),
„ Ossig riefen die Deutschen: „O Siegel!“

Es ist das Verdienst des „Vereins für schlesische Geschichte und Altertum“, dergleichen irrthümliche Ansichten und sagenhafte Erfindungen als solche gebührend gekennzeichnet, gleichzeitig aber auch das Dunkel erhellt zu haben, in das bisher die Entstehung und Bedeutung der schlesischen Ortsnamen gehüllt war.

Rastlose Forscherarbeit hat den Beweis erbracht, daß auch die ältesten schlesischen Ortsnamen „mit gutem Bedacht gewählte Ausdrücke der Gedanken, Wahrnehmungen, Gefühle und Wünsche der ersten Ansiedler sind“. Urakten Denkmälern vergleichbar,

geben sie aus den frühesten Zeiten eben so interessante als wichtige Aufschlüsse über die Geschichte des Landes, seine Natur- und wechselvollen Kulturverhältnisse, über seine Erzeugnisse, ja selbst über Verfassung, Sprache, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner.

Die germanischen Urbewohner Schlesiens, dem deutschen Völkerstamme der Vandalen angehörig, haben, als sie im vierten Jahrhundert n. Chr. den endlosen Wäldern ihrer rauhen Heimat den Rücken kehrten, um fern im sonnigen Süden gleißendes Gold und eitlen Kriegsrühm zu gewinnen, in der alten Heimat keine weiteren Spuren zurückgelassen, als armselige Urnengräber mit wertlosem Stein- und Bronzegerät und — ihren vielumstrittenen Vornamen: Sigelinger, der von den später eingewanderten Slaven slavifiziert in Slenfane, Slenz, Slesani umgewandelt wurde. — Polen, Böhmen, Wenden haben in Schlesien die ersten Ortschaften gegründet, wovon die slavischen Ortsnamen in allen Teilen des Landes den deutlichsten Beweis liefern. Der Sammelplatz der am heiligen Berge zurückgebliebenen Germanen-Neste war Niemcy, Nimptsch, Sitz der Deutschen. — Zunächst nur darauf bedacht, daß ihnen das mühelos zugefallene Land nicht eben so leicht wieder entrisen würde, erbauten die Herzöge auf Bergen, in Sümpfen und an Flüssen eine Menge fester Burgen oder Kastele, die heute zumeist in Trümmern liegen. Die wichtigsten und ältesten sind:

Glatz (von Klada), Holzburg, gegründet 981,
 Nimptsch (von Niemcy), Sitz der Deutschen, gegründet 990,
 Wartha (von Warda), Wachtburg, gegründet 1093,
 Grödigberg (von Grodec), Burgberg, gegründet 1089,
 Görlitz (von Ggorzelice), Bergort, gegründet 1071,
 Kamenz (von Kamieniec), Felsenburg, gegründet 1093,
 Ottmachau (von Odmuchowo), Sandhügel, gegründet 1121,
 Liegnitz (von Lgnica), Bruch, Sumpfplatz, gegründet 1146,
 Lähn (von Blan, Balan), Bollwerk (Lehen — Hufe), gegründet 1146.

Die festen Burgen schützten die wenig zahlreichen Bewohner der kleinen slavischen Dorfmarken. Zu diesen trieben im Dienste ihrer Herzöge oder größerer, adeliger Grundbesitzer, denen sie als Leibeigene oder Kmetten zu den drückendsten persönlichen Diensten und Abgaben verpflichtet waren, die ersten Ansiedler Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischfang und Imkerei. Auch waren sie Treiber, Wächter, Hausdiener, Hundeführer, Pferdezüchter.

Die halbfreien Hörigen genossen als Handwerker oder Gewerbetreibende eine bevorzugte Stellung und wohnten nach ihrem Berufe gesondert in bestimmten Dörfern. So waren:

Strehlen, Strehlitz: Pfeilschützenorte,
 Lobkowitz, Lobetin: Jägerdörfer,
 Biskowitz, Biskau, Bissen: Fuchsjägerdörfer,
 Baughals, Baugwitz, Buckelnitz: Falknerdörfer,
 Striegau, Striege, Striese, Strunz: Wächterorte,
 Radlau, Radlin, Radlowitz, Dratsche: Pflügerdörfer,
 Bartkerei, Bartnig: Zeidlerstöße,

Medar, Miedar, Medlig: Honigsdörfer,
 Bobrownik, Boberau, Bobrek: Biberjägerstz,
 Kaulwitz, Kawallen, Kowali: Schmiededörfer,
 Rosendau, Rossendau, Rostau: Korbmacherorte,
 Roberwitz, Röberwitz, Robier: Weberdörfer.

Außer diesen gab es: Böttcher-, Köhler-, Zimmerer-, Tischler-, Drechsler-,
 Schiffer-, Pfeifer-, Töpfer- und selbst Weiberorte: Baben, Babinitz und Babitz. Allen
 dreien liegt das Wort haba = Weib zu Grunde.

Die Ansiedler wählten öfter den Namen des Grund- oder Landesherren, in
 dessen Gebiet sie sich niederließen, als Ortsnamen. So sind benannt:

nach Boleslaus: Bunzlau, Boleslau, Buslawitz, Bunzelwitz,
 = Bolko I: Bolkenhain, Polkau, Polkwitz, Polke,
 = Primislaw: Primkenau, Prinkendorf.

Dem bewährten Führer einer Einwandererschar wurde durch Verwendung seines
 Namens zum Ortsnamen oft der Dank der Volksgenossen zu teil. Besonders zahl-
 reich vertreten sind die Namen Bialek, Peter, Bogdan, Johann, Paulus, Jakob,
 Bolko, Simon, Stephan, Bartholomäus: Pietrowice (Peterwitz), Bolkow (Bolkau),
 Bogdanowo (Bogendorf), Janowice (Jannowitz), Pawlowo (Pohlwitz), Jaksanowo
 (Jachschnau), Polkowice (Polksnitz), Siemianowice (Siemianowitz), Szczepankowice
 (Schönbankwitz), Barthowo (Warschdorf).

Zahlreiche Ortsnamen sind auf fremde Einwanderer, teilweise wohl auch auf
 Kriegsgefangene zurückzuführen, so: Nimkau, Nimptsch, Nimbsch, Niemen auf Deutsche;
 Rauste, Rauffe, Ruschinowitz auf Russen; Pruskawe, Pruskau, Prausnitz, Prauß
 auf Preußen; Slawitz, Schlawa, Slawenzitz, Slawikau auf Slaven überhaupt;
 Tschehen, Tschechnik, Tschechendorf auf Tschehen.

Auch Flamländer, Walonen, Böhmen, Wenden, Polen, Ungarn, Serben, sogar
 Zigeuner haben Schlesien besiedeln helfen, wie die Orte: Flämischesdorf, Zygan, Zerbau,
 Wangern, Posnowitz, Polak, Tschelau, Wallendorf besagen.

Für die Wahl des Ortsnamens war öfter auch die Lage der Ansiedlung ent-
 scheidend: Dalkau heißt Fernsichtsort, Görlitz heißt Bergort, Brieg heißt Ort auf dem
 hohen Ufer, Stolz heißt Hochstz, Straupitz heißt Flußdorf, Kunitz heißt Bruchland,
 Steudnitz heißt Brunnenort, Tschirnau heißt Rottwasser.

Oberau, Reisse, Weistritz, Dhlau, Sprottau, Peilau, Polksnitz und andere Orte
 wurden nach den Gewässern benannt, an denen sie liegen. Übrigens sind nicht nur
 diese, sondern sämtliche alturkundlichen, schlesischen Fluß-, Bach-, Berg-, Wald-, sowie
 Ortsnamen nach den eingehendsten, neuesten Forschungen zumeist slavischen Ursprungs.
 Viele Ortschaften haben von dem Laubwalde (las), andere von dem Nadelwalde
 (bór), noch andere von kahler, baumloser Gegend (gola) oder von verschiedenen Baum-
 arten ihre Namen: Lahse: Walddorf, Läst: Wäldchen, Sabor: hinter dem Walde,
 Schlaup: Pfahlheim, Gohlau: Kalau, Borezin: Kieferwald, Bohrau: Waldau, Przybor:
 vor dem Walde, Raufcha: Heidedorf.

Medzibor z. B. Neu-Mittelwalde hat beide Namen von seiner Lage im Walde erhalten.

Manche Orte verdanken ihre Namen dem Vorkommen besonderer Bäume, so Briesen, Briesniz, Bresfa der Birke, Glogau dem Weißdorn, Sauer dem Ahorn, Schweidniz dem Hartriegel, Els der Erle, Wanzen der Ulme, Kslau der Espe, Leipe der Linde, Dombrowka der Eiche.

Viele Ortsnamen sind den mannigfachen Erzeugnissen aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreiche entnommen. Der Bär und der Auerochs, das zierliche Haselmäuschen, der königliche Adler und die lästige Mücke, das schwache Moos und die riesige Eiche, wie viele andere Vertreter der reichen Flora und Fauna unserer Heimat haben durch ihre Eigenbezeichnung die slavischen Ortsnamen bilden helfen. Auffallend spärlich ist die Zahl der von Mineralien hergeleiteten Ortsnamen, wofür der Grund jedenfalls in der geringen Kenntnis und Verwendung dieser toten Produkte zu suchen sein dürfte. Es seien hier nur erwähnt als Fundorte für:

Kupfer: Miedziana (Kupferberg),

Eisenerze: Rauden, Ruda, Rudzinitz,

Salz: Solnici, Böllnig, Bülz,

Tonerde: Gulau, Eylau, Zeline,

Kohlen: Moholz, Mochholz,

Feuerstein und Kiesel: Krempa, Kromniz, Lomniz.

Zahlreicher sind die Ortsnamen, die von der Beschaffenheit der Gegend und den Bestandteilen des Bodens hergeleitet sind:

Döberle, Dobra: Gutland (Gutwohne),

Nendza, Kloba: armseliger Ort,

Pioszek, Peisterwitz, Piaszekna: Sandorte,

Gleinig, Glinitz, Gleinau: Lehmorte,

Kamien, Kamin, Kamienitz: Orte mit Steingrund.

Gern besucht waren die zahlreichen Freuden- und Glanzorte: Liebau, Lauban, Leubus, Militsch, Lublinitz, Lüben; gemieden dagegen die

Pestorte: Mohrau, Mubrau, Mubrow,

Armutsorte: Chudow, Chudowa, Chudoba,

Schreckensorte: Strachau, Strachwitz, Stranz,

Ungesunde, unbeliebte und wüste Orte: Niezdrowitz, Nilbau, Pustki.

In Bezug auf die Bestimmung des Ortes zu obrigkeitlichen oder gemeinnützigen Zwecken unterschied man:

1. Kämmererdörfer: Komornick, Komerau, Kniesenitz.

2. Grafen- und Fürstendörfer: Knieschwitz, Knienitz.

3. Bischofsorte: Bischwitz, Biskupitz, Bisdorf.

4. Priesterorte: Böpelwitz, Papowitz.

5. Abtsdörfer: Opatowitz, Ottwitz, Oppau.

6. Mönchsorte: Münchwitz, Mühnitz, Mönchhof.

7. Kirchenorte: Pilgramsdorf, Probsthain.

8. Obrigkeitssorte: Ujeſt, Poſtel, Dyas.
9. Gerichtsorte: Schottwitz, Senditz, Zauditz.
10. Waffenorte: Branitz, Bronitz, Szczytniki (Scheitnig).
11. Steuer- und Marktsorte: Berun, Groda (Neumarkt), Sobotta (Zobten).
12. Zinsfreie Orte: Elgut, Ellguth.
13. Heilige Orte: Schwundnig, Schwentnig, Schwenten.

Zahlreich vertreten ſind ſchon damals die Gaſtwirtschafts-, Vergnügungs- und Freudenorte.

Hiernach zu ſchließen mußte die Zahl der ſlavischen Ortschaften Schlesiens eine ganz bedeutende geweſen ſein. Doch waren ſie nur klein und wenig bevölkert. Die Anſiedelungen lagen in dem ausgebreiteten ſchleſiſchen Urwalde zerſtreut. Dieſer Umſtand, ſowie die blutigen Verwüſtungskämpfe der ſlavischen Völker untereinander, die Streitigkeiten mit den ſächſiſchen, fränkischen und hohenſtauſiſchen Kaiſern, die fortwährenden Bruderkriege der polniſchen Piaſten, ſowie endlich die theilweiſe Entvölkerung des menſchenarmen Landes durch die Mongolen ließen es einer Beſiedelung durch Deutſche ebenſo geeignet als benötigt erſcheinen. Dieſe hat eine weſentliche Änderung in den Kulturverhältniſſen des Landes herbeigeführt. Die Wälder wurden gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet, die wilden Gewäſſer eingedämmt und dem ſo gewonnenen Boden reiche Erträge abgerungen. Der wie Reif in die Frühlingſnacht hereinbrechende, verheerende Einfall der wilden, aſiatiſchen Horden vermochte dem ſchon begonnenen Werke, das dann um ſo nachhaltigere Förderung erfuhr, nicht Einhalt zu thun.

Die deutſchen Siedler gründeten anfangs nicht ſowohl neue Ortschaften, vielmehr verwandelten ſie die elenden, kleinen menſchenarmen, polniſchen Niederlaſſungen in größere, blühende, zum Theil ſtädtiſche Gemeinweſen, in denen deutſche Sitte und Art, deutſcher Handel und Gewerbefleiß, deutſche Ordnung, Kunſt und Wiſſenſchaft, deutſches Recht und Geſetz eine Heimſtätte fanden.

Neben dem ſlavischen Alt-Schönau entſtand die deutſche Stadt Schönau. In demſelben Verhältniß ſtehen: Alt-Zauer und Zauer, Alt-Wohlau und Wohlau, Alt-Patſchkau und Patſchkau, Klein-Bauditz und Groß-Bauditz, Wenig-Mohnau und Groß-Mohnau, Polniſch-Wette und Deutſch-Wette.

Durch den Verkehr der Deutſchen und Slaven ſind ſlavische Ortsnamen vielfach ſtark verändert, der deutſchen Zunge und Schreibweiſe angepaßt worden. Aus dem Fiſcherdorfe Wraſiſlaw blühte Schlesiens mächtige Hauptſtadt, das vieltürmige Breslau empor, während ſich der Sumpfsplatz Lgnica bald in die Reſidenz der Herzöge von Niederſchleſien, Liegnitz, verwandelte. Bolesław und Primiſław bildete die deutſche Zunge in Bunzlau und Primenau um. Den Ortsnamen Szczepankowice, Stephansdorf, änderte der Volksmund in das ihm geläufigere, dem deutſchen Sprachverſtändniß näher liegende Schönbankwitz um. Aus Byczyna, Rindermarkt, wurde Piſſchen, aus Zawor, Hornſtadt, Zauer, aus Krzyzobór, Kreuzwald, Grüſſau, aus Grozanowo, Ort des Grozan, Groſen.

Das Beſtreben, längere ſlavische Namen zu verkürzen, ungewöhnliche Konſonantenhäufungen zu beſeitigen, den fremden, ſcheinbar ſinnloſen Worten einen gewiſſen Sinn

unterzulegen und deutschen Klang zu geben, führte zahllose Umbildungen slavischer Ortsnamen herbei. So wandelten sich: Dzierzkowice, Kreis Liegnitz, in Dürschwitz, Grodziszkanowice, Kreis Grottkau, in Graschwitz, Niedzyrzecze, Kreis Liegnitz, in Mertschütz, Proboszczowice, Kreis Neumarkt, in Probstei, Szczedrzykowice, Kreis Liegnitz, in Spittelndorf.

Von Slaven entblöpte oder nur sehr schwachbevölkerte Orte erhielten deutsche Namen: Saworowice, Alhornsdorf — Heinrichau, Kozuchow, Pelzstadt — Freistadt, Dlesno, Erlensdorf — Rosenberg, Środa, Mittwochmarkt — Neumarkt, Swinibrod, Schweinfurt — Schweinebraten.

In zahlreichen Fällen wurden slavische Ortsnamen ins Deutsche überetzt: Bork heißt Wäldchen, Dugomilowice: Langliebersdorf, Dobrodzień: Guttentag (Gegend), Medzibór: Mittelwalbe, Psiepole: Hundsfeld, Sośnowice: Riefernstädtel, Twardogóra: Festenberg, Zimnowoda: Kaltwasser, Okresie (Kreis) fälschlich überetzt: Unchristen; das zuletzt genannte Dorf heißt jetzt Bismarcksfelde.

Der deutsche Einwandererstrom, der seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, begünstigt durch die deutschfreundliche Politik seiner Herzöge, in Schlesien einflutete und auf 150 bis 180 000 Köpfe geschätzt wird, hat sich nicht nur den Ausbau und die Erweiterung slavischer Ortschaften angelegen sein lassen: sein Hauptverdienst beruht vielmehr in der Neugründung rein deutscher Ortschaften und besonders in der Anlage deutscher Städtewesen. Als die ersten schlesischen Städte werden urkundlich Goldberg, Neumarkt, Löwenberg, Meisse, Trebnitz, Breslau, Striegau, Steinau und Landeshut genannt. Wie sich unter den rastlos schaffenden Händen emsiger Kolonisten der urwaldartige Grenzwald in den Kreisen Lauban, Löwenberg, Goldberg, Schönan, Girsberg, Vorkenhain, Landeshut, Waldenburg, Neurode und Habelschwerdt allmählich lichtetete, so wuchsen die deutschen Ortschaften inselartig in der slavischen Umgebung empor. Deutsche Laute und Lieder erklangen beim Roden der Wälder, beim Bau neuer Heimstätten und Gotteshäuser, beim Pflügen, Säen, Mähen, Beten. Die klangvollen altdeutschen Namen wackerer Führer der Einwandererscharen wurden aus Dankbarkeit den neugegründeten Ansiedelungen beigelegt. Sie leben fort in den Ortsnamen der zahlreichen Hermanns-, Hartmanns-, Kunzen-, Konrads-, Berners-, Wilhelms-, Walters-, Bertholds-, Ludwigs-, Martins-, Peters-, Rupperts-, Thomas-, Arnolds- (Arns-), Dietrichs- (Ditters-), Wittgen- (Wittekind-), Siegersdörfer, und wohl meist zu Ehren der deutschfreundlichen Landesherren entstanden die mehr als einhundert Heinrichs-, Heiners- oder Hennersdörfer und die Zusammensetzungen des Namens Heinrich mit den Endungen au, hein, feld, waldau, berg, thal, hügel, seifen. Auch zahlreiche, wohl zumeist fürstliche Frauennamen sind unter ihnen vertreten, von der heiligen Hedwig, der Schutzheiligen Schlesiens, an bis zu der vielgeliebten Preußenkönigin Luise.

Aus den Endsilben einer großen Anzahl schlesischer Ortsnamen lassen sich mit Sicherheit die Gegenden Deutschlands feststellen, aus denen die Einwandererströme kamen. Es war dies zunächst vorzugsweise Niederdeutschland, später Sachsen, Franken, Thüringen, Hessen, Bayern. Diese Tatsache findet auch durch zahlreiche schlesische

Familiennamen wie Frieße, Sachse, Franke, Thüring oder Döring, Heße, Bayer, Preuß, Wende, Böhm ihre Bestätigung.

Gleich den deutschen Kolonien in fernen Weltteilen lassen auch die deutsch-schlesischen Ortsnamen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert häufig die früheren Wohnsitze ihrer Begründer erkennen. So wurden Raumburg a. Bober und a. Queis durch Siedler aus oder bei Raumburg a. d. Saale begründet. An gleichnamige Orte anderer Gegenden Deutschlands erinnern die Ortsnamen Rothenburg i. L. und a. D., Reichenbach i. Schl. und i. L., Frankenstein, Freiburg, Annaberg, Anhalt, Altenburg, Beerberg, Hirschberg, Landeshut, Rauffung, Münchhausen und aus neuester Zeit Zillerthal.

Bei dem stark ausgeprägten Heimatgefühl der Deutschen war es selbstverständlich, daß auch sonstige alte, liebe Bilder und Erinnerungen aus der früheren Heimat bei der Wahl des neuen Wohnsitzes und seines Namens bestimmend vor ihrer Seele standen. So wählten sie, dem Zuge des Herzens folgend, im Wald und auf der Heide, auf hohem Berg, in tiefem Tal, am fischreichen Bache, am klaren See, auf der blumigen Wiese, im fruchtreichen Flachlande, am schäumenden Seifen, am schiffbaren Strome, an dem erfrischenden Brunnquell, ja selbst im sumpfigen Froschpfuhle ihre neue Heimstätte: ihr Trautliebbersdorf und Hoffnungsthal, Wünschendorf und Himmelsthal, Goldentraum und Siebichfür, Wärschtebesser, Wüstenberg, Kupfer-, Gold- und Silberberg, Nimmerfatt und Greisenberg, Wiesenthal und Brückenberg, Lilienthal und Donnerau, Rieserstädtel, Lindenu, Schweinebraten, Quickendorf, Bärengrund und Ablersdorf, Guckelsdorf und Krötenpfuhl, Schweinehaus und Drachenthul, Vogelstorf und Geierswald, Schmachtenhain und Görbersdorf, Liebegäst und Tunkendorf, Lederhose, Lampersdorf.

Im allgemeinen waren die Ansiedler mit den neuen Wohnsitzen sehr zufrieden, was wohl die Namen Schöna, Schönfeld, Schönwiese, Schönth, Schönhäusen, Schönwaldau, Schönbrunn, ferner Gutwohne, Himmelsthal und andere beweisen, während: „Wärschtebesser, Sorge, Kummernick, Höllenu, Plagwitz“ dafür sprechen, daß noch „manches zu wünschen“ übrig blieb. — Die besondere Bestimmung vieler Orte wird durch folgende Namen gekennzeichnet: Bischofswalde, Mönchshof, Kreuzburg, Probsthain, Kammerwaldau (Gerichtsort), Haltauf (Zollstelle), Burglehn, Wartenberg (Wachort), Kommende (Stiftsgut), Vogtsdorf (Erbvogtei).

Leider wurde das so erfolgreich begonnene Werk der Germanisierung jäh zum Stillstande gebracht. Unter der böhmischen und österreichischen Herrschaft versiegt der deutsche Einwandererstrom bald vollständig. Die wilde Kriegsfurie entvölkert und verwüstet oft jahrzehntelang das schwergeprüfte Land, bis endlich mit der Besitzergreifung durch Preußen die Zeit sich ändert und neues Leben auch hier aus den Ruinen erblüht. Durch die Fürsorge des großen Preußenkönigs, der das schwer errungene Land in seine ganz besondere Obhut nahm, wurden viele fleißige, vorzugsweise deutsche Ansiedler herbeigerufen, neue Erwerbsquellen eröffnet, in den öden, ober-schlesischen Heiden zur Erschließung der reichen Schätze des Bergbaues dicht gesäte und bevölkerte Ortschaften gegründet. Die zahlreichen Friedrichs-, Königs-, Gnaden-, Neuen-dörfer, -höfe, -orte, -äuen, -hütten, -zelte, -gruben, die während

seiner Regierung emporblühten, sind bleibende Denkmäler sowohl seiner treuen Fürsorge, als auch der dankbaren Liebe beglückter Untertanen. Das Werk, das „planvoll die Pflichten begonnen, vollendeten herrlich die Hohenzollern!“

Unter den Nachfolgern Friedrichs II. ist die Germanisierung des Landes wie auch seiner Ortsnamen rüstig fortgeschritten. In vielen Gegenden, namentlich in Mittel- und Niederschlesien, erinnern oft nur noch die zumeist der slavischen Sprache entstammenden Endsilben: wiż, iż, schüż, diż, niż, in, ine, au, kau, fe, en, schen usw., die sämtlich im Deutschen soviel als: Dorf, Ort, Flecken, Aue, Platz, Sitz, Kolonie oder Niederlassung bedeuten, an den slavischen Ursprung der Ortsnamen. Entlehnt sind jene verdeutschten den slavischen Endungen: ice, ich, any, law, bor, rad, ow, owo, in, ine, sko, skie u. a.

Wie an ihnen die Zeit nicht spurlos vorübergegangen ist, beweist folgende Zusammenstellung altslavischer Ortsnamen in deren neuem Kleide: Grodziec (Burg, Feste) — Grödiż, Jarosławice (Ort des Jaroslaw) — Jäschwiż, Kłoczn (Sitz des Klobut) — Klopschen, Modlici (Dorf des Modil) — Modelsdorf, Namysław (flug gewählter Ort) — Namslau, Strzelce (Schützenort) — Strehliż, Trzebnica (Nodelplatz) — Trebniż, Zgorzelice (Bergburg) — Görliż.

Durch sprachliche Wandlungen und Lautverschiebungen sind die obengenannten Endsilben dem Ohre und der Zunge des Deutsch-Schlesiens anbequem, seinem Sprachgebrauch angepaßt und dem eignen Sprachschätze einverleibt, germanisiert worden. Sie sind in der That das äußere Zeichen der glücklichen Verschmelzung des Idioms der später eingewanderten Deutschen mit dem der ihnen zuvorgekommenen Slaven. Diese Vereinigung hat sich so innig vollzogen, daß Deutsche öfter die Namen der von ihnen gegründeten Ortschaften durch die genannten Endsilben slavisiert haben, wie dies: Berthelschüż, Christelwiż, Nährschüż, Plagwiż, Steiniż und viele andere Ortsnamen ersehen lassen.

So möge denn Schlesien mit seinem Gemisch slavisch-deutscher Bevölkerung bis in die fernsten Zeiten ein festes Bollwerk des Deutschtums sein und bleiben, an dem sich die Wogen des drohenden Pan-Slavismus brechen!

P. Paeschke.





Schlesische Rathhäuser.



Die Ansiedelungen in den ostdeutschen Kolonialländern zeigen überall so vollständige Ähnlichkeit, daß auf der ganzen Ostgrenze die meisten Städte uns wie alte Bekannte anmuten, sei es, daß wir Lübeck oder Breslau oder eine andere schlesische Stadt ins Auge fassen, sei es, daß wir Krakau besuchen, wo unter der polnischen Oberfläche der deutsche Ursprung deutlich hervortritt. Ja, bis ins ferne Burzenland, ganz nahe der wallachischen Grenze, in Kronstadt, finden wir denselben Grundzug der Stadtanlage

Der Marktplatz oder, wie er in schlesischen, böhmischen und polnischen Städten heißt, der Ring mit dem Rathaus in der Mitte bildet den Mittelpunkt der Stadt und ist von vornherein in einer im Vergleich zum Westen auffälligen Größe und Regelmäßigkeit angelegt. Von den vier Ecken laufen die Straßen aus, seitwärts steht die Hauptkirche. Die Bezeichnung Ring, die westlich von Schlesien und schon in der Oberlausitz nicht mehr vorkommt, ist wohl deutschen Ursprungs und hat in den ostdeutschen Ansiedelungen den Begriff des Marktplatzes angenommen. Vor diesen deutschen Ansiedelungen und außerhalb derselben liegend, bestanden mehrfach slavische oder andere vorgermanische Niederlassungen. So in Breslau, wo vor der Neugründung von 1241 slavische Ansiedelungen auf der Dominzel, an dem linken Oberufer beim heutigen Oberlandesgericht, sowie eine wallonische Ansiedelung bei der Mauritiuskirche bekannt sind; so in Goldberg, wo die ältere Ansiedelung „Aurum“ näher dem Nikolaiberg und den Goldgruben lag. Nach feindlicher Verwüstung, insbesondere nach dem Einfall der Mongolen wurden in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die neuen Gründungen auf neuem Boden, aus dem Vollen heraus und frei von Zufälligkeiten planmäßig angelegt und eingerichtet. Mit diesen Neugründungen parallel ging wohl die Bewidmung mit deutschem Recht, an dessen Stelle später meist das besondere Magdeburger Recht trat.

Die Häuservierecke, die wir jetzt in den meisten schlesischen Städten auf der Mitte des Ringes vorfinden, sind wohl ausnahmslos aus niedrigen Verkaufsstätten verschiedener Art, die teils der Landesherr, teils die Stadt errichtet hatte, hervor-

gegangen. Denn die Seele der damaligen Gemeinwesen bildeten diese Verkaufsstätten, die meist den Rathäusern vorausgingen. In Schweidnitz wird 1291 das erste Kaufhaus erwähnt. Goldberg, eine der ältesten Städte Schlesiens, erhielt 1327 die Erlaubnis, ein Rathaus unmittelbar am Ende der Kammern des Kaufhauses zu erbauen. In Liegnitz genehmigte der Herzog 1318 die Errichtung von Brotbänken und einer Schuhbank, sowie den Bau eines Rathauses (pretorium) auf dem Markte, in dem bereits 1326 eine Urkunde ausgestellt wird. Auch in Brieg wird 1358 eine Kaufkammer erwähnt und 1380, nach einem Brande, wird die Wiederaufrichtung der zerstörten Gebäude, des Rathauses, der Brotbänke und des „Schmetterhauses“ eingeleitet. Naturgemäß ist von diesen alten Bauten kaum etwas auf unsere Tage hinübergekommen.

In Breslau war der ganze Ring mit Kaufstätten besetzt. An Stelle des vor dem Tartarenbrande an der Sandbrücke vorhandenen Kaufhauses trat das große Kaufhaus auf dem Ringe, mit 40 Kaufkammern, sich ungefähr in der Mitte desselben von Westen nach Osten erstreckend. Nördlich davon schlossen sich die Reichkrame, dann Leinwandbuden und schließlich das Schmetterhaus an. Zahlreiche Buden, anfänglich beweglich, gewannen auf den meisten Ringseiten allmählich feste Standorte, andere Plätze blieben für die Märkte frei. Auf dem westlichen Teil befand sich die große Stadtwage. Auf dem ganzen Ring stand ursprünglich kein Gebäude, das von vornherein unbeschränktes Privateigentum gewesen wäre, vielmehr gehörte alles der Stadt und ihrem Handelsverkehr, der die Grundlage und den Zweck ihres Daseins bildete. So gehörte auch das Rathaus, der Sitz der Obrigkeit, die in erster Linie für Handel und Wandel zu sorgen berufen war, auf den Ring. In ihm hatten der Rat und die Schöffen das Stadtre Regiment zu führen und Gericht abzuhalten, hier sammelte sich die Bürgerschaft in ihren Vertretungen, hier waren ferner Räume zur Feilbietung von Waren. Und nach dem Ernst schwerwiegender politischer Beratungen und geschäftlicher Tätigkeit fanden dann frohe Feste und heitere Geselligkeit der Bürgerschaft dort ihre Stätte. Im Glanze ungezählter Kerzen erstrahlten die weiten Hallen zu frohen Veranstaltungen.

Die schlesischen Rathäuser, als Ausdruck echten, tatkräftigen Bürgerfinnes und Bürgerstolzes, führen durch die Summe ihrer Schönheit und künstlerischen Kraft einen eindringlichen Nachweis von dem reichen und vielgestaltigen Schaffen des Bürgertums unserer Ostmark. Wie das Breslauer Rathaus unter den gotischen Rathäusern Deutschlands in erster Reihe genannt wird, so sind namentlich die schlesischen Rathäuser der Renaissance, die Gippelpunkte einer bürgerlichen Bautätigkeit, die sich in reizvollen Laubengängen, Erkern, Giebeln so bezeichnend äußert, den gleichzeitigen Bauten Süddeutschlands weit überlegen.

Nach Alter, Größe und künstlerischem Werte nimmt das Rathaus der Hauptstadt der Provinz den ersten Platz ein. Das auf uns gekommene Bauwerk ist das Werk des ausgehenden Mittelalters bis hinein ins sechzehnte Jahrhundert. Das heutige äußere Gepräge hat der Bau in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts erhalten, während die Renaissancezeit sich im Innern bemerkenswerte Einzeldenkmäler gesetzt hat. Das eigentliche Amtshaus als ältester Bauteil erhielt

die Front nach Osten und eine nord-südliche Richtung, daran setzt sich mit ost-westlicher Anordnung das Kaufhaus, im Westen bildet wieder ein von Süden nach Norden gerichteter Bau mit dem Turme den Abschluß.

Von der Freitreppe des Amtshauses auf der Ostseite, zu deren Seiten der Büttel und der Schwertdiener des Stadtvogts in Stein gehauen sind, tritt man in eine größere überwölbte Halle. Links davon liegt die Vogtei; rechts gelangt man mit einigen Stufen durch ein

Renaissanceportal von 1528 in die Ratsstube, neben der die Kanzlei lag. Die schöne Holztäfelung von 1563, von der ein Teil 1664 umgestaltet wurde, einige Bilder von Willmann, dem schlesischen Rafael, ein prächtiger Kachelofen aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts bilden die bemerkenswerte Ausstattung dieses Raumes. Die Ratsstube bestand bereits 1387; noch ist die Tür mit sichtbaren Spuren von Arthieben vorhanden, durch die 1418 bei dem großen Aufstande der Zünfte gegen den Rat die Aufständigen aus der darüber gelegenen Kapelle einzudringen versuchten. Im Obergeschoß lag die bereits erwähnte 1345 eingerichtete Rathauskapelle mit der als Erker vorgefragten Altarnische. Seit der



Rathaus zu Breslau, Westseite.

Reformation seinem stiftungsmäßigen Zweck entfremdet, wurde der zweischiffige überwölbte Raum 1620 zu einem Versammlungs-saal für die Land- und Fürstentage umgestaltet und führt seitdem die Bezeichnung „Fürstensaal“. Hier empfing am 7. November 1741 Friedrich der Große die Huldigung der schlesischen Stände, die seitdem von ihm nicht mehr berufen wurden. Südlich von diesem Saal, der jetzt als Magistratssitzungs-saal benutzt wird, liegt die ehemalige Schatzkammer und Kammerei, die heute als Oberbürgermeisterzimmer dient. Nördlich lag über der Ratsstube die Schöffenstube, ebenfalls mit der Kanzlei nach hinten heraus.

Das Langhaus bestand ehemals nur aus 2 großen Hallen ohne abgetrennte Räume. Die untere war ausschließlich Kaufhalle; auf doppelten Freitreppen in der

Südfront zu beiden Seiten des Schweidnitzer Kellers stieg man bis 1746 zu dem schönen Raume empor, der von Norden und Süden reichliches Licht erhielt. Im Jahre 1615 wurden längs der Südfront Räume abgetrennt, die früher als Wächträume dienten, jetzt einen Teil der städtischen Kasse beherbergen. Mehr und mehr verbaut, hat die Halle viel von ihrer ursprünglichen Schönheit eingebüßt. Das Gleiche gilt von der oberen Halle. Sie war durch eine Treppe in der Südwestecke zugänglich, zu deren Ersatz 1875 die jetzige breite Treppe nach dem Hofe zu angelegt wurde. Der stattliche Raum, dessen im Jahre 1481 vollendete Wölbung interessante bemalte Schlußsteine aufweist, ward in früheren Jahrhunderten zu Festlichkeiten aller Art für die höhere Bürgerschaft und vornehme Gäste benutzt, während die niedere Bürgerschaft ihre Feste in der unteren Halle feierte. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden auch hier die Räume nach der Südfront zu Bureauzwecken abgetrennt, die ihre heutige Gestalt 1854 erhielten. Auch das Westhaus hatte in der Mitte eine kleine Halle, in die man vom Fischmarkt her hinaufstieg. Nördlich schließt sich der Turm mit einigen Gemächern an.

Auf die Gerichtstätigkeit im Rathaus weisen die früh erwähnten Gefängnislokalen hin, die meist mit humoristischen und ironischen Beinamen bedacht sind. Wir finden da: die grüne Stube, die grüne Eiche, den geduldigen Hiob, das Räucherloch, den Sieh-dich-für, die kalte Küche, Leerbeutel, Bandfabrik, Storchnest und Zeisgengebauer. Sie waren meist feucht und klein. Nur die grüne Eiche war nicht so übel, sie lag im Turm, der jetzt in beiden Geschossen Arbeitsräume für Stadträte enthält. Jetzt sind natürlich alle Gefängnisräume längst zu anderen Zwecken umgebaut.

Der Bier- und Weinschanz war ursprünglich ein gemeiner Stadt zustehendes Hoheitsrecht und ist noch jetzt in vielen Städten eine beliebte Einrichtung. Im fünfzehnten Jahrhundert erfreute sich das Schweidnitzer Bier einer solchen Beliebtheit, daß nicht nur in Breslau, sondern weithin, z. B. in Thorn und Krakau, die Ratskeller den Namen „Schweidnitzer Keller“ führten, obwohl außerdem auch andere Bierorten verschänkt wurden. Der Keller „sub nova domo“ wird bereits 1332 erwähnt. Ein Teil desselben ist bereits im vierzehnten Jahrhundert überwölbt, der größte Teil der Wölbung stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Keller war anfänglich verpachtet, schon 1428 aber nahm ihn die Stadt in Verwaltung, damit seine Genüsse arm und reich in gleicher Weise zu gute kämen. Seit 1835 wird der Keller wieder verpachtet.

Wie bereits erwähnt, ist der Ostflügel, das eigentliche Amtshaus, der älteste Bauteil. Seine fesselnde Fassade, der die Bemalung einen besonderen Reiz verleiht, entstammt noch dem vierzehnten Jahrhundert. Später folgte dann die Südfront, mit ihrem üppigen plastischen Reichtum. Von etwa 1471 ab, wo man den Südostkerker in Angriff nahm, wurde nach Westen zuschreitend mit allmählich erlahmender künstlerischer Kraft bis ins sechzehnte Jahrhundert an diesem Teile gearbeitet. Von der Gestaltungskraft und Phantasie, die aus allen Einzelheiten dieser Front hervorsprüht, wird man immer wieder hingerissen. Die Westfront wurde erst im sechzehnten Jahrhundert und zwar ohne die Anmut und den Prunk der übrigen Teile abgeschlossen.

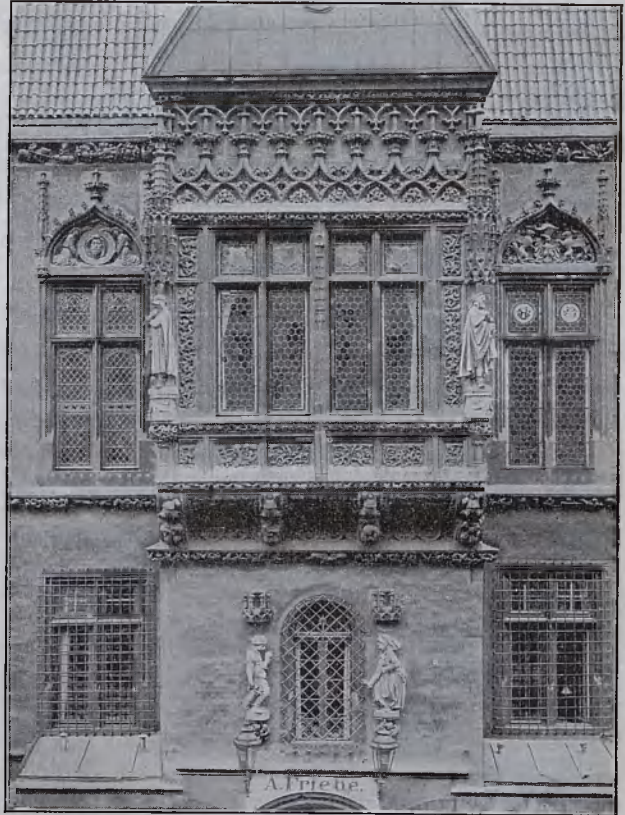


Der Ratsturm ward bereits 1445 vollendet und eingedeckt. Von seiner älteren Erscheinung haben wir eine Abbildung. Ein Jahrhundert später, 1565, versah man diesen Turm mit einer neuen Spitze im Sinne der nunmehr zur Herrschaft gelangten Renaissance.

So sehen wir, wie Jahrhunderte ihr Bestes einsetzten, das Kleinod der Stadt mit höchster Pracht auszugestalten. Später entging aber dieser Bau auch den Umbauten und Verunstaltungen nicht. Namentlich das achtzehnte Jahrhundert bemächtigte sich seiner mit verständnisloser Nüchternheit. Erst in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts fand der Bau durch Luedcke eine pietätvolle Wiederherstellung.

Die Regierungszeit Karls IV., das goldene Zeitalter Schlesiens, hat die Grundlage zu dem Breslauer Rathaus gegeben, die weitere Blüte unter Matthias Corvinus gab ihm sein heutiges Gepräge, die malerische Gruppierung, die den Ruhm des Baues ausmacht.

Während hier die Hussitenbewegung sich nicht so schwerwiegend bemerkbar machte, wirkte sie auf die Entwicklung der übrigen schlesischen Städte außerordentlich hemmend ein. Die Oberlausitz, als das Böhmen am nächsten



Mittelteil der Südfront am Rathaus zu Breslau.

liegende Land, hatte namentlich darunter zu leiden. So findet sich denn kein weiteres Rathaus in Schlesien aus der gotischen Zeit; nur einzelne Reste, für den Charakter jener Zeit aber ohne Bedeutung, sind an manchen Orten vorhanden. Bald aber hob sich der Handel und die Wohlhabenheit wieder. Es beginnt eine blühende Entwicklung des Bürgertums, dessen Sinn auf schmuckreiche Behaglichkeit gerichtet ist. Eine Reihe von trefflichen Bürgerhäusern und vor allem von Rathäusern, sind die bezeichnenden Erzeugnisse dieser im Zeichen der Reformation stehenden Epoche.

Die Rathäuser von Görlitz, Lauban, Bunzlau und Löwenberg sind unter einheitlichem Gesichtswinkel zu betrachten, insofern sie auf eine gleichartige Künstlersphäre zurückgehen. Alle vier Bauten verweisen auf die Schule des Benedikt Nied von

Pießting, des Schöpfers des Wladislawsaals auf dem Gradjcin in Prag, früher Benes von Laun genannt. In Görlitz und Bunzlau ist die Tätigkeit von dessen Schüler Wendel Rostkopf fast sicher, der als „Meister zu Görlitz und der Schlesy“ weithin ein großes Ansehen genoss und der die Burg Gröditzberg in deutlicher Anlehnung an den Wladislawsaal erbaute. In Lauban und Löwenberg wirkte Hans Lindner, wohl aus derselben Schule. Die Rathhäuser von Lauban, Bunzlau und Löwenberg enthalten dieselben kunstvollen Gewölbebildungen, deren Rippen zum Teil Kurven vierter Ordnung, sogenannte Reihungen bilden. Naive Frische und köstliche Anmut stempeln alle vier Bauwerke zu Meisterstücken.

Das Rathhaus in Görlitz — erbaut in der Zeit von 1510—1565 — bildet ein Viereck mit unregelmäßigem Hofe und wird auf 3 Seiten von Straßen begrenzt. Im Hauptgeschoß liegt nördlich von dem in dieser Höhe zu einem Vorzimmer ausgebauten Ratsurm die sogenannte Königsstube, wo die zu Ehren von böhmischen und sächsischen Fürsten veranstalteten Festlichkeiten stattfanden. Von einigen neben ihm nach dem Hofe hin belegenen Vorräumen gelangt man über einige Stufen in den getäfelten Ratsaal, den ein bemerkenswertes Portal schmückt. Im Ständesaalzimmer ist die Deckentäfelung ein Prachtstück ersten Ranges.

Im Außern vereinigt sich, namentlich an der Südostecke, im Winkel der Rathause-treppe neben dem Turme der Gerichtslaubenerker mit einer reichen Fülle von sonstigen glücklichen Motiven zu einer hervorragenden malerischen Gruppe, die ohnegleichen in deutschen Landen mit Recht große Berühmtheit genießt. Es ist der Geist ungezwungener Natürlichkeit und ungekünstelter Empfindung, der uns hier entgegenströmt. (Siehe Band I, Seite 39.)

Beim Laubaner Rathause ist die Bauzeit von 1539—1541, sowie der Name des Erbauers durch mehrfache Inschriften festgelegt. Das Gebäude besteht aus zwei rechtwinklig aneinanderstoßenden Flügeln. Der zum Markt senkrechte Flügel enthält den Stadtverordneten-Sitzungssaal mit Vorzimmer. Der Marktflügel bildet im Erdgeschoß eine große — jetzt leider verbaute — Halle mit einem breiten Portal. Ihre Decke besteht aus Netzgewölben. Der hintere Teil der Halle ist durch ein Brüstungsgeländer als erhöhter Sitzplatz für die Zuschauer bei den hier veranstalteten Festlichkeiten abgetrennt. Von ihm gelangt man in das Vorzimmer des Stadtverordnetensaales, das mit dem früher erwähnten Gewölbe mit Reihungen überdeckt ist. Den Sitzungssaal selbst überspannt ein Netzgewölbe, dessen Schlußsteine Renaissance schmuck tragen. Auch alle Räume des ersten Stockwerks sind durch interessante Gewölbe abgeschlossen. Von den bemerkenswerten Einzelheiten des Äußeren ist namentlich das zur Haupttreppe führende reiche Portal hervorzuheben.

Die Vorläufer der Rathhäuser zu Görlitz und Lauban standen früher, wie die der meisten schlesischen Städte, innerhalb eines aus Verkaufsanlagen entstandenen Häuserblocks auf dem Marktplatz. Aber schon früh wurden sie in eine den Markt begrenzende Häuserreihe verlegt. Eine gleiche für das Stadtbild nicht unwichtige Anordnung finden wir auch in Hoyerswerda und Beuthen, wobei jedoch der Marktplatz mit Gebäuden nicht besetzt blieb, während er in Görlitz und Lauban bebaut ist.

Das Bunzlauer Rathaus, in der Zeit von etwa 1525—1535 errichtet, erlitt am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Umgestaltung, die namentlich das Äußere seines Reizes entkleidete, während das Innere nicht minder verbaut ist. Auch dieser Bau besteht aus zwei senkrecht zu einander stehenden Flügeln, deren kürzerer die Ratswage enthält, während der andere den Ratzkeller und eine Halle umschließt, die, wie üblich, sowohl zur Feilbietung von Waren, als auch zum Tanzplatz der



Rathaus zu Brieg.

Bürgerchaft diene. Die Gewölbe mit Reihungen, die wir als für diese Künstler-sphäre bezeichnend hingestellt haben, finden sich in dem sehr bemerkenswerten Ratzkeller.

Außerordentlich bedeutend nach seinem äußeren und inneren Gepräge ist das Rathaus zu Löwenberg, von dem mit besonderer Genugtuung zu berichten bleibt, daß es einer Wiederherstellung entgegengeht. Denn von schädigenden, dem Auszubehürfnis einer karglichen Zeit entsprungenen Einbauten ist auch dieser Bau nicht verschont geblieben. Das Rathaus nimmt den südwestlichen Teil des Marktplazes ein. Es bildet im wesentlichen einen von Westen nach Osten gehenden Langbau, an dessen Südwestecke der aus älterer Zeit entstammende Ratsturm steht. Längs der

Nordseite ist eine Reihe von Kramhäusern angebaut, in die ein Teil des Rathausbaues an der Westseite hineinreicht. Im Erdgeschoß sind die üblichen der Bürgerschaft vorbehaltenen hallenartigen Räume mit den bezeichnenden Gewölben in Form gewundener Reihungen. In der Eingangshalle hat sich der Baumeister durch sein Brustbild verewigt. Offenbar der Meister des in den Jahren 1522—24 aus-



Rathaus zu Bielefeld a. W.

geführten Erdgeschoßes. Denn während uns hier eine uralte, derbe, fast bäuerische Kunst begegnet, finden wir im Obergeschoß, dessen Entstehungszeit durch die Jahreszahl 1546 am Erker bestimmt ist, einen Künstler von solcher Anmut, Zierlichkeit und Feinheit, daß uns seine Kunst ganz klassisch-italienisch anmutet. Türumrahmungen, sowie Konsolen und Säulen der Wandarkaden im Innern dieses Bauteils atmen denselben Geist. Auch bemerkenswerte Malereien sind in diesem Rathaus auf uns gekommen.

War es bisher ausschließlich deutsche Kunst, die sich uns darbot, und in die nur in Bielefeld italienische Harmonien hineintönt, so ist beim Rathaus in Bielefeld eine wesentliche Mitwirkung italienischer Bauleute nachgewiesen. Wir finden dort am Hofe des Herzogs Georg eine italienische Künstlerkolonie, die sich seines besonderen Wohlwollens erfreute und nach Fertigstellung des berühmten Schloßbaues auch zu dem unter lebhafter Anteilnahme des Herzogs entstandenen Rathaus-

bau herangezogen wurde. Es ist freilich neuerdings zweifelhaft geworden, ob diese Italiener Urheber des künstlerischen Entwurfs gewesen sind oder ob sie lediglich als die Unternehmer der Maurerarbeiten zu gelten haben. Doch ist einer der Bielefelder, Bernhard Miuron, der Schwiegersohn von Jacob Baar, nach dem Ergebnis der Forschungen auch bei Entwurfsarbeiten tätig gewesen, ohne daß uns jedoch irgend welche Züge und Verhältnisse an dem Bau die italienische Abstammung verraten.

Das Bielefelder Rathaus besteht aus vier um einen schmalen Hof gelagerten zweigeschossigen Flügeln. Vor den mit drei Giebelchen besetzten Westflügel treten zu

beiden Seiten zwei niedrige Türme, unten geviertförmig, oben etwas verb in einen Achtort mit durchbrochener Haube übergehend. Dazwischen ist eine fünfschige Halle eingeschoben, über deren hölzernen Galerieaufbau das hohe Dach herübergeschleppt ist.



Wagehaus und Ratsturm in Neisse.

Die hohen Giebel des Westflügels und der mit einer zweimal durchbrochenen Haube abgeschlossene Ratsturm vollenden die außerordentlich malerische Wirkung des Bauwerks.

Die Zahl der schlesischen Rathäuser, die ganz oder zum Teil in die Renaissancezeit hinabreichen, ist damit nicht erschöpft. Erwähnt seien ohne Anspruch auf Vollständigkeit Sagan, Sprottau mit zwei Türmen, Greiffenberg, Wunschelburg, Grünberg, Ratzkau, Dittmachau, Grottkau, endlich Leobschütz mit einer der schönsten Hauben.

In einigen Städten wie Glogau, Hirschberg, Reichenbach sind die Renaissancebauten durch Brand, Einsturz oder Abbruch verloren gegangen. Besondere Erwähnung verdient noch das Rathaus in Beuthen a. D., errichtet von 1602—1609. Vor den Turm ist hier eine zierlich durchgebildete Eingangshalle gelegt. Der Turm zeigt auf viereckigem Unterbau einen auffallend geschickt gebildeten Umgang, auf dem die 1694 errichtete, zweimal durchbrochene Barockhaube sitzt. Namentlich die Rathausspitzen hat die Barockzeit mit Vorliebe und bisweilen nicht ohne Glück umgestaltet. Der Ratsturm in Glatz, 1700 erbaut, ist dafür ein gutes Beispiel.

Ein Ehrenplatz in der Reihe dieser Bauten gebührt dem Rathaus mit dem Wagehaus in Reisse, insofern der Ostgiebel des letzteren eine der reichsten und wirkungsvollsten Schöpfungen der Spätrenaissance darstellt und wie kein zweites Beispiel in Schlesien dem humanistischen Charakter der Zeit in seinem Schmuck Ausdruck gibt. Über dem auch vorn kraftvoll durchgeführten Kragsteinhauptgesims erhebt sich der Giebelaufbau in vier Staffeln, die durch hermenartige Pilaster getragen werden, zwischen denen von flachen Quadern eingefasste Doppelfenster und Figurennischen stehen. Die seitliche Begrenzung bilden phantastisch geformte Voluten und Spitzpfeiler. An den Fußpunkten und auf dem First stehen Figuren. Der Unterbau hat im Erdgeschoß eine zweiachsigc Laube, inmitten deren der ungefüge Wagebalken noch heute vorhanden ist, darüber zwei Geschosse mit gequadrten Doppelfestern, zwischen denen im ersten Stockwerk eine rundbogige Nische steht. Die Langseiten des 1604 errichteten Baues tragen reichgegliederte Giebelschen. Figuren der Justitia, Sapientia, Caritas, Abundantia, Fides, das Stadtwappen, sowie der Patron des Bistums, Johannes der Täufer, bilden den bezeichnenden plastischen Schmuck des Gebäudes. Hinzü tritt die bunte Bemalung, die teilweise in Sgraffitotechnik ausgeführt ist. Wir finden entsprechend dem Ideenkreis der Zeit alttestamentliche Helden und deutsche Heerführer und Könige in Charakterköpfen und Brustbildern, wie sie den Renaissancezeichnern geläufig waren. Die Zeit um 1700, in der die jesuitische Macht in der Fürstentumshauptstadt ihren Höhepunkt erreichte, hat ein Bildnis der Gottesmutter diesen Malereien hinzugefügt.

Auch anderwärts finden sich an Rathäusern Reste von Sgraffito und Malerei, die wohl einst in größerem Umfang und ziemlich allgemein deren Schmuck ausmachten.

Der Ratsturm in Reisse, 1499 vollendet, trägt ein von dem sonst üblichen völlig abweichendes Gepräge. Auf einem schlanken Achtert, dessen Seiten durch Gelsrückenwimperge geschmückt sind, erhebt sich die unten durchbrochene glatte Spitze von beispielloser Schlankheit und Eleganz, sicher die älteste Rathausspitze Schlesiens.

Wohl kann man sich freuen, daß noch vereinzelt dieser Veteranen unter den Turmspitzen bis in unsere Zeit hinübergerettet worden sind. Denn die Türme sind naturgemäß der Zerstörung durch Blitzschlag besonders ausgesetzt und bei Ausbruch eines Feuers meist rettungslos verloren. Wie bereits angedeutet, ist daher die größte Zahl von Rathaustürmen nicht in ursprünglicher Gestalt erhalten geblieben, vielmehr wird durch andere Bauteile die Erinnerung an die für die Erstarkung des Bürgerums so wichtige Zeit der Renaissance fortgepflanzt.

Aber in einigen Fällen bilden gerade die Rathhaustürme die einzigen eigenartigen Zeugnisse jener Zeit. So in Schweidnitz. Ein großer Brand zerstörte 1528 das ganze Gebäude mit Ausnahme der noch erhaltenen Ratsstube. Im Jahre 1548 wurde der Ratzturm wieder aufgebaut, dessen Aufbau und Einzelheiten namentlich in der Brüstung noch stark in der gotischen Formensprache befangen sind,



Rathaus in Münsterberg.

dessen zweimal durchbrochener zierlicher Helm sich aber in der Umrißlinie frei im Sinne der Renaissance entwickelt. Der „kunstreiche Meister“ Peter Soeliger hatte es übernommen, den Turm ebenso zu gestalten, wie den Ratzturm von Lauban, den er gebaut hatte. Das Schweidnitzer Rathaus wurde erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts vollendet, aber bereits 1716 durch einen neuen Brand zerstört. Das Gebäude wurde einschließlich des Kapellenerkers in höchst reizvollen Barockformen erneuert, die leider im neunzehnten Jahrhundert durch nüchterne, verständnislose Hinzufügungen verwischt und verunstaltet worden sind. Der oberste Teil der Turmspitze

war diesem Brande ebenfalls zum Opfer gefallen und wurde 1734 erneuert, an Wert dem unteren Teil nicht gleichkommend, aber immerhin nicht störend. Das Rathaus mit dem Kapellenerker, einer davorstehenden Heiligenstatue und dem Brunnen an der Südwestecke des Marktes bildet „eines der schönsten Architekturbilder Schlesiens“. (Siehe Band I, Seite 358.)



Rathaus in Liegnitz.

Und wie die Barockzeit in anerkannter Schonung dieses erhaltenen Turmes vorgegangen ist, so hat man auch in der Neuzeit mehrfach alte Rathhaustürme in unveränderter Gestalt zum Ausgangspunkt für Rathausneubauten genommen. Münsterberg schuf den ersten Rathausneubau dieser Art. Dem alten Turm verleihen die mehrfach in Schlesien, namentlich in Ratibkau und Breslau vorkommenden Eckzinnen ein eigenes Gepräge. Neuerdings ist Sauer mit gleichem Baugedanken nachgefolgt. In beiden Fällen hat man die Türme etwas höher aus dem übrigen Baukörper herausgehoben. Die Denkmalpflege kann mit diesem Verfahren zufrieden sein. Die bedeutungsvolle Rolle der Stadthaustürme im Stadtbild, das den Einheimischen ans

Herz gewachsen ist, den Fremden ein Stück Erinnerung bildet, bleibt so trotz aller neuzeitlichen Bildungen unverändert.

Wie betont, ist die Renaissance die Zeit der schlesischen Rathäuser par excellence. Was spätere Zeiten auf diesem Gebiete schufen, fällt sehr dagegen ab. In einer Stadt wurde auch der Barockkunst die Aufgabe eines Rathausbaues gestellt, nämlich in Liegnitz. Schon sehr früh findet sich dort, wie oben berichtet, ein Rathaus. Im Jahre 1592 wurde das Kaufhaus auf dem Ring erneuert, das aber schon 1601 abbrannte; 1737—1741 entstand das heutige Rathaus, ein gut gegliederter Bau mit reizvoller Freitreppenanlage zu beiden Seiten des Turmes, den leider die schlesischen Kriege nicht zu Ende kommen ließen. Wenn auch keine schlechte Leistung, so zeigt der Bau doch, daß die an den Säulenaufbau gebundene Barockkunst des frischen Pulschlages und der Ausdrucksfähigkeit entbehrt, wie sie der aus dem klaren Born des Natürlichen emporquellenden deutschen Renaissance eigen ist.

Wie das Rathaus mit seinem Turme das Wahrzeichen der Stadt bildete, so hatte es eine von uns kaum richtig zu würdigende Bedeutung für die Zeiteinteilung. Früher wurde durch Glockenschläge, seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts durch Schlaguhren die Zeit geregelt. Erst mit den rathäuslichen Turmuhren kam die Rechnung nach Stunden auf. Anfangs rechnete man 24 Stunden vom Sonnenuntergang ab, seit dem sechzehnten Jahrhundert trat die „halbe Schlaguhr“ mit zweimal zwölf von Mitternacht ab gezählten Stunden an Stelle der bis dahin allein maßgebenden Einteilung nach gottesdienstlichen Zeitabschnitten. Im Jahre 1568 bekam Liegnitz eine Rathausuhr mit Stundenteilung durch einen Passauer Uhrmacher. Am Breslauer Rathaus schlug die neue Uhr zum ersten Male am 25. Juli 1584.

Gern verband man mit der Uhr allerhand Merkwürdigkeiten. So war an der Südseite des Rathhausturmes in Wohlau „das Haupt Johannis, welches sich nach den Stunden aufgetan und sie gezelet hat“. In Görlitz wurde 1584 das Automaton zur halben Schlaguhr vollendet, nämlich ein Gesicht, dessen Augäpfel noch heute mit dem Pendel in Verbindung stehen und sich entsprechend seiner Schwingung nach rechts und links bewegen. Eine weitere Kuriosität bildete dort die sogenannte Löwenpfeife, die die Christenheit an die Auferstehung erinnern sollte. Der Löwe, der zu Anfang des Neumonds vermittels eines Orgelwerks gräßlich brüllte, ist noch vorhanden, aber stumm.

Dr. L. Burgemeister.

Anmerkung. Vorstehender Aufsatz stützt in seinen tatsächlichen Angaben im wesentlichen auf Untsch, H., Verzeichniß der Kunstdenkmäler Schlesiens, Band I—IV.





Vom Klima Schlesiens.



Landsleuten vom Klima des engeren Heimatlandes zu erzählen, kann vielleicht als eine nicht lohnende oder gar unnötige Aufgabe angesehen werden. Ist doch jeder, welchem Berufe er auch angehören mag, selbst Wetterbeobachter und empfindet am eigenen Leibe Günst und Ungünst der Witterung, die seiner Gegend beschieden wird. Und wenn in der weiteren Umgebung auffälliger Abweichungen von den atmosphärischen Verhältnissen seines Wohnortes oder von dem gewöhnlichen Gange der Dinge bestehen oder eintreten, dann erfährt er es ausführlich und zeitig genug durch Hörensagen und Zeitunglesen, um sich selbst ein Bild von jenen Vorgängen machen zu können. Aber diese Wahrnehmungen und Deduktionen sind subjektiv gefärbt, und es gäbe sehr bunte Bilder vom Klima des einzelnen Ortes und schließlich des ganzen Schlesierlandes, wenn man jeden einzelnen zu Worte kommen ließe. Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse, wechselnder Grad der Aufmerksamkeit, vorgefaßte Meinung, Unsicherheit des Gedächtnisses, ungenaue Instrumente und deren zweckwidrige Aufstellung und noch andere Faktoren erschweren oder vereiteln eine zutreffende übereinstimmende Vorstellung der abgelaufenen Witterung und noch mehr der durchschnittlichen Zustände, die das Klima charakterisieren.

Zu wahrer objektiver Erkenntnis gelangt man nur durch gleichmäßig sorgsame, ununterbrochene Beobachtungen, die an den verschiedenen Orten nach einheitlichen Gesichtspunkten unter Zuhilfenahme streng geprüfter und einwandfrei aufgestellter Instrumente ausgeführt und gewissenhaft tagein tagaus notiert werden. Dies sind die Grundlagen, auf denen allein man weiter bauen darf, um allgemeine und richtige Schlüsse und Regeln, sei es für Witterung und Wettervoraussage, sei es für das Klima abzuleiten. Selbst diese aber erfahren noch im Laufe der Zeit Erweiterungen, Einschränkungen und Verbesserungen, denn in dem Maße, in dem die mit der Vergrößerung des Gesichtskreises, mit der Vertiefung der Forschung und der Klärung der Anschauungen sich erhöhenden wissenschaftlichen Anforderungen dabei erfüllt werden, kommen auch die abgeleiteten Gesetzmäßigkeiten, besonders die zahlenmäßigen, der objektiven Wahrheit immer näher und gewinnen an Sicherheit, Genauigkeit und Bedeutung.

Unter diesen Erwägungen dürften einige Mittheilungen über das Klima Schlesiens hier wohl nicht unnütz und uninteressant erscheinen, die auf den bezeichneten Grundlagen fußen und moderneren Anforderungen mehr entsprechen. Doch kann es sich in einer Sammlung „Bunter Bilder aus dem Schlesierlande“ naturgemäß eben nur um eine Skizze, d. h. um Hervorhebung der Grundzüge und wesentlicher Einzelheiten handeln.

Einiges aus der Geschichte der Witterungsbeobachtungen in Schlesien mag vorausgeschickt werden.

Gelegentliche Berichte über auffallendere Witterungsereignisse kann man schon aus früheren Jahrhunderten in alten Chroniken lesen. Vor etwa zwei Jahrhunderten aber gab es bereits fortlaufende Wetterbeobachtungen an einzelnen Orten Schlesiens (Kanolds Breslauer Sammlung 1717—1730). Für manche Zwecke dürften diese noch jetzt brauchbar sein, zur Darstellung des Klimas indessen, wie sie die Gegenwart verlangt, eignen sie sich nicht, da ihnen verschiedene der oben genannten Mängel anhaften. Die Beobachtungen hörten überdies bald auf, und in der Folgezeit litt unter Krieg und Kriegsnot auch das geistige Leben, so daß systematische längere Beobachtungen aus dem achtzehnten und dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts fast ganz fehlen. Lediglich an der Breslauer Sternwarte wird schon von 1791 ab die Witterung ununterbrochen notiert — bis zum heutigen Tage. Ein allgemeiner Aufschwung trat erst in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein, als auf Veranlassung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur ein Netz von Stationen errichtet wurde, die zwar vorwiegend zur Ermittlung der Luftdruckverhältnisse und damit der Meereshöhen bestimmt waren, aber doch auch die Beobachtung anderer meteorologischer Elemente in ihr Programm aufnahmen. Die gewonnenen Materialien hat Galle, der hochverdiente frühere Direktor der Breslauer Sternwarte, in seiner 1857 erschienenen „Schlesischen Klimatologie“ benutzt. Vieles davon ist noch jetzt sehr wertvoll und als Grundlage für weitere Untersuchungen geeignet. Die meisten Stationen gingen später ein, einige aber wurden in das Netz des im Jahre 1847 gegründeten Preussischen Meteorologischen Instituts aufgenommen. Von ihm wurden im Laufe der Zeit auch die schlesischen Stationen vermehrt und verbessert, zuerst unter Leitung unseres Landsmannes Dove, besonders aber, nachdem unter der Ägide von Bezolds von 1886 ab eine Reorganisation des Instituts durchgeführt werden konnte. Gegenwärtig gibt es in Schlesien etwa 300 Orte, an denen Niederschlagsbeobachtungen angestellt, und gegen 30, an denen auch die anderen meteorologischen Elemente mehrmals am Tage beobachtet werden; an mehreren erfolgen die Aufzeichnungen sogar ununterbrochen an automatisch registrierenden Instrumenten.

Die Ergebnisse dieser Beobachtungen gestatten es oder werden es in absehbarer Zeit ermöglichen, die klimatischen Verhältnisse in allen auch für das praktische Leben wichtigen Einzelheiten festzulegen und darzustellen; hier soll nun einiges Wesentliche angedeutet werden.

Schon die Tatsache, daß in unserer Heimatprovinz Weizen, Wein, ja selbst Mais gedeiht, läßt auf kein unwirtliches Klima, sondern auf mildere Temperatur-

verhältnisse schließen, besonders aber deutet sie an, daß wir uns der Regel nach hoher Sommertemperaturen zu erfreuen haben. In der That gehört die schlesische Ebene im Sommer zu den wärmeren Gebieten Norddeutschlands. Dies hängt nicht nur mit der südlicheren Lage zusammen, die ja in ihrer Wirkung zum Teil durch die zunehmende Hebung des Landes wett gemacht wird, sondern noch mehr mit der Entfernung vom offenen Meere. Das Meer stumpft in seiner Nähe die Temperaturgegensätze und also auch die sommerliche Hitze ab, während auf dem Wege in das Festland hinein die Sonnenstrahlung immer mehr zur Geltung kommen kann und also höhere Temperaturen erzeugt. Am deutlichsten ersieht man dies aus einem Vergleich mit der von der Nordsee umspülten Insel Helgoland. Hier herrscht im Juli durchschnittlich eine Temperatur von nur 16° C, während die schlesische Ebene trotz der größeren Bodenerhebung ein Julimittel von $18-19^{\circ}$ C aufzuweisen hat, also um $2-3^{\circ}$ wärmer ist.

Im Winter freilich ist die Sache umgekehrt. Der Einfluß der südlicheren Lage macht sich noch weniger bemerkbar, dafür um so mehr die Eigentümlichkeit des Festlandes, das nun starker Ausstrahlung und daher entsprechender Erkaltung anheimfällt. Schlesien gehört im Winter zu den kältesten Gegenden Norddeutschlands, seine Januartemperatur beträgt im vieljährigen Mittel etwa -2° , während Helgoland ein solches von $+2^{\circ}$ hat, also nun um fast 4° wärmer ist. Die mittlere Jahreschwankung ist somit dort um etwa 6° geringer, als hier. Dort herrscht Seeklima vor, während Schlesien bereits den Übergang zum ausgesprochenen Kontinentalklima repräsentiert. Im gesamten Jahresdurchschnitt endlich gleichen sich die Extremen freilich aus, und an der Nordseeküste, wie im schlesischen Flachlande ist das Mittel auf etwas über 8° anzusetzen, ein Betrag, der etwa mittleren Verhältnissen in Deutschland entspricht.

Das Gesagte bezieht sich jedoch nur auf die schlesische Ebene, innerhalb deren die Temperaturunterschiede geringfügig sind; im Gebirge sind die Verhältnisse wesentlich anders. Je höher man steigt, desto tiefer sinkt die Temperatur. Die Beobachtungen an unseren Bergstationen haben ergeben, daß im Jahresdurchschnitt auf je 100 Meter Erhebung ein Rückgang der Temperatur um $0,55^{\circ}$ eintritt. Geht man also aus der schlesischen Ebene, der man eine mittlere Seehöhe von etwa 100 Meter zumessen mag, bis zum Gipfel der Schneekoppe hinauf, der etwa 1600 Meter über dem Meere liegt, so muß sich die Temperatur um $(1600-100) \times 0,55^{\circ}$ d. i. um $8,25^{\circ}$ verringern; da nun, wie oben bemerkt, der Ebene eine Jahreswärme von etwas über 8° zukommt, so ergibt sich für die Schneekoppe eine solche von rund 0° . Und in der That findet man aus den Beobachtungen auf der Schneekoppe selbst diese Berechnung bestätigt. In ähnlicher Weise kann man für jeden anderen Ort des Gebirges die mittlere Jahrestemperatur aus der Meereshöhe feststellen.

Mit dieser Mitteltemperatur von 0° ist die Schneekoppe der kälteste Punkt Norddeutschlands; man muß nordwärts bis in die Gegend des Nordkaps wandern, um einen gleich niedrigen Wert im Meeresniveau anzutreffen, und ostwärts bis ins Innere Sibiriens. Die Rauheit der höheren Lagen unserer Gebirge ist hierdurch also auch zahlenmäßig gekennzeichnet.

In den einzelnen Jahreszeiten ändert sich das Maß der Temperaturabnahme mit der Höhe, denn nur im Frühjahr und Herbst ist es dasselbe wie im Jahresmittel, im Sommer ist es größer, im Winter kleiner. Am schnellsten ist die Abnahme im Frühsommer: $0,7^{\circ}$ auf 100 m, am langsamsten im Januar $0,3^{\circ}$ auf 100 m. Daraus folgt, daß man der Regel nach während der eigentlichen Reisezeit im Gebirge stärkere Temperaturgegensätze bemerken wird als im Winter, und ferner, daß mit zunehmender Höhe die jahreszeitlichen Unterschiede sich immer mehr abschwächen. Die Schneekoppe hat im Juli eine Mitteltemperatur von nahezu 9° , hat also in diesem Monat eine etwa 10° kühlere Temperatur als die Ebene, im Januar aber eine solche von -7° , ist also zu dieser Jahreszeit etwa nur 5° kälter als die Ebene; die Jahreschwankung der Temperatur, d. i. der Unterschied des wärmsten und kältesten Monats, ist hiernach wesentlich geringer als im Flachlande und beinahe auf den Wert von Helgoland zurückgegangen. In Bezug auf den jährlichen Gang der Temperatur ähnelt somit das Höhenklima dem Seeklima.

Zur Erklärung des jahreszeitlichen Wechsels der Temperaturabnahme, die auch sonstige Eigentümlichkeiten der Temperaturverhältnisse im bergigen Lande verständlicher zu machen vermag, muß man die Art der Erwärmung und Entwärmung der Atmosphäre durch Sonnenstrahlung und Ausstrahlung näher betrachten. Die Atmosphäre wird nicht so sehr direkt durch die Sonnenstrahlen erwärmt, vielmehr wirken diese mit Macht erst auf den Erdboden. Durch diesen wird die darüber lagernde Luft erwärmt, sie steigt empor und nimmt wohl in gewissem Sinne ihre Wärme mit; aber beim Aufsteigen kommt sie unter immer geringeren Luftdruck, sie dehnt sich daher aus und kühlt infolgedessen mit zunehmender Höhe mehr und mehr ab. Im Frühsommer vermengt sie sich mit der noch vom Winter her kalten Höhenluft, während infolge der starken Sonnenstrahlung die über dem Erdboden lagernde Luftschicht hohe Temperaturen zeigt. Das Resultat ist also eine schnelle Abnahme der Temperatur mit der Höhe. Im Winter ist dagegen der Einfluß der schräg einfallenden Sonnenstrahlen gering, dafür wirkt bei den langen Nächten um so mehr die Ausstrahlung vom Erdboden, der dann, wie alle Frostercheinungen, z. B. die Reifbildung beweisen, viel kälter als die Luft ist. Durch ihn kühlen sich nun auch die darüber lagernden Luftschichten ab, steigen aber, da ja kalte Luft schwerer ist, nicht in die Höhe, sondern bleiben am Grunde liegen und wirken nur in abgeschwächtem Grade abkühlend auf die nächst höheren Schichten, während die Luftmassen oben, von der Ausstrahlung unbeeinflusst, ihre Temperatur behalten oder gar, zum Herabsinken gezwungen, sich verdichten und erwärmen. Das Resultat ist also eine geringe Temperaturabnahme mit der Höhe oder selbst eine Temperaturzunahme. Letztere ist nicht etwa eine seltene, sondern in heiteren, windstillen Winternächten sogar eine regelmäßige Erscheinung, die aber auch den Tag über, ja unter Umständen wochenlang anhalten und große Beträge erreichen kann. Am denkwürdigsten ist in dieser Beziehung der eisige Dezember 1879. An der 870 m hohen Kirche Wang war es selbst im Monatsmittel 2° und am 22. sogar 18° wärmer als unten. Leider war die Schneekoppenstation damals noch nicht eröffnet. Daß aber die Temperaturumkehr auch bis dort hinauf reicht, kann man fast in jedem Wintermonat wahr-

nehmen. Vom 20. bis 27. Januar 1885 z. B. war es dort oben andauernd wärmer als in den umliegenden Tälern, ja um 7 Uhr vormittags durchschnittlich sogar 9° wärmer als am Fuße des Gebirges. Nicht selten erfreuen sich im Winter die Gipfel heiteren, milden Wetters, während die Täler im Nebel begraben von Frost starren. Diese unvergleichlich schönen Tage bieten den einsamen Baudenbewohnern etwas Ersatz für die sonst vorherrschenden Unbilden der Witterung, für die Tücken Kübezahls.

Man wird es nach alledem auch begreiflich finden, daß der stärkste Frost auf der Höhe des Gebirges lange nicht den Betrag erreicht, den man nach der Mitteltemperatur erwarten möchte. Auf der Schneekoppe z. B. ist diese, wie schon erwähnt, im Winter 5 bis 6° niedriger als in der Ebene, die absolut niedrigste Temperatur aber, also die größte Kälte, die bisher auf der Schneekoppe beobachtet wurde, betrug —28°, während sie fast allgemein im schlesischen Flachlande unter —30°, also sogar tiefer als oben, gesunken ist. In den extremen Sommer-temperaturen freilich tritt, den obigen Darlegungen entsprechend, die Schneekoppe gegen das Flachland weit zurück; die absolut höchste Lufttemperatur (Schatten-temperatur in der Volkssprache) erreichte dort kaum 26°, während sie unten über 35°, stellenweise sogar über 37° hinausgegangen ist. Das Thermometer durchläuft sonach in längeren Zeiträumen oben kaum 55, unten aber fast 70 Grade. Auch diese Abstumpfung der absoluten Schwankung in der Höhe zeigt eine Übereinstimmung mit dem Seeklima.

Um den normalen Gang der Temperatur von Monat zu Monat etwas genauer übersehen zu können, mögen für Görlitz, Breslau, Ratibor und Schneekoppe die vieljährigen Monatsmittel — auf Grund von 40jährigen (1851—1890), bei Schneekoppe 20jährigen (1880—1900) Beobachtungen — hier zusammengestellt werden:

Temperatur-Mittel: C°

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
Görlitz . .	—1,3	—0,7	2,2	7,4	12,4	16,3	17,9	17,2	13,8	8,7	2,7	—0,8	8,0
Breslau . .	—1,5	—0,9	2,2	7,8	12,9	17,0	18,6	17,4	14,2	9,0	2,9	—0,9	8,3
Ratibor. . .	—2,1	—1,3	2,3	7,9	13,1	17,0	18,7	17,6	14,0	8,9	2,6	—1,5	8,1
Schneekoppe	—7,5	—7,4	—5,8	—1,5	3,6	6,5	8,6	8,0	5,4	0,6	—3,0	—6,6	0,1

Es würde hier zu weit führen, den jährlichen Gang noch eingehender für kürzere Zeitabschnitte oder gar von Tag zu Tag zu verfolgen, doch möge als Abschluß der Bemerkungen über die Temperaturverhältnisse noch Einiges angedeutet werden. Allgemein pflegt in Schlesien die größte Kälte gegen Mitte Januar, die größte Hitze im letzten Drittel des Juli einzutreten. Der erste Frost fällt im Flachlande durchschnittlich in die zweite Hälfte des Oktober, mit zunehmender Höhe aber naturgemäß früher, auf der Schneekoppe Anfang September, der letzte Frost in die zweite Hälfte des April, auf den Höhen entsprechend später, Schneekoppe Ende Juni. Im Flachlande stellt sich auch noch während des Mai vereinzelt Frost ein, aber nicht Jahr für Jahr und keineswegs immer oder vorwiegend genau zur Zeit der „Eisheiligen“, wie der Volksglaube annimmt. Dagegen macht sich den alten Wetterregeln entsprechend im

normalen Verlaufe der Temperatur deutlich ein empfindlicher Rückgang um die Mitte des Juni (Schaffälte) bemerkbar und andererseits ein Wärmerückfall um Michaelis (Altweibersommer).

Nächst den Temperaturverhältnissen interessiert von den Elementen des Klimas am meisten der Niederschlag. Hierbei kommt aus praktischen Gründen vor allem seine Menge in Betracht, vielen dürfte aber auch die Häufigkeit und die Art, d. h. ob Regen oder Schnee, von Wichtigkeit sein.

Als Maß für die Menge gilt die Höhe, bis zu der der Regen und das vom Schnee herrührende Schmelzwasser den Erdboden bedeckt, wenn kein Abfluß, kein Einsickern und keine Verdunstung stattfände. Was sich so im Laufe eines Jahres anhäufen würde, nennt man die Jahressumme des Niederschlages. Diese schwankt je nach vorwiegender Dürre oder Nässe von Jahr zu Jahr, doch so, daß schließlich der mittlere Wert aus einer größeren Anzahl von Jahren unverändert bleibt und also als Normalwert und als charakteristisch für die betreffende Gegend anzusehen ist. In Schlesien findet man die geringste mittlere Jahressumme, nämlich etwa 50 cm, in und längs dem Obertale, besonders im Unterlaufe. Flußaufwärts, vor allem aber nach Osten und Westen hin nimmt der Niederschlag allmählich zu, erreicht jedoch im ebenen, wie im hügeligen Gelände höchstens 80 cm jährlich. Dagegen erfolgt das Anwachsen im Gebirge ziemlich rasch, aber unregelmäßig, da nicht bloß die Meereshöhe eine Rolle spielt, sondern auch die Lage zu den regenbringenden Winden; auf der Luvseite sind die Niederschläge vermehrt, auf der Leeseite vermindert. Den größten Niederschlag mit etwa 140 cm im Jahre haben mehrere an den Rämmen des Sudetenzuges liegende Orte, insbesondere im Westen. In noch größerer Höhe scheint der Niederschlag wieder geringer zu werden. Auf der Schneefoppe ergibt sich nur ein Jahresmittel von 120 cm; doch dürfte diese Zahl, da die Messungen vom Winde beeinträchtigt werden, gegen den tatsächlichen Wert etwas zurückstehen.

Um die angegebenen Normalmittel schwanken nun, wie oben angedeutet, die einzelnen Jahressummen; die Schwankungen erfolgen jedoch innerhalb gewisser Grenzen, und es ist im allgemeinen zu bemerken, daß das nasseste Jahr doppelt so viel Niederschlag gebracht hat, als das trockenste.

Die Jahresmenge verteilt sich nun in verschiedener Weise auf die einzelnen Monate. Der Regel nach bringen die Sommermonate am meisten, die Wintermonate am wenigsten Niederschlag. Das Maximum tritt im Juli oder August ein; in diesen Monaten fallen im vieljährigen Durchschnitt etwa 14 Prozent der Jahresmenge. Zum Winter hin nehmen dann die Niederschläge ab und sind am geringsten im Januar oder Februar, denen einzeln etwa 5 Prozent der Jahressumme zukommen. Von da bis zum Hochsommer erfolgt wieder ein allmähliches Anschwellen. Etwas genauer sind die Änderungen von Monat zu Monat durch die folgende Tabelle dargestellt, in der für dieselben Orte, wie oben bei der Temperatur, die Mittel der einzelnen Monate (aus denselben Jahrgängen wie oben bei der Temperatur) in Prozenten der Jahresmenge zusammengestellt sind:

Niederschlagsmengen der Monate in Prozenten der Jahressumme.

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
Görlitz . .	5	6	7	7	9	12	13	13	8	7	7	6
Breslau . .	5	5	6	6	10	12	14	14	9	7	6	6
Ratibor . .	4	4	6	6	10	13	13	14	10	7	7	6
Schneefoppe.	6	5	6	6	8	13	14	12	10	8	6	6

Dies ist der normale jährliche Verlauf, von dem aber die einzelnen Jahre naturgemäß nennenswerte Abweichungen zeigen können. Denn der Niederschlag ist ein sehr veränderliches Element. Wochenlang kann vollständige Trockenheit herrschen, bis plötzlich ein einziger Tag mehr Regen bringt, als man im Durchschnitt für den ganzen Monat zu erwarten hatte. Als absolut größte Tagesmenge sind nach langjährigen Beobachtungen für die Ebene etwa 10 cm anzunehmen; ein solcher Fall wird sich erst nach mehreren Jahrzehnten einmal ereignen. Im Gebirge sind derartige Mengen nicht mehr so selten; hier muß man sich im äußersten Falle schon auf eine Tagesmenge von 20 cm einrichten. Ja es sind schon Tagessummen von mehr als 20 cm vorgekommen: in dem durch die großen Überschwemmungen berücksichtigten Juli 1897 wurden auf der Schneefoppe am 30. dieses Monats 24 cm gemessen, d. i. die bisher allergrößte 24 stündige Niederschlagshöhe in Schlesien. Wenn man bedenkt, daß der größte Teil dieser Wassermassen, die also $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$ Meter hoch die Berge bedecken würden, ins Tal stürzt, dann wird man sich auch zahlenmäßig eine Vorstellung von ihrer verheerenden Wucht machen können und von der Höhe, bis zu der sie in den Bächen und Niederungen anschwellen. Gottlob sind derartige Katastrophen selten und erst nach Jahrzehnten oder gar nach Generationen wieder zu fürchten.

Was die Niederschlagshäufigkeit anbelangt, so ist hervorzuheben, daß sie in Bezug auf die geographische Verteilung mit der Menge im allgemeinen steigt und fällt, daß also der Begriff der Trockenheit und Nässe sich meist gleichzeitig auf Menge und Häufigkeit bezieht. Für die Häufigkeit gibt die Zahl der Tage mit Niederschlag am ehesten ein vergleichbares Bild. Ihre Anzahl während des ganzen Jahres geht nach dem vieljährigen Durchschnitt im regenarmen Flachlande stellenweise unter 150 herab, meist beträgt sie etwas mehr, und im Gebirge nimmt sie bis auf etwa 200 zu. Der jährliche Gang der Häufigkeit aber unterscheidet sich wesentlich von dem so einfachen und regelmäßigen jährlichen Verlaufe der Niederschlagsmenge. Das Maximum trifft zwar auch auf den Juli, doch geben diesem Monate Oktober, Dezember und März meist so wenig nach, daß sie alle vier als ziemlich gleichmäßig regnerisch gelten können. Am seltensten fällt Niederschlag im Februar und September. Die regnerischsten Monate bringen nach dem langjährigen Durchschnitte im Flachlande 13 bis 18, in den Bergen bis 20 Tage mit Niederschlag, die trockensten nur 8 bis 13.

Von diesen Niederschlagstagen sind ein nicht unbedeutender Teil Schneetage, die naturgemäß sämtlich auf die kältere Jahreszeit fallen. Im Mittel kann man selbst im mildesten Teile des schlesischen Flachlandes auf 35 Schneetage im Winter rechnen, an der oberen Oder bereits auf 40 bis 50, in den Vorbergen und Gebirgs-

tälern auf 50 bis 70, und mit zunehmender Höhe steigt ihre Anzahl auf etwa 100 an. Dezember und März bringen am häufigsten Schnee, nämlich an 10 Tagen in der Ebene und an 15 bis 20 Tagen in den höheren Gebirgslagen, während es im Januar und Februar seltener schneit. Der erste Schnee stellt sich der Regel nach zu Anfang November im Flachlande, im Oktober oder je nach der Höhe noch früher in den bergigen Gegenden ein. Der letzte Schnee fällt im Flachlande in der zweiten Hälfte des April, auf den Bergen im Mai oder gar im Juni. Auf der Schneekoppe endlich kann kein Monat als ganz schneefrei gelten, wenn es auch der Regel nach von Mitte Juni bis Mitte August keinen Schneefall geben wird.

Für viele praktische Fragen ist das Vorhandensein, die Dauer und die Tiefe der Schneedecke wichtiger als die Häufigkeit des Schneefalls. Da im eigentlichen Winter der Schnee meist liegen bleibt, so ist die Zahl der Tage mit Schneedecke gewöhnlich größer als die Zahl der Schneetage. In den klimatisch bevorzugten Gegenden der mittleren und unteren Ober ist der Erdboden durchschnittlich in jedem Winter an 40 bis 50 Tagen mit Schnee bedeckt, in Oberschlesien und in den Vorbergen erhöht sich die Zahl auf 70 bis 80, im Gebirge steigt sie über 100 und auf der Schneekoppe auf 200 an. Die Höhe der Schneedecke wächst durchschnittlich in jedem Winter auf 20 bis 30 cm im Flachlande und auf etwa 1 m in den höchsten Lagen der Gebirge an, d. h. an freien Stellen, nicht in Schluchten und Wäldern, wo sie je nach der Örtlichkeit wesentlich größer sein wird. Doch sind auch Winter vorgekommen, wo selbst im Freien mehr als $\frac{1}{2}$ m im Flachlande und mehr als 2 m im Hochgebirge gemessen wurden. Bei frischem Schnee entspricht 1 cm Höhe ein Wassergehalt von fast 1 mm Höhe; eine ältere Schneedecke aber ist viel wasserreicher; es kann 1 cm davon bis zu 4 mm Schmelzwasserhöhe liefern. Man wird so begreifen, welcher Wasservorrat in den Schneemassen der Gebirge angehäuft und wie er imstande ist, bei schnellem Tauwetter Hochwasser und Überschwemmungen zu veranlassen oder im trockenen Frühjahr Bäche und Flüsse lange zu speisen.

Schließlich nur noch einige kurze Bemerkungen über die anderen Witterungsphänomene.

Elektrische Entladungen, denen ein großer Teil der sommerlichen Niederschläge zu verdanken ist, sind in Schlesien ziemlich häufig. Man kann jährlich im Flachlande der Regel nach 15 bis 20, in den Bergen 20 bis 25 Gewittertage zählen. Doch schwanken diese Werte örtlich bedeutend, da der Wechsel des Geländecharakters darauf sehr von Einfluß ist. In der Jahresperiode stellen sich am meisten Gewittertage im Juni ein, etwa 5, dem aber der Juli nicht viel nachgibt; im Mai und August kann man je 2 bis 4 erwarten, im April und September nur je 1; eigentliche Wintergewitter sind in Schlesien eine sehr seltene Erscheinung, die erst in Jahren oder Jahrzehnten einmal zur Beobachtung gelangt.

Bezüglich der Bewölkung steht Schlesien, zum Teil wegen seiner kontinentaleren Lage, etwas günstiger da, als die meisten anderen Provinzen. Im Flachlande ist, wie auch sonst, der Himmel während des Sommerhalbjahres wolkenärmer als während des Winterhalbjahres. Der heiterste Monat ist vorwiegend der September, der trübste der Dezember. Auf den Gipfeln des Hochgebirges aber, das im Gesamtmittel größere

Bewölkung hat, zeigt der Himmel die größte Klarheit im Winter, besonders im Januar, denn Wolken und Nebel liegen zu dieser Zeit häufig schon unterhalb, während die Übergangsmonate Oktober und März am dunkelsten sind; das Winterhalbjahr hat etwa doppelt soviel heitere Tage als das Sommerhalbjahr.

Nebel sind im Flachlande vorwiegend eine Erscheinung der kalten Jahreszeit, an Häufigkeit je nach dem Orte sehr wechselnd, im Hochgebirge aber, das, in der Wolkenregion gelegen, sehr viel Nebeltage (Schneefoppe 260 im Jahre) hat, treten sie Winter und Sommer in nahezu gleicher Häufigkeit auf.

Nebel und Wolken entziehen uns fast zwei Drittel der Sonnenscheindauer, die uns ohne sie zukommen würde. Die Sonne scheint nämlich im Jahresdurchschnitt nur 4 bis 5 Stunden pro Tag, im Dezember kaum 2, in den Sommermonaten allerdings etwa 7 Stunden pro Tag. Ganz ohne einen freundlichen Sonnenstrahl verlaufen 70 bis 80 Tage im Jahre; im Dezember ist fast die Hälfte aller Tage ohne Sonnenschein, im Sommer aber entbehrt man gewöhnlich nur an einem Tage jedes Monats gänzlich ihren Anblick.

Von den Winden sind die westlichen vorwaltend; ihnen stehen — charakteristisch für Schlesien — die nordwestlichen nicht viel nach, und im Sommer sind sie sogar überwiegend, während die sonst im norddeutschen Flachlande so häufigen Südwestwinde verhältnismäßig selten wehen. Nächst den Winden aus dem westlichen Quadranten treten die aus dem östlichen in den Vordergrund, besonders im Winterhalbjahr, und von ihnen stehen die südöstlichen an erster Stelle, so daß also die Ventilation in der Richtung des Sudetenzuges deutlich bevorzugt erscheint. Die östlichen Winde sind meist trocken und bringen nur selten Niederschläge, die westlichen dagegen sind die eigentlichen Regenwinde. Während man sonst in Norddeutschland den südwestlichen bis westlichen Winden den Hauptbetrag des Niederschlages zu verdanken hat, sind es in Schlesien die Nordwestwinde, bei denen der meiste Niederschlag zu fallen pflegt.

In den vorstehenden Auseinandersetzungen wurde versucht, eine kurze Klimaskizze von Schlesien zu liefern. Wenn auch im norddeutschen Flachlande die Witterungselemente von Ort zu Ort nur geringe und allmähliche Änderungen zeigen, so konnte doch auf einige besondere Merkmale und Unterschiede der schlesischen Ebene hingewiesen werden. Sie ist dabei in sich klimatisch ziemlich gleichmäßig. Einen kräftigeren und schnelleren Wechsel der meteorologischen Zustände aber rufen die Gebirge hervor, und dies konnte auch bei den unserigen dargetan werden. So verleiht der Wechsel von Berg und Tal, von Gebirge und Ebene unserer Heimatprovinz nicht bloß landschaftliche Reize, sondern auch ein lebhafteres, reicheres Klimabild.

Professor Dr. D. Kremser.





Schlesisches Volksthum.



Wer die Welt am Wanderstab durchmessen,
 Wer auf deutscher Erde sinnend stand,
 Schönheitstrunken wird er nie vergessen
 Schlesien, dich mein Heimatland!

So ungefähr singt im Jahre 1506 in Padua im Kreise trauter Genossen ein junger schlesischer Student, der Hirschberger Pankraz Geier, der aus Liebe zum klassischen Altertum über die Alpen nach der oberitalienischen Universität gezogen war, in lateinischer Sprache. Von Heimweh erfaßt, preist er in wohlgebauten Hexametern das liebe, süße Schlesien, das Land der Wonnen und der Fülle. Es ist, führt er aus, reich an Acker- und Weideland, an Flüssen und Bergen, an Dörfern und Städten regierender Fürsten, an stattlichen Gebäuden und hochragenden Kirchen. Froh treibt der Hirte die muntere Herde zur Tränke und, wenn der Abendstern blinkt und die Schatten sich längen, von der üppigen Trift dem Stalle zu. Durch das fette Erdbreich zieht der fleißige Landmann den Pflug, und es gedeiht die fröhliche Saat. In der Krippe brüllt die glatte Kuh, und die liebliche Maid bringt den Misch voll schneeiger Sahne. — Der Traurigkeit feind, liebt das Volk Frohsinn und Scherz, übt Gott versöhnende Frömmigkeit, Demut und Gerechtigkeit. Mit dem Armen bricht es gern sein Brot; Einmütigkeit herrscht, wenn die Hitze des Streites verflogen. —

Was vor beinahe vierhundert Jahren dem begeisterten Herzen des Dichters entquillt, dürfte sich in schlichter Prosa etwas weniger farbenreich darstellen, und doch sind es im großen und ganzen dieselben Töne, die uns aus schlesischem Lied und Wort immer und immer wieder entgegenklingen, gilt es das Lob der Heimat.

„Schlesien ist ein prächtiges Land. Ich sah manchen Strich Erde, den die Natur in glücklichster Fitterlaune ausstattete, und sah doch Schlesien immer wieder mehr als gern, obgleich ich mich rühmen darf, frei von jedem Splitterpatriotismus zu sein“, sagt der geistreiche Schiller von Hauen Schild, bekannter unter dem Dichternamen Max Walbau. Er setzt hinzu: „Ich müßte ein Buch über schlesische Natur-

schönheiten schreiben wollen, wenn ich's auf die Erschöpfung dieses reichen Stoffes abgesehen hätte, denn Schlesien ist wirklich schön."

Aber wie ist das Volk geartet, das auf diesem Nährboden, inmitten dieser schönen Natur, heranwächst? Auch darauf antwortet Walbau: „Schlesien wäre ein Paradies, wenn die Verhältnisse und die Menschen der Gegend gleich kämen!" —

Betrachten wir den Schlesier und seinen Stammescharakter. Verstehen wir unter dem Charakter eines Volkes, unter Volkstum die gemeinsame Art des Fühlens, Denkens und Wollens, wodurch sich der Gesamtgeist eines Volkes, zugleich zum Unterschiede von anderen Völkern, offenbaret, so können wir im engeren Sinne auch von einem schlesischen Volkstum sprechen. Es ist die bestimmte Stammesart des Schlesiervolkes, die sich in dem Gesamtausdruck seines Wesens in mannigfaltigster Abstufung kundgibt. Freilich wäre es vergebene Mühe, wollte man für das Schlesiertum eine erschöpfende Formel suchen. Selbst die besten und sprachgewaltigsten Kenner des schlesischen Volkstums, der Kreuzburger Gustav Freytag und der jüngst verstorbene Reichenbacher Karl Weinhold, haben diese Aufgabe nicht zu lösen versucht, sondern sich mit Andeutungen begnügt. „Die Volkskraft“, sagt jener, „wirkt unablässig mit dem dunkeln Zwang einer Urgewalt, und ihre geistigen Bildungen entsprechen zuweilen in auffallender Weise den Gestaltungsprozessen der stillschaffenden Naturkraft, die aus dem Samenkorn der Pflanze Stiel, Blätter und Blüten hervorreibt“ — wir fügen hinzu: aus dem Erdbreich, dessen Krume Licht und Wärme umspielt. — Wer wollte sagen, wieviel Fäden die Naturkraft des Landes anknüpft für das Gewebe des betreffenden Volkscharakters! Und auch der Einschlag in den Aufzug des Gewebes ist nichts Ureigenes, sondern etwas Gewordenes, das Ergebnis der Verhältnisse, der geschichtlichen Entwicklung. Im Umgange mit Natur und Nachbar entfaltet der menschliche Geist unendlich viele Eigenschaften. Einige davon treten zurück und verschwinden, andere erscheinen immer von neuem und setzen sich als Unterscheidungsmerkmale dieses einen Volkes fest, als die Grundfärbung seines Wesens. So ist es auch mit dem Schlesiervolke. Wechselvoll sind seine Schicksale. An der Grenze zweier Länder mit verschiedener Nationalität, wirtschaftlich zu wertvoll, um leicht preisgegeben zu werden, aus eigener Kraft zu schwach, um sein Schicksal selbst zu bestimmen, ist Schlesien Jahrhunderte lang ein Spielball in den Händen des jeweilig stärkeren Nachbarn. Auf seinem Grund und Boden stehen sich von jeher Germanen und Slaven gegenüber. Schon in uralter Zeit wohnten in Schlesien Germanen, besonders der angesehene Volksstamm der Semnonen. Als diese von den Wogen der Völkerwanderung nach Westen mit fortgerissen wurden, rückten in die leer gewordenen Sitze die Slaven oder, wie sie damals hießen, Wenden ein. Das Wahrzeichen des neubesetzten Gaues, den Zobtenberg, nannten sie Slez, wovon der Gau später die Bezeichnung Schlesien erhielt. Vom Westen fluteten nach geraumer Zeit die Wogen zurück, um ihr altes Bett wieder einzunehmen, und es begann im Lande jener stille Kampf zwischen deutscher und slavischer Art, der bis zur Stunde dauert. Um das Jahr 1200 setzt die nächst der Völkerwanderung wichtigste Bewegung im deutschen Mittelalter ein, die wunderbar schnelle, friedliche Zurückeroberung der Länder östlich der Elbe für deutsche Art und Sitte. In immer mächtigeren

Wellen drang auf den Ruf der Klöster, auf die lockenden Verheißungen wirtschaftlich rechnender Fürsten oder auf die Bitten einer jungen, in die Fremde verpflanzten Fürstenbraut deutsche Arbeitskraft, deutscher Unternehmungsgeist in diese Wälderzone, zuerst aus dem Niederdeutschen, dann, besonders in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, aus Franken und Thüringen, um in dem dunkelgrün wogenden Gipfelmeer Inseln zu schaffen, auf denen deutsches Volkstum Wurzeln schlagen konnte. Bald bildete die Mittelrippe des schlesischen Eichenblattes, die Oder, die ungefähre Grenze beider Nationalitäten. Nur vereinzelt auf der linken, durchweg auf der rechten Oberseite und in Oberschlesien behauptete sich, wenn auch wirtschaftlich und sozial vielfach von dem deutschen Ansiedler abhängig, der polnische Nachbar. Im Ringen mit der Natur des Landes und seinem Boden, im Wettstreite mit dem fremdsprachlichen Stamme entwickelte sich aus dem fränkisch-thüringischen Einwanderer der deutsche Schlesier mit seinen charakteristischen Besonderheiten. Gegenüber dem Slaven und seinem geringen Sinn für saubere Lebensführung und geregelte Haushaltung mag sich der Deutsche seiner Eigenart besonnen haben, wenn auch jahrhundertlanges Zusammenwohnen und Blutmischung die ursprüngliche Stammesart verwischte und die Gegensätze nicht zu reiner Entwicklung gedeihen ließ. Daher rührt vielleicht die dunklere Farbe des Haares und der Augen, daher das Kaleidoskopartige im Wesen des Schlesiens. Er ist gläubig, emsig und betriebsam, doch auch wieder leichtsinnig, läßt es wie der Slave gern an sich kommen und schlägt sorglos Zeit und Geld auf den Kopf (vergl. „Sammelwoche“ und ihre klassische Schilderung bei Robert Köppler in den „Schnoken“!); er ist lebhaft, gutmütig und anhänglich, eine „Seele von Mensch“, liebt die Geselligkeit, offenes Haus und offene Hand, und sein Sprichwort „allzu gut ist liederlich“ beherzigt er meist zu spät; er hat das Herz auf der Zunge, ist ein Freund derber Prosa, doch noch mehr behaglich breiter Verse; er liebt witzige, schlagfertige Rede und Gegenrede, Epitheta und treulich kosen den Ausdruck; oft überraschend praktisch, neigt er zu weichlicher Unentschlossenheit, träumerischer Gefühlsmeierei und Rührseligkeit, schwerfälliger Form in Rede und Urteil und nicht selten zu phantastischer Schwärmerei; gern sehnt er sich ins Weite und will doch zuletzt „luste nischet ock heem“. Diese Charaktermischung befähigt den Schlesier auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst zu schöpferischer, regsamere Betätigung; in ihr wurzeln seine Vorzüge und seine Schwächen.

Im allgemeinen ist er Neuerungen abhold, hält vielmehr fest am Alten in der wohnlichen Einrichtung und im häuslichen Tun wie in Tracht, Sitte, Brauch und Aberglauben. Doch vollzieht sich hierin vor unsern Augen allmählich ein Wandel. Früher hieß es beim Schlesier, namentlich beim Oberschlesier: Was man erworben, kann man auch verzehren. Daher war Eigentumserwerbung nicht seine Sache. Meine Eltern, hieß es, haben mir nichts hinterlassen; mögen meine Kinder sich auch selber ihr Brot verdienen und zusehen, wie sie durch die Welt kommen! — Heute hört man: Meine Kinder sollen mir etwas lernen, damit sie ein leichteres Brot essen als ich. — Andererseits weicht alter Brauch, der das Leben der mühsam arbeitenden Landbevölkerung oft mit einem Hauche von Poesie umwob, vor der Aufklärung der Gegenwart unaufhaltsam zurück, und der Enkel belächelt der Väter alten Hausrat. Nur

weniges davon mag spezifisch schlesisch sein, vieles stammt aus der westlichen Heimat, so manche Weihnachts-, Oster-, Ernte- und Kirmesbräuche, das Sommerfingen und die Johannisfeuer, einiges ist auch polnischer Herkunft.

Dasselbe gilt von der Mundart, in der sich, wohl schon seit dem vierzehnten Jahrhundert, schlesisches Volkstum am unmittelbarsten ausspricht. Hier kann nun nicht stark genug betont werden, daß es nie und nirgend in Schlesien eine einheitliche Mundart gab oder gibt, die Gemeingut des Volkes wäre wie etwa die Sprache Stieler's, Groth's oder Reuter's in ihren Landen. Anders spricht man im Gebirge, anders im Flachlande, aber auch da bildet die Feldmark zweier Dörfer, ja oft die „Dorfbache“ die Grenze merklich verschiedener Sprachgebiete. Die größte Verwirrung richten die vielen Dichterlinge an, die mit ein paar mundartlich gefärbten Wendungen und Endungen den Kern der Mundart zu bieten meinen. — Der Gebirgsdialekt, längs der Sudeten, in der Grafschaft Glatz und im Oppalande, mit e für gemeindeutsches i (Melch: Milch, derwischen: erwischen), o für u (bromma: brummen), â für kurzes a (ale Nala hala ni, neie Nala hala: alte Nägel halten nicht, neue Nägel halten), ei (Fläsch: Fleisch, hält: heißt) und au (Aga: Augen, âß: aus), bewahrt im grammatischen Bau und im Wortschatz ostfränkisches Erbgut; die Sprache der Landbevölkerung des Flachlandes um Breslau, in einem Teile Niederschlesiens und auf dem rechten Oderufer zeigt in ihrer Vorliebe für ei statt i (meit: mit, eich: ich), ü (eibr: über), e (Seinze: Sense, reicht: recht) und au statt a (dau: da, Mau: Mohn) und o (saul: soll) offenbar polnische Färbung, worauf u. a. auch das mouillierte l (halfen: helfen, Milch: Milch, Baugol: Vogel) und n (Hündl) der Übergangsmundart um Bunzlau, Haynau, Biegnitz, Tauer, Zobten und Strehlen zurückzuführen ist.

Den Schlesier erkennt man, abgesehen von dem Wortschatze, der gemäß der Abstammung niederdeutsche, fränkisch-thüringische und polnische Bestandteile aufweist, an besonderen Eigentümlichkeiten seiner Umgangssprache. So spricht er e für ö (scheen: schön), ie für ü, kurzes i für ie (richn: riechen), ei für eu, verwendet „es hat“ für „es gibt“, gebraucht gern el, le und erle als Verkleinerungs- und Roseform (Sینگel: Sینگel, Sینگle, kleiner Junge, Kindel, Annerle, Paulerle) und unterdrückt den Umlaut (lauten: läuten, Saule: Säule). Auch liebt er das (zum Teil alte) End=e an allen Wortklassen: Banke, Braute, schöne, iche, zweie, fimwe: fünf, warumme u. s. w. Mit dem e ist häufig ein Geschlechtswechsel verbunden, z. B. der Bach, schles. die Bache, der Schoß: die Schoße, das Rohr: die Röhre, der Salat: die Salate. Von den Präpositionen verbindet der Schlesier wegen mit dem Dativ: wegen mir für: meinestwegen. Er wohnt ferner auf der Kronprinzenstraße, reist auf der Bahne auf Breslau (uf Brassel), geht auf die Freite, die Heirat, gibt dem Mädchen (Dienstmädchen) Geld auf Kaffee, sein Junge (Sohn) lernt auf Doktor, nimmt oft etwas auf Rechnung, auf Pump, ist tump (verliebt) aufs Weibsvolk, fluschtelt (lächelt) oder pischpert (flüstert) auf jemand, auf die alten Tage kann er auf die Beine, uf a Ob'n (mit dem Atem) nimmer gut(t) fort und geht zuletzt uf a Stirbs (das Sterben). — Sehr beliebt sind Flichwörter: halt, ock, irnt, (irgend, etwa), Steigerungsausdrücke: der sauft orntlich (ordentlich), ehrlich, hübsch, tüchtig u. dergl. und Wendungen wie: wenn du und du könnt'st 'ne reiche Heirat machen u. a. m.

Die Mundart stimmt trefflich zur schlesischen Gemüthlichkeit; der geistige Ausdruck ist, wie schon Weinhold zu bemerken sich erlaubte, liebenswürdiger als im thüringischen und in manchem andern mitteldeutschen Dialekte. Das wird jeder, der ein Gedicht oder eine Erzählung von Hölstei, Heinkel oder Oderwald schlesisch gut vortragen hört, zugeben; nur Unverstand oder Oberflächlichkeit kann aus dem Schlesischen etwas Abstoßendes oder gar Niedriggemeines heraus hören.

Man weiß, daß Schlesiens zwar vorzusehen sei
 Manch Land an Geld und Gut, doch keines an der Treu.
 Der Rheinstrom bringet Wein, der Böhme Hab' und Güter,
 Der Ungar klares Gold, wir bloß nur die Gemüther.

Daniel von Czepko, gest. 1660 zu Schweidnitz.

Der Herrgöt thoat de Schläsing treu beschützen,
 Ghs o ollengen dunnern mucht' und pligen,
 Und feste stiekt's: Dam schläschen Blutt,
 Dam is a halt und kleibt a gutt!

May Heinkel.

Dr. Drechsler.





Die Wenden.



Die Einführung des Christentums.



Seit dem neunten Jahrhundert nach Christi Geburt trug einer der langwierigsten und erbittertsten Kämpfe, den je die Menschheit erlebte, seine lodernnden Flammenzeichen und blutigen Male weithin durch die deutschen Lande. Der Kampf währte, von einigen längeren oder kürzeren Pausen abgesehen, volle 300 Jahre, und es erscheint diese ganze Zeitperiode als ein fortwährendes gewaltiges Ringen des Christentums mit dem Heidentume, deutscher mit slavischer Nationalität. Auch die Lausitz blieb von der anstürmenden Welle dieser machtvollen Kriegsbewegung nicht verschont, obgleich hierüber aus den ältesten Zeiten nur spärliche und historisch wenig beglaubigte Nachrichten auf uns gekommen sind. Immerhin aber ist das, was uns vom Kampfe des Christentums gegen die heidnischen Götterbilder berichtet wird, von nicht zu unterschätzendem Werte und sicherlich von hohem Interesse für jeden, der in unserer schnelllebigen Zeit den Sinn für die Geschichte der engeren Heimat nicht ganz verloren hat.

Schon unter Karls des Großen Regierung ist der erste Wellenschlag der allmählich anwachsenden Bewegung im Völkermeere bemerkbar. Der mächtige Frankenkönig, der dem Christentume weiteren Eingang zu verschaffen und durch Gefittung und Einheit des Glaubens die Herrschaft in den weiten Grenzen seines Reiches zu befestigen bestrebt war, soll im Jahre 775 den Grafen Roland von Blaye nach der Lausitz gesandt haben, damit er die Wenden für die den Sachsen geleistete Bundeshilfe züchtigen solle. Roland habe sein Lager in der Nähe der schwarzen Elster aufgeschlagen und ein Fischerdorf nach seinem Namen benannt, aus welchem Orte die heutige Stadt Ruhlend erwachsen sein soll. Doch alle Versuche, das Christentum den Wenden aufzudrängen, wiesen diese hartnäckig zurück. Wohl demüthigten sie sich vor den Siegern und wahrten den fremden Glauben, so lange ein kraftvoller Fürst die Zügel des Reiches in Händen hielt. Lähmten aber innere Unruhen oder Kriege

in fernen Gebieten die Macht der deutschen Herren, so streifte man das aufgebürdete Joch der Knechtschaft ab. Die Priester wurden verjagt, der Bau der Kirchen wurde verhindert. Man betete nach wie vor öffentlich und im geheimen zu den alten Göttern. Erst unter Markgraf Gero gewann das Christentum über das Heidentum allmählich wieder die Oberhand. List, unerbittliche Strenge, ja Grausamkeit waren Gero recht, um sein Ziel zu erreichen, das heißt die Wenden für die Herrschaft, Religion und Sitte der Deutschen zu gewinnen. Wenngleich die Wenden sich verbittert und störrisch zeigten, wie ein Ausspruch Dittmars von Merseburg aus jener Zeit bezeugt, der da sagt: „Wenn der Slave gehorchen soll, muß man ihn Heu fressen lassen wie einen Ochsen und prügeln wie einen Esel“, so spricht doch aller Anschein dafür, daß Gero selbst durch sonderbare Bestimmungen den Wenden das Christentum verleidet habe. So ließ er an jedermann die strenge Weisung ergehen, beim Nennen des Namens Jesu den Hut abzunehmen; wer diesem Befehle nicht nachkam, der sollte um ein Pfund Wachs bestraft werden. Kein Wunder, wenn die Unterdrückten darauf saßen, sich des unliebsamen Herren zu entledigen. Dreißig wendische Fürsten beschloßen, den Markgrafen mit vereinten Kräften zu überfallen und niederzuhauen. Gero jedoch hatte zur rechten Zeit von ihrem Anschläge gegen sein Leben Kunde erhalten. Bei einem Gastmahle, das die Wendenfürsten hielten, überraschte er sie zur Nachtzeit in ihrer Burg und ließ die vom Weine Verauschten sämtlich töten. Als Ort dieser grausamen Tat wird der Schloßberg bei Burg, Byhleguhre, Niemißsch bei Guben, auch Jarina oder Gehren bei Luckau genannt. Über diese Niederlage der Heidenfürsten berichtet folgende Inschrift:

„Zu Lausnitz erster Fürst war ich,
Dreißig wendische Herren tötet' ich,
Stiftet' Gernode von eigener Hab,
Daselbst sieht man noch heut mein Grab.“

Die Folge dieser Tat Geros war, daß sich alle wendischen Stämme in wilder Wut und heißer Rachgier erhoben. Doch war dies nur ein kurzes Aufklackern des heidnisch-slavischen Nationalgefühls, ein Verzweiflungskampf gegen die Übermacht der Deutschen.

Nach dem Tode Geros erkannte der Kaiser Otto, daß mit Waffengewalt und mit weltlichen Einrichtungen allein der starre Widerstand der wendischen Völker nicht zu brechen sei; sie mußten den Deutschen unversöhnliche Feinde bleiben, wenn es nicht gelang, sie nach und nach zu deren Glauben zu bekehren. Nur wenn sie mit dem Christentum auch christliche Sitten und Gewohnheiten annahmen, konnte man hoffen, daß sie sich williger den Deutschen anschließen würden. Daher errichtete der Kaiser mehrere Bistümer. Die Lausitz, die bisher dem Bistum Brandenburg einverleibt war, wurde im Jahre 965 dem Bistum Meißen unterstellt. Es wird ausdrücklich Erwähnung getan, daß ihm die Gaue Dalemincia, Misani, Milzene und Lusize zugewiesen wurden.

Auch jetzt noch nahm die Ausbreitung des Christentums unter den Wenden einen nur langsamen Fortschritt. Zwar soll bereits im Jahre 920 in der Gegend von Forst die christliche Lehre verkündet worden sein, und das Dorf Zerkwitz bei Lübbenau wird bereits im Jahre 964 als Kirchdorf, wohin die Einwohner der um-

liegenden Ortschaften pilgern mußten, erwähnt. Doch war die Zahl der Kirchen noch eine sehr geringe, da man sie nur an befestigten Orten zu erbauen wagen durfte. Die ersten führten den Namen Taufkirchen (*ecclesiae baptismales*). In der Lausitz machten sich um die Ausbreitung der christlichen Lehre besonders die Bischöfe Eido von Meißen († 1015) und Benno († 1107), ein Wende von Geburt, verdient. Von Benno erzählt die Legende, er habe sich einst über die vom Christentum abgefallenen Wenden derartig erlirnt, daß er die Kirchenschlüssel voll Verdruß in die Elbe warf. Die Schlüssel seien aber darauf im Magen eines großen Fisches, den man gefangen hatte, gefunden worden.

Die Befestigung und der weitere Ausbau des Christentums war namentlich den Klöstern vorbehalten. So wurden der Sage nach das Jungfrauenkloster bei Guben 1158, die Klöster zu Dobrilugk 1184, zu Neuzelle und Luckau 1290 begründet. Die erste christliche Kapelle zu Forst wurde auf dem „Kreuzbergchen“ um das Jahr 1200 erbaut und diente bis zur Zeit der Reformation als Wallfahrtsstätte. Bei der Zunahme der Bevölkerung errichtete man auf dem Gottesacker zu Altforst eine neue Kirche, die der Jungfrau Maria geweiht war. Die Wallfahrten nach dieser Kirche hießen im Volksmunde: „Zur wendischen Maria“. Auch befaßte man sich ernstlich mit der Erlernung der slavischen Sprache, die im Kloster zu Magdeburg öffentlich gelehrt wurde. Wigbert, der dritte Bischof zu Merseburg, hielt bereits Predigten in wendischer Sprache.

Obgleich schon Albrecht der Bär mit besonderem Nachdruck die abtrünnig gewordenen Wenden dem Kreuze Christi unterworfen und die heidnischen Tempel gestürzt hatte, wurden doch später noch immer Versuche gemacht, die alte Slavenherlichkeit zu erneuern und die Heidengötzen aufzurichten. Teils trugen hierzu die noch vielfach versteckten heidnischen Priester und Priesterinnen bei, teils wurden durch Abgabe des Zehnten, die mit der Taufe unzertrennlich gedacht wurde, den Wenden Kirche und Priester verhaßt. So erhielten die Bischöfe von Meißen den Natural- und Getreidezehnten in der Lausitz, das Erzstift Magdeburg den Honigzehnten in den Gauen Niciti, Spremwa und Lufizi.

Das Christentum der Wenden war mehr eine äußerliche Beobachtung der Gebräuche und Gebetsformeln als innerliche Überzeugung. Mußte es ihnen doch befremdend erscheinen, daß sie ihren fröhlichen Opferdienst mit Schmaus, Gesang und Tanz gegen Fasten, strenge Bußübungen und ernste Gebete vertauschen sollten. Ein Verzeichnis der Pflichten, die man von den neuen slavischen Christen forderte, findet sich in der Chronik des Querspergischen Abtes. „Am Feiertage sollten sie nicht Fleisch und Milch essen, am Sonntage nicht arbeiten, sondern die Messe und die Predigt hören, die heiligen Tage feiern, die vierzigstägige Zeit mit Fasten, Almosen und Besuchung der Kirchen halten, Ostern und Pfingsten die Kinder mit Lichtern und in weißen Kleidern in Begleitung der Paten zur Taufe bringen. Die Getauften sollten sie eine Woche lang tagtäglich in dem Unschulsckleide zur Kirche bringen und sie der Messe beizohnen lassen. Sie sollten auch keins ihrer Kinder umbringen, sie nicht selbst zur Taufe halten, sondern sich Paten dazu suchen. Den Paten sollten die Kinder Treue und Freundschaft wie den leiblichen Eltern beweisen. Sie sollten bis ins

sechste und siebente Glied in der Freundschaft nicht heiraten und mit einer Frau zufrieden sein. Die verstorbenen Christen sollten sie nicht unter die Heiden, in Feldern und Wäldern, sondern auf Kirchhöfen begraben, und keine Holzhausen auf ihren Gräbern errichten oder Pfähle bei diesen stecken. Sie sollten keine Gözentempel bauen, zu keiner Wahrsagerin gehen, nicht das Drakellos gebrauchen, kein Tierblut essen, mit Heiden keinen Umgang haben, auch nicht mit ihnen essen und trinken. Die Gefunden sollten in der Kirche ihre Sünden beichten, die Kranken den Geistlichen dazu rufen lassen. Für Meineid, Ehebruch, Totschlag und andere Kriminalverbrechen sollten sie kanonische Kirchenbuße tun. Die Weiber sollten nach der Geburt eines Kindes zur Kirche kommen und sich einsegnen lassen.“

Obgleich dieser Unterricht mancherlei Nützliches enthielt, so waren wirkliche Erfolge der Gesittung und eines überzeugten Christentums erst in späterer Zeit zu verzeichnen. Vorläufig stand es mit dem Gehorsam gegen die Kirche noch schlecht. Daher suchte man die Abtrünnigen durch Geschenke und Wohltaten zu gewinnen. Als der Bischof Otto von Bamberg zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nach Pommern reiste, um die Heiden zu bekehren, soll er auch durch die Niederlausitz gekommen sein und die Wenden durch seine Predigten und Gaben für das Christentum gewonnen haben. Er führte stets mehrere Wagen mit sich, die mit Lebensmitteln, Tuch, Schmuckstücken beladen waren.

Oftmals sah man sich aber auch genötigt, Strenge anzuwenden, um die Wenden zu wahren Christen zu machen. So wurde, wie Urkunden berichten, den Wenden um Diesdorf in der Mark noch im Jahre 1246 ernstlich angedroht, sie fortzujagen, wenn sie dem heidnischen Glauben nicht entsagten. Sobald man sie des alten Kultus überführen konnte, wurden sie von allen Ehren und Würden ausgeschlossen, ja selbst in die Zünfte der Handwerker nicht aufgenommen. Gleichwohl war es ihnen nicht verwehrt, ihr Handwerk auszuüben; so gab es in den Vorstädten von Luckau beispielsweise noch später viele Töpfer, Schuhmacher und Schneider slavischer Abkunft. Noch lange fand sich in den Geburts- und Lehrbriefen der Deutschen die Formel, „daß ein solcher Lehrling gutes teutsches Geblüts und nicht wendischer Nation sei“. Erst um das Jahr 1500 gab Joachim I. den Wenden gleiche Rechte mit den Deutschen.

Trotzdem hielten die Wenden lange an ihren heidnischen Gebräuchen fest. Samuel Groffer teilt in seinen „Lausitzer Merkwürdigkeiten“ hierüber folgendes mit: „Solcher Gestalt blieben sie in ihrem Herzen dem alten heidnischen Aberglauben treu, obgleich sie den Christenglauben im Munde führten und sich äußerlich als Christen bezeigten. Sie knieten verstohlen vor ihren heiligen Bäumen, namentlich den Weiden, nieder; sie weihten im Frühling ihre Brunnen; sie errichteten ihren Verstorbenen zu Ehren auf den Scheidewegen Hütten; sie hielten die neugeborenen Kinder gegen ein Feuer und beteten allerlei Formeln; sie beräucherten unter Heulen und Wehklagen ein junges Ehepaar; gegen Krankheiten wandten sie Zauberpossen an, schnitten dem Patienten Büschlein Haare und Kleiderzipfel ab und trieben damit allerlei Gaukeleien. Bei Beerdigungen legten sie ein halbes Brot unter die Bahre. Auf dem Rückwege von der Leichenbestattung warfen sie Holz, Steine, Laub, Gras über ihre Köpfe und sahen sich dabei nicht um. Hatten sie aber einen ihrer Meinung nach gar

zu alten, abgelebten Menschen unter sich, der nichts mehr verrichten und sein Brot verdienen konnte, so schafften sie denselben bei Seite und brachten ihn ums Leben, damit er, ihrem Vorgehen nach, desto eher zu Gott kommen sollte.“ So erzählt Mühlwolff in seiner handschriftlichen Chronik von Budissin (Baugen), eine reisende Gräfin Mansfeld habe im Jahre 1297 einen Wenden unterwegs angetroffen, der im Begriff war, seinen alten, abgelebten Vater hinzurichten. Und Samuel Großer berichtet: „Ja, es hat auch Herr Levin von Schulenburg, damaliger Verweser der Alten-Mark, noch A. 1520 die Reliquien von diesem unter den Wenden ehemals gebräuchlichen Mordgeiste wahrgenommen. Denn als er einstmals gleichfalls über Land reisete und eines Wenden inne ward, der nebst seinen Gefährten einen eisgrauen und jämmerlich weinenden Mann mit Gewalt nach einem nahe liegenden Gebüsch schleppte, fragte er: wohin sie mit dem Alten wollten? und bekam die Antwort: zu Gott! zu Gott! Darum erstaunte er über diesem mörderischen Unterfangen: ließ den Alten durch seine Bedienten retten und setzte ihn zu seinem Thor-Wächter, da er denn bei diesem geruhigen Dienste noch 20 Jahre gesund zubrachte.“

An denselben Stätten, wo einst die heidnischen Opferaltäre und Tempel gestanden hatten, legten christliche Priester vielfach den Grund zu Kapellen und Kirchen. So benutzten die Deutschen oftmals die Heiligkeit eines Ortes oder einen alten Brauch zur Förderung der christlichen Religion; fand sie dadurch doch leichteren Eingang ins Volksgemüt. Der Prediger Lademann erzählt in seiner Kirchengeschichte der Stadt und Herrschaft Cottbus, daß die Kirche zu Madlow an der Stelle erbaut wurde, wo sich zur Heidenzeit ein Flnsbild erhoben hatte. Auch wurden von den christlichen Bekehrern die alten Götter und zwar die großen männlichen auf das Schreckbild des Teufels übertragen. Die Verehrung der weiblichen wurde in den Marienkultus übergeführt. So fand sich an Stelle des Sinwabildes bei Bschieptau in katholischen Zeiten ein Marienbild. Überreste des weiblichen Priestertums der Wenden sind noch heute das Hexenwesen und die Spinnstuben.

Ewald Müller.

Ein wendisches Kindtauffest.

Obgleich in dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität im allgemeinen die Kultur sich schneller verbreitet als bisher und selbst bis zu den entlegensten Ortschaften getragen wird, so entfaltet sie in auffallender Weise in den echt wendischen Gebieten doch nur ganz allmählich ihr siegreiches Banner. Kulturträger ist hier seit Jahrhunderten das Deutschtum, deutsche Sitte und Sprache; aber nur schrittweise bringen diese vor; die von den Vorfahren überlieferte wendische Sprache und Lebensanschauung behaupten sich hartnäckig. Freilich hatten auch die Wenden mehr als irgend ein Volksstamm zäh an dem Althergebrachten, und wenn sie selbst in vielen Gegenden sich zur Annahme der deutschen Sprache bereits bequemt haben, den Sitten und Gebräuchen ihrer Altvordern bleiben sie wohl noch lange Zeit unverbrüchlich treu. Man werfe nur einmal einen Blick auf die Familienfeierlichkeiten der Wenden. Immer erscheinen sie eigenartig und interessant und wesentlich verschieden von den Festen der Deutschen.

So bietet der Verlauf eines wendischen Kindtauffestes, von dem im Nachfolgenden ein Bild entrollt werden soll, mancherlei seltsam anmutende und beachtenswerte Züge. Sind einige Wochen verstrichen, seitdem der neue Weltbürger seinen Einzug in das Haus eines wendischen Ehepaares gehalten hat, so entsendet man die Hebeamme, um die Taufzeugen mündlich zur Feier des Kindtauffestes einzuladen. Die Anzahl der Paten ist verschieden groß und richtet sich meist nach dem Vermögensstande der Eltern; doch wählt man mindestens drei und stets wird eine ungerade Zahl genommen; bei Knaben sind es gewöhnlich mehr männliche, bei Mädchen mehr weibliche Paten. Im Hause werden bereits lange Zeit vorher die umfassendsten Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange und zu guter Verpflegung der Gäste getroffen. Sobald die Paten, die übrigens stets paarweise kommen — bei verheirateten Personen kommt die andere Ehehälfte, bei unverheirateten noch ein beliebiges Familienmitglied mit — eintreffen, heißen die Eltern des Täuflings sie willkommen und bewirten sie mit Bier oder Brantwein, worauf jene dann wortreich ihre Glückwünsche abstatten. Sind sämtliche Paten zur Stelle, so stärkt man sich durch einen gemeinsamen Imbiß zum Gange oder zur Fahrt nach der Kirche. Das Kind liegt während des Kirchganges in einem weiß überzogenen Kopfkissen, das mit bunten Bändern umwunden ist und erst mit einem farbigen, dann mit einem weißen, gestickten Tuche bedeckt wird. In vielen Orten ist es außerdem noch üblich, daß man zu den Eltern beim Weggange spricht: „Einen Heiden gebt Ihr uns, einen Christen werden wir Euch wiederbringen“.

Die Paten schmücken sich zu dem Tauffeste mit ihren besten Gewändern. Die weiblichen Personen, falls sie noch ledig sind, erscheinen dabei in rotem oder blauem Damastrocke mit breitem Seidenbände, in weißer Schürze von Tüll oder Gardinenstoff und eben solchem Halstuche, auf dem noch zwei seidene Bändchen, rot und blau oder auch grün, oder ein Perleneschmuck angeheftet sind. Den Kopf ziert meist der sogenannte „Hupatz“, eine Frauenmütze aus Bändern, Perlen und künstlichen, prächtig glitzernden Ranken zusammengesetzt. Doch wird dieser Kopfsputz gewöhnlich nur dann getragen, wenn die Einsegnung der Mutter zugleich mit der Taufe des Kindes erfolgt; sonst ist das gewöhnliche weiße Kopftuch üblich. Auch nach dem Kirchgange wird der „Hupatz“ mit einem seidenen Tuche vertauscht. Die männlichen Personen erscheinen in dunklem Anzuge, mit Mütze, breitrandigem, weichem Hute oder auch mit dem Cylinder. Sie tragen an der Kopfbedeckung ein Sträußchen mit herabhängenden Seidenbändern in den lebhaftesten Farben. Wer von den weiblichen Gästen Trauer hat, erscheint in grünem Rock mit weißer oder roter Schürze. Ist unter den männlichen Paten ein lediger Bursche, so verehrt ihm eines der Mädchen einen Strauß aus künstlichen Blumen oder ein Tuch, das am Knopfloche des Rockes befestigt wird. Dafür hält er die Spenderin in der Gastwirtschaft des Kirchortes frei, kauft für sie gleichfalls ein Tuch oder auch Badewerk und erlegt außerdem das Opfer in der Kirche. Nach kurzer Rast im Absteigequartier des Kirchortes, der vom Heimort mitunter ziemlich entfernt liegt, schickt man sich zum Gange in das Gotteshaus an.

Die älteste oder die jüngste Patin trägt zuerst den Täufling, darauf der Reihe nach die übrigen Taufzeugen. In der Kirche beim Taufakte selbst übernimmt dieses Ehrenamt bei Mädchen eine Patin, bei Knaben ein Pate. Ist der Taufakt vollzogen, so

werden die mit Geldstücken verschiedener Art gefüllten Patenbriefe, die oft bis zehn Mark enthalten, in das Rissen des neugewonnenen jungen Christen gesteckt. Gewöhnlich bleibt der Patenbrief offen und wird mit einem weißen Faden aus Zwirn und einem solchen aus roter Seide umwickelt. In einzelnen Orten jedoch kennt man die Überreichung von Patenbriefen gar nicht. Die Paten sammeln dort erst am Schluß der Tauffeierlichkeit Geldbeträge, die meist nach den dargebotenen materiellen Genüssen abgewogen werden, so daß, je nachdem die Bewirtung war, auch die Spenden ausfallen. In diesem Falle wird der Mutter des Kindes kein besonderes Geschenk überreicht, was sonst ebenfalls üblich ist. Ist die Wöchnerin in der Kirche zugegen, dann soll sie während der Einsegnung mit dem Fuße an die Altarstufe stoßen, denn dann wird das Kind, wie man glaubt, reich begabt. Auch herrscht die Meinung, wenn man sich beim Gange aus der Kirche beeile, werde das Kind hurtig und eifrig bei aller Arbeit. Gewöhnlich suchen die Taufzeugen auch etwas vom Taufwasser zu erlangen, da ihm allerlei Heilkräfte, besonders gegen Krämpfe, zugeschrieben werden. Nach der Taufhandlung kehrt die Gesellschaft zum Absteigequartier zurück, nimmt abermals Erfrischungen zu sich und besteigt sodann die Wagen, die alle Personen wieder in das Kindtaufhaus zurückbringen. Besonders die Mädchen der Spinnstube, unterstützt durch die Burschen des Dorfes, postieren sich dann am Eingange mit bekränzten Tellern. Die erbeuteten Geldbeträge fließen meist in die Spinntekasse, um gelegentlich, meist zur Fastnachtszeit, Verwendung zu finden. Daheim wird der Mutter das getaufte Kind mit den Worten übergeben: „Einen Heiden gabt Ihr uns, einen Christen bringen wir Euch wieder“. Darauf erhält die Mutter von den Paten mancherlei Geschenke, wie Röcke, Tücher oder Geld, womit auch die übrigen Familienmitglieder bedacht werden, während man den Kindern Zuckerbüten überreicht. Nicht selten wird dem Täufling von den Paten auch gleich ein Kinderwagen geschenkt. Im Spreewalddorfe Leipe herrscht noch die Sitte, daß die Taufgäste gemeinsam nach der kirchlichen Feier durch das Dorf gehen und allen Personen, denen sie begegnen, aus einer Flasche mit süßem und gefärbtem Brantwein einen Trunk bieten. Im Taufhause nehmen nun die Gäste in bunter Reihenfolge an der Tafel Platz. Der Lehrer spricht das Tischgebet. Darauf nimmt jeder Gast sein Taschmesser hervor und schneidet sich ein tüchtiges Stück Brot ab, das er mit Butter bestreicht und mit Kuhkäse belegt. Die Reihenfolge der Speisen bei größeren Kindtauffesten ist fast dieselbe wie bei Hochzeiten. Da die Bratenportionen ungemein groß sind, so wird der reichliche Rest in einem zu diesem Behufe mitgebrachten Topfe, in den natürlich auch andere Speisereste in buntem Durcheinander verschwinden, mit nach Hause genommen. Daß in einzelnen Orten, wo diese Sitte nicht mehr besteht, jeder seinem Magen möglichst viel einzuverleiben bestrebt ist, ist selbstverständlich. Schon hieraus ist ersichtlich, in welchem Umfange die Eltern des Täuflings genötigt sind, sich mit Speise und Trank zu versehen. Dabei dauert das Tauffest meist zwei oder gar drei Tage, und die ganze Dorfgemeinde erhält ihren vollbemessenen Anteil. Werden doch für die draußen unter den Fenstern harrenden Personen Brot und Getränke unter der Bezeichnung „Bescheidenessen“ oder „Schönessen“ hinausgereicht. Meist werden schon am Tage

vor dem Kindtaufste den Paten zwei bis drei Kuchen und eine Quarkbabe in das Haus gesandt. Dafür haben sie aber vorher zum Backen Butter, Milch, Eier und Käse beizusteuern. Am Schluß der Mahlzeit spricht der Lehrer das Dankgebet, und es erfolgt das Absingen des Chorals „Nun danket alle Gott“ mit Begleitung der Musik. Darauf begiebt sich alt und jung in das Wirtshaus, wo es bei Musik und Tanz in der Regel bis spät nach Mitternacht lustig hergeht. Am zweiten Tage in den Vormittagsstunden rufen die Musikanten die Gäste zum Frühstück herbei. Nun tritt der Tanz wieder in seine Rechte, nur vom Mittagbrote gegen vier Uhr nachmittags unterbrochen. Um Mitternacht spielt die Musik: „Gute Nacht, ihr lieben Leute“, was das Signal bildet, daß die Feier nunmehr beendet ist. Nach der letzten Erquickung im gastlichen Hause kehren die Gäste aus dem Dorfe in ihr Heim zurück. Die Fremden bleiben noch über Nacht, und erst am dritten Tage fahren sie, mit Speisen aller Art reich beladen, in die Heimat zurück.

Ewald Müller.

Wendischer Begräbniskultus.

Schon die Wahrsagung bezüglich des bevorstehenden Todes ist reich und mannigfaltig. Fast bis in die heidnische Zeit zurück reicht bei den Wenden die Vorstellung von der Smjertniza. Sie ist die „weiße Frau“, die sich demjenigen Hause zeigt, in dem innerhalb dreier Tage jemand sterben soll. Klopfen, Poltern und Werfen künden ihre Anwesenheit an. Ihr schreibt man auch die Zukunften des Scheidenden zu. Als eine andere Verkünderin des nahen Todes gilt die Gottesklage oder Wehklage, gleichfalls eine weiße Frauengestalt mit langem, herabwallenden Haar, die unter Weinen und Klagen des Abends vor dem Gebäude erscheint, in dem ein Trauerfall sich ereignen wird.

Wie tief und fest der Glaube, dem Menschen sei der Tag des Todes bereits im voraus bestimmt, in der Volksseele wurzelt, dafür mögen folgende Angaben als Belege dienen. So glaubt man, durch einen Blick über die Schulter in die Fenster oder in den Spiegel am heiligen Christabend oder am Sylvesterabend diejenige Person erschauen zu können, deren Leben binnen Jahresfrist ein Ziel gesetzt ist. Ebenso gilt der Tod der Person als gewiß, deren vermitteltst eines umgestülpten Fingerhutes am Sylvesterabend hergestelltes Salzhäufchen am nächsten Morgen eingefallen erscheint oder die in der Neujahrnacht im Gesangbuche beim Aufschlagen auf ein Begräbnislied trifft. Vielsach ist die Ansicht verbreitet, ein unter dem Fenster oder an der Türschwelle wühlender Maulwurf, eine krähende Henne oder ein den Kopf zur Erde wendender heulender Hund, der Holzwurm in den Dielen und in der Wand, die sogenannte Totenuhr, und ein an das Fenster pickendes Käuzchen weise auf einen bevorstehenden Todesfall hin. Fast allgemein nimmt der Wende an, daß der Sterbende sich selbst durch dreimaliges Klopfen am Fenster, oder indem er die Anverwandten beim Namen ruft, abmelde. Man sagt dann: „Es beweist sich“. Zuweilen behauptet man sogar, die Person des Sterbenden selbst dabei vor sich erblickt zu haben.

Eigenartig ist mancher Brauch, dessen sich die Wenden beim Ableben einer Person bedienen. Liegt ein Kranker im Sterben, so bettet man ihn auf frisches

Stroh, über das ein Bettuch gebreitet wird. Gewöhnlich ergeht dann der Ruf an den Geistlichen, dem Abscheidenden das Abendmahl zu reichen. Das Sterben glaubt man der betreffenden Person zu erleichtern, indem man das Kopfkissen plötzlich unter dem Kopfe fortreißt, vielleicht, um damit die Fäden zu zerreißen, die ihn noch an das Diesseits fesseln. Beim eingetretenen Tode öffnet man alle Fenster, um die Seele frei entschweben zu lassen. Dem Gestorbenen müssen sofort die Augen zugedrückt werden, sonst wartet er noch auf eine Person, oder holt jemand nach. Wollen sich die Augen nicht schließen, so legt man entweder Steinchen oder Geldstücke darauf, die dem Toten mit in den Sarg gegeben werden. Man verhängt den Spiegel, damit niemand hineinschaue und in folgedessen sterbe, und hält die Uhr an, daß sie dem Verbliebenen die Ruhe nicht störe. Sie wird auch gestört, wenn man Tränen auf die Leiche oder die Leichentkleider fallen läßt. Überhaupt darf man nicht allzusehr um den Toten weinen und klagen, weil er sonst zeitweise ins Diesseits zurückkehren muß. Zahlreich sind daher die Sagen, wie gestorbene Kinder, mit einem Tränenkrüge in der Hand, der Mutter wieder erscheinen und sie bitten, mit dem Trauern und Weinen aufzuhören. Damit die Leiche keine Furcht und kein Grauen hinterlasse, soll man sie dreimal am großen Zeh zupfen.

Das Ableben des Wirtes oder der Wirtin wird sogleich den Bienen mitgeteilt, indem man die Körbe anhebt oder an diese mit den Worten klopft: „Euer Wirt ist gestorben, ihr werdet bald einen neuen bekommen“. Oft geschieht dies auch erst, wenn die Leiche hinausgetragen wird, sonst gehen, wie man glaubt, die Bienenvölker noch in demselben Jahre ein. Auch das Vieh in den Ställen wird aufgejagt, damit es vom Scheiden des Wirtes vernehme. Die Haustiere bilden eben ein Glied im heimischen Lebenskreise, nehmen teil am Wohl und Wehe des Hauses, und der gestorbene Hausvater zieht die ihm Zugehörigen mit sich in den Tod, wenn sie nicht von dieser Zugehörigkeit gelöst, mit der Todesanmeldung aus dem Verbande mit dem Gestorbenen entlassen werden. Das bestimmte, laut gesprochene Wort zerrißt eben das geheimnisvolle Band.

Die Benachrichtigung von einem Todesfalle und die Bitte um Beteiligung am Begräbnis besorgt in der Gemeinde gewöhnlich die Leichenwäscherin, zuweilen auch ein Auserwählter des Verstorbenen. Früher geschah diese Mitteilung durch das Krummholz oder die Kulla, woran ein Zettel geheftet war; in einzelnen Dörfern wird diese Bekanntmachung noch jetzt durch den Gemeinbediener besorgt. Ist der Tote von der Leichenwäscherin gereinigt, was sofort nach dem Ableben geschieht, so wird das Leichenwasser unter den Fliederstrauch oder an einen Ort gegossen, über den niemand schreiten kann, damit er nicht die Krankheit des Verstorbenen bekomme. Darauf legt man den Toten, oft nur mit dem Sterbehemd bekleidet, die Füße nach der Thür gerichtet, auf ein langes Brett, worauf er bis zur Ankunft des Sarges verbleibt. Dieser wird im allgemeinen bei älteren Personen schwarz, bei jüngeren gelb, bei Kindern oder Jungfrauen weiß angestrichen. Man stellt ihn auf Stühle oder Bänke, legt die Leiche hinein und bedeckt sie mit einem großen Leichentuche, wozu nicht selten das weiße Begräbnistuch benutzt wird, in das die wendischen Frauen während des Ganges zum Grabe in einzelnen Orten sich noch

einhüllen. Während der drei Tage, in denen die Leiche im Hause bleibt, ruht jegliche Arbeit im Gehöft und auf dem Felde. Allenthalben herrscht die größte Stille. Höchstens wird sie vom Gesang geistlicher Lieder unterbrochen, die die Trauernden selbst zu ihrem Troste singen oder die ihnen von den Mädchen der Dorffspinnte, besonders am „stillen Abend“ vor dem Begräbnis gesungen werden. Schon am ersten Abende sprechen Nachbarn, Anverwandte und Freunde den Leidtragenden ihre Teilnahme aus. In der Nacht löst man sich in der Wache bei der Leiche ab und läßt beständig Licht bei dem Toten brennen, damit seine Seele nicht im Finstern zu wandeln brauche.

Am Tage vor dem Begräbnis wird „zur Seele“ geläutet, und zwar beginnt das Geläut beim Tode eines Kindes mit der kleinen, beim Tode einer jugendlichen Person mit der mittleren, beim Ableben eines Greises mit der großen Glocke. Schlägt die Uhr während des Läutens, so glaubt man, aus der Familie des Verstorbenen werde bald einer weiteren Person die letzte Stunde schlagen. Bevor der Sarg geschlossen wird, gibt man dem Toten noch mancherlei Dinge mit, die ihm im Leben lieb waren, oder die er offenbar zur Einklehr in das Jenseits braucht. So legt man noch hier und dort der Leiche ein Geldstück in die Hand oder in den Mund; unzweifelhaft soll dies ein Fährgeld zur Überfahrt oder ein Eintrittsgeld in jene andere Welt bedeuten. Die Zipfel der Kleider und die Ecken der Tücher werden an der Leiche mit Nadeln festgesteckt; denn wenn der Tote etwas davon in den Mund bekommt, kaut er daran und zwar so lange, bis die Anverwandten ihm ins Grab folgen.

Unmittelbar vor der Begräbnisfeierlichkeit versammeln sich die Begleiter der Leiche vor dem Trauerhause, wo sie mit Bier oder Branntwein bewirtet werden, während die nächsten Anverwandten einen Imbiß in der Stube zu sich nehmen. Ehe man die Leiche fortträgt, wird entweder im Zimmer oder auf dem Hofe, wo dann der Sarg niedergelassen wird, ein Bibelabschnitt vom Lehrer gelesen, oder der Geistliche hält eine kurze Ansprache. Die Stühle oder Bänke, auf denen der Sarg stand, werden beim Hinausschaffen der Leiche sofort umgeworfen, damit nicht in demselben Jahre eine zweite Person im Hause sterbe. Die Stuben kehrt man mit dem Besen aus; denn es muß das Haus von allem gereinigt werden, was von dem Toten etwas an sich haben könnte. Ist der Friedhof im selben Dorfe, so wird die Leiche von den Trägern, die beim Tode verheirateter Personen Chemannen, sonst aber junge Burschen sind, vom Trauerhause aus nach dem Grabe geschafft. Im anderen Falle befördert man den Sarg auf einem Leiterwagen zum Kirchhofe, und erst vom Tore des Friedhofes ab walten die Träger ihres Amtes. In einzelnen Orten müssen der Reihe nach bestimmte Häuser die Träger stellen; in anderen Dörfern hingegen kommt auch hierbei der bei den Wenden tief eingewurzelte Kastengeist zur Geltung, da Bauern, Kossäten und Büdner nur von ihresgleichen getragen werden. Hat der Tod eine unverheiratete Person dahingerafft, so sammeln die jungen Männer Geld, um die Kosten der Trauermusik bestreiten zu können. Die Mädchen kommen für die Begleitung eines zweiten Geistlichen auf, sorgen für die Herstellung einer Ehrenpforte am Kirchhofstor und eine reiche Ausschmückung des Sarges. Als Hauptzierde gelten Kronen aus künstlichen Blumen, die man beim Begräbnis auf

einem Sammetkissen trägt. Eine von ihnen wird meist als Symbol der ewigen Krone auf dem Grabe belassen, oder man bringt sie unter Glas und Rahmen und weist ihr einen Platz an der Wand in der Kirche an. Einen eigentümlichen Eindruck rufen die in manchen Orten anlässlich eines Todesfalles gegen Bezahlung herbeigerufenen Klageweiber hervor, die mit lautem Klagen und Weinen besonders das Hinaustragen des Sarges aus dem Hause und das Versenken in die Gruft begleiten.

Eigenartig und auffallend ist die Tracht, die die Wenden in einzelnen Ortschaften beim Begräbnis anlegen. Dies gilt weniger von den männlichen Personen; denn diese unterscheiden sich in ihrem dunklen Traueranzuge fast gar nicht von den deutschen Landbewohnern. Nur gehen die nächsten Leidtragenden beim Leichenzuge entblößten Hauptes, den Hut in der Hand. Die Träger sind, wenn sie ein Kind oder eine jugendliche Person zum Friedhofe bringen, an den Ärmeln mit einer Ranke aus künstlichen weißen Blumen und grünen Blättern, außerdem noch mit einem Sträußchen und daran befestigtem, weiß-grünem oder blauem Schleifchen an der linken Brustseite geschmückt. Die weiblichen Personen bieten eine geradezu auffallende Erscheinung. Vom Kopf bis zu den Füßen sind die nächsten Leidtragenden in ein oder zwei weiße Binnentücher eingehüllt, aus denen sie nur das Gesicht hervorblicken lassen. Oft sind diese Begräbnistücher von ausgesuchter Feinheit und Eleganz, mit Figuren geschmückt, die Christus, die Mutter Maria, Engel und Kirchen darstellen und eingewirkte Bibelsprüche enthalten. Die übrigen Frauen gehen in schwarzem Rocke, schwarzer Jacke, weißen oder schwarzen Strümpfen, weißem Hals- oder Kopftuche oder der Mütze. Dem weißen Kopftuche der Leidtragenden fehlt jedoch jegliche Spitze und Verzierung. In den Händen tragen sie gewöhnlich ein zusammengelegtes weißes Tuch und ein paar duftende Kräuter. In der späteren Trauerzeit wird das Weiß in der Kopf-, Hals- und Fußbekleidung durch Schwarz ersetzt. Schließlich wechselt der schwarze Rock mit dem grünen, dem Zeichen für die Halbtrauer, bis nach Jahresfrist oder früher die allgemein übliche Tracht wieder zur Geltung gelangt.

Unter Gesang und Glockengeläut bringt man den Sarg zum Grabe. Ist er in die Gruft gesenkt, so segnet der Geistliche die Leiche ein, und von den Leidtragenden und Freunden des Toten werden drei Handvoll Erde in die Gruft geworfen. Nach der Beerdigung erfolgt die Trauerrede in der Kirche, und es wird das „Gute Nacht“, „dobra noc“, gesungen. Darauf gehen die Anverwandten, zuerst die Männer, dann die Frauen, um das Grab, knien nieder und beten beim Schlagen der Betglocke ein Vaterunser. Hierbei soll man sich hüten, daß man nichts in die Gruft hineinfallen läßt, sonst wird man selbst bald in das Grab gelegt. Den Grabhügel schmückt man mit einem einfachen Stabe, an dem eine kleine Tafel, die Namen, Geburts- und Sterbetag des Toten angibt oder eine Kugel aus farbigem, silbernem oder goldenem Spiegelglase angebracht ist, oder durch ein kleines Holzkreuz, dessen seitliche Flügel mit dem oberen Teile durch zwei dachartige Brettchen verbunden sind. Vereinzelt finden sich auch Kreuze von Eisen oder Steindenkmäler vor.

Dem Leichenbegängnisse folgt im Trauerhause oder im fremden Orte in einer Gastwirtschaft der Leichenschmaus, zweifellos ein Nachklang der alten Totenopfer.

Der Geistliche oder Lehrer gedenkt noch einmal in kurzer Rede des Entschlafenen und tröstet die Hinterbliebenen, wobei er alle, ebenso die Paten, Freunde und Nachbarn besonders mit Namen erwähnt. Erst hiermit findet die ernste Feierlichkeit ihren Abschluß.

Ewald Müller.

Die Wendenkönige in Geschichte und Sage.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß in dem zusammengeschmolzenen, kargen Reste des einst so mächtigen Volksstammes der Wenden, der Winidaram natio populosa, sich im Laufe der Jahrhunderte fast alle wirklichen historischen Erinnerungen verwischt haben und daß bei dem heutigen Wendenvolke Nachrichten aus der ferneren Vergangenheit fast gänzlich fehlen. Selbst die wirklich vorhandenen, vereinzelt Überlieferungen entbehren meist der glaubwürdigen Bestätigung, und wo man ihnen begegnet, hat man sie zum großen Teile als allmählich in das Volk gedrungene literarische Nachrichten aufzufassen, die volkstümliches Gepräge angenommen haben. Am auffallendsten muß es erscheinen, daß die Geschichte des Wendenvolkes äußerst spärliche Nachrichten über die früheren Stammesherrscher, Häuptlinge, Fürsten und Könige, aufzuweisen hat, obschon die volle 300 Jahre andauernden, zur Zeit Karls des Großen beginnenden Kämpfe des Christentums mit dem Heidentume und deutscher mit slavischer Nationalität sicher manchem Heerführer dieses slavischen Stammes Namen und Bedeutung verliehen haben. So tritt man denn einerseits für die Existenz der wendischen Könige ein, andererseits verweist man sie in das Gebiet der Mythe. Und doch dürfte beiden Annahmen insofern Glauben beizumessen sein, als man nur gewisse Gegenden und Örtlichkeiten dabei im Auge behalten mußte. Obschon in der Geschichte der Wenden an der Oder und Elbe noch eher Könige historisch nachweisbar sind, scheint der Wendenkönig in der Lausitz, besonders im Spreewalde, eine fast rein mythische Gestalt zu sein. Hier weiß der Volksmund auch nichts von Königen der Wenden zu berichten, sondern nur vom „Wendenkönige“ und zumeist vom letzten. In der „Domagischer Pflege“ herrschte angeblich der Wendenkönig Semil, gegen den Karl der Große im Jahre 805 zwei seiner Söhne mit großer Heeresmacht gesandt haben soll, während die Franken 820 mit Vidnit, dem Könige der Ostwenden, kämpften. Durch Ludwig wurden im Jahre 823 in der Bendei innere Streitigkeiten geschlichtet und darauf den beiden Söhnen des Königs Ljubh die Regentschaft bestätigt. Später werden Ratyslaw, Eziscibor, Tugol, Mestywoj und Rasticlo genannt, welcher letzteren Markgraf Dachulz 848 als Aufrehrer hinrichten ließ. Unter der Zahl der dreißig Wendenfürsten, die Markgraf Gero 939 bei einem Festmahle töten ließ, sollen sich gleichfalls Stammeskönige befunden haben. Als letzter König der Elbenden machte Przhibislaw von sich reden, der im Jahre 1170 gezwungen wurde, das Christentum anzunehmen und sein Volk unter deutsche Botmäßigkeit zu stellen. Im Jahre 1298 wird gleichfalls ein Wendenkönig erwähnt. Dieser soll seinen Tod in den Flammen gefunden haben, aus denen er edelmütig Anna, die Tochter seines einstigen Stammesgenossen, des Ritters von Buttlitz, rettete. Sogar 1548 tauchte ein wendischer König auf. Als Franz von Winkwitz seinen

wendischen Untertanen in Ucker gewisse unliebsame Dienste auferlegte, sträubten sie sich dagegen und wählten sich einen eigenen König. Über diese Angelegenheit lieferte Franz von Minckwitz an den Statthalter der Niederlausitz einen längeren Bericht ein, in dem es unter anderem heißt: „Ich habe inn die Schaffe abspänden lassen, vermeint sie dadurch je in Gehorsam zu bringen, hat alles nichts helfen wollen, sondern hat sich einer unter ihnen aufgeworfen, welcher sich den Nahmen Kayser und ein ander König gegeben und berathschlaget, sie sollten alle für einen Mann stan, und eine Rede führen, sie wollten je einen losen Edelmann zurechtbringen. Darzu sich der, so zum König erwählet worden, hören lan, er wolle mich schon zurecht bringen, daß ich ihn holden müsse“. Und noch bis in die neueste Zeit erhielt sich, sowohl unter dem Volke, als auch bei wendischen Schriftstellern der Glaube, daß die Wenden, wiewohl unterdrückt und um ihre alte Freiheit und ihr nationales Recht gebracht, wenn auch zum Deutschen Reiche zugezogen, doch bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Könige aus ihrer alten Königsfamilie beibehalten haben. So erzählt ein fleißiger und ernst zu nehmender wendischer Schriftsteller, der Pfarrer Zentisch, der sich eingehend mit der Verfolgung dieser Mythenbildung beschäftigt, daß die Niederlausitzer Wenden um Lübbenau herum im Spreewalde bis zu dieser Stunde ihrem Könige aus der alten Herrscherfamilie treu anhängen und sich seinen Befehlen in ihren besonderen wendischen Angelegenheiten unterwerfen, wiewohl sie in allen äußerlichen staatlichen Dingen dem deutschen Landesfürsten Gehorsam leisten, ihre Steuern treu und richtig zahlen und ihre Pflicht erfüllen. Ihr König sei aber unter den Bauersleuten schwer ausfindig zu machen, da er in seiner äußeren Erscheinung gleichfalls ein Bauer sei. So soll schon Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, wie Professor Jakob Toll in seinen Reisebriefen berichtet, diesem im Verborgenen waltenden König haben eifrig nachforschen lassen. Einst sei ihm auch ein kräftiger und schöner Wendenjüngling vorgeführt und als ihr König bezeichnet worden. Ein alter Bauer aber, der den Verrat merkte, habe den jungen Menschen zornig angeredet, ihn mit dem Stocke geschlagen und fortgetrieben. Dadurch sollen die weiteren Nachforschungen des Kurfürsten vereitelt worden sein. Noch heute ist man vielfach der Meinung, daß sich Nachkommen der wendischen Königsfamilie in weiblicher Linie in dem jetzt germanisierten Dörfchen Raminchen vorfinden und den Glauben an ihre fürstliche Abkunft behaupten. Und doch weiß man, daß der Wende ein guter Patriot ist, dem pan-slavistische Ideen stets fremd geblieben sind, der vielmehr seinen bramborski krol, König von Brandenburg, über alles liebt.

Je ärmer in den jetzt noch wendischen Landesteilen die historischen Nachrichten über die Wendenkönige sind, desto reicher sprudelt im Gebiete des Spreewaldes der Born der fast ganz vom historischen losgelösten Sage. Ihren Ursprung mögen diese Sagen zum großen Teile der durch zahlreiche archäologische Funde genährten Phantasie des Volkes verdanken. Einzelne ehrwürdige Rundwälle, wie der Schloßberg bei Burg und der Brahmoer Schloßberg, wo wertvolle Fundstücke ans Licht gefördert wurden, die auf ehemalige vornehme Eigentümer hinzuweisen scheinen, ließen hier die Residenz des Wendenkönigs und wohl auch sein Grab vermuten. Über die Erbauung der Wendenburg auf dem Schloßberge bei Burg berichtet die Sage, daß zur Zeit

Geros ein Wendenfürst mit Namen Gziscibor nach Zerstörung seiner Burg auf der Landeskronen bei Görlitz sich nach dem Spreewalde geflüchtet habe. Von den Trümmern seiner Feste aus sei er bis an die Ufer der Spree gewandert, habe sich dort auf ein aus Weidenruten zusammengeflochtenes Floß gesetzt, sei den Fluß hinabgeschwommen und wohlbehalten in der Niederlausitz angelangt. Hier erbaute er das Schloß zu Burg und herrschte über die Niederlausitzer Wenden als König, der Botmäßigkeit der Deutschen in dem unzugänglichen Spreewalde sich entziehend und ihren Waffen trotzend. Die Zahl der auf den letzten wendischen König bezüglichen Schloßbergjagen ist ungemein groß. Freilich ist die Gestalt des Wendenherrschers in dem ihn umgebenden Sagenkranze eine vielfach wechselnde. Nach den zahlreichen von Wilibald von Schulenburg und Dr. Edmund Beckenstedt gesammelten wendischen Sagen wird der Wendenkönig bald als Räuberhauptmann hingestellt, der mit seiner heugeriegigen Schar die weitere Umgebung gefährdete und unermessliche Reichtümer zusammenbrachte, bald heißt es, daß er mit dem Bösen im Bunde stand und ihm die Erbauung eines Schlosses im Innern des Hügels verdankte, bald, daß er in seiner Burg über der Erde residierte, den Pferden die Hufeisen verkehrt aufschlug, damit man keine Kenntnis von der Richtung seines Ausritts habe, und daß er vermittels einer ledernen Brücke zum Auf- und Niederrollen über Sumpf und Wasser gelangen konnte. Die Zerstörung des Wenden Schlosses aber sei nach einigen durch den Teufel, der es in den Erdboden versenkte, nach anderen durch feindlichen Überfall, wieder nach anderen durch Feuer erfolgt. Noch heute bezeichnet man die muldenartige innere Vertiefung des Schloßberges als die Stelle, wo das Schloß des wendischen Königs versunken sein soll. Im Innern des Hügelwalles aber ruhe der König in einem silbernen Sarge. „Auch hat kein Mensch erfahren, wo er geblieben ist“, heißt es in einer anderen Sage. So nimmt der Wendenkönig ein Ende ganz wie Dietrich von Bern in der deutschen Heldensage, von dem gleichfalls niemand berichten konnte, was aus ihm geworden sei. Offenbar ist der wendische König für den Spreewald nur eine allgemeine unbestimmte Sagen-gestalt und keineswegs eine historische Persönlichkeit. Hat er doch keine geschichtlichen Spuren hinterlassen. Sicherlich ist die Bezeichnung „wendischer König“ in der Lausitz überhaupt erst aufgetreten, als die wendische Herrschaft vorüber war. Wechselt doch mit den geschichtlichen Anschauungen im Volke die Bezeichnung und zeitgemäße Färbung. Wie nach dem Dreißigjährigen Kriege die Benennung „schwedisch“, nach dem letzten Kriege mit Frankreich „französisch“ für vielerlei Dinge üblich wurde, so mag auch in jener Zeit, wo die Erinnerung an die Wenden noch eine lebhafte war, mancherlei als „wendisch“ bezeichnet worden sein. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Wenden erst von den Deutschen den „wendischen König“ als Sagen-gestalt gerade mit diesem Namen überkommen haben, wie überhaupt in Überlieferungen und noch gegenwärtig die allgemeine Bezeichnung Wenden-schlacht, Wendenkirchhof gebräuchlich ist, wobei die Begriffe wendisch und heidnisch als völlig identisch aufzufassen sind.

Ewald Müller.





Die Volksmythen der Wenden.



Im die Mitte des sechsten Jahrhunderts n. Chr. drängten slavische Völkerschaften aus ihren alten Wohnsitzen im inneren Rußland und in den Donauländern nach Westen vor und nahmen neue Wohnsitze in den Ländern zwischen Elbe, Oder und Weichsel ein, die von den Germanen in der Völkerwanderung verlassen worden waren. Die Zustände im fränkischen Reiche, das durch blutige innere Kriege zerrüttet war, erleichterten ihr immer weiteres Vordringen nach dem Westen Deutschlands, und nicht unansehnliche Reste germanischer Bevölkerung wurden mit dem Slaventum verschmolzen. Im siebenten und achten Jahrhundert finden sich slavische Siedelungen bis nach Ober- und Unterfranken vor, ebenso im Thüringer Walde, an der Unstrut und Ohre, in Hannover, bis Hamburg, Kiel und Holstein hinauf. Unter Karl dem Großen noch bildeten der Böhmer Wald, die Saale und die Elbe bis Lauenburg die Grenze zwischen Deutschen und Slaven.

Unter diesen alten Slavenvölkern in Deutschland, die man mit dem gemeinsamen Namen „Wenden“ bezeichnet, unterscheidet die Wissenschaft zwei Stammesgruppen: die Sorben und die Polaben (d. h. Elbanwohner). Die Sorben, deren Reste die jetzigen Lausitzer Wenden sind, wohnten im Osten bis an den Bober, im Westen bis an die Saale, im Süden bis an die Lausitzer Berge und bis an das Erzgebirge, im Norden bis an die Sumpfniederungen der Spree und Havel, also etwa bis zum Parallelkreis von Berlin; die Polaben oder Lechiten, die jetzt gänzlich ausgestorben sind und deren Sprache dem Kassubischen nahe verwandt war, hatten ihre Wohnsitze nördlich vom Parallelkreis von Berlin zwischen Weichsel und Oder, bis Bremen, Hamburg, in dem nördlichen Holstein, in Pommern und Rügen. Beide Völkerstämme gehören zu den Westslaven und unterscheiden sich in ihren Sprachdialekten insofern, als die Sorben zu der tschechischen, die Polaben zu der polnischen Abtheilung des Slavischen gehören.

Während die polabischen oder lechitischen Stämme in ihren letzten Resten, die sich im hannoverschen Wendenlande bei Lüchow, Dannenberg und Hitzacker befanden,

um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts verschwunden sind und nur wenige unvollkommene Sprachdenkmäler von ihnen uns erhalten geblieben sind, hat sich das Sorbentum in der Ober- und Niederlausitz trotz aller Ungunst der Verhältnisse lebenskräftig erwiesen. Das jetzige wendische Sprachgebiet beschränkt sich auf ein Viereck, das etwa im Westen von Bischofswerda bis Lübbenau, im Osten von Löbau in Sachsen bis Peitz geht. Es gliedert sich in zwei ziemlich stark von einander abweichende Dialekte, in den oberlausitzisch-wendischen und in den niederlausitzisch-wendischen Dialekt, deren Grenze durch eine Linie von Senftenberg über Spremberg nach Muskau gebildet wird. Die Zahl der Wenden beträgt jetzt etwa 150 000, die bis auf 12 000 katholische Wenden in der Ramenzer Gegend evangelischen Bekenntnisses sind. Zwei Drittel der Wenden wohnen in Preußen, ein Drittel im Königreich Sachsen. Die im Verhältnis zu der Größe des Volkes reiche wendische Literatur zeugt von dem Lebensmuth und der Lebenskraft, die sich in den letzten Resten dieses einst den größten Theil Deutschlands einnehmenden slavischen Volkes erhalten haben. Eigenart in Sitten und Gebräuchen, mythische und abergläubische Vorstellungen haben sich in reichster Menge aus alter Väter Tagen bis in die Neuzeit erhalten; manches davon mag von den Wenden aus ihren Ursitzen im Osten Europas nach Deutschlands Gauen übertragen worden sein. Gerade die mythischen Anschauungen der Wenden weisen vielfach Übereinstimmungen mit denen der Tschechen, Polen, Russen, Slowaken auf.

Im alten Seelenglauben der Vorfahren wurzelt eine Reihe von mythischen Wesen. Unter ihnen, die in das Leben des Menschen bestimmend, sei es zum Glück oder zum Unglück, in freundlicher oder feindlicher Weise eingreifen, sei an erster Stelle der Kobold genannt. (An Stelle der dem Volke geläufigen wendischen Namen sind hier die deutschen, dem Sinne und der Sache entsprechenden Bezeichnungen gewählt und wo deutsche Namen fehlen, die wendischen eingesetzt.) Der Kobold ist ein Hausgeist und erscheint in der Gestalt des Hahnes, des Drachen, der Schlange, des Käfers. Zumeist aber hat er menschliche Gestalt: kleine Figur, langen Bart, bekleidet mit rotem Rock und rotem Mützchen. Er hält sich in der Stube, im Stalle und an anderen Orten auf. In der Stube liebt er die „Hölle“, den Raum hinter dem Ofen, wie überhaupt die Hausgeister bei den indoeuropäischen Völkern gern in Verbindung mit dem Ofen stehen. Er hilft den Menschen bei der Arbeit, gibt den Pferden Futter, reinigt sie, schneidet Häcksel; er trägt aber auch den Menschen Gold zu, damit sie nicht Noth leiden, ähnlich dem niederdeutschen Alabatermännchen.

Dem Kobold sehr nahe verwandt ist der Drache, der im Volksleben eine große Rolle spielt und selbständig als besonderes Wesen auftritt, im Grunde genommen aber nur der Kobold in Drachengestalt ist. Man unterscheidet einen Golddrachen, Getreidedrachen, Milchdrachen und Quarkdrachen. Was der Drache bringt, ist gestohlene Gut, und wer die von ihm gebrachten Sachen annimmt, hat einen schweren Tod zu befürchten, denn das Gewissen drückt ihn. Wenn jemand den Drachen fliegen sieht und von ihm etwas haben will, so muß er ihm zurufen: steh, halt an. Doch ist es gefährlich, im Freien den Drachen anzuhalten; man tut gut, unter ein

Dach zu treten und ihm von da zuzurufen. Die Gestalt des Drachen ist die einer geflügelten Schlange, eines Huhnes und zumeist einer glühenden Kugel mit langem, hellem Schweif. Der Golddrache hat einen roten, der Getreidebrache einen blauen Schweif. In das Haus fliegt der Drache durch die Esse; er hält sich auf dem Oberboden oder in der Stube hinter dem Ofen auf und will mit Milch, Milchreis und Quarkschnitten gefüttert sein. Im allgemeinen gilt er als unreiner, unsauberer Geist. Wird er vom Menschen vernachlässigt oder geärgert, so zündet er ihm wohl aus Rache das Haus an.

Wie kommt man nun zum Drachen? Tritt dem Menschen, besonders am Abend, ein nasses Huhn in den Weg, so setzt er es in die Stube und wird bald am zunehmenden Wohlstande merken, daß er in dem Huhne einen Drachen hat. Auch am Kreuzwege kann man um Mitternacht des Drachen habhaft werden, doch gehört Mut dazu, und niemand darf sich abschrecken lassen, was auch dabei geschehen mag. Will man den Drachen los sein, so muß er von jemand freiwillig gekauft werden; das geschieht dadurch, daß man jemand einen sogenannten „Hecktaler“ unter dem Werte abgibt; dann merkt der Käufer, um was es sich handelt, und nimmt den Drachen an sich.

Zweifellos ist der Drache nichts anderes als die Personifikation des Blüthes, der Meteore, überhaupt aller leuchtenden Erscheinungen, die dem Menschen unerklärlich waren. Der Neid über den Wohlstand und die Arbeitsfreudigkeit des Mitmenschen läßt den Glauben an den Drachen wachsen.

Zu den Hausgeistern gehört auch ein dem Wendenvolke ganz besonders eigentümliches dämonisches Wesen; die Boża kosc, d. i. Gottesklage, Wehklage, auch Boze hedleszko genannt, ein Familien- oder auch Ortsgenius. Die Wehklage erscheint als Kind mit aufgelöstem, sehr langem Haar, bekleidet mit kurzem, reinem Hemdchen. Man kann sie nur sehr selten sehen; meist vernimmt man nur ihr Weinen und Klagen, das wie das Weinen eines Kindes klingt. Wo man das Wehklagen gehört hat, geschieht bald darauf ein Unglück. Daher gilt die Wehklage für einen guten Geist, der vor kommendem Unfall warnt, sich über der Menschen Unglück betrübt und seine Teilnahme ausdrückt. Niemals aber ist die Wehklage selbst Ursache des Unglücks. Sie zeigt Todesfälle, Pest, Wasser- und Feuersnot, Unfälle im Stalle, Mord an. Man kann die Wehklage befragen, doch ist ihre Antwort dunkel, unklar, rätselhaft. Auch dieser Schutzgeist wohnt im Hause in der Nähe des Ofens oder im Ofen, selbst auf dem Feuerherde. Auch als weiße Taube will man die Wehklage gesehen haben. Mitunter, erzählt man, klage sie an Stellen, wo ein schweres Verbrechen geschehen oder dessen Opfer begraben ist.

Zu den Kobolden gehören die Lutken und Däumlinge. Die Lutken sind kleine Leute, in der Größe eines zehnjährigen Kindes oder noch kleiner, so daß sie im Stande sind auf dem Ofen zu tanzen und im Backofen zu dreschen; ihre Hautfarbe ist weiß, nach mancher Anschauung schwarz. Aber bei aller Kleinheit wohnt in ihnen dämonische Kraft und Stärke. Auch sie haben rote Kleidung und rote Mützen, manchmal einen Treppenrock und große Hüte. Eine Art hält sich draußen in der

Erde auf, unter den Sträuchern, in der Heide, in den Hügeln und Bergen, eine andere Art unter den Häusern; doch sind die ersten häufiger. Sie haben die Art und die Eigenschaften der Menschen angenommen, sie sind als Kinder geboren und getauft worden, leben in der Ehe und sind sterblich. Angeblich sollen sie ihre Toten verbrennen und die Reste in Aschenurnen aufbewahren. Doch ist diese Nachricht mit großer Vorsicht aufzunehmen, da sie jedenfalls erst der neueren Zeit entstammt. Als das Volk sich das häufige Vorkommen der Urnen in alten Gräbern nicht zu erklären wußte, schob man deren Entstehung den Lutken zu. Man sieht hieraus, wie mythische Vorstellungen im Volke sich immer noch weiter ausbilden. Unter der Erde haben sich die Lutken eine vollständige Wirtschaft eingerichtet: sie kochen in irdenen Töpfen, backen Brot im Backofen, machen Butter. Kommen sie zu den Menschen, um sich Geschirr zu borgen, so bringen sie dafür Buttermilch und Brot, auch Bier mit. Sie säen, sie ernten, aber das Stroh lassen sie stehen.

Eigenartig ist die Sprache der Lutken. Ihre Worte sind positiv und dann negativ gesetzt, was sich im Deutschen schlecht nachahmen läßt; die geschmeidigere wendische Wortbildung ist dafür geeigneter, z. B. Teller, Unteller; Brot, Nichtbrot u. s. w. Sie setzen die Worte bald falsch, bald richtig, so daß ihre Sprache schwer verständlich ist. Die Lutken lieben Tanz, Gesang und Musik, und als Musikanten beteiligen sie sich gern an der Menschen Vergnügungen. Vor ihnen unbekannten Menschen, vor großen Leuten und vor Hunden haben sie Furcht. Wenn sie zu den Menschen kommen, so geschieht dies abends oder nachts, doch auch mittags zwölf Uhr; das ist ein Hinweis auf ihre dämonische Natur, denn die Mittagsstunde verleiht nach den Anschauungen des Volkes den Dämonen ebenso Kraft und Macht wie die Mitternachtsstunde. Wenn ihnen jemand nicht zu will ist oder sich über sie lustig macht, so wissen sie sich zu rächen. Eine Mutter lachte über die Kleinheit der Lutken, und zur Strafe blieb ihre Tochter ebenso klein. Auch eine Nebelkappe können sich die Lutken aufsetzen und sich dadurch unsichtbar machen. Sie haben Glöckchen, die lieblich klingen, doch vermögen sie den starken Ton der Glocken nicht zu ertragen.

Die Lutken der Wenden haben viel Gemeinsames mit den deutschen Zwergen, den Unterirdischen, den Heinzelmännchen, Erdmännchen u. a. Wie erklärt sich das Volk die Entstehung und Herkunft der Lutken? Einmal sagt man: die Lutken waren die ersten Bewohner der Lausitz, die hier vor der Ankunft der Wenden wohnten; dann aber begegnet man der sichtlich unter dem Einfluß des Christentums entstandenen Erklärung: die Lutken sind die bösen Engel. Als diese aus dem Himmel gestoßen wurden, fielen einige ins Wasser, das sind die Wassermänner; andere fielen auf die Erde, das sind die Lutken und die Irrlichter. Möglich ist wohl, daß sich in der Vorstellung von den Lutken ein historischer Kern, eine uralte Erinnerung an ein Volk nichtwendischen Stammes birgt. Hat sich doch auch der Glaube an die Lutken weiter ausgebildet in die Vorstellungen von den schlafenden Ritzern. Sie wurzeln in dem lebendigen Glauben unserer Vorfahren an ein Fortleben der Seele der Verstorbenen in den Bergen.

Die Sage von den schlafenden Rittern findet sich in verschiedener Gestalt bei fast allen europäischen Völkern. Die Ritter schlafen in den Bergen unter der Erde und warten der Zeit, in der sie aus ihrem Versteck hervorgehen werden, um für eine gute Sache des Volkes zu kämpfen und ihr zum Siege zu verhelfen. Solche Sagen erzählt das wendische Volk vom Thronberg bei Bauzen, vom Stromberg bei Weißenberg, von den Hahnebergen bei Neuoppitz an der sächsisch-preussischen Grenze, von Nardt bei Hoyerwerda.

Aber nicht allein das Haus, auch die Natur hat ihre Geister und Wesen. Der Urmenſch betrachtete die Pflanzen als mit besonderer Seele ausgestattet, und wie die Griechen an Dryaden, Nymphen, Faune, Satyrn, Pane glaubten, so kennt auch die wendische Mythologie Wald-, Baum-, Quell-, Fluß- und Feldgeister: Vegetationsgeister.

Die Riesen, die Urbewohner der Erde und Vorgänger der Menschen, waren groß wie die Berge. Ein Riesenweib schaffte in ihrer Schürze Erde herbei und ließ die „Schanzen“ oder Erdwälle entstehen, eines Riesen Tochter, so erzählt die Sage in Schleife bei Muskau, raffte einen auf dem Felde ackernden Bauer mit vier Ochsen und dem Knecht, der die Tiere antrieb, in ihre Schürze und brachte sie dem Vater; er aber hieß die „Würmlein“ sofort dahin tragen, wo sie sie weggenommen hatte. In der Gegend von Muskau erzählt man sich von den graby oder draby, das sind Jünglinge mit Pferdefüßen, die sie aber gut zu verbergen wußten, wenn sie zu den Menschen kamen. Sie wohnten im Walde und erinnern an die Faune und Silbane der Alten. Ihr Leib ist mit grauen Haaren besetzt; sie kommen gern zu den Hirten, um sich mit ihnen am Feuer zu wärmen. Dabei besitzen sie große Stärke, so daß sie ein Pferd sogleich in der Mitte zerreißen können.

Die dziwica, eine Wald- oder Jagdgöttin, ist ein schönes junges weibliches Wesen, das in vornehmer Kleidung, mit einem Geschoß bewaffnet, in den Wäldern umherstreift. Herrliche Jagdhunde bilden ihr Gefolge. Sie zieht mittags oder um Mitternacht bei Vollmond aus, und tote Rehe und Hasen zeugen davon, daß ihre Pfeile getroffen haben. Begegnet sie einem Menschen, so tut sie ihm zwar nichts, aber er wird krank und stirbt in kurzer Zeit. Die Natur gehorcht ihr: die Bäume beugen sich aus ihrem Wege, die Sümpfe trocknen unter ihren Füßen, die Berge erniedrigen sich und Täler erhöhen sich. Sie ist die Herrin des Waldes. Zu unterscheiden von ihr ist das Buschweibchen oder Holzweibchen, das den Holzhauern und Hirten für erwiesene Wohltat gern Laub in die Schürzen füllt, das sich in rotes Gold verwandelt.

Nahe verwandt mit diesen Walddämonen ist die pżipoldnica, die Mittagsfrau, eine Feldgöttin. Sie erscheint im Sommer, mittags bei hellem Sonnenschein, zumeist nur in der Erntezeit. Sie ist eine große, alte Frau in weißer Kleidung mit einer Sichel in der Hand, mitunter trägt sie auch ein Bündel Flachs. Wer ihr begegnet, sieht sich in ihrer Gewalt und vermag sich nicht zu entfernen, bis die Stunde schlägt, in der sie ihre Macht verliert. In der ganzen Zeit fragt sie den Menschen über landwirtschaftliche Dinge aus, meist über Flachsbaum, so daß man genötigt ist, ihr ununterbrochen Rede zu stehen. Durchtriebene Frauen und Mädchen

antworten recht langsam und wiederholen sich, so daß die Mittagsfrau ärgerlich wird und sich entfernt. Diese wie andere böse Geister kann man auch dadurch vertreiben, daß man das Vaterunser rückwärts ohne Anstoß betet. Die Mittagsfrau ist, ähnlich der deutschen Roggenmuhme, dem Kornweib, ein Feldgeist, dem die Überwachung des Feldes, die Förderung des Ackerbaues zufällt.

Abweichend von diesen Geistern ist eine Reihe anderer, die in bestimmender Weise auf das Leben des Menschen Einfluß ausüben. So „die böse Frau“, ein kleines altes häßliches Weib mit einem Buckel, großem Kopf, knochiger Gestalt, kleinen Augen. Sie kriecht in den Keller wie in die Scheuer, in den Stall wie in den Garten; wo sie hinkommt, ist alles verdorben, das Getreide wie das Vieh, die Bäume wie das Hausgerät. Sieht sie auf ein Kind, so wird es krank. Man wird sie nicht eher los, bis sie nicht selbst geht.

Zu den übelsten Erfahrungen, die der Mensch durch dämonische Gewalten machen kann, gehört die Vertauschung eines Kindes mit dem „Wechselbalg“, wie das vertauschte, untergeschobene Kind genannt wird. Ein kleines Kind, etwa bis zum Alter von einem Jahre, darf nie allein in der Stube sein; ganz gefährlich ist es, wenn die Mutter das Wochenkind allein läßt; oder wenn ein betrunkenener Mensch beim Kinde ist; dann kann leicht die Vertauschung stattfinden. Auf alle Fälle ist es gut, zu dem Kinde ein Gesangbuch oder ein Gebetbuch zu legen; dann haben die bösen Geister keine Gewalt über den Säugling. Besonders in der Nacht ist die Gefahr groß, daher soll wenigstens in der ersten Zeit ein Licht brennen. Auch die Mittagszeit ist gefährlich; darum soll die Mutter zu dieser Zeit besonders achtgeben.

Wer schiebt den Wechselbalg unter? Am meisten verbreitet ist die Ansicht, daß der Teufel ihn bringt; er kommt in Gestalt eines schwarzen Hundes oder einer Krähe. Auch eine alte Frau, die aus dem Walde oder aus den Bergen kommt, bringt den Wechselbalg; mitunter auch die Mittagsfrau draußen auf dem Felde; selbst der Wassermann wird als Übeltäter bezeichnet. Den Vorgang der Unterschiebung merkt man nicht; der Teufel bildet einen Strohwiß, eine Strohpuppe, und daraus entsteht der Wechselbalg, oder er schiebt ein aus Lehm gebildetes Kind unter, woraus der Wechselbalg wird. Um die Aufmerksamkeit abzulenken, verursacht er einen Sturm im Hofe oder Lärm im Hause.

Das untergeschobene Kind ist größer als andere Kinder, hat einen großen Kopf und ein blödes Antlitz und ist mit irgend einer Krankheit oder Schwäche behaftet, meist körperlich und geistig leidend, ein Idiot. Es kriecht auf den Tisch, auf den Ofen, ja selbst an den Wänden hinauf; ist alles, was es findet, selbst Frösche und Mäuse. Wird es erzürnt, so wird es sehr böseartig und entwickelt eine übergroße Kraft. Im Alter von etwa zehn bis elf Jahren stirbt es.

Man kann sich des Wechselbalgs entledigen: Zunächst darf die Mutter das vertauschte Kind nicht annehmen und stillen, vielmehr soll sie es mit der Rute von einer Hängebirke so lange schlagen, bis sie ihr rechtmäßiges Kind zurückerhält. Auf das Geschrei und Kreischen des Wechselbalges erscheint die alte Frau mit dem richtigen Kinde und vertauscht es wieder. Doch soll die Mutter bei diesem Vorgange ruhig sein und die Alte nicht stören, sonst läßt sie den Wechselbalg da.

Die Entstehung des Aberglaubens vom Wechselbalge, der übrigens bei fast allen slavischen wie germanischen Völkern verbreitet ist, ist darin zu suchen, daß man sich das Dasein von krankhaft gebildeten, idiotischen und blöden, epileptischen Kindern nicht anders zu erklären wußte, als daß sie von dämonischen Wesen untergeschoben seien.

Überhaupt war die Krankheit dem Urmenschen dadurch erklärlich, daß irgend ein anderer, fremder Geist in den Körper eintritt, der ihn peinigt und aus dem Körper schreit; ja man personifizierte die Krankheit selbst. Mehr noch als das gewöhnliche Übelbefinden beschäftigten das Nachdenken die großen Pestepidemien, in denen die Menschen massenhaft dahinstarben. So kam man dazu, die Pest, sowohl beim Menschen wie beim Vieh, sich als Person vorzustellen und zwar in der Gestalt einer weißgekleideten Frau, die in weißen Nebelwolken über die Erde dahinzieht. Mitunter schleicht sie listiger Weise und heimlich in ein Dorf ein und stiftet Unglück an. Man kann sich gegen die Pestfrau schützen, indem man den Ort mit dreifacher Ackerfurche umzieht, was um Mitternacht durch unbescholtene, nackte Menschen zu geschehen hat, die den Pflug ziehen. So geschah es noch 1602 bei Sorau. Die Pest wohnt unter der Erde, besonders in den Bergen.

Es wird daher nicht zu verwundern sein, daß man auch den Tod als besonderes Wesen ansah. Smjertniza, die Todesgöttin, ist eine blasser, weißgekleidete Frau. Weiß ist die Trauerfarbe der Wenden. Die Todesgöttin wohnt in einer großen Stube, die durch viele Lichter, das sind die Symbole des menschlichen Lebens, erhellt ist; das Haus, in dem sie sich mit ihrem Manne befindet, hat ein Tor, das durch einen Menschenfuß, und eine Tür, die durch einen Menschenarm verriegelt ist. Wem die Todesgöttin sich zeigt, der stirbt binnen drei Tagen. In der Regel sieht der Mensch aber die Todesgöttin nicht, nur das Vieh sieht sie, darum heißt es: Der Hund sieht den Tod und heult; es wird jemand sterben. Wo aber die Todesgöttin an den Menschen herantritt, da hilft kein Mittel; der Mensch muß die Welt verlassen.

Nach dem Tode gelangt die Seele in die Scharen umherziehender Geister, die sich im Wehen des Windes, besonders im Heulen des Sturmes bemerkbar machen. Mit großem Lärm streicht der wilde Jäger oder die wilde Jagd durch die Lüfte. Wenn es draußen heult und stürmt, besonders in den Zwölfnächten, rast Pandietrich, Dytterbjarnat, d. i. Herr Dietrich = Theodorich von Verona, von Vern, der nächtliche Jäger mit seiner Hundemeute durch die Lüfte. Er liebt bestimmte Wege, so vom Czornyboh über die Mönchswaldkette nach dem Hochwald zu. Er sitzt zu Pferde, mitunter ohne Kopf. Wenn man ihn hört, soll man sich auf die Erde legen oder einen Baum umfassen, dann schadet er nicht.

Die Meinung, daß die Sage vom Winddämon ein Überrest der alten Wotansmythen sei, hat man jetzt aufgegeben, da sie sich bei sehr vielen Völkern vorfindet; vielmehr ist sie ein Parallelmithus dazu, selbständig entstanden im Wendenvolke.

Zu mythischen Wesen hat der Wende auch die Irrlichter erhoben, die sich im Frühjahr und zumeist im Herbst bei etwas nebliger Luft auf Wiesen, Sümpfen, an Teichen und Walbrändern zeigen. Die Lausitz, Lutzica, d. i. Sumpfland, bot durch ihre vielen nassen Niederungen zu diesen leuchtenden Erscheinungen vielen

örtlichen Anlaß. Die Irrlichter sind die irrenden Seelen verstorbener Menschen; zu meist sieht man in ihnen die Seelen ungetauft verstorbener Kinder. Ihr Charakter ist gut, bei der Mehrzahl aber bössartig, indem sie den Menschen in die Irre führen, ihn in Sümpfe und ins Wasser locken. Man glaubt auch, daß da, wo Irrlichter spielen, Gold vergraben ist; wer ein Stück Eisen nach ihnen wirft, findet den Schatz.

Das Wasser hat einen besonderen Geist, der im wendischen Volksglauben eine große Rolle spielt: den Wassermann, nykus. Im Wasser lebt eine besondere Seele, die in der Gestalt des Wassermannes oder der Wasserfrau ihr nasses Element verlassen kann. Diese Sagen sind natürlich da häufig zu finden, wo es viel Wasser gibt, also in den Teichgegenden der preussischen Oberlausitz und im Spreewalde. Jeder Teich, jeder Brunnen, jede Mühle hat ihren eigenen Wassergeist, und wo der Wassergeist wohnt, darf man nicht nach Fischen und Krebsen suchen. Der Wassermann ist ein altes, graues Männlein, demnach hat er die Gestalt der Kobolde und Lutken. Er sowohl wie seine Frau und seine Kinder unterscheiden sich in nichts von dem Menschen, so daß mancher mit ihm gesprochen hat, ohne zu wissen, wen er vor sich hatte. Seine Kleidung ist rot, manchmal auch grün; die grüne Farbe ist offenbar das Grün des Wassers, während das Rot den dämonischen Charakter ausdrücken will. Er sitzt häufig am Ufer des Wassers und kämmt sein langes Haar. Zu seinem Vergnügen gehört es, rücklings ins Wasser zu springen. Weit verbreitet ist die Sage, daß der Wassermann in einer Mühle, wo er sich zum Frühstück Fische braten wollte, mit einem Bären zusammentraf. Beide gerieten in Streit, und als der Bär den Wassermann etwas unsanft umarmte, rief dieser laut den Müller zu Hülfe, der den Bären vertrieb. Seitdem fragte der Wassergeist den Müller, so oft er wieder zu ihm kam: Hast Du noch die große häßliche Nage? — Er hilft den Menschen in der Not, wie er auch bei ihnen Hülfe sucht; ja er beteiligt sich bei Vergnügungen, an Bierabenden und beim Spielen; die jungen Wassermänner und Wassermädchen gehen in die Spinnstuben und zu den Tanzvergnügungen; doch dürfen sie ein geliebtes Wesen nicht mit in die Wasserburg, die Wohnung der Eltern im Wasser, nehmen, denn der Vater würde den Menschen (Christen) töten, da er unbarmherzig und rachsüchtig ist, wenn sein Wille nicht befolgt wird. Sein Leben dauert nicht ewig, denn jedes Jahr wird ein Wassermann vom Blitz erschlagen. Daraus ersieht man, daß diese Dämonen einer höheren Macht unterstellt sind, die sie sogar töten kann.

Zum Schluß sei noch auf den weitverbreiteten, viel ausgestalteten Hexenglauben hingewiesen. Die Hexe, Khodota, Kuzarnica, hat die Kraft, ihre Seele auszusenden und dem Mitmenschen wie dem Vieh Schaden zuzufügen. Der Glaube an die den Hexenzauber wie ein Handwerk ausübenden Frauen ist durchaus noch nicht geschwunden, sondern lebt fort und stiftet hie und da großes Argerniß an; besonders die Niederlausitz steht noch stark unter dem Banne des Hexenwahn's.

Woran erkennt man die Hexen? Es gibt alte, doch auch junge Frauen, meist Töchter alter Hexen, die für Hexen gelten. Sie haben rote Augen, und schon ihr Blick ist für Menschen und Vieh schädlich. Legt man einen Knochen auf den Weg, so schreitet die Hexe nicht darüber, sondern umgeht ihn. Hat eine Frau mehr Milch und Butter von den Kühen, als sonst zu erwarten ist, so ist sie eine Hexe. In ihrer

Nähe bläst oft ein starker Wind. Ihre Kraft haben die Hexen vom Teufel, dem sie sich verschrieben haben; dadurch verlieren sie den Glauben an Gott. Der Teufel steht in Gestalt eines schwarzen Ziegenbockes, eines roten Hasen, einer schwarzen Katze, einer Elster, Krähe oder Gule den Hexen bei.

Was treiben die Hexen? Sie nehmen den Kühen die Milch weg und bringen es fertig, daß die Kühe anstatt Milch Blut geben. Sie vermögen den Nutzen fremden Viehes auf ihr eigenes zu übertragen; will die Butter nicht geraten, so ist die Hexe daran schuld; dies vermag schon ihr Blick auf die Arbeit des Butterns, oder ihr Loben des Viehes, oder ihr Vorgen irgend einer Kleinigkeit aus dem Haushalt. Es genügt, daß die Hexe etwas Rehrich aus einem Hause heimlich wegnimmt; dadurch stiftet sie Unheil. Sie selbst aber hat stets schöne Butter und schönes, nutzbringendes Vieh. Kleinen Kindern bringt die Hexe Krankheit oder den Tod, auch dies schon durch ihren Blick oder ihr Loben. Überhaupt liebt der Wende das Loben seitens fremder Personen nicht; lobt man Kinder, so muß man stets hinzufügen z Boha, d. h. durch Gott, z. B. „die Kinder sind durch Gott gesund“; jungen Eheleuten vermag die Hexe Unglück ins Haus zu tragen und Unfrieden zu stiften.

Allgemein ist der Glaube, daß die Hexe ihre Seele aus dem Körper lassen und sie in andere Gestalten wandeln kann, z. B. in Katzen, Hasen, Gänse und besonders in Frösche und Kröten.

Die Macht der Hexen ist am stärksten in der Walpurgisnacht; ebenso am Tage St. Lucia, am 13. Dezember; auch an den Vorabenden der drei großen christlichen Feste, dann in den Zwölfnächten, von Weihnachten bis zu den heiligen drei Königen, und zwar von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang treiben sie ihr Unwesen. In der Walpurgisnacht findet die große Hexenversammlung statt, und bekannt ist das in der Lausitz am Abende vor dem 1. Mai allgemein übliche „Hexenbrennen“, wozu man schon lange vorher alte Besen auffammelt, um sie auf den Hügeln und Anhöhen anzuzünden und mit den brennenden Besen herumzutanzten. An Walpurgis schließt man vor Sonnenuntergang fest die Stalltür und steckt an verschiedenen Stellen im Hofe Reiser der stark riechenden poccpina, d. i. Ahlfirsche an, um die Hexen fern zu halten.

Damit sei die Darstellung der mythischen Wesen des wendischen Volksaberglaubens, die nicht auf Erschöpfung des reichen Stoffes Anspruch machen will, geschlossen. Der Volksmythus führt in die frühesten Zeiten eines Volkes zurück. Was einst sein Herz und Gemüt bewegt hat, ist im Laufe der Zeiten nicht verloren gegangen, denn die Wurzel dieses Glaubens der Väter hat sich nicht ausrotten lassen. Wohl verändert sich der Volksmythus, wie ein Baum alte Blätter abwirft und neue treibt, in dem einen Jahre mehr blüht als in dem andern, aber Wurzel und Stamm bleiben die alten. Und während man früher angenommen hat, daß auch die wendischen Mythen von einem gemeinsamen indogermanischen Urmythus abstammen, so lehrt die neue vergleichende Völker- und Religionskunde, daß die menschliche Phantasie unter gleichen Voraussetzungen in verschiedenen Ländern und bei verschiedenen Völkern gleiche oder ähnliche Glaubensvorstellungen erzeugt hat.

Dr. M. Rentsch.

Aber die silberne Münze, die hier uns sein Bildnis geboten,
Nennt ihn stolz „Philosoph“. Wie paßt das zum Görlitzer Schuster?
Frage nicht also, mein Lieber; denn unparteiisch verliehen
Wird der Funke des Geistes, bescheiden ist oft seine Hülle!

Bis zum vierzehnten Jahre besuchte der schwächliche Knabe
Fleißig die städtische Schule zu Seidenberg, nahe bei Görlitz,
Brachte es also nicht höher als bis auf ein wenig Lateinisch.
Darauf lernt' er sein Handwerk, nach dessen Brauch und Gewohnheit
Zum Gesellen und später zum Meister er wurde erhoben.
Nun erkor er, zu wohnen im wohlummauerten Görlitz,
Wo er in traulichem Heime gar fleißig und fromm seine Tage
Still beschaulich verlebte. Ihn reizten nicht eitle Vergnügen,
Nicht die Gelage der Zünfte; doch stundenlang sah man ihn lesen,
Sonderlich gern in der Bibel, die schon durch die löbliche Sitte
In dem Hause der Eltern ihm lieb und zur Richtschnur geworden.
Aber er las auch mit Eifer in allerlei sonstigen Büchern,
Die geheimnisvoll manchem und dunkel erschienen im Ausdruck:
Des Theophrast Paracelsus naturphilosophische Lehren,
Jenes Arztes, den eh'mals das Volk einen Zauberer nannte,
Der sich vermaß, zu erforschen, wie Gold aus gewöhnlichen Stoffen
Möglich sei zu erzeugen. Die Törichten! Böhme sah tiefer;
Ihn ergriff jenes Weisen noch dunkel empfundene Ahnung
Von der Einheit des Weltalls, der Einheit im Ursprung des Stoffes.
Hier vermutete Böhme die Pforte zu tieferer Erkenntnis
Jenes ewigen Einen, den unerforschte Beziehung
Anüpft an alles Gewordne. Vor solchen erhabenen Zielen
Kann nur schwächliche Geister ein Schauer des Schwindelns ergreifen;
Böhme weicht nicht der Sonne! Das war kein vermessenes Streben
Eitler Ruhmsucht; es trieben ihn innere Kräfte gewaltsam,
Widersprüche zu lösen, die vielfach in Gott und Natur sich
Denkenden auctum, die ihn mit Gedanken von heidnischer Färbung
Und mit Zweifeln gepeinigt, so daß wie der biblische Jakob
Gott im Gebet er bekämpfte, er segne ihn denn mit Erleuchtung.
Viele gewaltige Denker versuchten das Ziel zu erreichen
Mit dem schärfsten Verstande, durch unantastbare Schlüsse.
Mancher schon litt dabei Schiffbruch, und andere mußten ergeben
Ignorabimus! seufzen; denn unsere Logik hat Grenzen.
Faustisches Ringen scheint Böhme erfüllt zu haben; doch wird es
Ihm zum Heile, es reißt ihn nach oben! Der Vater im Himmel
Gibt dem ringenden Menschen zum Trost, zum versöhnenden Schleier,
Der, was jenseit der Grenzen, ihn hoffend läßt ahnen, den Glauben.
Und die Brücke vom Wissen zum Glauben suchte auch Böhme,

Das mit verzehrender Sehnsucht und voll von heiliger Ahnung
Schriften des Kaspar von Schwenckfeld, des Pfarrers Valentin Weigel,
Die das Heil für die Seele nicht bloß im geschriebnen Wort Gottes
Suchten, vielmehr noch verlangten ein übernatürliches Wirken
Seitens des göttlichen Geists: Offenbarung geheimen Wissens
Von der Seele, von Gott, vom Jenseits, dem dunkelumhüllten.
Solche mystische Lehren, sie fielen bei Böhme ersichtlich
Auf empfänglichen Boden. Auch ihm kam innere Erleuchtung,
Visionen empfing er und schaute, entrückt der Umgebung,



Jakob Böhme-Denkmal in Görlitz.

Geistig „Gott und die Welt in ihrem verborgenen Leben,
Ihren innersten Kräften“ und wurde, so sagt er, begnadigt,
„Sich, als sein eigenes Buch, zu lesen und klar zu erkennen
„Und das Zentrum der Wesen verstehen, das geformte Wort Gottes“.
Und die Fülle von all dem Geschauten war derart gewaltig,
Daß er „im Widerschein ohne Vernunft“ zu schreiben nun anfang
„Fast auf magische Weise“ ein Buch, als könnt' er's nicht hemmen.
Böhme nannt' es „Aurora, die Morgenröte im Aufgang“.

Darin sucht' er die Nacht seiner Zweifel und drauf jene Helle
Von dem Blitze des Geistes als Botin des nahenden Tages
Treulich zu schildern. Er tauchte in seligem Schauen so sieghaft

In der Ewigkeit Tiefen, daß „Gottes Herz“, wie es Scheffler,
Böhmes Verehrer, gesungen, zum „Elemente“ ihm wurde.
Neben unendlichem Lichte ersah er den finsternen „Ungrund“,
Sah unfassbar harmonisch vereint im Ew'gen begründet,
Was wir Menschen mit Schwanken als Gutes und Böses bezeichnen,
Sah den Gegensatz beider, die stete „Selbstunterscheidung“
Als die Bedingung des Lebens im innersten Wesen der Gottheit.
Bloßes Sein sah er nirgends, in allem nur „ewiges Werden“.
Diesem Grunde entsprang in innrem Zusammenhang alles,
Was er noch weiter geschaut. In befremdlich-bildreicher Sprache
Kündet's das Buch unsres Sehers, und vielfach erregte es Aufsehn,
Schaffte ihm mancherlei Freunde, sogar unter Schlesiens Edlen,
Doch auch den grimmigsten Feind: den Primarius Richter in Görlich.

Überdenke man sich die Lage der Dinge von damals!
Wo viel Licht, ist auch Schatten: Das Wirken der Reformatoren
Hatte auch unsaubre Geister erweckt, die zerstören nur wollten
In der Kirche, im Staate, nicht segensreich aufbauen und ordnen.
Schrankenlos waltende Freiheit kann leicht verhängnisvoll werden.
Dieser Erkenntnis entwuchs in der protestantischen Kirche
Schlimme Reaktion: Eine Orthodoxie kam zur Herrschaft,
Welche die leiseften Regungen gegen den Buchstabenglauben
Ohne Erbarmen verfolgte. Und meistens unterstützte
Dies die Obrigkeit gerne und half die „Ketzer“ bestrafen.

Als daher jener Feind unsers Jakob Böhme, ersichtlich
Weder willig, noch fähig, dem feurigen Geiste desselben
Auf dem Flügel zu folgen, in heftigem Zorne entbrannte,
Ward es ihm leicht, die Behörde dem „Schuster“ so feindlich zu stimmen,
Daß sie aufs strengste demselben das Schreiben fortan untersagte.
Selbst von der Kanzel herunter verhetzte der grimmige Gegner
Jenen als „falschen Propheten“ beim leicht erregbaren Pöbel.
Böhme, von jeher gewohnt, sich der Obrigkeit willig zu fügen,
Schwieg nun jahrelang, dämpfend das treibende innere Feuer.
Aber die zahlreichen Freunde in Schlesien und in der Lausitz
Heischten von ihrem Apostel noch weitere geistliche Speise,
Bis er dann, überzeugt, daß offenbar Gott ihn berufen,
Das im erleuchteten Innern Geschaute auch andern zu künden,
Seinem Gott zu gehorchen beschloß, nicht engherz'gen Menschen.
„Wie ein Bergstrom, der lange zurückgehalten“, ergoß sich
Böhmes schaffende Kraft, und es folgte ein Werk nun dem andern:
„Von der Menschwerdung Christi“ und „von des göttlichen Wesens
Drei Prinzipien“, dann „von der Gnadenwahl“, „von den letzten

Zeiten“, „vom Wege zu Christo“ und vieles andre. Zwar übte Böhme die nötige Vorsicht; doch bald hatt' es Richter erfahren. Um dem „verstockten Erzkler“, dem „aufgeblasenen Schuster“ Gründlich das Handwerk zu legen, verbitterte er ihm das Leben Vollends mit ärgster Verhöhnung beim Volk und beim Rat, so daß dieser, Um nur Frieden zu stiften, den Stein des Anstoßes auswies. Richter war derart verblendet von seinem fanatischen Eifer, Daß er, das Ansehn des Gegners auch answärts ganz zu vernichten, Selbst die Feder ergriff, eine Schmähschrift auf ihn zu schleudern Von der unglaublichsten Art, seines heiligen Amtes nicht würdig: „Pfui, wie stinken die Bücher des Schusters nach Pech und nach Schwärze! „Pfui, dieser arge Gestank, er bleibe ferne uns allen!“ Göttliches Strafgericht stellte er jedem Orte in Aussicht, Wo diese Bücher gedruckt und gelesen und weiter verbreitet Und geglaubt werden dürften, da jede Zeile derselben Gotteslästerung sei. — Was war denn Böhmes Verbrechen? Daß er als Laie gewagt, über Gott und göttliche Dinge Eigene Gedanken zu hegen, sich für berufen gehalten, Ein apostolisches Amt zu versehen durch zahlreiche Schriften! Offenbar war in diesen auch mancher Gedanke enthalten, Den der Dogmatiker wohl als den heiligen Schriften zuwider Tadeln konnte, sofern er nichts wußte davon, daß die Bibel Böhme lieb war und wert wie keines der sonstigen Bücher. Mildernde Umstände aber sind diesem „Richter“ ein Umding. Blindes Bekenntnis des Dogmas verlangt er; was drüber, ist Sünde! Richter las — und verdamnte! . . . Ob von dem Gotte der Liebe Solcherlei Inquisitoren mit einem so freudig-getrosten Sterbestündlein begnadet wohl werden mögen, als wie es Jakob Böhme, dem Opfer des Fanatismus, zu teil ward? —

In sein Schicksal ergeben und in dem Bewußtsein der Unschuld Wich er seinem Verfolger, und gastlich empfingen ihn Freunde. Eingeladen nach Dresden, vertrat er auf einer Versammlung Sächsischer geistlicher Herren, was seine Feder geschrieben. Unbehelligt entließen ihn diese mit christlicher Liebe. Aber er durfte nicht lange bei Freunden sich dessen erfreuen! Krank zum Tode nach Görlitz gebracht, in die Mitte der Seinen, Tat er den letzten Schritt jenes Wegs, den er andern gewiesen: Hin zu Christo! — Sein Todfeind war vor ihm ins Jenseits gegangen; Doch auch der Nachfolger wollte, nicht weniger lieblos als Richter, Böhmes Leichnam den Segen des Dieners Gottes nicht spenden. Da gebot denn der Rat — in edlerer Regung der Herzen — Streng ein christlich Begräbniß. Die Geistlichkeit mußte sich fügen.

Schreckliche Stürme des Krieges erbrausten dann über den Gräbern,
 Sonst den Stätten des Friedens; wer schlief, war damals vergessen!
 Eine viel spätere Zeit hat des seltenen Schuhmachers Schriften
 Pietätvoll gehoben aus der Vergessenheit Staube;
 Wen'gen Familien hatten Erbauung sie dauernd geboten.
 Bald erbauten sich viele an Böhmes gewaltigem Geiste;
 Wahre christliche Priester versagten ihm nicht die Bewundrung;
 Vorläufer ward er genannt der christlichen Wissenschaft Deutschlands!

Aber die Stadt, die ihn einstmals aus ihren Mauern verbannte,
 Ehrte in unseren Tagen ihn stolz als der Edelsten einen
 Durch ein erzenes Denkmal, und aufrichtig wünscht sie, daß niemals
 Ihr an Bürgern es fehle, die Böhme „an Tugenden gleichen“.

Bessere Zeit ist gekommen! Man folgt allgemeiner als damals
 Protestantischen Geistes dem schönen Grundsatz, der lautet:
 „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhafte die Freiheit,
 „Aber in allem die Liebe!“ — O möchte ihn jeder befolgen!

R. Koch.





Die Entwicklung der Leibeigenschaft in der Oberlausitz.



In der oberlausitzer Kirchgemeinde Rieslingswalde-Stolzenberg wurde vom Jahre 1732 ab alljährlich eine Urkunde der versammelten Gemeinde von der Kanzel aus vorgelesen. Dieses Schriftstück enthält in fünfzig Artikeln eine Zusammenfassung der Pflichten, die damals die Gutsuntertanen ihrer Herrschaft gegenüber zu erfüllen hatten. Die Strafe für ihre Nichterfüllung ist gleich mit angedroht. Diese fünfzig Artikel sind zwar nur für die genannte Gemeinde geschrieben. Weil aber damals fast durch ganz Deutschland die gleichen Rechtsanschauungen galten über das Verhältnis der Untertanen zu ihren Guts herrschaften, so wird auch die Behandlung jener, von Ausnahmen abgesehen, wohl fast überall die gleiche gewesen sein.

Von der Hörigkeit zur Freiheit.

Im sechsten und siebenten Jahrhunderte bezogen slavische Völkerschaften, besonders die Milscener, die jetzige Oberlausitz, die deshalb das Land Milsca genannt wurde. Diese Leute trieben vorwiegend Ackerbau; doch ihr schwacher Holzpflug gestattete ihnen nur, auf leichtem, sandigem Boden sich heimisch zu machen. Ihre Stammesfeste, der Mittelpunkt ihrer Herrschaft, war Budissin (Bautzen), das sich allmählich zur Stadt entwickelte und bis ans dreizehnte Jahrhundert die einzige Stadt im Lande Milsca geblieben ist. Die Milscener standen unter Stammeshäuptlingen oder Königen, die zahlreiche Domänen besaßen, während den Kriegern oder Adligen größere Strecken Landes angewiesen waren. Den besten Teil der Feldflur und der Wiesen behielten diese zur eigenen Bewirtschaftung. Alles Übrige ließ man den Gutsuntertanen zum Erwerbe des eigenen Lebensunterhaltes und gegen die Verpflichtung, dafür die herrschaftlichen Felder zu bestellen und sämtliche landwirtschaftlichen Arbeiten auf dem Gutshofe zu verrichten, sowie einen bestimmten Zins in Naturalien an den Gutsherrn zu liefern. Dieser war absoluter Herr. Die Gütlein seiner ihm Gehörigen oder „Hörigen“ konnte er mit oder ohne ihre dermaligen Inhaber verkaufen, verschenken, vertauschen, auch die Inassen selbst daraus vertreiben. Seine

Untertanen waren „Lassiten“ oder „Lassen“, weil man sie fortweisen oder für einen gewissen Zins auf ihrem Gütlein „lassen“ konnte; sie lebten also im Zustande völliger Knechtschaft. Nur die Supane oder Ältesten als die Richter und Steuererheber eines Bezirks, sowie die Witthafen oder Kriegsleute nahmen einen höheren Rang ein. Beide hatten ihrem Landesherrn den Kriegsdienst zu Rosse zu leisten, und dieser näherte sie dem Adel.

Vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhunderte kam die Oberlausitz an verschiedene Herren. An der Stellung der slavischen Landbevölkerung änderte das aber nichts, man wechselte eben nur den Herrn. Durch die Markgrafen von Meißen wurde aber gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts der Wendenadel allmählich verdrängt, und die Deutschen gelangten zur Herrschaft im Lande. Damals begann auch eine friedliche Bewegung, die für die Verhältnisse der Landbevölkerung sich als höchst einflußreich erweisen sollte, nämlich die Einwanderung deutscher Kolonisten.

Das kulturfähige Land Westdeutschlands war längst an die ältesten Bauernhöfne aufgeteilt. Da sahen sich die jüngeren Brüder genötigt, an anderem Orte sich heimisch zu machen. Weil nun die Großgrundbesitzer des östlichen Deutschlands aus ihren Gütern auch Einkünfte in barem Gelde zu ziehen suchten, so nahm man die wohlhabenden Einwanderer sehr gern auf. Ein Grundstück, das groß genug war, um einen Bauern mit seiner Familie zu ernähren, wurde dem einzelnen zugeteilt und „Hufe“ genannt. Ihre Größe läßt sich aber nicht bestimmen; denn sie war in verschiedenen Gegenden verschieden. Meist scheint die Ergiebigkeit, also Zinsfähigkeit für die Größenbestimmung maßgebend gewesen zu sein, weil damals nach Hufen gezinst wurde. Je besser also das Land, desto kleiner die Hufe, und umgekehrt. Wohl aus Rücksicht auf die größeren oder geringeren Bedürfnisse ihrer Inhaber war die deutsche Hufe stets größer als die wendische. Übrigens ist durch wissenschaftliche Forschung in jüngster Zeit festgestellt worden, daß das Maß der sogenannten „Königshufe“ zwischen 48 und 50 ha schwankte, also ziemlich genau 200 Morgen betrug. Die Festsetzung der Hufengröße auf 30 Scheffel oder Morgen ist willkürlich und beruht auf einer sächsischen Verordnung vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Sicher ist, daß die Einteilung nach Hufen altgermanischen Ursprungs ist und sich in den slavischen Ländern erst später eingebürgert hat.

Die deutschen Ansiedler brachten aus ihrer Heimat den festen, tiefgreifenden Eisenpflug mit. Mit seiner Hilfe war es möglich, die bisher unbebauten, doch sehr fruchtbaren Ländereien, die sich am Gebirge hinzogen, urbar zu machen. So entstanden im dreizehnten Jahrhundert zahlreiche Dörfer mit deutschen Namen und deutschsprechenden Ansassen. Die deutschen Einwanderer hatten ihre Hufe bezahlt und durch Vertrag zu erblichem Eigentume erworben. So lange die Urbarmachung der Felder und der Aufbau der Bauernhöfe dauerte, waren sie von Abgaben völlig frei. Dann aber zahlten sie dem Gutsherrn einen jährlichen festen Erbzins in barem Gelde, in der Regel „eine Mark Silber“, die einen Wert von 33,60 Mark unseres jetzigen Geldes hatte. Außerdem leisteten sie ihrem Grundherrn als Zeichen der Gutsuntertänigkeit eine geringe, aber festgesetzte Anzahl von Hand- und Spanndiensten, in der Regel 1—6 Tage im Jahre. Sie hatten also „gemeßene“ oder „gesetzte“,

d. h. durch Vertrag festgesetzte Dienste zu leisten, nicht „ungemeßene“ wie die hörigen Wenden, und saßen „zu deutschem Rechte“. Ihr Gut konnten sie auf männliche und weibliche Nachkommen vererben, vertauschen oder verkaufen. Das war ein Recht, von dem viele Jahrhunderte später fast nichts mehr zu spüren war.

Die Besiedlung vollzog sich in folgender Weise. Der Großgrundbesitzer schloß mit einem „Kofator“ oder Unternehmer einen Vertrag und verpflichtete ihn, ein nach Hufen vermessenes größeres Stück Land mit Kolonisten zu besetzen. Dafür erhielt er einige Freihufen und das auf ihnen ruhende erbliche Schulzen- oder Richteramt, das dem der wendischen Supane entsprach. Ihm gehörte auch der dritte Teil aller aus dem Dorferichte fließenden Einkünfte, und nach seinem Vornamen wurde in der Regel das neue Dorf benannt: Paulsdorf, Friedersdorf u. s. w. Die Größe ihrer Güter sowie mancherlei Vorrechte erhoben diese Schulzen oder Richter über sämtliche Dorfbewohner, was auch durch die Bezeichnung „Lehngut“ und „Lehnbauer“ zum Ausdruck kam. Im Wendischen wird noch heute Lehmann und Lehmann mit wičaz bezeichnet, woraus hervorzugehen scheint, daß der Eigenname Lehmann aus der Bezeichnung Lehmann entstanden ist.

Bei den deutschen Dorfaussetzungen fanden alle Beteiligten ihren Vorteil, besonders die Großgrundbesitzer. Deshalb suchten auch einzelne Besitzer wendischer Ortschaften solche fleißige und wohlhabende deutsche Kolonisten herbeizuziehen, von denen sie einen Jahreszins in barem Gelde erwarten durften. Sie entzogen sämtlichen Gutsuntertanen die ihnen bloß laßweise ausgetanen Grundstücke und schlugen von ihrem Dominiallande vielleicht einiges hinzu. Dies alles wurde nach Hufen vermessen und dem überlassen, der den geforderten Geldebetrag erlegen konnte. Dies nannte man: slavische Dörfer „nach deutscher Art einrichten“. Hierbei ging freilich gar mancher Wendenfamilie ihr Gütlein verloren. Da aber begüterte Wenden ebenso wie deutsche Kolonisten kaufberechtigt waren, so erwarben dafür nun andere ihre Hufe als Eigentum und saßen „zu Erbe“ wie die eingewanderten Deutschen. Eine Vertreibung der wendischen Bewohner fand hierbei nicht statt. Das stärkere deutsche Element hat im Laufe der Zeit das schwächere wendische allmählich aufgesogen. In den Landstrichen um Ramenz und Hoyerwerda ist dagegen der umgekehrte Fall eingetreten.

In jene Zeit fällt auch die Gründung der meisten oberlausitzischen Städte. Für deren schnelle Bevölkerung wirkte der Umstand besonders günstig, daß die, die in die königlichen Städte zogen und sich dort niederließen, ohne weiteres frei wurden. So fand nun auch der hörige Wende ein willkommenes Mittel zur Erlangung seiner Freiheit. Überhaupt verbrachte damals, als die mächtigsten Reichsfürsten dem Könige als ihrem obersten Lehns- und Landesherrn zu Folge und Dienst verpflichtet waren, der deutsche Mann, vor allen der deutsche Bauer, seine glücklichste Zeit. Trotz des Abhängigkeitsverhältnisses zu seinem Grundherrn fühlte er sich frei. Er konnte über sein Gut beliebig verfügen; er konnte das Bürgerrecht der Stadt erwerben, konnte die Gerichtschöppen aus den Männern seines Dorfes wählen und nach heimischem Rechte leben. Er gab sich mit andern die eigene Dorfwillkür, das heißt eine Ortsverfassung nach eigenem Gutdünken. Man hatte die gemeinsame Nutzung

von Wald, Wasser und Wiese in der noch nicht aufgeteilten Dorfmark. Die Bauern durften auch Waffen tragen, waren also im Zustande der Freiheit, die allen bei ihrer Ansiedelung von den neuen Guts- und Landesherren als selbstverständlich im voraus zugesichert worden war.

Die Rückkehr zur Knechtschaft.

Den Stadtbewohnern blieben ihre Rechte meist erhalten; anders jedoch stand es später um die rechtliche Stellung der Dorfbewohner. Bei der Vielgestaltigkeit der bäuerlichen Verhältnisse und dem Mangel an schriftlichen Beweisen für erworbene Freiheiten und Rechte ward es seit dem sechzehnten Jahrhundert zumal adligen Gutsbesitzern leicht, ihre freien Untertanen ebenso zu behandeln, wie sie auf den Nachbardörfern die hörig gebliebenen Wenden behandeln sahen. Und so bildete sich allmählich, besonders in der Oberlausitz, ein Zustand neuer Hörigkeit, der nach genossener Freiheit und nach erlittenem Rechtsbruche um so drückender empfunden wurde.

Die großen Entdeckungen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, sowie der gewaltige Aufschwung, den Handel und Gewerbe erfuhren, hatten eine allgemeine Geldentwertung zur Folge. Hieraus erwuchs den Gutsherren ein bedeutender Nachteil; denn die Naturalleistungen waren auf ihren Geldwert berechnet und in einen festen Geldzins umgewandelt worden. Dem geschädigten Adel wurde aber 1492 durch ein Mandat bewilligt, die Zinsen nach „böhmischer Münze“ fordern zu dürfen; diese galt das Doppelte der landesüblichen. Die Weigerung der Bauern war nutzlos. Man setzte die Widerwilligen gefangen und prügelte sie so lange, bis sie das Doppelte des bisherigen Zinses zu zahlen versprachen.

Man beschränkte ferner das Auen- und Weiderecht und verbot, Waffen zu tragen. Die Verpflichtung, feste königliche Steuern zu zahlen, wurde auf die Bauern und auf die einzelnen Bürgern gehörenden Stadtvorwerke abgewälzt. Der Herr zwang die Kinder der Untertanen zu fast unentgeltlichen, jahrelangen Diensten auf dem herrschaftlichen Hofe, wobei diese Unfreien obendrein der Willkür und Gewalttätigkeit ausgesetzt waren. Mit welcher Brutalität der Dienstzwang ausgeübt wurde, zeigen folgende Beispiele.

Bartholomäus Hirschberg, Besitzer von Königshain und Schönbrunn, hatte aus dem letztgenannten Dorfe die Tochter eines seiner Gutsuntertanen bei sich in Diensten gehabt. Sie hatte mehrmals den Dienst verlassen, wurde von Hirschbergs Leuten wiedergeholt und zuletzt „gefänglich gesetzt, da man ihr auch das Wasser und Brot nicht satt gegeben, noch zu geben vergönnt“. Jetzt verlangte der Guts herr eine andere Tochter aus derselben Familie. Da beschloßen die Eltern, dem Guts herrn lieber ihr ganzes Bauerngut zu überlassen, „auf daß sie ihre Kinder, sonderlich dieselbige Tochter, bei Ehren behalten möchten“. Bei Nacht zogen sie mit Vieh und fahrender Habe fort und suchten Schutz und Unterkommen auf einem Görlitzer Stadtgute. Allein Hirschberg verlangte vom Räte Auslieferung der „Abtrünnigen“ und berief sich auf die Pflicht

der Untertanen, ihre Kinder dem Erbherrn auf sein Ansuchen dienen lassen zu müssen (1511). Dabei war der Dienstzwang eine nur den Nachbarländern nachgeahmte Neuerung, die man aber schon 1528 und 1539 sich rechtlich sanktionieren ließ. Derselbe Barthel Hirschberg hatte schon vorher in Königshain eine Bauerntochter in seinen Dienst haben wollen. Doch das Mädchen entwich und suchte Schutz bei dem Räte zu Görlitz. Da warf Hirschberg den Vater des Mädchens ins Gefängnis und ließ ihn „die Füße abfrieren“.

Der Übel größtes aber und die Hauptursache zu immer neuen Beschwerden war die „Auskaufung“ oder das „Legen“ der Bauerngüter.

Als der Betrieb der Landwirtschaft rationeller und daher ergiebiger geworden war, zeigte sich überall das Bestreben, das von den Rittergutsbesitzern selbst bewirtschaftete Dominialland zu vergrößern. In Dörfern mit mendischer Bevölkerung gab es nur lassitischen Besitz. Hier ließ sich das „Einziehen“ der Güter leicht bewerkstelligen. Anders stand es in den deutsch angelegten oder deutsch umgestalteten Ortschaften. Hier konnte der Erbherr nur durch Kauf ein Gut zurück erwerben, vorausgesetzt, daß der bisherige Eigentümer damit einverstanden war. Die ersten Auskaufungen erfolgten denn auch gegen Erlegung einer gewissen Rückkaufsumme im Dorfgerichte „vor Richter und Schöppen“. Dennoch läßt sich annehmen, daß die meisten Verkäufe von Anfang an unfreiwillige waren. Schon 1446 klagt Hans Bierley aus Leopoldshain, „daß ihn Nickel von Penczig, sein Herre, aus dem Lande habe gewaltsam von seinem väterlichen Erbe gedrunken, daß er das Land habe müssen räumen“.

Die Einverleibung der Bauernschaften in den großen Dominiallbesitz brachte den Bauern Nachteile und Lasten, die mit jeder neuen Auskaufung drückender wurden. Aus einer Beschwerdeschrift geht hervor, daß in Straßgräbchen bei Ramenz von sämtlichen, wahrscheinlich zwanzig Hufengütern nicht weniger als neun aus gekauft worden sind. Der bäuerliche Besitz verringerte sich hier fast um die Hälfte. Die übrigbleibenden Bauern hatten hier wie anderwärts sämtliche Dienste auf den jetzt wesentlich vergrößerten Hofesfeldern allein zu leisten, weil bei einem zwangsweisen Auskaufe in der Regel der Bauer samt seiner Familie nicht nur aus dem Dorfe, sondern auch aus dem Lande, kurz, ins Elend getrieben wurde, wie der Fall Bierley beweist. Ebenso mußten die Bauern die festgesetzten Abgaben der Dorfgemeinde, ein sich stets gleichbleibendes Quantum, an Bischof und Landesherrn meist allein aufbringen. Es ist zwar dem Adel nicht überall gelungen, sich von den auf jenen ausgekauften Gütern ruhenden Lasten ganz frei zu machen; aber das sind eben nur Ausnahmen. Anfänglich bewilligte man dem Gutsherrn „auf Bitte“ oder „nur auf bestimmte Zeit“ eine Vermehrung der Dienste; später wurde sie von den Gutsherren erzwungen. Im Jahre 1562 erhielten alle Rittergutsbesitzer die Obergerichtsbarkeit auf ihren Dörfern. Von da an wurden alle Weigerungen, neue Lasten zu übernehmen, als Aufstand und Meuterei betrachtet und als solche blutig geahndet. So wurde z. B. der Richter von Schönbrunn durch die Folter gezwungen, den zu nennen, der wegen übermäßiger Beschwerden beim Kaiser Klage geführt hatte. Am 17. Juni 1567 wurde der so ermittelte Paul Berndt trotz seines guten Rechtes mit noch zwei anderen Bauern auf Stühlen sitzend, weil sie jedenfalls nach grausamen Folterungen

zum Gehen und Stehen nicht mehr fähig waren, am Pranger enthauptet. Die andern 77 aber mußten dem „Spektakel“ der Hinrichtung zusehen und aufs neue Gehorsam geloben. Ebenso wurde Markus Eichler aus Kamnitz wegen „Aufreizung zur Rebellion“ hingerichtet, obgleich das Appellationsgericht in Prag durch einen Vergleich der Gemeinde ihr Recht im wesentlichen bestätigt hatte. Da verklagten die Sechsstädte (Bauzen, Kamenz, Löbau, Zittau, Görlitz und Lauban) in einer Beschwerdeschrift, „Quadruplit“ genannt, den Adel wegen der an seinen Untertanen begangenen Scheußlichkeiten.

Der eine hat einen Bauern „lahm und tödtlich gehauen“, ein zweiter einem Bauern auf der Straße zwei Zähne ausgeschlagen und ihn am Kopfe verwundet, ein dritter einen Bauern „hart geschlagen und ins Gefängnis gesetzt, daß er gestorben“, ein vierter einem Bauern 36 Wunden geschlagen und ihn mit dem Spieß durchstoßen, ein fünfter einen Knaben, der bei ihm gedient, „gestaucht und getreten, daß er alsbald gestorben“, ein sechster einem Bauernsohne einen Strick um den Hals geworfen und ihn aus dem Kretscham geschleppt, daß ihm die Pferde die Fersen abgetreten und ihm die Haut am Halse abgestreift worden. Besonders scheußlich sind die Gewaltthatigkeiten gegen wehloose Frauen gewesen. Da wird hier einem Bauern in sein Haus „eingelaufen und sein Mägdlein geschlagen und beraubt“, und seiner Frau eine „Zähnde (sie also lahm) gehauen“, bald eine Kretschmarin „mit Pferden ertreten“, bald eine Wirtschaftlerin mit einem Holzseil erschlagen.

Noch schlimmer trieb es der Landvogt Christoph von Dohna. Gegen ihn überreichten 1555 beide Stände des Landes, also Adel und Städte, dem Könige ein Beschwerden-Verzeichnis. Darin wird geklagt, „wie der Landvogt auf bloßen Verdacht oder auf die Aussagen eines Verbrechers hin Leute nicht nur verhaftete, sondern foltern lasse, „so daß fromme, gute, ehrliche Wiederleute ganz unschuldig mit ganz geschwinden, grausamen und erschrecklichen Martern zerbunden, zerrissen, zerzerret, gesenget und gebrennet, daß es einen Stein erbarmen mügen“.

Die damaligen Rechtsverhältnisse.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts war von freien Bauern und von Erbgütern kaum noch die Rede. Dies hatte zwei bisher noch nicht berührte Gründe. Nach dem Dreißigjährigen Kriege war viel Land zur Wüste geworden. Dem Gutsherren fehlte es an genügenden Arbeitskräften zur Bebauung der Felder. Zahlreiche Güter waren verlassen und fielen deshalb an ihn als den Grundherrschaft zurück. Die besten schlug er zu seinem Dominiallande. Andere besetzte er mit neuen Wirten, nachdem die Gebäude notdürftig hergestellt und ausgestattet waren. Unentgeltlich übernahm der neue Wirt, vielleicht ein früherer Knecht, den Betrieb des Gutes, ohne Eigentumsrecht, dafür aber verpflichtet zu allen Diensten seines Herrn. Doch verließen viele nach kurzer Zeit ihre Güter, weil sie bei den vielen Leistungen und Abgaben nicht bestehen konnten. Sodann wurde 1672 den Ständen durch eine Resolution des Kurfürsten Johann Georg II. das Recht der Auskaufung auch wider Willen als

eine „uralte“ und daher berechnigte „Gewohnheit“ zuerkannt. Wo die Auskaufung nun Schwierigkeiten machte, da hatte der Gutsherr in dem „Ungehorsam“ seiner Untertanen, das heißt in diesem Falle in der Weigerung gegen die Auskaufung, stets einen hinreichenden und bequemen Vorwand, sie erzwingen zu können. Klagen die Bauern oder ganze Gemeinden bei ihrem Landesherrn, so forderten auch die Landstände in der Regel sofort von der gleichen Stelle, daß man ihnen die alten Privilegien schütze. Bei den Ämtern in Görlitz und Bautzen wurde man gewöhnlich ebenfalls abgewiesen, weil jene Gerichte fast ausschließlich mit adligen Richtern besetzt waren, die selbst Rittergüter besaßen. Zuletzt wollten auch Advokaten nicht mehr die Klagen der Bauern vertreten, denn: „man nahm sie beim Kragen, sperrte sie jahrelang ein, und durch diese Züchtigung wurden sie kirre“. Da wäre es nun Pflicht der Landesfürsten gewesen, ernstlich einzuschreiten. Aber ihnen waren die Hände gebunden. Ehe die Ritter huldigten, mußte ihnen der neue Landesherr alle ihre bisherigen Vorrechte bestätigen, so daß er selbst bei allem Wohlwollen für das geschundene und zertretene Volk gar nicht in der Lage war, helfen zu können. Freilich neigten die Rechtsanschauungen früherer Jahrhunderte der Ansicht zu, daß die Gutsherrn, gleich den einstigen römischen Kolonen, zu allem verpflichtet seien, was die Gutsherrschaften von ihnen verlangten. Doch war dies kein Entschuldigungsgrund für ihre maßlose Knechtung und Ausbeutung. Die Städte respektierten die erworbenen Freiheiten und Rechte ihrer Landsassen. Mit vollem Rechte durfte man von dem Adel das gleiche erwarten.

Auch durch die „Ablösungen“ der früheren gutherrlichen Rechte und Pflichten kam nicht alles ins Reine. Noch in jüngster Zeit haben in der Nähe von Görlitz Rechtsstreitigkeiten stattgefunden, die auf jene Auskaufungen und die dadurch veränderten Steuerpflichtungen zurückzuführen sind, so in Runnersdorf (1889—1891) mit Erfolg für den Gutsherrn. In Ober-Pfaffendorf (1892—1893) und Wendisch-Dffig (1893—1894) dagegen erlangte die Gemeinde ein obsiegendes Urteil.

Wie schon erwähnt, hatte der oberlausitzische Bauernstand bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts einen Rückhalt gehabt an dem Bunde der Sechsstädte und an dessen unparteiischen Gerichten. Da traf jenen 1547 der Pönfall. *) Mit all seinen Gütern, Rechten und Privilegien verlor er auch die Gerichtsbarkeit. Damit war nicht nur ein mehr als fünfzigjähriger Kampf des Adels gegen das verhaßte Bürgertum siegreich beendet, sondern jetzt war auch der Bauer wieder zum Leibeigenen seines Gutsherrn geworden.

Erst den gewaltigen Ereignissen von 1789 und 1806 war es vorbehalten, allmählich die Fesseln zu sprengen, in die man den einst freien deutschen Bauer schmiedet hatte.

K. Stöckel.

*) Siehe Band I, S. 48.





Das mittlere Queistal und die Talsperre bei Marklissa.



Vom Bahnhof Marklissa führt ein schattiger Promenadenweg zu der Kaufmannschen Buntweberei und dann zwischen dem rechten Queis-
ufer und dem Fuße des Adlersteins hin. Auf seiner Höhe thront ein
hölzerner Pavillon, das Zapfenhäuschen. Selbst wenn die Fernsicht
auf die Berge des nahen Böhmerlandes und der Lausitz verschleiert
ist, verlohnt es sich, die etwa 50 m hohe Uferkante zu ersteigen; denn das freundliche
Städtchen Marklissa und die sich anschließenden Dörferreihen liegen gar zierlich auf-
gebaut vor dem Beschauer. Besonders aber wird der Blick gefesselt durch den zu
unsern Füßen sich hinschlängelnden Queis, der, durch das Fabrikwehr gestaut und
von steilen, bewaldeten Uferwänden eingengt, hier einem kleinen Bergsee gleicht.
Nicht mit Unrecht nennt man diesen Flußabschnitt den Königssee. An seinem oberen
Ende erweitert sich das anfangs schmale Ufer zu zwei von alten Buchen beschatteten
Plätzen, dem Königsplatz und dem Olghain. In sinniger Weise haben frühere
Besitzer dieses Geländes in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts jene
Plätze zu anmutigen Waldtempeln eingerichtet und mit passenden Sinnsprüchen aus-
gestattet. „Vergluth ist Balsam der Seele!“ lasen wir oben im Zapfenhäuschen.
Der Königsplatz dagegen erinnert an die kriegerischen Ereignisse, die während der
Regierung Wilhelms I. den Ruhm der Preußen und ihrer Führer begründeten. Ein
Felsen am Rande dieses Haines ist mit einem großen erzenen Adler und der
Jahreszahl 1866 geschmückt, während seit 1871 ein besonders schöner Baum den
Ehrennamen Kaiserbuche trägt.

Dreißig Jahre waren seit jener großen Zeit vergangen, da sahen wir an einem
trüben Herbsttage hier an den Ufern des Queises eine auserwählte Gesellschaft von
hohen Staatsbeamten, hervorragenden Gelehrten und Baukundigen. Ein ehemaliger
preußischer General war zwar der höchste Würdenträger in der Kommission, doch

galt diese Versammlung nicht dem „menschennordenden Männerkampfe“, sondern dem Kampfe gegen verderbenbringende Naturgewalten. Am 5. Oktober 1901 fand nämlich hier am Olgahain die feierliche Grundsteinlegung zur ersten schlesischen Talsperre statt, wobei der Landwirtschaftsminister von Podbielski die ersten Hammerschläge tat mit den Worten: „Sammle die Flut, behüte sie gut, bleib in Gottes Hut!“

Ein hoher Eisenbahnbeamter hatte den sehr bezeichnenden Spruch gewählt: „Queis, troziger Gefelle, füge dich! Aus dem Wildbach werde ein Nutzbach!“ — Das große Bauwerk, das in diesem Sinne den zeitweise recht wilden Fluß zähmen soll, zwingt nun auch den Wanderer, der in der Waldeinsamkeit mit ihm plaudern



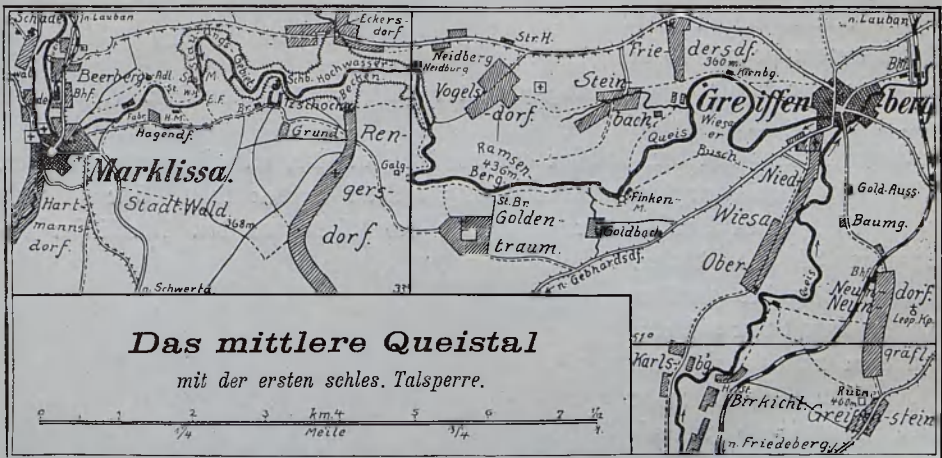
Vorarbeiten zur Talsperre bei Marklissa.

möchte, zu einem Umwege. Wir überschreiten darum den Steg, den der Wirt der Hagenmühle für seine Gäste vom Königsplaz aus nach dem linken Ufer hat legen lassen. Drüben halten wir kurze Rast, um uns über die Talsperre zu informieren, bevor wir sie in Augenschein nehmen.

Ihre Anlage ist zurückzuführen auf das Hochwassergesetz vom 3. Juli 1900, das unter anderen Maßnahmen auch die künstliche Ansammlung von Hochwassermassen vorsieht. Der Professor Inge von der technischen Hochschule zu Aachen hat, wie schon für ähnliche Anlagen im Westen der Monarchie, auch zu der ersten schlesischen Talsperre am Queis den Plan entworfen. Sie soll die Wassermassen dieses Gebirgsflusses nicht nur gelegentlich eindämmen, sondern auch dauernd für die Industrie nutzbar machen. Die auf einen Zeitraum von vier Jahren berechneten Arbeiten werden von dem Regierungsbaumeister Bachmann geleitet.

Zwischen Tzschocha und dem Adlerstein bildet der Flußlauf einen spitzen Winkel, dessen westlicher Schenkel 1 km lang ist. Hier fließt der Queis, ganz entgegen seiner Hauptrichtung, fast genau von Norden nach Süden und zwar durch eine ziemlich lange Kamm, die bisher wegen ihrer Romantik eine der beliebtesten Partien des Queistales war. Wo dieser nahe der Hagenmühle wieder nach Westen umbiegt, liegt der Eulensfels. Wir steigen zu ihm hinauf und blicken auf die Sperre hinab, durch die jenes reizende Tal für den Naturfreund zu einem verlorenen Paradiese geworden ist.

Eine riesige Mauer, aus dem harten Gneis der Talwände aufgeführt, tritt uns entgegen, tief eingefügt in diese Wände und in den felsigen Grund. Die Gesamthöhe dieses Kolosses wird mit 44 m angegeben, wovon 39 m über das Fundament emporragen. Am Grunde ist die Mauer 39 m, oben immer noch 7,8 m stark. Das will



sagen, daß in der Richtung ihres Querschnittes unten bequem drei Wohnhäuser neben einander Raum fänden und daß über sie eine breite Chaussee geführt werden könnte. Nach den Ausführungen des Professors Inge übertreffen diese Maße alle bisher auch in anderen Ländern gewählten, um allen denkbaren Angriffen gewachsen zu sein.

Herr Regierungsbaumeister Bachmann, dem wir die vorstehenden Zahlen und auch die obige Skizze verdanken, gibt noch folgende interessante Notizen (Nachdruck verboten) über das Werk: „Der gesamte Fassungsraum des durch diese Talsperre geschaffenen Staubeckens beträgt 15 Millionen cbm. Von diesem Raume werden 5 Millionen cbm ständig gefüllt gehalten, um für industrielle Zwecke verwertet zu werden. Bei einer diesem Inhalte entsprechenden Stauhöhe von 30 m können hierdurch in einer durch Turbinen betriebenen, elektrischen Kraftstation 1000 bis 1500 Pferdekkräfte Tag und Nacht während des ganzen Jahres nutzbar gemacht werden, indem in trockenen Zeiten die 5 Millionen cbm bis auf eine Million dem im Queis fließenden geringen Wasser zugesetzt werden. Gleichzeitig ziehen hieraus auch die unterhalb am Queis gelegenen Triebwerke Nutzen. Man wird durch

diese Ausnutzung auf eine Verzinsung von 700 000 bis 1 000 000 Mark des Anlagekapitals der Talsperre rechnen können.

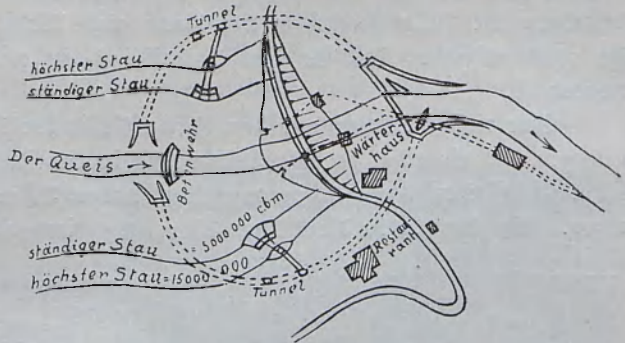
Um nun die Sperrmauer mitten in dem Bette des oft stark anschwellenden Flusses ausführen zu können, müssen die Wassermassen abgedämmt und um die Baustelle herum durch die seitlichen Bergwände geleitet werden.

Hierzu dienen zwei je etwa 250 m lange Tunnels von $5,8 \times 5,8$ m Querschnitt, durch die also ein Eisenbahnzug bequem fahren könnte. Diese Tunnels münden unterhalb der Sperrmauer wieder in das alte Dueisbett aus.

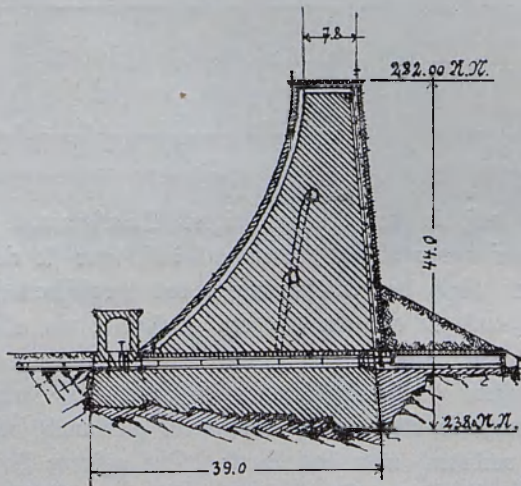
Später werden sie auf 15 m Länge in der Mitte zugemauert, wobei drei Rohre, die durch Schieber von der Talshöhe aus verschließbar sind, mit eingemauert werden, so daß das Staubecken hierdurch vollständig entleert werden kann. Die Tunnels werden im späteren Betriebe zur Abführung des ständig an den Überläufen abfließenden Wassers dienen.

Damit nämlich der gewöhnliche Stauinhalt von 5 Millionen cbm nicht überschritten werden kann, sind in Höhe dieses Staupiegels Ablauföffnungen an beiden Talseiten angelegt, von denen aus das Wasser durch Schächte in die Umlaufstollen stürzt. Diese Öffnungen lassen nur soviel Wasser durch, wie der Dueis, ohne Schaden anzurichten, abführen kann, nämlich 110 cbm in der Sekunde.

Wenn nun bei Hochwasser der Dueis derartig anschwillt, daß mehr als 110 cbm in der Sekunde zufließen, so füllt sich der freie Hochwasserschutraum von 10 Millionen cbm Fassungsraum von selbst. Um aber eine Überströmung der Sperrmauer zu verhindern, sind 2 m unter ihrer Krone wieder Überläufe an beiden Talseiten angebracht, von denen ebenfalls Abfallschächte, durch die Felswände des Tales gesprengt, nach den Umlaufstollen führen.



Lageplan der Talsperre bei Markkliffa. (1:5000.)



Querschnitt der Sperrmauer. (1:1000.)

Um die Tunnelwandungen gegen den Angriff der aus fast 40 m Höhe herabstürzenden Wassermassen zu sichern, deren Gewicht im Notfalle bei je 300 cbm sekundlichem Abflusse dem Gewicht von je 6 schweren, in 1 Sekunde herabstürzenden Lokomotiven gleichkommen würde, sind die Tunnelwandungen ausbetoniert und mit Stahlblechen gepanzert.

Die Kosten für die beiden Umlaufstollen sind auf fast eine Million, für die ganze Anlage auf rund drei Millionen Mark veranschlagt, wobei eine halbe Million



Schloß Tsjchocha am Queis.

Mark mit eingerechnet ist, die der Ankauf von Ufergeländen und einer Anzahl kleinerer Besitzungen in Ekersdorf und Rengersdorf erforderte. Diese beiden Orte liegen zwar 3 km oberhalb der Sperrmauer; aber bis in die zwischen beiden ausgebreitete Mulde und sogar noch über 2 km weiter kann unter Umständen das angestaute Wasser zurücktreten und ein Hochwasserbecken bilden, das zwischen diesen beiden Dörfern die Breite von 1,3 km erreichen wird. Die angesammelten 15 Millionen cbm Wasser stellen dann ein Gewicht von 300 Millionen Zentnern dar und werden mit einer Wucht von 1,7 Millionen Zentnern gegen die Sperrmauer drücken, deren Eigengewicht allerdings das Doppelte beträgt. Außerdem ist diese gegen den Strom freisbogenförmig gewölbt, mit einem Krümmungsradius von 125 m bei 170 m Talbreite, und

im Verhältnis von 1:10, stromab jedoch im Verhältnis von 1:2 geneigt. So dürfte in der Tat diese Mauer allen nur denkbaren Angriffen gewachsen sein. Allerdings durchrauten in den Schreckenstagen des Juli 1897 in der Sekunde 780 cbm Wasser das Queistal bei Marklissa, während die Masse bei niederem Wasserstande bis auf 1 cbm zurückgehen kann. Andererseits ist aber zu berücksichtigen, daß derartige Katastrophen sich bei uns alle hundert Jahre vielleicht einmal ereignen. Die öfter wiederkehrenden Hochfluten bringen meist nur ein Viertel, teilweise sogar nur ein Achtel jener Schadenwassermenge.“

Nach obigen Angaben ist ein Überfließen der Sperrmauer kaum möglich. Stellen wir uns das Ereignis aber vor, dann allerdings sehen wir vor uns einen Wasserfall, wie Deutschland keinen aufzuweisen hat, etwa doppelt so groß wie der berühmte Rheinfall bei Schaffhausen. Auch ein Schloß wie das dem Rheinfalle benachbarte Schloß Laufen wäre hier am Queisfalle in dem nahen Schlosse Tzschocha vorhanden. Es erinnert durch seine Bauart und noch mehr durch seine romantische Lage auf einer hohen, felsigen Uferkante an das Schloß Friedland in Böhmen. Schloß Tzschocha wurde vor etwa 700 Jahren angeblich durch einen Herrn von Viberstein erbaut, ist aber auch heute noch gut erhalten und gehört der Familie derer von Uchtritz und Steinkirch. Wiederholt hat es in früheren Zeiten feindlichen Angriffen erfolgreich Widerstand geleistet und zugleich den damaligen Bewohnern der Umgegend sichern Schutz gewährt. Noch immer ragt der alte, runde Schloßturm recht trutzig empor. Durch eine Pforte in der östlichen Hofmauer treten wir auf den steilen Uferhang hinaus, von dessen Bewaldung der untere Teil entsprechend der Höhe des Nutzwasserbeckens im ganzen Staugebiet abgeholzt werden mußte. Die alten Targusbäume, die oft als eine Merkwürdigkeit des Tzschochaer Tales genannt werden, stehen glücklicherweise hoch genug. Wie würden sich diese Baumbeteranen aber wundern, wenn ihre Wurzeln eines Tages vom Wasser eines weiten Sees bespült werden sollten, in dessen ruhiger Oberfläche sie ihre ehrwürdige Erscheinung widergespiegelt fänden.

Jenseits Rengersdorf beginnt ein zweiter Talabschnitt, an dessen Eingange auf hohem Felsen zwar, aber im Fichtengebüsch fast ganz versteckt am rechten Flußufer die kleine Reibburg liegt. Vor etwa zwanzig Jahren wurde sie durch den Geheimrat von Minutoli, den Besitzer des Rittergutes Friedersdorf, auf alten Mauerresten erbaut und zu einem kleinen Altertumsmuseum eingerichtet.

Wir setzen unsere Wanderung auf dem linken Queisufer fort und haben nun Gelegenheit, den hochinteressanten Uchtritzweg kennen zu lernen, den der R. G. B. im Jahre 1898 unter Überwindung vieler Schwierigkeiten und mit beträchtlichen Kosten hat anlegen lassen. Streckenweise mußten Stücke des harten Gesteins abgesprengt, an anderen Stellen Stufen darein gehauen werden. An den noch frischen Bruchstellen ist die eigenartige, schiefrige Struktur des Gneises recht deutlich erkennbar und muß selbst dem auffallen, der für Mineralogie wenig Interesse hat.

In einer Erweiterung des Tales ladet eine Bank zur Rast in friedlicher Waldeinsamkeit ein. Sogar der Fluß mäßigt hier seinen schnellen Lauf, um in dem erweiterten Bette einen guten Teil des mitgeführten Steingerölles abzusetzen. Durch solche Felsstrümmen wird der Queis wiederholt in einzelne Arme zerteilt. Der eine

fließt ziemlich breitspurig und gemächlich dahin, während ein anderer geschäftig schnell über eine geneigte Steinplatte hinabgleitet. Hier blinkt eine Welle heiter im Sonnenlichte und schmückt sich übermütig mit einem weißen Schaumkämme, eine andere schleicht im Waldesschatten melancholisch dahin. Fast will es uns dünken, als wollte gern jeder der Zuflüsse, die der Queis bisher empfangen, noch einmal seine Eigenart zur Geltung bringen, ehe er sie beim Aufgehen in dem großen Sammelbecken verliert. „Wenn du Märchenaugen hast, ist die Welt voll Wunder“, — und du verstehst, was die geschwätzigen Wasserwellen im Vorbeifließen einander zuraunen.

Zuerst nimmt Vater Queis das Wort: „Ich bin von hoher Abkunft, und der Zacken ist mein Milchbruder. Am göttergeweihten Fjins kamen wir aus Taglicht



Queistal bei Tyschocha.

und spielten dort mit blendendweißen Kieselsteinen. Aber die klugen Menschen entführen uns beständig ein gut Teil von ihnen, um in Feuerzglut den harten Stein in leichtzerbrechliches Glas zu verwandeln“. — „Klug nennst Du dieses habgierige Geschlecht?“ wendet herb eine dem Fjinsberger Stahlbrunnen entronnene Welle ein. „Nicht nur Felsen sprengen jene stolzen Herren der Schöpfung, wie sie sich

gern nennen, auch die prächtigen Bergwälder, unsere treuen Hüter, schlagen sie aus schnöder Gewinnsucht unbarmherzig nieder, uns aber zwingen sie zu mancherlei Frondiensten. Gegen sich selbst sind die Menschen ebenso rücksichtslos, sperren sich in steinerne Käfige ein und haften sich ab um eitler Sorgen willen. Woher ich das alles weiß? Nun, alle Jahre kommen Hunderte dieser armen Geschöpfe, die sich gewiß durch solche Torheiten krank gemacht haben, an meine Quelle und erwarten von ihr Gefundung.“ „Auch meine Heimat ist ein beliebter Kurort und mein Stahlbrunnen nicht minder heilkräftig als der von Fjinsberg“, fällt ergänzend der Schwarzbach ein. Nach soviel Rühmens will nun auch der kleine Goldbach, ein fecker Neuling, sein Licht leuchten lassen. Aber da kommt er bei den anderen schön an. „Schweige doch Du von Deinem Golde, das war ja nur ein Traum! Und Dein Vater, der schwarze Schiefer, ist doch auch ein recht trauriger Gesell!“ — Eingeschüchtert durch solche Verunglimpfung will sich der Goldbach eben an die Seite schleichen, als sein Nachbar, der Steinbach, ein ebenso kleiner Springinsfeld, ihn wieder aufmuntert. Darauf versuchen beide ihre Kraft an einem Felsblocke, der sich mitten im Flusse breitmacht. Jener aber stellt sich den übermütigen Wellen trotzig

entgegen und großt: „Auf die Seite, ihr loses Gefindel! Ich bitte mir mehr Respekt aus; denn ich bin vom Urgestein und viel älter als ihr!“ — „Güte Dich vor diesem fahrenden Volke!“ warnen die Fichten vom Ufer herüber, „wenn es in Massen daher kommt, kann's recht gefährlich werden. Wie zerschunden ist nicht heute noch unsere Haut seit dem letzten Hochwasser, und selbst der Olsebach, dieser Duckmäuser, war damals nicht gerade einer der Besten! Die Kreuzschnäbel, die oft bei uns einkehren, haben von einer Mauer, die jene klugen Menschen bauen, Wunderdinge berichtet.“ — Meine geduldigen Begleiter haben von der Talsperre, auf die hier augenscheinlich angespielt wird, schon genug erfahren, deshalb warten wir den weiteren Verlauf der Unterhaltung nicht ab, sondern denken ans Weiterkommen.

Wir durften auch nicht länger am Anfange dieses interessanten Talweges verweilen, denn bis zu seinem Ende, wo die nächste Einkehr ist, hat er mindestens noch 5 km Länge. Aber die vielen Windungen, zu denen der Fluß ihn zwingt, zaubern auch immer wieder neue Landschaftsbilder hervor, die wert sind, daß man sie lange betrachtet. Darum vermeiden wir beim Weiterwandern alle Eile und überlassen solche den kleinen Bächlein, die von der Goldentraumer Hochebene herabhüpfend einige Male unsern Weg kreuzen. Von links her schaut immer wieder der mit Laubholz bekränzte Gipfel des Ramsenberges auf uns herab. Da er sich etwa bis zu 170 m über die Talsohle und zwar anfangs ziemlich steil erhebt, so macht er einen großartigeren Eindruck, als man nach seiner Seehöhe und nach dem Anblick aus der Ferne erwartet. An den geringen Mauerresten einer vom Hochwasser zerstörten Mühle und an dem Goldentraumer Schieferbruche geht es noch vorüber, und ehe wir es vermuten, ist die grüne Matte erreicht, an deren Rande die Finkenmühle klappert.

„Trink hier ein Glas Bier; flink, flink!“ ruft uns vertraulich der muntere Fink zu, der in des Müllers Garten freie Wohnung und Kost genießt und sich für solche Gastfreundschaft seinem Wirte dankbar erweisen möchte.

Von der Finkenmühle nach der 3 km entfernten Stadt Greiffenberg führen zwei Wege: der bequemere durch den Wald und an Nieder-Wiesa vorüber, der lohnendere aber auf dem rechten Queisufer über den Rienberg. Wir wählen den letzten und lassen uns im Boote übersetzen. Bald ist die Weberkolonie Neu-Warnsdorf erreicht, hinter der ein romantischer Fußweg erst bergab und dann ziemlich steil bergan führt auf die nahe an einer halbkreisförmigen Schleife des Flusses gelegene Anhöhe, die man den Rienberg nennt. In einem alten Steinbruche hat hier ein spekulativer Kopf ein Gasthaus errichtet, das ein beliebter Ausflugsort für die Greiffenberger und die fremden Besucher des Queistales geworden ist. Die Fernsicht von hier aus übertrifft die vom Adlersteine, denn sie reicht bis an den hohen Iserkamm, das Riesen- und das Bober-Ragbachgebirge. Die nahe Stadt ist vom Rienberghause aus nur teilweise zu sehen; besonders treten der Turm des Rathhauses und der der katholischen Kirche hervor. Die evangelische Kirche von Greiffenberg müssen wir auf dem linken Queisufer bei Nieder-Wiesa suchen, also in dem Winkel, den hier der Fluß bei der Mündung des Olsebaches bildet, indem er seine südliche Richtung plötzlich mit der westlichen bis Marklissa hin vertauscht. Bekanntlich bildete ehemals

der Queis und weiter nach der Tafelfichte hin der Schwarzbach die Grenze zwischen Schlesien (Österreich) und der damals noch zu Sachsen gehörigen Oberlausitz. Zur Zeit der Gegenreformation sahen sich die evangelischen Bewohner von Greiffenberg und Umgegend genötigt, ihr Gotteshaus drüben auf sächsischem Boden zu erbauen. Hier predigte vor 200 Jahren M. Schwedler, ein Sohn des oberen Queistales,



Ruine der Burg Greiffenstein.

Dichter des Kirchenliedes „Wollt ihr wissen, was mein Preis?“ Insofern ist also der Kirchenplan bei Nieder-Wiesa ein historisch merkwürdiges Fleckchen Erde.

Dasselbe läßt sich von dem 4 km südlich am rechten Queisufer gelegenen Greiffenstein behaupten, einem Basaltkegel, der mit einer sagenumwobenen Burgruine gekrönt ist. Infolge seiner

isolierten Lage bietet der Greiffenstein eine großartige Aussicht. Die Ruine ist noch recht gut erhalten und wird durch ihre drei Burghöfe, die terrassenartig übereinander liegen, besonders interessant. Darum schließen wir unsere Wanderung durchs Queistal mit einem poetischem Ausfluge nach der

Burgruine Greiffenstein.

An meiner Heimat Grenze da schaut Burg Greiffenstein
Gleich einem treuen Wächter noch in das Land hinein.
Einst hauste auf dem Felsen ein fabelhaftes Tier,
Halb Löwe und halb Adler, den „Greiff“ nannt' man es hier.

Ein kampfgeübter Ritter, Herr Gotsche Schoff genannt,
Befreite von dem Untier das arg bedrohte Land.
So meldet es die Sage. Weiß nicht, ob's wahr mag sein;
Doch sind die Grafen Schaffgotsch noch Herrn auf Greiffenstein.

Es sank von dem Gemäuer schon mancher Stein in Staub:
Die Burg ragt als Ruine hervor aus grünem Laub.
Sie zeugt von stolzer Necken entschwundner Herrlichkeit
Und starrt nun staunend nieder in eine neue Zeit.

Heut schirmt der Zöllern-Adler das weite Land umher;
Hier Schlesien, dort die Lausitz, nicht trennt der Queis sie mehr.
Wir blicken freudig nieder auf die beglückte Au
Bis zu den Riesenbergen, getaucht in Atherblau.

E. Mühle.





Die Schwendckfelder in Schlesien.

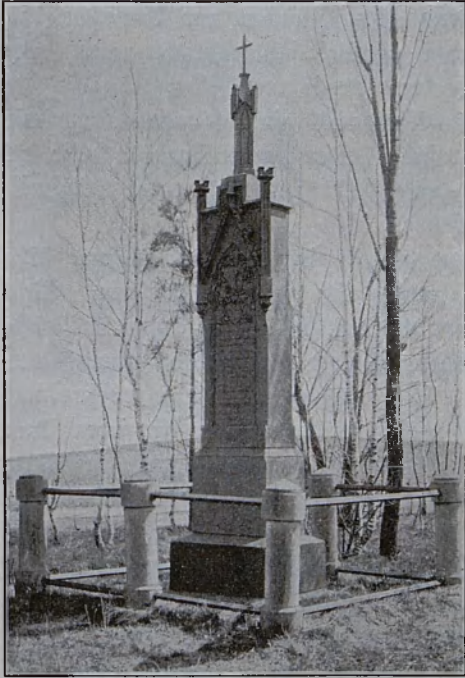


ajestätisch ragt aus den Vorbergen des Bober-Ratzbachgebirges der imposante Basalt-Regel des Probsthainer Spitzberges empor; aus einem erhöhten stundenweiten Plateau sich erhebend, bildet er in seiner reinen schlanken Kegelform eine Zierde des Schlesierlandes. Den Berg umgibt ein Kranz wohlhabender Ortschaften, deren Bevölkerung der Ackerbau reichlich ernährt. Für die Religionsgeschichte Schlesiens sind die Dörfer Probsthain, Armenruh, Harpersdorf und Pilgramsdorf von großer Bedeutung. Hier fand die Lehre Luthers frühzeitig Eingang; hier trat fast zu derselben Zeit eine Religionssekte auf, die freilich seit einem Menschenalter ganz aus der Gegend verschwunden ist, deren Geschichte aber eigenartig und darum des allgemeinen Interesses wert ist: die Schwendckfelder.

Der Stifter dieser Sekte ist der schlesische Edelmann Kaspar von Schwendckfeld, der zur Zeit der Reformation Rat im Dienste des Herzogs zu Liegnitz war. Ein religiöser Schwärmer, lehrt er, „es irren gewaltig und verderblich alle diejenigen, die aus den Sakramenten, aus äußeren Worten und dem Predigeramte kräftige Mittel und Werkzeuge unserer Seligkeit machen“. Es bedarf erst einer besonderen, göttlichen Offenbarung, um die Sakramente gebrauchen zu können; folgerichtig verwarf Schwendckfeld auch die Kindertaufe. Jesus Christus ist nicht im Altarsakrament gegenwärtig, sondern nur bei seinem Vater im Himmel; Brot und Wein sind nur Symbole der geistigen Seelenspeise. Keinem Menschen ist die Macht gegeben, Sünden nachzulassen. Dies sind in kurzem die Hauptpunkte von Schwendckfelds Lehre. Die Zahl seiner Anhänger belief sich in kurzer Zeit auf 4000—5000 Seelen. Außer in Liegnitz finden wir sie in Lüben, Wohlau, Steinau und in den genannten Dörfern um den Probsthainer Spitzberg, weiter gegen Löwenberg hin in Langneundorf, Zobten und Lauterseeifen; auch in Deutmannsdorf, Laubgrund und Hockenu. Nach der Lehre des Stifters gestalteten sich die kirchlichen Verhältnisse der Schwendckfelder sehr einfach. Wo sie keine eigenen Kirchen besaßen, versammelten sie sich wöchentlich mehrmals bei einem ihrer Seniores; solche Zusammenkünfte fanden später sogar heimlicher Weise im Walde statt. Aus dem Gebetbuche der böhmischen Brüder sangen sie ent-

sprechend umgeänderte Lieder. Dann verlas der Senior ein Kapitel aus der Bibel und erklärte den Text nach Schwendfelds Postille. Zum Schluß verrichteten sie stehend ein allgemeines Gebet. An der kirchlichen Feier der Sakramente beteiligten sie sich grundsätzlich nicht. Im übrigen lebten sie still und anspruchslos und ernährten sich fleißig und ehrlich als Bauern, Handelsleute und Handwerker aller Art, so daß zeitgenössische Chronisten nur ihres Lobes voll sind.

Weil Schwendfeld durch seine Lehre das Ansehen der Geistlichkeit jeder Konfession direkt untergrub, darf es uns gar nicht wundern, daß alsbald der Kampf



**Das Schwendfelder-Denkmal
in Harpersdorf.**

(Nach einer Photographie von M. F. Bergmann.)

gegen ihn und seine Anhänger begann, und daß Katholiken und Protestanten in nichts so einig waren als in der Verfolgung dieser Sekte. Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurden von den Biegnitzer Herzögen Friedrich II. und Friedrich III. strenge Maßregeln gegen sie ergriffen. Sie wurden gezwungen, die Sakramente zu gebrauchen und ihre religiösen Bücher auszuliefern. Wer sich widersetzte, wurde schwer bestraft. „Kaiserliche Ausreiter“ führten die Angesehensten von ihnen zum Verhör nach Wien, wo sie lange gefangen gehalten wurden. Da die Geistlichen zu Langneundorf und Zobten über die Schwendfelder beim Räte in Löwenberg Beschwerde führten, ordnete dieser, gestützt auf einen kaiserlichen Erlaß, eine strenge Untersuchung gegen sie an. Die Angesehensten von ihnen wurden auf das Rathaus berufen, wo man sie durch eine religiöse Unterredung in Liebe und Güte gewinnen wollte. Da aber die Schwendfelder nicht zu bekehren waren,

befahl ihnen der Rat unter Androhung von Gewalt, die evangelischen Religionsgebräuche zu beobachten oder ihre Güter zu verkaufen. Die meisten verließen ihre Heimat und siedelten sich in vielen Ortschaften der Grafschaft, wie in Glas, Neurode, Habelschwerdt, Mittelwalde, Reinerz an. Außerdem hatte Schwendfelds Lehre unterdessen auch über Schlesien hinaus Anhänger gefunden, so in Speyer, Landau, Straßburg, Basel, Lindau, Augsburg, Nürnberg, Ulm (hier starb 1581 Schwendfeld), Eßlingen und Kannstadt. Aber um das Jahr 1700 finden wir sie nur noch in dem schon oben genannten Löwenberger Bezirk, der damals teils zum Biegnitzer (Armenruh, Harpersdorf, Hockenau), teils zum Löwenberger (Langneundorf, Zobten, Höfel, Vauterseeffen) Kreise gehörte; ihre Zahl mochte noch gegen 1350 Seelen betragen.

Mit dem Jahre 1719 tritt die Geschichte der Schwendfelder in ein neues Stadium. In diesem Jahre wurden auf Veranlassung des Geistlichen Amtes in Breslau nach endlosen Unterhandlungen mit dem Kaiserlichen Oberamt in Wien vom Kaiser Karl VI. zwei Jesuitenpater zu ihrer Befehrung nach Harpersdorf gesandt. Die beiden Missionare, P. Milan und P. Regent, hatten von vornherein eine ungeheuer schwierige Stellung; man bedenke, daß sie in dem teils lutherischen, teils schwendfeldischen Harpersdorf nur einen einzigen Katholiken antrafen und daß niemand sie freiwillig in sein Haus aufnehmen mochte. Doch unverzagt gingen die beiden Missionare sogleich ans Werk: sie beriefen die erwachsenen Schwendfelder zu Versammlungen ein, um sie zunächst durch freundliches Zureden zur Annahme des katholischen Glaubens zu bewegen. Wer nicht erschien, sollte Strafe geben, doch nahm man es damit nicht eben genau. Als aber viele Schwendfelder trotz des ergangenen Verbotes bei den Lutheranern zum Abendmahl gingen, andere lutherische Frauen nahmen, wurden sie mit Gefängnis bestraft. Der Pastor Meander sowie die Gutsherrschaft wurden mit schweren Strafen bedroht, falls sie fortführen die Schwendfelder zu bewegen, sich als Lutheraner zu bekennen.

Mit den Befehrungen zum Katholizismus ging es indessen sehr langsam. Die Patres hatten nach jahrelanger Arbeit nur wenige Erfolge zu verzeichnen. Man gebrauchte deshalb Gewalt; kaiserliche Dragoner brachten die Täuflinge zum Missionshause in Langneundorf; zu wiederholten Malen leisteten bei solchen gewalttamen Taufen kaiserliche Kammerherren Assistenz. Die betreffenden Eltern wurden mit Gefängnis oder hoher Geldbuße bestraft; so mußte der eine Vater für jeden Tag, an dem er sich weigerte sein Kind taufen zu lassen, zehn Taler Strafe bezahlen; er ließ die Strafe aber auf 90 Taler anwachsen. Die Schwendfelder durften ihre Toten nicht auf den Friedhöfen beerdigen. Der Gutsherr von Armenruh ließ schon 1722 einen ihrer Anhänger eigenmächtig ohne Sang und Klang auf dem Viehwege begraben. Seitdem schaffte man Leichen nicht Befehrter auf Stecken, „wie ein Achtel Bier“ hinaus. Auf dem Harpersdorfer Viehwege sind noch etwa 200 Schwendfelder-Gräber vorhanden. Die Begräbnisstelle der Schwendfelder in Langneundorf, die etwa 50 Gräber zählte, ist erst in den letzten Jahren in Ackerland verwandelt worden. Über den Begräbnisort in Lauterseiffen führt jetzt die Chaussee Löwenberg-Goldberg, so daß nur noch 4 Gräber erkennbar sind.

Die Missionare in Harpersdorf sahen bald ein, daß nur ein selbständiges katholisches Pfarrsystem Fortschritte in das Befehrungswerk bringen könne. Nach endlosen Verhandlungen wurden aus den zu Liegnitz deponierten Schwendfelder-Geldern die Mittel zum Bau einer Kapelle und eines Missionshauses in Harpersdorf bewilligt. Mit dem feinen, dem Orden eignen Sinne für passende Lagen und schöne Landschaftsbilder hat P. Regent den schönsten Platz dazu ausgesucht, so daß das schmucke Gotteshaus mit Zubehör den ganzen Ort beherrscht. Die Kapelle, jetzt Pfarrkirche der katholischen Kirchgemeinde, bildet ein längliches Achteck mit geschickter Chor- und Fensteranlage. Das Portal, eine architektonische Sehenswürdigkeit, trägt eine Inschrift in großen lateinischen Lettern, darüber den kaiserlichen Doppeladler. Die Inschrift gibt das Datum und den Zweck der Stiftung an. Die Schwendfelder

mochten wohl nun einsehen, daß sie trotz oder vielmehr wegen ihrer Standhaftigkeit in dem ungleichen Kampfe schließlich unterliegen müßten. Schon um das Jahr 1725 verließen daher viele von ihnen heimlich Harpersdorf und siedelten sich in Wiese, Linda, Berthelsdorf und Görlitz an. Die auf der Flucht Betroffenen wurden mit Gefängnis bestraft; auch die Beihilfe dazu ahndete man mit hoher Geldbuße. Die Besitzungen der flüchtigen Schwendfelder wurden als Staatseigentum erklärt und an Katholiken verkauft; schon 1732 belief sich die Gesamtsumme der aus Schwendfelder-Grundstücken gelösten Gelder auf etwa 7750 Taler.

Da man um diese Zeit auch gegen die Herrnhuter in ähnlicher Weise vorging, fühlten sich viele Schwendfelder auch fern der kaiserlichen Mission nicht sicher genug. Sie wanderten deshalb 1734 nach Nordamerika aus und fanden eine wirksame Unterstützung durch Zinzendorf. Im ganzen sind gegen 170 Schwendfelder-Familien, aus 560 Personen bestehend, nach Amerika ausgewandert; etwa ebensoviele blieben in Schlessien zurück. Im Jahre 1739 endete auch P. Regents Wirksamkeit in Harpersdorf. Milan war schon 1728 gegangen. Körperlich und geistig aufgerieben, dazu bitter gekränkt durch unverdientes Mißtrauen, unternahm Regent eine Erholungsreise nach Böhmen, um nie mehr auf seinen Posten zurückzukehren. Auch unter seinen beiden Nachfolgern machte die Befehrung der Schwendfelder keine Fortschritte. Der Kaiser in Wien schien daher endlich die Überzeugung zu gewinnen, daß gegen sie nichts auszurichten sei. Man führte aber noch einen letzten furchtbaren Schlag gegen sie. Durch eine kaiserliche Verordnung (d. d. Wien, 19. II. 1740) wurde bekannt gegeben, daß diejenigen Schwendfelder, die nicht binnen Jahresfrist ihren „kezerischen Irrthum“ ablegten, das Land zu räumen hätten. Ihr Vermögen sollte den zur katholischen Religion sich bekennenden Kindern überwiesen oder zu sonstigen frommen Zwecken verwendet werden. Schon zehn Tage darauf starb der Kaiser.

Der Wechsel des Herrscherhauses war auch für die Schwendfelder von höchster Bedeutung. Friedrich der Große wies schon im Jahre 1741, nachdem er von der Bedrückung der Schwendfelder Kenntnis erhalten, das General-Feld-Kriegs-Kommissariat an, „die befohlene Emigration und Extirpation der Schwendfelder zu sistieren und mit der zugleich angeordnet gewesenen Exekution innezuhalten“. Er nahm die Bedrängten in seinen „besonderen Schutz“ und versprach „denjenigen, denen ihre Höfe und Häuser weggenommen worden waren, solche, falls sie von den neuen Besitzern noch nicht bezahlt, unentgeltlich wiederzugeben, im andern Falle werde er für ihr gutes Fortkommen sorgen und ihnen Plätze zur Erbauung ihrer Häuser unentgeltlich anweisen“. Nun hörte mit einem Male alle Bedrückung der Schwendfelder auf. Von der erhaltenen Erlaubnis, aus Amerika nach Schlessien zurückzukehren, machten indessen nur wenige Gebrauch; auf ihre Veranlassung wurde jedoch auf dem „Schwendfelder-Kirchhof“ in Harpersdorf ein sehenswertes Denkmal aufgestellt.

Die zurückgebliebenen Schwendfelder gingen zuletzt so vollständig in der evangelischen Bevölkerung auf, daß diese Sekte seit 1826 in Schlessien verschwunden ist.

E. Stelzer.





Religiös-soziale Schwärmer des sechzehnten Jahrhunderts in Schlesien.



Vor den Schrecken des Bauernkrieges ist Schlesien bewahrt geblieben. Mit der Bauernbewegung aber war die ursprünglich freilich ganz andersartige Bewegung der Täufer, der „Wiedertäufer“, wie ihre Gegner sie nannten, in Verbindung gekommen und bald in Mitleidenschaft gezogen worden. Nach der Niederwerfung des Bauernaufstandes wandte sich der Zorn der Obrigkeiten auch gegen die Täufer. Der Not der Verfolgungen ausweichend und dem Trieb zur Ausbreitung folgend, zogen sie durch die Lande. Und die Täuferwelle, die mit beispielloser Schnelligkeit Oberdeutschland, Böhmen und Mähren überflutete, erreichte von den slavischen Nachbarn aus sehr bald auch Schlesien.

Der Bischof Jakob von Salza erinnert schon im Mai 1526 den Breslauer Rat: „Es ist jetzt nicht zu scherzen; das gemeine Volk neigt zum Aufruhr“. Ein Jahr später etwa erhalten die Breslauer Mitteilung von Artakeln des Herzogs Karl von Münsterberg, die „die Religion und der gefangenen Bauern auffm Dome Verhaltung und Rechtfertigung“ betreffen. Es ist darum durchaus glaubwürdig, wenn der Münsterberger Chronist zum Jahre 1526 berichtet: „Um diese Zeit hat die Wiedertäufererei auch in Schlesien sich weit ausgebreitet und dermaßen überhand genommen, daß im ganzen Lande, bevorab im Fürstentum Glogau große Scharen Volkes, sonderlich die Bauern das Ihrige verkauft und in Mähren liefen und zu Stolz bei Frankenstein also sehr zugenommen, daß die Bauern daselbst bald halbtails wiedertäuferisch worden sein“. Daß die Obrigkeit aber in Schlesien sich nicht milder zu dieser Bewegung zu stellen gedachte, beweist die weitere Nachricht: „Welche nicht davon haben wollen ablassen, sind am Pranger zu Frankenstein gestrichen, auch einem jeden ein Ohr abgeschnitten und endlich mit abgeschnittenen Ohren zum Thor hinausgeführt worden“. In Breslau aber wurde jeder Verkehr mit ihnen bei Strafe an Leib und Gut untersagt; „es soll auch niemand die Wiedertäufer, es seien freie Kauf- oder Handwerksleute, beherbergen“.

In erster Linie wurde auch in Schlefien ihre oppositionelle Stellung zur Ordnung des kirchlichen Wesens, ihr Widerspruch gegen die Geistlichen und besonders die Sakramente ihnen zum schweren Vorwurf gemacht. „Vor dem unchristlichen Fürnehmen der Wiedertauf und der Gotteslästerung des Sakraments des Leibes und Blutes Christi“ will daher der Breslauer Rat männiglich gewarnt haben. Und der Neumarkter Stadtschreiber Blasius Pförtner klagt beweglich über den Irrtum des Sakraments des Altars und der Kindertaufe halber, der in den Gegenden von Schweidnitz, Striegau und Liegnitz entstanden sei, „daß viel Leute teils auch gleich wahnsinnig wurden“. Daß neben diesen der Obrigkeit natürlich in erster Linie ins Auge fallenden Tugenden auch die andern, für die Bewegung nicht weniger charakteristischen, eines nicht weltförmigen Christentums, stillen Wandels und ernsten Sinnes den nach Schlefien gesandten „Brüdern und Fischern“ und ihren Anhängern nicht gefehlt haben, beweist der den Täufern übelgesinnte Chronist gegen seinen Willen, wenn er von diesen „Umläufern“ erzählt, „welche im Schein wunderlicher Heiligkeit und Gemeinschaft mit Gott die Herzen und Gemüter der Menschen gänzlich einnahmen“.

Aber das Religiöse war nur das eine Stück dieser Bewegung. Zum andern war ihr ein starkes soziales Element beigegeben, dem sie ihre Verbreitung gerade unter den kleinen Leuten und auf dem Lande zumeist zu danken gehabt haben wird. Selbstverständlich entging der Obrigkeit dieses nicht am wenigsten gefährliche Moment der Täuferci nicht. Herzog Karl von Münsterberg als oberster Hauptmann von Ober- und Niederschlefien erinnert alle Stände und Fürsten daran, daß es notorisch sei, „wie hinter dieser Sekte der Wiedertauf nichts anders denn Rottierung und Empörung steckt“. Was man aber von ihr meinte fürchten und erwarten zu müssen, zeigte zur selben Zeit der Rat von Breslau, der befiehlt, „daß sich männiglich, wer der sei, in guter Bereitschaft halte, also wo von nöten, daß sich dieser Sekte Anhängige zu einer Empörung sammeln oder mit Gewalt ziehen wollten, daß ihnen das Vornehmen zeitlich gebrochen werde“.

In der Tat waren die sozialen Verhältnisse Schlesiens ungünstig genug, und auf dem Lande besonders wuchs die Zahl der Unzufriedenen immer mehr. Die Zinsen und Dienste waren auch hier je länger je mehr gestiegen und schließlich vielfach zu einer so harten und unerträglichen Last geworden, daß nicht wenige Bauern am Ende sich nicht anders zu helfen mußten, als daß sie wegliefen und die Höfe öde stehen ließen. Es ist durchaus zutreffend, was ein unparteiischer aufmerksamer Beurteiler um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts sagt: „Was dem Schlesierland unüberwindlichen Schaden und Abbruch bringen wird, das ist das, daß die Zinsherren nach Gestalt der Statt und des Besitzers mit Vorwilligung der Obrigkeit eine summa Gelds nehmen und dem Verkäufer einen jährlichen Zins auf seine Güter schreiben. Und so sie denn solchen Zins etwiewiel Jahr bezahlen, darnach so widersetzen sich, den zu geben. Als dann werden die Bauern nach Inhalt des Gedings entweder mit gräßlichem Bann angezogen oder aber die Pfand angegriffen, und so dann die Bauern solche Beschwernis nit erleiden mögen, so verlassen sie Haus und Feld und fliehen anderswohin. Aus diesem Fall nimmt Schlesierland täglich großen Abbruch.“ Also an sozialem Zündstoff fehlte es nicht. Und die Täufer gingen an ihm nicht vorüber.

In Beshine bei Wohlau war damals ein Pfarrer Jacob. Er hielt täglich öffentliche Versammlungen, besonders vor seinem Pfarrhaus, und predigte der Menge: den Edelleuten soll man keinen Zins geben, auch keine Hofarbeit tun; auch soll den Pfaffen nichts gegeben werden, es geschehe denn aus gutem Willen, wenn sie das Wort Gottes nicht recht fürgetragen hätten. Obrigkeit sollte man haben; das sollten die Fürsten und Herren in Städten sein. Die Edelleute dürften aber nicht so große Güter haben. Diese seine Predigt sollten die Zuhörer weiter geben; denn Gott selbst habe ihm das eingegeben, weil das Volk so lange verführt gewesen wäre.

Daß solche Worte vielen Beifall fanden, wird ausdrücklich bezeugt, „es soll derselbe Jakobus allrait einen großen Haufen Volks an sich haben“. Und noch andere Wiedertäufer, besonders aus der Glazer Gegend, kamen nach Beshine, predigten dem Volk und „nahmen letztlich einen Haufen derselben armen Leute an sich, mit denen sie davonzügen“.

Man kann hier übrigens dieselbe Beobachtung machen, die auch für die Wiedertäufer Süddeutschlands und Mährens und sonst zutrifft, es sind durchaus nicht nur die „kleinen Leute“, die sich ihnen anschließen; es finden sich besonders unter den Führern genug Gebildete. Und diese haben dann auch voran das Bewußtsein, von Gott inspiriert und eben deswegen allen anderen Autoritäten überlegen zu sein. Nicht zum wenigsten erklärt sich hieraus die Kraft ihrer Rede und der Eindruck, den sie machen, auch die große Standhaftigkeit, die sie unter allen Verfolgungen zeigen.

Auch in der Nähe von Breslau ward der Geist der Unzufriedenheit, der die Bauern ergriffen hatte, laut. In den südlich der Hauptstadt gelegenen drei Dörfern Mellowitz, Boguslawitz und Keppline verbanden sich die Bauernschaften gegen ihren Pfarrer in Tauer. Bei Strafe eines Viertels Bier verpflichteten sie sich gegenseitig, keine Stolgebühren und keinen Dezem mehr zu zahlen. Als Grund gaben sie an, daß sie den Pfarrer ja nicht wählen dürfen. Hier macht sich neben der sozialen Lage wieder die neue Zeit mit ihren religiösen Forderungen geltend. Sich selbst die Pfarrer wählen zu dürfen, haben bekanntlich die aufrührerischen Bauern Mitteldeutschlands in ihren zwölf Artikeln obenan gefordert.

Wir werden uns den Zulauf, den die Verkündigung der Täufer in Schlesien fand, nicht groß genug denken können. Abgesehen von Oberschlesien fand sie in allen anderen schlesischen Gegenden die willigste Aufnahme. Von Liegnitz konnte man das von vornherein erwarten. Dort lehrten und vertraten ja der Ritter Kaspar Schwendfeld von Ossig und seine näheren Freunde unter offener Billigung des Landesfürsten, Herzogs Friedrich II., ein religiös vielfach ähnlich gestimmtes Christentum. Zu einer Vereinigung beider Strömungen ist es übrigens damals nicht gekommen, obwohl Schwendfeld selbst mit den Häuptern der Täufer verhandelt hat. Es war wohl aber weniger das Religiöse, die Besonderheit der Wiedertaufe etwa, was eine Einigung verhinderte; vielmehr hat der „Ritter“ Schwendfeld eher am Sozialen Anstoß genommen; zudem lag die von den Täufern betriebene Einwirkung auf die Gestaltung der öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände Schwendfelds ganzer Natur und Geistesrichtung völlig fern. Nur eine sehr milde Behandlung seitens der fürstlichen Regierung hatten die Täufer ihrer Geistesverwandtschaft mit dem Liegnitzer

Christentum zu danken. War das in andern Fürstentümern Schlesiens durchaus nicht der Fall — auch in Schlesien hat es an Hinrichtungen von Täufern, an Güterkonfiskationen, an Landesverweisungen nicht gefehlt —, so war doch die Menge des Volkes überall von entschiedener Sympathie für die Täufer besetzt. Besonders wird uns das von dem Glogauer Fürstentum berichtet.

Über den starken Zulauf und die großartige Opferwilligkeit, mit der man sich in Schlesien den neuen „Enthusiasten“ hingab, sei der Bericht eines Chronisten mitgeteilt, der den Täufern zwar sicher nicht gerecht wird und Ungünstiges beweislos mitteilt, aber immerhin ein anschauliches Bild über Umfang, Art und Stärke der Bewegung gibt: „In einem Haufen waren über 2000 Menschen beisammen, mehrenteils aus Schlesien; die hatten das Ihre um ein leicht Geld dahingegeben und bis über 7000 Gulden zusammengebracht. Dieses Geld stellten sie den Täufern zu treuen Händen ein; aber die armen Leutelein verschloß man in etliche abgelegene Häuslein zusammen, darinnen mußten sie Kummer schmelzen. Sie bemühten ihren Leib mit schwerer Arbeit auf der Mährer Äcker und Weinberge; den Lohn nahmen die Obersten ein und schafften damit, was sie wollten. Das arme Volk war so bezaubert und eingenommen, daß es diese allerbeschwerlichste Dienstbarkeit nicht allein geduldig trug, sondern auch ihren Obersten ihre Lasten zu gute hielt. Man baute ihnen Häuslein an abgelegene Orte im Feld, da sie vielmals von den Räubern überfallen, geplündert und übel gehandelt worden, denn weil man sie lehrte, daß das Evangelium alle Rache verbiete, so sperren sie (wenn sie Rundschaft kriegten, daß ein Streifrott vorhanden, die nach ihrem Geld und Vieh stellten) die Thüren weit auf; sie aber versammelten sich zu Haus in ein Gemach, beteten und erwarteten der Plünderung.“ Dieser Bericht ist auch darum lehrreich, weil er zeigt, wie auch in Schlesien die täuferischen Sendboten die apostolische Gütergemeinschaft und das Gesetz der Bergpredigt wie anderswo predigten, und wie man tatsächlich Versuche gemacht hat, beides durchzuführen. Wie übrigens hier Schlesier nach Mähren zogen, so sind umgekehrt wiederholt von dort starke Haufen von Täufern nach Schlesien gekommen, bis die Obrigkeit mit entschiedenen Verboten diesen Zuzügen entgegentrat.

Jedenfalls standen aber die zerstreuten Gesinnungsgenossen durch ganz Schlesien in Verbindung mit einander; schon 1529 haben sie sich als „Brüder des Bundes Jesu Christi“ zusammengeschlossen. Und schon damals haben sie sich stark genug gefühlt, offiziell an den schlesischen Fürstentag mit einer Eingabe heranzutreten. „Ew. Fürstliche Gnaden und Herrschaften und Herrlichkeiten getreue Unterthanen und gehorsame Brüder des Bundes Jesu Christi eingeleibte Glieder“ hießen darin die Fürsten und Stände um freies Geleit, damit sie aus der Schrift die Berechtigung ihres Bundes und seiner Lehren erweisen und verteidigen könnten. Ob die Eingabe irgend welchen Erfolg gehabt, der Fürstentag sich auch nur damit beschäftigt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls beweist sie die Ausbreitung der Täuferi in Schlesien und, so phantastisch der ihr zu grunde liegende Gedanke an sich gewesen sein mag, das starke Selbstvertrauen der in der Bewegung stehenden Kreise.

Mit den vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts ist der Höhepunkt der Bewegung überschritten. Den harten Mandaten des Königs, der Landesherzöge, der

Städte gegenüber können sich die Täufer nicht behaupten. Vielfach finden Rücktritte statt; der religiöse Sozialismus des Reformationsjahrhunderts ist in Schlesien zum Stillstand gekommen. Da begegnet er uns am Ausgang des Jahrhunderts noch einmal in der merkwürdigen Erscheinung der „Bauernprediger“.

Ende der achtziger Jahre traten sie im Liegnitzer Fürstentum besonders im Goldbergischen und im Fürstentum Zauer im Löwenbergischen auf; ihr Hauptwirkungskreis ist die Gegend südlich und westlich vom Gröbzigberg; Hartmannsdorf, Harpersdorf, Ludwigsdorf u. a. werden uns besonders genannt. Der Zulauf ist wieder groß. Allein um Hartmannsdorf sollen täglich an 2000 Menschen zusammengekommen sein, den Predigern zu lauschen, als deren erster und bedeutendster der Schäferknecht Anton Delsner erscheint. Männer und Frauen, Erwachsene und Kinder sind ergriffen; Unmündige bis zu sieben Jahren herab laufen mit, und wie später in der Zeit der Beterfinder hört man aus diesen Kindern einen besonders starken Ruf Gottes zur Buße. Alle charakteristischen Kennzeichen des Täuferturns lehren hier wieder: der Widerspruch gegen das geordnete Amt und Kirchenwesen, besonders die Sakramente, die Zusammenkünfte im freien Feld, die Opposition gegen die Edelleute, ein weltabgeschiedenes Christentum mit besonderen Formen, ein starkes Vertrauen zu ihrer „Bundgenossenschaft der neuen und großen Religion“, die Neigung, Nahrung, Habe und Güter zu verlassen. Zu dem allen gesellt sich aber ein mystisch-apokalyptischer Zug, ein Lehren über das Nahesein des jüngsten Tages und ein chiliaistisch-prophetischer, ein Weissagen über Himmel und Hölle und ihre Bewohner, ein Doppelzug, der an sich auch sonst dem Täuferturn nicht fremd war, in Schlesien aber bisher noch nicht beobachtet werden konnte. Wir haben über diese eigenartige Erscheinung einen höchst anschaulichen, mehrfach überlieferten Bericht, den wir hier im wesentlichen wiedergeben.

„Im Jahre 1589 sein in Schlesien Bauernprediger aufgestanden. Die haben viel Bauervolk bethöret. Sie preiseten sich und diejenigen, die ihrer Lehre zugethan, für selig, dagegen verdammten sie alle andern Lehren. Sie gaben für, es stehe ein Baum in der Höllen, der senke sich täglich, daran hange allerlei Hoffart, große Kragen, seidene Hauben, damastne Schauben, Mäntel und sammetne Halskoller, grüne Schürztücher, weiße Schuhe und wäre noch ein klein Astlein am Baum, so noch unbehangen; wenn das geschehen, werde der Baum versinken und der jüngste Tag kommen, und das werde noch für der Ernte geschehen. (In einem andern Bericht heißt es noch bestimmter: der jüngste Tag hätte allbereit für drei Wochen kommen sollen, wäre was aufgehoben, würde aber über acht Tage nit außen sein.) Gott hätte schon lange wollen die Posaunen zum Gerichte blasen lassen, aber ein Engel wäre für Gott niedergefallen und gebeten so lange aufzuhalten, bis mehr Leute zu diesem ihren neuen Glauben bekehret würden. Sie sagten auch, es sei kein Engel mehr im Himmel, sondern Gott habe sie alle ausgesandt in alle Lande, die Menschen zur Buße zu rufen. Sie gaben auch vor und beteuerten es hoch, daß sie in den Himmel und in die Hölle sehen und die eigentlich kennen, die da verdammt oder selig sein. Sagten, dieser oder jener ihres Glaubens sei schon im Himmel, nenneten ihn mit Namen, ob er schon noch lebte und habe eine halbe Krone auf dem Kopf, am jüngsten Tage werde die Krone ganz vollkommen werden. Die Menschen, so nicht ihres

Glaubens, ständen in der Hölle, einer auf dem Kopf, der andere bis an die Knie, jener bis an den Hals, mancher bis übern Kopf, wie sie denn etliche vom Adel und andere darinnen sahen. Auch sagten sie: die Pfaffen, Herrschaften, Schreiber, Spielleute lägen in der Hölle zusammengekoppelt wie des Teufels Leihhunde; etlichen sei noch Rat, etlichen nicht; die Hölle wäre mit lauter Pfaffen gedielet und ausgepflastert, und ein jeder habe einen schwarzen Hund neben sich liegen. Es werde für der Ernte ein Erdbeben kommen, alle Gefängnis eröffnen und die Gefangnen ihres Glaubens als Antonius, ihren Prediger, und andre mehr ihrer Lehrer, so in Haft genommen, losmachen.

Sie trieben auch solche seltsame und unerhörte Gebärden, daß nicht zu sagen, greineten, schlugen mit den Fäusten auf die Tische, wunden die Hände, rufften: Jesus! Jesus! für und an, schrienen Zeter über alle Kirchen und Pfaffen, von denen sie so jämmerlich verführet worden, warneten einander, die Kirchen als den Teufel zu fliehen und zu meiden. Die am Osterfest das Abendmahl empfangen, die habe es sehr gereuet, denn man ihnen das Verdammnis gereicht hätte. Sie bekenneten daß sie oft den Teufel gesehn unter sie kommen, welchen sie mit Füßen traten und schrienen: „Schlag zu!“ schrienen: Jesus! Wann sie ein Hühnlein sahen oder einen Hahn krähen hörten, so hielten sie dafür, es sei der Teufel.

Auch lehrten sie einander, man sollte nicht das Kreuz für sich schlagen, wenn man wollte schlafen gehn oder aufstehen, solle auch nicht sprechen: im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, sondern allein: im Namen Jesu. Wenn es Abend ward, wiesen sie einen Stern und sagten: durch diesen müssen wir eingehen ins ewige Leben. Auch sagten sie, des Nachts leuchteten in ihren Versammlungen zwei Lichter unter der Bank und entspringe ein Brunnen, daraus labten sie sich; so sei auch unser Herr Gott zwei Nachtwachen nach einander zu ihnen kommen und ihnen geleuchtet. Sie sagten von einem Berge in einem Ländlein, daraus wären zwei Personen ausgegangen, die hätten schon 5000 Personen zu ihrem Glauben bekehret. Man solle die Eltern nicht Vater nennen, fintemalen nur ein einiger Vater im Himmel wäre. Sie zerschnitten allen Schmuck, Sammet und Seiden, Kragen, grüne Schürztücher und dergl., bekenneten einander ihre Sünden, fielen auf die Kniee und Angesichter, schlugen mit den Köpfen auf den Erdboden, aßen, tranken und schliefen wenig; etliche wollten gar nichts essen, seufzeten Tag und Nacht, gingen und stunden mit niedergeschlagenen Köpfen auf dem Erdboden, als wären sie bethört, beseffen oder unsinnig, wie auch viele unter ihnen danieder gefallen, lagen und zitterten, als hätten sie den schweren Gebrechen; wenn sie aber aufstanden, dankten sie Gott, der sie mit seinem Geist also erleuchtet habe.“

Dieser höchst plastische und lebendige Bericht weist uns für das Aufkommen der Bauernprediger ins Jahr 1589. Das ist aber wahrscheinlich das Jahr, wo die Bewegung ihren Höhepunkt erreicht hat. Antonius Delsner hat schon Anfang der achtziger Jahre öffentlich gepredigt. Aber gegen Ende des neunten Jahrzehnts hat die Bewegung mehr und mehr um sich gegriffen. Allerlei Außeres mag dazu gekommen sein, die Unruhen auf dem Lande zu vermehren. Die Ernten waren schlecht. Der Sommer 1587 war so naß und kalt, daß das Grünzeug und Getreide nicht

reif wurde und „die Schnitter in der Ernte Pelze anziehen mußten“. Das Jahr 1588 galt allgemein als ein kritisches Jahr erster Ordnung, auf das man den Vers gemacht hatte:

Tausend fünfhundert achtzig und acht,
Das ist das Jahr, das ich betracht,
Gehet darin die Welt nicht unter,
So geschehen doch sonst große Wunder.

Gewissenhaft buchen nun auch die Chroniken bei diesem Jahr von Monat zu Monat alle die „großen Wunder und denkwürdigen Geschichten“ von dem unglücklichen Treffen gegen die Polen bei Bitschen im Januar an. Das Jahr 1589 hatte einen sehr langen Winter gehabt, nachdem die Wintersaat wegen des trockenen Herbstwetters „gar übel und sehr ungleich“ aufgegangen war; und 1590 war der Sommer so heiß, daß nicht bloß die Ragbach, der Bober und Queis und andere Nebenflüsse gänzlich ausgetrocknet waren, sondern auch die Oder selbst so klein geworden, daß „man sie an allen Orten durchwaten können“. In solchen schlechten Zeiten mochte die Predigt der Täufer besonders willige Herzen finden.

Die Gegend aber, in der wir der neuen Bewegung begegnen, erinnert uns an die oben schon hervorgehobene Geistesverwandtschaft des Täuferturns mit dem Schwendkeldertum. Gerade die Orte um den Gröbzigberg sind schwendkeldisch durchsetzt gewesen. Der Schäferknecht und Prediger Delsner soll in seiner Hirtentasche neben der Bibel beständig Schwendkelds Bücher gehabt und diese gelesen und erklärt haben. Umgekehrt wissen wir auch, daß bei Schwendkeldern vielfach Schriften von Täufem gefunden sind. So ist es also hier, anders wie fünfzig Jahre früher, zu einer Vereinigung beider Bewegungen gekommen. Das Schwendkeldertum mit seiner Opposition gegen das Kirchentum, mit seinem Poehen auf den Geist hat den Boden bereitet, auf dem es dann unter Mithilfe äußerer Umstände durch die Arbeit täuferischer Sendboten zur Gründung wirklicher Gemeinden eines religiös-schwärmerischen Sozialismus kommt.

Die Obrigkeit aber nahm zu diesem neubelebten Täuferturn keine andere Stellung ein als zu dem alten. Mit Landesverweisung und Verurteilung zur Galeerenarbeit ward ihm nachdrücklichst entgegengearbeitet. Delsner selbst wurde, da er Widerruf verweigerte, über Prag nach Wien geschafft, wo er mehrere Jahre gefangen saß. Mit andern Schwendkeldern wurde er dann anlässlich des Türkenkrieges auf die Galeeren geschickt. Von da aus hat er noch 1595 nach Biegnitz einen Bericht gelangen lassen, in dem er die harten Beschwerden, denen er mit den andern ausgesetzt war, schilderte. Sieben seien ihnen bereits erlegen, sechzehn seien ins Wasser geworfen; weil sie hart an den Ruderbänken mit Stricken gebunden liegen mußten, und in dieser Lage schwer auch nur Brot essen könnten, seien sie alle sehr matt; wer nicht mehr arbeiten könne, werde erbärmlich geschlagen, bis er tot sei.

Lic. Eberlein.





Der Grödißberg.



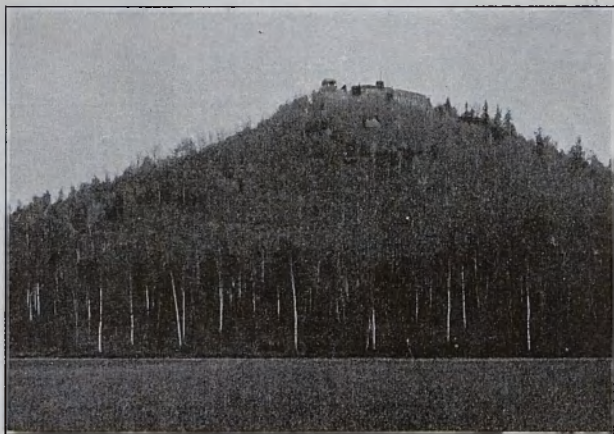
Su den reizendsten Vorzügen unseres schönen Heimatlandes gehört unstreitig die stattliche Anzahl lieblicher Vorberge, die wie eine lange Vorpostenkette dem Hauptzuge der Sudeten von der Bischofskoppe bei Neustadt O. bis zur Landeskrone bei Görlitz hin vorgelagert sind. Wie von Riesen Händen aufgetürmte Schaugerüste erscheinen diese aus festem Granit und Basalt geschichteten Massen dem mächtigen schlesisch-böhmischen Grenzwalde vorgestellt. Einer der interessantesten Punkte des schlesischen Vorgebirges ist der über Niederschlesiens Gauen hinaus wohlbekannte Grödißberg. Er ist nicht nur seiner entzückenden Fernsicht wegen weit und breit berühmt, sondern stellt auch vorzüglich durch seine reiche historische Vergangenheit alle schlesischen Vorberge, den „Vater Zobten“ nicht ausgeschlossen, in den Schatten. Fast genau im Mittelpunkte des Städtevierecks Bunzlau-Haynau-Goldberg-Böwenberg gelegen, übte der das romantische Gebiet des Bober-Nagbachgebirges abschließende, über 400 m hohe Basaltkegel von jeher eine bedeutende Anziehungskraft auf die zahlreiche Bevölkerung seiner näheren und fernerer Umgebung aus. Als Leitberg und Wetterwarte ist er gleichsam der niederschlesische Zobten. Dies, sowie der Umstand, daß der Gipfel von einer unserer schönsten Burgruinen gekrönt ist, in deren Räumen der Wanderer nach mühevолlem Aufstiege erquickende Rast und gute Verpflegung findet, lassen es uns erklärlich erscheinen, daß der gastliche Grödißberg das Reiseziel zahlreicher Naturfreunde und Touristen ist, die zum größten Teile von der Station Neudorf der vor einigen Jahren eröffneten Bahnlinie Goldberg—Böwenberg aus dem „genußreichen Orte“ zustreben. Die Tausende von Fremden, die wollen, mit Faust zu reden:

„im Bergeshöhlen mit Geistern schweben,
„im Walde um seine Dämmer weben,
„von allem Wissensqualm entladen,
„in seinem Tau gesund sich baden.“

Seit mehr als hundert Jahren richtet sich das Bestreben kunstfinniger Besitzer darauf, die Ruine vor weiterem Verfalle zu bewahren. Ganz besonders verdient das Geschlecht der Bencke vom Grödißberge erwähnt zu werden, dem wegen seiner

außerordentlichen Bemühungen um die Erhaltung der Burg im Jahre 1829 der erbliche Adel verliehen wurde. Diese Vorbesitzer der Burg haben nicht nur große Opfer gebracht, um die historische Stätte entsprechend ihrer ruhmvollen Vergangenheit als „Hof- oder Dynastenburg“ niederschlesischer Herzöge immer würdiger auszugestalten, sondern sie haben auch, was mehrere Chronisten übereinstimmend erwähnen, den zahlreichen Besuchern den Zutritt zu allen Sehenswürdigkeiten der Burg und ihrer Umgebung stets gern gestattet. — Seit der letzten Jahrhundertwende ist sie im Besitze des Legationsrates von Dyrrßen in Berlin.

Doch was ist es denn eigentlich, was die geheimnisvoll aus dunklem Waldegrün hervorlugende Burg mit ihren teilweise verwitterten, zum Teile wieder hergestellten Gebäuden, Mauern und Zinnen zu vermelden hat? Wir versetzen uns im Geiste zurück an den Anfang unserer Zeitrechnung, als die germanischen, dem Vandalenstamme angehörenden Bewohner Schlesiens im Schatten heiliger Eichen hier zu Wotan, Freia und Donar beteten und dem Lichtgotte Balbur zu Ehren am Zufeste ihre Freudenfeuer anzündeten. — Abenteuernde Volksgenossen lockten sie, im sonnigen Süden gleichendes Gold und eiteln Kriegsruhm zu suchen. Sie verließen ihr armes Land, ohne darin weitere Spuren ihres Daseins zurückzulassen als „armfelige Urnengräber mit wertlosen Stein- und Bronzegegerätschaften“.



Der Grödißberg.

Als später slavische Völker die verlassenen Wohnsitze einnahmen, gründeten ihre Herzöge zur Sicherung des neuen Besitzes unter anderen festen Burgen auch die auf dem Grödißberge. Im Jahre 1089 angelegt, gehört sie zu den ältesten Bollwerken des Schlesierlandes. Der ursprüngliche Name Grodec oder Grodis besagt, daß sie zunächst nur ein von Holzstämmen umfriedeter, also leicht besestigter Ort gewesen ist. Zum erstenmal wird die „Burg“ urkundlich erwähnt in einer Bulle des Papstes Hadrian vom 23. April 1155, die „Godinice“ neben Ztrigoni (Striegau), Balan (Lehnhaus) und Zpini (Schweinhaus) als Grenze des Breslauer Bistumsprengels anführt. Die deutschfreundlichen schlesischen Pfaffenherzöge haben oft hier geweiht.

Die Stiftungsurkunde des Klosters Leubus, das unter Herzog Boleslaus dem Vagen von Cisterciensermonchen aus Schulpforta gegründet wurde, ist nachweislich im Jahre 1175 auf der Grödißburg ausgestellt worden. Hier reiste auch der Plan der Nachfolger des genannten Fürsten, zur besseren Befiedelung des von den Mon-

golen verheerten Schlesierlandes deutsche Kolonisten in größerer Zahl herbeizurufen. Sie sah die Feste Grodec im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in das slavisch gewordene Land einwandern, und mancher wackere Deutsche hat von hier als herzoglicher Burggraf weithin rühmlich seines Amtes gewaltet. Aus der großen Zahl verdienstvoller Burg-Kastellane, denen die Burg- und Gaugerichtsbarkheit übertragen war, seien die Namen der deutschen Adelsgeschlechter Wittig und Wittichenau, Agleben, Tauchschorf, Hoberg, Kumpke, Kiedern, Jedlitz und Rotkirch-Panthenau besonders hervorgehoben. Infolge des raschen Anwachsens des deutschen Elementes in Niederschlesien hatte die Feste vorübergehend ihren altslavischen Namen Grodec mit dem deutschen Georgsberg vertauschen müssen. Die am Fuße des Berges gelegene Kirche heißt heute noch die Georgskirche.

Doch nicht immer war die Grödißburg ein Zufluchtsort friedlicher Ansiedler. Unter



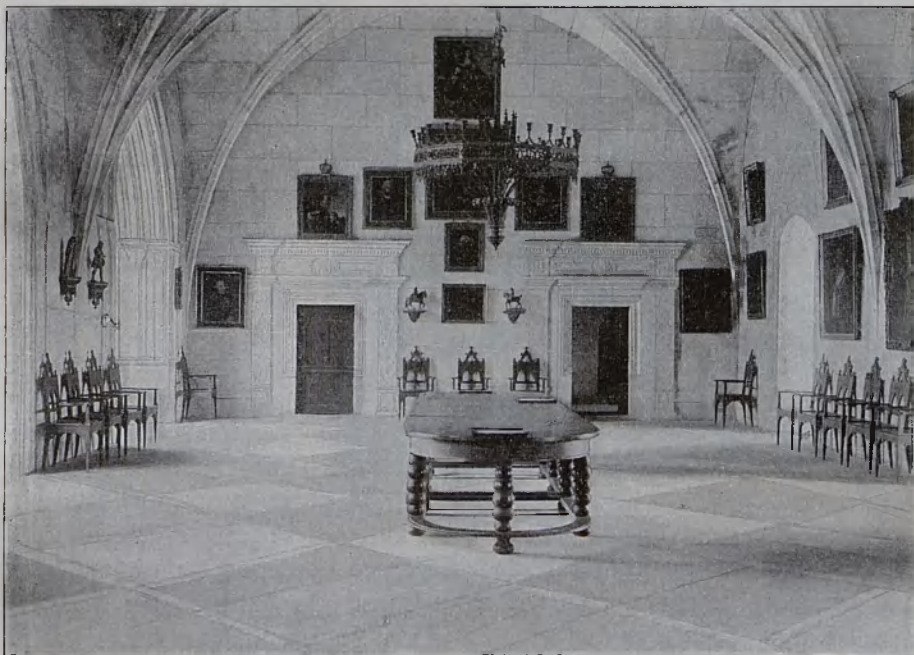
Die Ruine der Grödißburg.

Herzog Boleslaus III., der durch unsinnige Verschwendung und tolle Genußsucht sehr übel beleumundet war, sank die 1320 verpfändete Feste zu einem gefürchteten Raubneste herab. Den vereinten Kräften der wehrhaften Bürgerschaft von Bunzlau, Haynau, Goldberg und Löwenberg gelang es jedoch, die Grödißburg zu zerstören und dem Unwesen ein Ziel zu setzen. Die halb wieder hergestellte Feste erwies sich

in den Stürmen der Hussitenkriege als ein sicherer Hort, den die wilden Feindeshorden vergebens berannten. So wieder zu Ehren gebracht, wurde sie von Herzog Friedrich I. von Liegnitz im Jahre 1473 seinem Hause zurückerworben, unter Aufwendung bedeutender Mittel zur herzoglichen Residenz umgewandelt und zu einem uneinnehmbaren Waffenplaz gemacht. Nun folgten Tage des Glanzes und Ruhmes. Die weiten Hallen des neuerbauten Schlosses beherbergten oft fürstliche Gäste, und die prächtigen Räume hallten wieder von Sang und Saitenspiel, den Nachklängen mittelalterlichen Minnesanges. Glänzende Gastmähler, fröhliche Festlichkeiten, mit ritterlichen Turnieren und Ringelstechen verbunden, fanden hier statt. Bei Gelegenheit eines großen Gastmahles, das Herzog Friedrich II. anlässlich eines Besuches des Markgrafen Georg von Brandenburg-Jägerndorf gab, brach Feuer aus, das die Hälfte des kaum durch den berühmten Baumeister Wendel Roßkopf aus Görlitz wieder hergestellten Schlosses in Asche legte.

Von den Nachfolgern dieses durch die 1537 mit Kurbrandenburg geschlossene Erbverbrüderung für Schlesiens fernere Geschichte bedeutungsvollsten aller Liegnitzer Herzöge, den prunkliebenden und verschwenderischen Herzögen Friedrich III. und

Heinrich XI., weiß weder der Liegnitzer Chronist Thebesius, noch des letzteren Fürsten waderer Zechgenosse Ritter Hans von Schweinichen viel Rühmliches zu berichten. Ein wüster Geist ging zu ihrer Zeit auf der Grödbitzburg um, der nichts zu schaffen hatte mit dem Geiste der Reformation, zu der sich beide Fürsten nach außen hin bekannten. Die Grödbitzburg sah endlose, wüste Trinkgelage — „Gesäufte“ — blutige Fehden, Raufereien und schändliche Gewalttätigkeiten. Bald sollte die Zeit sich gründlich ändern, der stolzen Feste letztes Stündlein schlagen. Schon setzte der fürsorgliche Herzog Rudolf II., der Begründer der Liegnitzer Ritter-Akademie, die verpfändete und 1615 wieder eingelöste Grödbitzburg 1620 und 1621 in guten Verteidigungszustand; hatte er doch von Krieg und Kriegsgeschrei aus dem benachbarten Böhmen her traurige



Fürstenaal der Grödbitzburg.

Kunde erhalten. Die Furien des furchtbaren Dreißigjährigen Krieges nahen drohend dem Weichbilde der trotzigen Feste.

Durch fünfzehn Jahre des schrecklichen Krieges hatte die Grödbitzburg die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt, die reichen, hierhergebrachten Schätze des Liegnitzer Fürstenhauses gut verwahrt und manchem feindlichen Ansturm erfolgreich Trotz geboten. Da rückte 1633 Wallenstein mit seinen beutegierigen Scharen von Schweidnitz her selbst heran, um das feste und schätzerreiche Bollwerk des ihm verhassten, vormals Kaiserlichen Oberlandeshauptmanns von Schlesien zu nehmen. Unendliche Mengen von Hab und Gut wurden von den fliehenden, schutzsuchenden Landbewohnern den sicheren Burgmauern anvertraut, auch viele Kirchengeräte dahingebracht. Das sollte der Festung zum Verderben gereichen. Obzwar die Befestigungen sehr verstärkt, die

Waffenbestände bedeutend vermehrt worden waren, auch der tapfere Burghauptmann Kaspar von Schindel zahlreiche Stürme zurückgeschlagen hat, geschah das schier Unmögliche doch. Was Wallensteins Heere und Kanonen nicht vermochten, soll einer vielverbreiteten Sage nach durch Verrat und Rache eines betrogenen Weibes ermöglicht worden sein, das einer Anzahl der Belagerer „auf dem denkbar schmutzigsten Wege“ Eingang in die Burg verschaffte. Die eingelassenen Feinde überwältigten die schlafende Mannschaft; der heldenmütige Verteidiger gab sich durch einen Sturz aus einem Fenster des oberen Stockwerkes selbst den Tod. Die unbequeme Mitwifferin der Verrätereier aber ließ ein Wink Wallensteins spurlos in die Tiefen des Burgverliehes verschwinden. Die stolze Feste fiel am 6. Oktober 1633.



Der Burghof auf dem Gröditzberge.

Wie viel von dieser sagenhaften, vielfach ausgeschmückten Erzählung auf Wahrheit beruht, wird wohl nie genau festgestellt werden können, da die die wirklichen Tatsachen enthaltenden Berichte und Aktenstücke in den unsicheren, kriegerischen Zeitaläufen vollständig abhanden gekommen sind. Geschichtlich verbürgt aber sind die der Einnahme der Burg folgenden wüsten Greuel: Raub, Mord, Brand, Plünderung, wobei die Wallensteiner unermessliche Beute gewannen. Trotz der teitweisen Einnäherung der Burg gehörte sie immerhin zu den wichtigsten militärischen Stützpunkten der Kaiserlichen in Niederschlesien; das beweist das Vorhandensein einer zahlreichen Besatzung, die mehreren Angriffen der Schweden erfolgreich die Spitze bieten konnte, und deren Unterhalt dem Fürstentum Liegnitz nachweislich innerhalb dreier Jahre 17493 Florins Kosten verursachte. Die Besatzung wurde übrigens für die Bewohner

der umliegenden Dörfer und Städte zur wahren Landplage. Mit Freuden begrüßten es diese, daß das alte Raubnest im Jahre 1646 auf Befehl des Kaiserlichen Generals Monteverque durch die jüngsten Bürger von Goldberg mit zahlreichen dazu entbotenen Landleuten unter Anleitung mehrerer Kaiserlicher Mineure vollends zerstört wurde. Der letzte Pfast, der Herzog Georg Wilhelm, teilte mit vielen seiner fürstlichen Vorfahren die Vorliebe für die Gröbzigburg; er gedachte sie sogar im alten Glanze wieder herzustellen. Öfter, zuletzt noch zwei Monate vor seinem Tode, weilte er, der letzte schlesische Herzog, auf der Burg. Kaiser Leopold I., der nun, unter Umgehung der Erbverbrüderung, von ihr wie von dem ganzen Herzogtume Besitz ergriff, überließ die Besizung Gröbzig „zum Lohne für treue Dienste“ dem Burggrafen Gall. Doch schon 1716 wurde sie für 150 000 Gulden an den Grafen Frankenberg verpfändet, dessen Sohn sie schuldenhalber 1749, nachdem Schlessien inzwischen in preußischen Besitz übergegangen war, an den Felden von Hohenfriedeberg, den späteren Königlich preußischen Feldmarschall und General der Kavallerie Grafen Gessler verkaufte. Der Kammerherr Karl von Schellendorf überließ die Herrschaft Gröbzigberg 1801 dem Reichsgrafen Hans Heinrich VI. von Hochberg-Fürstenstein, der durch einige sehr notwendige Reparaturen dem gänzlichen Verfall der Ruine vorbeugte. Dies Beginnen setzte in erweitertem Maße das schon genannte Geschlecht der Benecke vom Gröbzigberge fort, das später diesen für die Geschichte Schlesiens so überaus wichtigen Ort an den sächsischen Generalleutnant Grafen Leo von Henckel-Donnersmarck überließ, dessen Witwe sich seit 1895 im Nießbrauch der Besizung Gröbzigberg befindet. Allsommerlich schmückt sich das alte Gemäuer mit frischem Grün, Fahnen und Laubgewinde zieren die Zinnen und die einladenden Restaurationsräume, um liebe Gäste zu begrüßen. Wo die Kugeln der wilden Hussiten und Wallensteiner summten, um Bresche in die meterdicken Burgmauern zu legen, da knallen bei festlichen Gelegenheiten die Pfropfen der Bier- und Champagnerflaschen, und heitere Burschen- und Gesellschaftslieder erklingen im Kreise fröhlicher deutscher Zecher.

Am 8. Juni 1884 beehrte ein Kreis würdiger Vertreter der Wissenschaft die alte Gröbzigburg mit seinem Besuch: die drei historischen Vereine Breslaus hielten hier eine Wanderversammlung ab, die durch ihren glänzenden Verlauf ganz besonders dazu beigetragen hat, die zahlreich erschienenen Mitglieder zu neuer Schaffenslust und neuem Streben im Dienste der Wissenschaft zu begeistern. Vorzüglich verstand es der mit der Führerschaft betraute, ortskundige Berg-Chronist, Oberlehrer Dr. Wernicke, jetzt Kgl. preußischer Herolds-Amts-Sekretär, durch seine interessanten Ausführungen die Teilnehmer zu fesseln.

Über dem wohlerhaltenen Rittersaale weht die deutsche Flagge, und die schmetternden Fanfaren des Hohenfriedeburger- und des Pariser Einzugsmarsches, sowie die Klänge der begeistert gesungenen „Wacht am Rhein“ gemahnen an die größten Ereignisse der vaterländischen Geschichte unserer letzten Jahrhunderte. Im Geiste sehen wir die Bataillone der verspotteten „Berliner Wachtparade“ Friedrichs des Großen hier vorüberziehen. Etwa ein halbes Jahrhundert später hallt der laufende Bergwald wieder vom tausendfach erbrausenden Kriegsrufe des rastlosen Marschalls Vorwärts und seiner siegesfreundigen Scharen, die dort beim Löwenberger

Buchholz das blutige Drama der herrlichen Razbachschlacht vollenden. Seit jenen kriegeriſchen Zeiten hat der Gröbzigberg, der alte Recke, vollſtändig mit ſeiner Vergangenheit gebrochen. Er lebt nur noch der Natur, den heiteren Muſen, dem Weine und dem Gefange. Ein ſangesfroher Chroniſt nennt den 26. Mai 1847 den glanzvollſten Tag in den jüngſten Annalen des Berges. Da hielten in die feſtlich geſchmückten Mauern unſerer ſchleſiſchen, traumverloren ſchlummernden Wartburg die verbündeten Lehrer- und Gefangsvereine der größten Städte Niederſchleſiens ihren Einzug. Hier, in den ſagenumwobenen, vom Geiſte der Vorzeit durchwehten Räumen, ließen die Sänger im „deutſchen Liede“ ihre Sehnsucht nach der Einigung des deutſchen Vaterlandes ausklingen, und nach der Feier eines „ſehr genußreichen und erhebenden Sängereſtes“ pflogen die Berufenen unter ihnen eifrig Rat zur Begründung des jetzt noch blühenden Niederſchleſiſchen Sängerbundes. Dem Gröbzigberg gebührt der Ruhm, der Geburtsort der erſten und größten Sängervereinigung Oſtdeutſchlands zu ſein! An ihm iſt die fortglühende Flamme heiliger Begeiſterung entſacht worden, die den deutſchen Volksgeſang über Schleſiens Grenzen hinausgetragen hat bis in die fernſten Marken des durch Lied und Schwert geeinten deutſchen Reiches! —

P. Paefche.





Die Bunzlauer Tonindustrie.



Der große Bunzlauer Tepp.

„Unsern freundlichen Gruß; alles Gute bevor! Ehrbare, günstige, liebe Meister und Gesellen des löblichen Gewerks der „Tepper“ in der kgl. Stadt Bunzlau. Wir wollen euch guter Meinung nicht verhalten, wie daß vor eine ehrbare Zecher der Töpfer ist kommen Michel Porzmann (Porzick) und hat geklagt über etliche Meister und Gesellen zu Bunzlau, welche ihm zuwider und unrecht haben gethan, als mit Namen ein Meister Simon, Antonius und Barthel Berge und vier Gesellen, Christoph Moller, Jacob Gothlich, Michel Hofmann und Hans Danigel von Bauzen. Derhalben ist unsere fleißige demütige Bitte an ein ehrbar Handwerk, wollet diese obgemeldeten Meister und Gesellen weder ehren noch fördern, es sei denn sie kommen vor eine ehrbare Zecher gen Liegnitz vor Meister und

Gesellen und vertragen sich mit Michel Porzmann ihrer angefangenen Sachen halben, damit das Handwerk gestärkt und nicht geschwächt werde. Solches wollen wir um eine ehrbare Zecher wieder verdienen nach unserem Vermögen. Sekunder nicht mehr, sondern seid Gott befohlen.

„Älteste und geschworene Handwerksmeister des löblichen Gewerks der Töpfer, eure günstige ‚Nuckbar‘ (Nachbarn) allezeit.“

Der vorstehende Brief, der Wernickes Chronik von Bunzlau entnommen ist, wurde von den Töpfern zu Liegnitz am 14. Dezember 1562 an die Bunzlauer Töpfer gerichtet. Er ist eine der ältesten Urkunden, aus der sich das Bestehen einer Töpferinnung in Bunzlau ergibt; eine noch ältere stammt aus eben demselben Jahre und wurde am 27. Oktober in eben derselben Angelegenheit von derselben Stelle an den Bunzlauer Magistrat gerichtet. Wann die Innung sich gebildet haben mag, ist nicht festzustellen, indessen darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß das Töpfer-

gewerbe in Bunzlau lange vorher bestand. Schon in den Jahren 1548 und 1549 werden fünf Personen namhaft gemacht, die es ausübten und wahrscheinlich auch bereits zu einer Innung vereinigt waren. Im Jahre 1547 legte nämlich ein Bunzlauer Töpfergeselle in Raumburg eine Töpferei an, weil es ihm in Bunzlau nicht gestattet wurde, eine neue Werkstätte zu errichten. Ein solches Verbot ist aber ohne das Vorhandensein von Innungsstatuten nicht gut denkbar. Diese Fünffzahl scheint sich Jahrhunderte hindurch erhalten zu haben, denn als im Jahre 1659 einige Töpfergesellen die eingegangene Töpferei des Valentin Schröder wieder aufbauen wollten, verwahrten sich die vorhandenen Töpfermeister dagegen und brachten vor, daß seit uralten Zeiten nicht mehr als fünf Töpfer in Bunzlau gewesen seien. Auf die Vorstellungen des Magistrats hin blieben sie hartnäckig bei ihrer Weigerung, einen sechsten Töpfer in ihre Zechen aufzunehmen und erbaten sich, lieber die auf dem wüsten Grundstück ruhende Steuer unter sich verteilen und tragen zu wollen. Der Magistrat ging nicht nur auf diesen Vorschlag ein, sondern der Rat fertigte unterm 7. April 1660 den Töpfern sogar eine Recognition dahin lautend aus, daß nie mehr als fünf Töpfereien bestehen sollten.

Mit dem Übergange Schlesiens an Preußen wird seitens der kraftvollen preussischen Regierung auch auf die Bunzlauer Töpferindustrie ein mächtig fördernder Einfluß ausgeübt, der den auf ihre alten Gerechtsame poehenden Innungsmeistern zunächst arg gegen den Strich geht. Schon unterm 28. September 1745 erging aus Glogau, dem Sitze der Verwaltung, die Anfrage an die Bunzlauer Töpfer, ob sie imstande und geneigt seien, die Kur- und Neumark mit Geschirr zu versorgen. Inwieweit sie dieser ehrenden Aufforderung entsprochen haben, läßt sich freilich nicht feststellen. Es muß aber wohl nicht in dem gewünschten Umfange der Fall gewesen sein, denn schon im Jahre 1759 äußerte sich die Kriegs- und Domänenkammer in Glogau an den Magistrat am Schlusse eines Schreibens wie folgt: „Weil hierbei sich genugsam veroffenbaret, daß diese Nahrung eine der vorzüglichsten der Stadt Bunzlau und es dem Interesse des Publici gemäßer ist, wenn mehrere Töpfereien daselbst angelegt werden, damit die dort befindlichen wenigen Fabrikanten dergl. Gefäße nach Gutdünken zu verteuern außer Stand gesetzt werden. So müßet Ihr dahin trachten, daß annoch fremde Töpfermeister dorthin gezogen und mehrere Töpfereien angeleget werden, welchen es sodann an der erforderlichen Konzession nicht fehlen, ihnen auch dem Befinden nach mehrere Benefizien affordieret werden sollen.“ Ja schon im Jahre 1756 waren Schritte zur Hebung der Bunzlauer Töpferei unternommen worden. Der Minister für Schlesien, Graf Schlabrendorf, hatte unterm 1. Juni auf Antrag des Syndikus der Stadt Bunzlau genehmigt, daß ein geschickter Laborant, Friedrich Wilhelm Kelli, der in der Meißener Porzellanfabrik gearbeitet hatte und geeignet schien, die Bunzlauer Tonindustrie zu fördern, mit einem vierteljährigen Gehalte von 12 Tlr. 12 g. Gr. angestellt würde. Im Jahre 1786 kamen auch Leute nach Bunzlau, die den erfolglosen Versuch machten, aus dem hiesigen Tone Tabakspfeifen zu fabrizieren. Um dieselbe Zeit strömten Handwerksgenossen in großer Zahl, zum Teil aus weiter Ferne, nach Bunzlau, so aus dem Süden Deutschlands. Der Verfertiger des bekannten großen Topfes,

Johann Gottlieb Zoppe, stammte aus Muskau und wurde 1751 Bürger. Der Absatz an Waren in und außer Landes bezifferte sich in den Jahren 1780—1785 auf 8—10 000 Taler. Im Jahre 1780 gingen nach Polen für 512, nach Sachsen für 32, nach den Königlichen Ländern für 963, auf die Märkte in den schlesischen Städten für 7488 Taler Geschirre. Am Orte selbst wurde für 200 Taler verkauft. Aber die Anzahl der Töpfereien blieb allen Anfechtungen zum Trotz noch lange die althergebrachte, nämlich fünf, bis wir endlich im Jahre 1787 einem sechsten Töpfer begegnen, dem allerdings nur eine nicht für voll angesehene Weißtöpferei gegönnt worden war. Damit war aber die alte Grundregel, an der die Töpfer mit Hartnäckigkeit unter dem Hinweis auf die Innungsartikel festgehalten hatten, endgültig durchbrochen. „Wir Fünf, die wir die Gerechtigkeit besitzen“, schrieben sie noch im Jahre 1760, „könnten zwar öfters als geschieht, braune Brände verrichten, weil aber zu einem jeden Brande 6 Klastern Holz und eine Klasten zum Trockenmachen der Gefäße erforderlich und das Holz teurer und knapper zu werden anfängt, so ist seit langen Jahren festgesetzt, daß jeder wöchentlich nur einen braunen Brand brennen darf“. Außerdem hätten sie sich bereits in die Jahrmärkte, wo Absatz von brauner Ware sei, so verteilt, daß ein sechster Meister nur Störung machen würde. Aber die Kammer ging seit dem Jahre 1787 über alle Vorstellungen mit der Konzession einer neuen Töpferei unter Gewährung reicher Benefizien hinweg, und nunmehr hört jeder fernere Widerstand endgültig auf. Die Regierung mochte die Bestimmungen der Innungsstatuten schon deshalb nicht anerkennen, weil diese einfach von der Breslauer Hauptzeche bezogen waren und ihnen eine landesherrliche Approbation mangelte. Einer Aufzählung der Waren, die damals fabriziert wurden, entnehmen wir, daß Tee- und Kaffeegefäße, Tabaks- und Butterbüchsen, Krüge, Näpfe, Nachtgeschirre, Retorten und alles, was Laboranten brauchten, hergestellt wurden, „maßen die (lektere) Ware nur hier, dann bei den sieben bis acht Meistern in Naumburg a. D. und an einigen sächsischen Grenzürtern gefertigt werde“. — Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der Druck, der von der Regierung Friedrichs des Großen zu gunsten der Weiterentwicklung der Bunzlauer Tonindustrie auf die hiesigen Töpfer ausgeübt wurde, zum Teil den Erfolgen zuzuschreiben ist, die durch die Herstellung des echten Porzellans in Meissen im Königreiche Sachsen inzwischen erzielt worden waren. Parallel mit diesen Bestrebungen ging ja auch die Übernahme der von Wegeli 1750 begründeten späteren Gohlfowsky'schen Manufaktur für echtes Porzellan in Berlin seitens des Staates im Jahre 1763 und die kräftige Förderung ihrer Entwicklung durch den großen König in Person. Mußten doch auf Befehl des Königs aus den verschiedenen Landesteilen, besonders aus dem Saalkreise und aus Schlesien, wo der König persönlich auf dem Wege, der von Tannhausen nach Charlottenbrunn und weiter nach Langenwoltersdorf führt, ungefähr eine halbe Meile von Tannhausen, eine schöne weiße Erde wahrgenommen hatte, Proben solcher weißen Erde zu Versuchen eingesendet werden. Am 8. Juni 1763 fragte der Rat Schneckher aus Schmiedeberg an, ob in Bunzlau oder der dortigen Gegend sich Gelegenheit zur Anlage einer Fayencefabrik biete. Man antwortete wie gewöhnlich mit dem Hinweis, daß man nicht glaube, daß die Bunzlauer Töpfer sich

dazu verstehen würden. Aber auf Kammerbefehl vom 14. Oktober 1763 mußte dennoch ein „vollgestreimpeltes“ Faß der besten Erde eingesandt werden. Es gingen zwei Faßchen ab, von denen das größere ordinäre Erde zu Kaffeegefäßen u. s. w., das kleinere weiße Erde zum Begießen desjenigen Geschirrs, worauf grüne Glasur kommt, enthielt. Diese weiße Erde, so wurde bemerkt, werde auch weit und breit im Lande ausgeführt. Mit dieser in Tillendorf gefundenen Erde hatten schon vorher, wahrscheinlich auf obrigkeitliche Anordnung, Bürgermeister Kostkovius, Syndikus Preu und Senator Jenke erfolglose Versuche, Porzellan zu machen, angestellt. Von den eingesandten schlesischen Proben weißer Erde wurde beiläufig nur die von Ströbel am Zobtenberge zur Herstellung von echtem Porzellan als brauchbar befunden.

Neben diesen Bestrebungen laufen erneut solche zur Hebung der althergebrachten Bunzlauer Tonindustrie. Nach einem Kammerbefehle vom 29. April 1774 sollten die geschicktesten Töpfer zur Anfertigung von Krügen nach Egerer und Selzer Art veranlaßt und Proben binnen kurzer Frist eingereicht werden. Die Angelegenheit verlief indessen im Sande. Im Jahre 1793 wurden vom Minister Grafen Hohn neue Maßnahmen zur Erzielung eleganterer Formen getroffen. Der Potsdamer Maler und spätere Direktor der Königl. Kunstschule in Breslau, Professor Bach, war im Sommer 1793 nach Bunzlau mit Vorschlägen geschickt worden, wie die Bunzlauer Gefäße in der Form zu verbessern seien. Am 15. Oktober überreichte Bach acht Stücke, die nach seinen Zeichnungen in „etrurischem Stile“ ausgeführt waren. Die gefielen zwar, indessen wollte man doch die Wahrnehmung gemacht haben, daß ihre Einführung auf unübersteigliche Hindernisse stoßen würde. „Die Bunzlauer Töpfer arbeiteten nämlich mit höchstens fünf Gefellen, seien mit Bestellungen überhäuft, daß sie ihnen kaum genügen könnten, und hielten es für überflüssig, etwas Neues zu versuchen, da sie ja mit ihren gewöhnlichen Waren ganz gute Geschäfte machten. Daß durch Anwendung eleganterer Formen mit der Zeit ein noch viel größerer Absatz zu erzielen sei, wollten sie sich nicht klar machen lassen.“ Der Berichterstatter, Graf Carmer, kommt in seinem Berichte vom 18. April 1794 zu der Folgerung, daß die Regierung, falls sie in der Tat etwas erreichen wolle, eine eigene Fabrik in Bunzlau errichten müsse. Im Jahre 1794 verordnete die Behörde, die Gefäße hinlänglich auszubrennen und nicht so viel Silberglätte zur Glasur zu gebrauchen, da diese ein starkes Gift enthalte. Senator Boß als Fabrikinspektor wird beauftragt, darüber zu wachen, daß die Geräte, bevor man sie in der Küche benutzte, erst ausgekocht würden, um die nachteiligen Wirkungen einer verwahrlosten Glasur zu vermindern. Es blieb indessen alles beim Alten, bis 1827 die Biegnitzer Regierung allen Ernstes forderte, die Bleiglasuren ganz unschädlich zu machen. Dies gelang dem Töpfermeister Altmann, der denn auch die ausgesetzte Prämie von 50 Talern erhielt.

Auf allerhöchsten Erlaß übersandte am 29. Mai 1802 Minister Graf Hohn drei Blatt Entwürfe zu Kaffeekannen und acht Milchtöpfen mit dem Befehle, von jedem Muster fünf Duzend anfertigen zu lassen und den Betrag der Königl. Manufakturkasse in Rechnung zu stellen. Die Vorlagen waren in antiker Form von dem oben genannten Maler Bach gezeichnet worden. Als der einzig geeignete Mann

zur Erledigung dieses Auftrags wurde vom Stadt- und Polizeidirektor Schwindt der Töpfergeselle Gotthardt bezeichnet, „denn die übrigen Töpfer aus dem alten Schlandrian zu bringen, halte er für unmöglich“. Dieser Auftrag wurde denn auch bald ausgeführt. Die Herstellungskosten betrugen 94 Tlr., der Erlös der Auktion nach Abzug der Kosten hingegen nur 29 Tlr. 8 Sgr. 6 Pfg. Die Käufer fanden verschiedene Mängel an den Waren, und so hatte auch dieser Versuch, wie die übrigen, ein negatives Ergebnis.

Im Jahre 1809 fing der Töpfer Gotthardt jun. an, aus Ton Röhren zu Wasserleitungen zu machen, die sich gut bewährten. Er mußte sie für alle Bedürfnisse einer Wasserleitung einzurichten und hat sogar die Schwierigkeiten bei Kniestücken und bei ihrer vertikalen Aufrichtung sehr einsichtsvoll beseitigt. Auch fertigte er die gewöhnlichen Rachelöfen mit schöner Glasur und von erprobter Haltbarkeit an, ebenso zeichnete er sich aus durch Fabrikation von Töpfergefäßen nach griechischen Formen und hatte Glück mit seinen Verbesserungen des gewöhnlichen Brennofens. Der Töpfermeister Altmann aber brachte es — so wird berichtet — durch viele Versuche sogar dahin, daß die Scherben aus dem hiesigen Ton mit Schwerspat versetzt dem echten Porzellan sehr ähnelten und dem sogenannten Gesundheitsgeschirr fast ganz gleichkamen.

Am 18. Juni 1838 traf der König Friedrich Wilhelm III. mit Gemahlin und Gefolge auf seiner Reise nach Erdmannsdorf in Bunzlau ein und stieg im Hotel zum Kronprinzen ab. Nach aufgehobener Tafel wurde der Kaffee in Bunzlauer Geschirr serviert. Dabei fanden die elegante Form und die Feinheit der Masse, sowie der vorwärts strebende Fleiß des Verfertigers reichliches Lob. Das hohe Paar ließ die Tassen, aus denen es getrunken hatte, einpacken und bestellte noch mehrere Kaffeetassen und Kannen nach Erdmannsdorf.

Auch diese Versuche, in Bunzlau andere Fabrikationszweige einzuführen, hatten mit dem Abtreten der genannten Meister von der Stätte ihrer Wirksamkeit ihr Ende erreicht. Die Zeit dazu war anscheinend noch nicht gekommen. Fest und unerschütterlich aber erhielt sich bis auf unsere Tage die altgewohnte Fabrikation und der uralte, jeder Neuerung abgeneigte Starrsinn der Töpfer. Da war es denn nicht zu verwundern, daß die anwachsende Konkurrenz der billigen Geräte aus Steingut und Porzellan, die ganz anders gestalteten Verkehrsverhältnisse und die Anforderungen des guten Geschmacks drohten, die alte Industrie als rückständig über den Haufen zu rennen. Das bis dahin so geschätzte Gewerbe sank tiefer und tiefer, wirtschaftlich und hinsichtlich seines Ansehens. Bunzlau hatte längst das Gepräge einer Töpferstadt verloren, denn andere, lohnendere Gewerbe hatten sich in den Vordergrund gedrängt und nährten ihren Mann besser als das nicht ohne Schuld einzelner Meister ruinierte Töpfergewerbe. Aber der alte Ruf des Bunzlauer Geschirres hält die Industrie, auch wenn periodische Zeiten des Verfalls über sie hinweggegangen sind und gehen, doch immer noch über Wasser. Sie kann nicht leicht untergehen, und wenn man sie gewaltsam niederdrückte, so würde sie bei nachlassendem Druck doch wieder in ihrer alten Weise erstehen. Ebenso wenig wie die Porzellan- und Steingutindustrie hat auch das emaillierte Blechgeschirr, so sehr es auch in die Haushaltungen ein-

gedrungen ist, die Bunzlauer Industrie ganz zu verdrängen vermocht. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn hier Stadt und Staat trotz aller Mißerfolge immer wieder helfend eingreifen. Nur eines verursacht dem Töpfer von jeher Unbehagen, obwohl er sonst gar nicht abgeneigt ist, sich die Bundesgenossenschaft jener beiden mächtigen Faktoren gefallen zu lassen. Diese verlangen nämlich zugleich eine Veredelung der Ware. Die Geschirre sollen elegantere Formen als bisher und angemessene Verzierungen aufweisen, und die mitunter recht groben Fabrikationsfehler sollen möglichst vermieden werden. Dafür aber ist der Meister nicht zu haben, denn zu Änderungen und Verbesserungen ist ein echter Bunzlauer Töpfermeister kaum zu bewegen. „Das wird halt nicht bezahlt“, ist die hergebrachte Antwort. Was in dem Berichte des Grafen Carmer vom 18. April 1794 angeführt wurde, daß die Töpfer es für überflüssig hielten, etwas Neues zu versuchen, da sie mit ihren ge-



Die Königliche keramische Fachschule in Bunzlau.

wöhnlichen Waren ganz gute Geschäfte machten und mit Bestellungen überhäuft seien, gilt zum Teil auch noch heute. Stadt und Staat aber sind ebenso hartnäckig immer noch bei der Ansicht geblieben, daß das Gewerbe sich vervollkommen und veredeln lasse und dann seinen Mann noch viel besser als jetzt nähren könne. Aus dieser Erwägung heraus wurde vom Bunzlauer Magistrate die Errichtung einer keramischen Fachschule am Orte im Jahre 1882 an-

geregt und somit nach 88 Jahren dem Vorschlage des Grafen Carmer in dem oft erwähnten Berichte vom Jahre 1794, wenn auch in etwas anderer Form, Folge gegeben. Diese Anregung fand nicht bloß bei den Interessenten in Bunzlau und Umgegend, sondern auch in weiteren Kreisen der Provinz Schlesien lebhafte Unterstützung. Besonders trat der Schlesische Zentral-Gewerbeverein mit aller Kraft für die Errichtung einer solchen Fachschule ein und bewilligte nicht nur einen Betrag für die erste Einrichtung dieser Schule, sondern auch einen jährlichen Beitrag zu den laufenden Kosten, vorbehaltlich des jederzeitigen Widerrufs. Aber erst im Jahre 1896 konnte der Bau in Angriff genommen werden. Am 1. Oktober war das Gebäude soweit gefördert, daß man mit der inneren Einrichtung beginnen konnte. Da neben dem theoretischen ein großes Gewicht auf den praktischen Unterricht gelegt werden sollte, so wurde die Anstalt wie eine kleine Fabrik mit allem Zubehör ausgestattet. Sie besitzt eine Maschinenanlage, eine Schlammerei, Brennöfen und Muffeln, eine Gipsgießerei, Dreherei und Glasurwerkstatt. Die Räume für den Zeichen-, Mal- und Modellierunterricht, das chemische Laboratorium sind nach den neuesten Erfahrungen ausgestattet.

Am 1. Novemer 1897 begann der Unterricht mit 3 Tages- und 21 Abendschülern, zusammen 24, die sich inzwischen auf 41 bezw. 34, zusammen 75, vermehrt haben. Der Kursus ist auf zwei Jahre bemessen und erstreckt sich auf Zeichnen und Malen, Modellieren, Werkstattunterricht, theoretische und praktische Chemie, Physik, Mineralogie, Geologie, Rechnen und Deutsch.

Gegen dieses Hebemittel für ihre Industrie verhielten sich die Töpfer nicht ganz so ablehnend, wie gegen die früheren, ja ein Teil von ihnen begrüßte die Anstalt mit Freude. Immerhin aber war Mißtrauen in Fülle vorhanden, was sich besonders auch darin zu erkennen gab, daß die Abendschule fast gar nicht von Töpferlehrlingen besucht wurde. Besser stand und steht es mit den Tagesklassen, obwohl auch hier die Zahl der auswärtigen Schüler die der einheimischen stark überwiegt. Immerhin kann aber schon jetzt bemerkt werden, daß die Freunde der Anstalt unter den hiesigen Töpfern und Tonindustriellen sich mehren und die Gegner ihre Abneigung nicht mehr in so empfindlicher Weise geltend machen.

Über den gegenwärtigen Stand des Töpfergewerbes in Bunzlau läßt sich nur soviel sagen, daß die alteingesessenen, zuweilen auch mit Landbesitz versehenen, wohl- fundierten Töpfereien zwar immer noch ihren Mann ernähren und jahraus, jahrein mit Bestellungen reichlich versehen sind; aber die Konkurrenz hat die Preise stark herabgedrückt und den Gewinn derartig verringert, daß schon unerhebliche Störungen im Warenabsatz, in der Kohlenlieferung oder sonstige unbedeutende Betriebsunfälle instande sind, kleinen Töpfereien den Garaus zu machen. An die Bunzlauer Geschirrkleinindustrie hat sich vor noch nicht sehr langer Zeit eine stattliche Großindustrie angegliedert, die den Plan des Töpfers Gotthardt jun. vom Jahre 1809, aus Ton Röhren für Wasserleitungszwecke herzustellen, in glänzendster Weise zur Durchführung gebracht hat. Der Töpferei und Tonröhrenfabrik von Rüttner stellte sich bald die von Hoffmann & Co. an die Seite, und das schnelle Wachstum beider beweist, wie außerordentlich gerade die Bunzlauer Ware gegenüber solcher anderer Herkunft geschätzt wird. Neben Tonröhren werden auch andere Tonwaren, wie Chamottesteine, Futterkrippen, Rauchrohre, Becken, Bannen und andere Artikel von vorzüglicher Güte gefertigt und weithin versandt. Kolossale Maschinen besorgen hier in den meisten Fällen an Stelle der Menschenhände die Zubereitung und Gestaltung des Tons, und gewaltige Mengen dieses reichlich vorhandenen wertvollen Bunzlauer Tonmaterials verlassen täglich in schwerbeladenen Waggons die altehrwürdige Töpferstadt. Die Zahl von 225 Arbeitern und Beamten, die allein in der Hoffmannschen Tonwarenfabrik beschäftigt sind, läßt erkennen, wie gewaltig diese Industrie in wenigen Jahren gewachsen ist. — Was das Bunzlauer Tonmaterial an sich anlangt, so gehört es nicht gerade zu dem besten, was in unserem Vaterlande zu finden ist, allein es besitzt den großen Vorzug, daß es nur geringer Vorbereitung bedarf, um auf der Töpferscheibe verarbeitet werden zu können. Der Ton ist grobsandig, schwindet im Feuer wenig und ist sehr feuerfest. Der letztgenannte Umstand macht es möglich, daß man bei der hohen Temperatur, die für das Garbrennen der Gefäße notwendig ist, zugleich schwereschmelzbare blei-, also giftfreie Glasuren aufzuschmelzen vermag, von denen besonders die braune Lehmglasur den Ruf des Geschirres hat mit

begründen helfen. Diese Lehmglasuren entstammt gewissen Ablagerungen des Diluviums, während der Ton selbst der Kreideformation angehört. Er liegt zwischen Quadersandsteinschichten von verschiedener Stärke eingebettet und findet sich fast nie in sehr starken Lagen. Seine Verbreitung im Kreise Bunzlau ist hingegen eine sehr erhebliche, so daß nicht bloß die hiesige Industrie reichlich damit versorgt ist, sondern auch eine starke Ausfuhr stattfinden kann.

Der weiße Ton, der schon weiter oben erwähnt wurde, findet sich nicht bloß in Tillendorf, sondern auch an anderen Orten des Bunzlauer Kreises. Er wird als Begußton für das übliche Töpfergeschirr und für Ofenkacheln benützt, liefert indessen nach dem Schlämmen auch brauchbares Steingut und für den Haus- und Küchengebrauch zweckmäßiges Hartporzellan. Ebenso kann der Töpferton durch den Schlammprozeß eine weitgehende Veredelung erfahren, er eignet sich dann vortrefflich zu allerlei Gebrauchs- und Kunstgewerblichen Erzeugnissen, wie wir sie zu teuren Preisen bisher aus dem Auslande, besonders aus Frankreich zu beziehen gewöhnt waren.

Die Bunzlauer Tonindustrie ist also in der Gegenwart noch ebenso lebensfähig, wie sie es immer gewesen ist. Was ihre Veredelung anlangt, so ist, wie wir gesehen haben, viel vergeblich gearbeitet worden. Das schließt aber die Möglichkeit einer solchen keineswegs aus. Ob mit der Errichtung der neuen Fachschule der richtige Weg dazu eingeschlagen wurde und Graf Garmer somit Recht behalten wird, muß die Zukunft lehren. Diejenigen freilich, die ein plötzliches Aufblühen der Bunzlauer Töpferei in wenigen Jahren von der Anstalt erwartet haben, werden sich arg enttäuscht sehen, denn ein solches Reformwerk, wenn es echt, gründlich und wirklich fruchtbringend sein soll, will Weile haben. Möge es der Anstalt gelingen, ihren ehrenvollen Beruf und die Erwartungen aller ihrer zahlreichen Freunde zu erfüllen!

Dr. W. Puffall.





Aus der niederschlesischen Heide.

Die Zeit, da die Heide noch alles umschloß, was meine Welt war, liegt nun vier Jahrzehnte zurück. Damals habe ich mir über ihre Ausdehnung wohl keine Gedanken gemacht. Aber ohne daß es mir klar zum Bewußtsein kam, fühlte ich, daß sie für mich unermesslich sich weitete. Sahen wir Dorfjungen doch, wenn wir auf dem alten, wackeligen Holzturme die Abendglocken geläutet hatten, oft noch lange hinaus in die weite, dunkle, grüne Heide. Über den Feuerstätten unseres Dörfleins kräuselte leichter, weißer Rauch vom Reifigfeuer; im Westen aber ging die Sonne groß und feurglänzend in ihr grünes vom goldenen Wolkenhimmel überstrahltes Heidebett. Selten geschah es, daß wir über unser Heidedorf hinauskamen, denn die Ortschaften in der Heide liegen oft viele Stunden weit auseinander; die Verbindungswege sind sandig oder tiefgeleisig, und wenn es nicht etwa eine Hochzeits-, Tauf- oder Doktorfuhrer gilt, hütet sich der Heidebauer sehr, seinen von der Werktagsarbeit abgerackerten Braunen vor den schweren Glaswagen zu spannen. Aber an Sonntagnachmittagen durchstreiften wir als Räuber und Soldaten, als Jäger und Hasen den Wald viele Stunden lang bis in den späten Abend hinein; oft bedurfte es angestrengten Aufmerkens auf den Mooswuchs an den Bäumen, den hellen Himmel, das ferntönende uns wohl bekannte Gebell der Hunde, um in der Dämmerung durch die pfadlose Heide die heimatische Wohnung wieder zu erreichen und der sich ängstigenden Mutter mit dem Rufe: Hunger, Hunger! alle Sorge vom Herzen zu nehmen. Hatte man aber, etwa als Jäger oder grimmig verfolgter Räuber, in den Abendstunden sich allein zu weit gewagt, dann redete der Wald mit dem einsam Streifenden eine eigene Sprache, dann übte die nächtliche Heide ihren ganzen herben Zauber auf das Kindergemüt aus. Schärfer setzt der Nachtwind ein, raunend streicht er an den scharfen Ranten der Riefelnadeln, und das Herz pocht den Takt zur schwermütigen Weise, ein Windstoß treibt zwei greise Nadelbäume in ungewollte, knurrend und murrend ertragene Umarmung, ein Ränzchen schrillt auf, der Fuß, der bisher lautlos über Moos dahin schritt, zertritt

einen dünnen, knackenden Kiefernast, ein Nadelbusch streicht wie eine kalte, scharfgekrallte Hand durchs Gesicht. Tritt man endlich aus dem Walde heraus auf einen einsamen Feldweg, dann hüpfen über den fernen Wiesen Irrlichter, und die Fuchshandbüsche (Wacholder) haben sich in Gespenster der Nacht verwandelt. Ist es ein Wunder, daß die Heide den fruchtbaren Boden für den Gespenster- und Aberglauben bildet, der hier verbreiteter ist, als man gemeinhin annimmt und als von den Bewohnern selbst eingestanden wird? An abgelegenen Kreuzwegen, an einsamen Brücken, wo das Heidebüchlein eigen rauscht, „geht es um“, „ist es nicht richtig“. Die vorsichtige Heidebäuerin tut etliche Körnchen Salz ins Butterfaß, damit nicht etwa böse Geister das Geschäft des Butterns unnötig verlängern oder gar erfolglos machen. An dem Tage, da der Kuhstall ein froh Ereignis sieht, wird aus dem Hofe nichts verborgt, denn wie leicht könnten die Unholden an das geliehene Stück einen schlimmen Zauber heften und dem Kälblein und der „Frishmelken“ „etwas antun“. Der und jener sah hier und da schon mit leibhaftigen Augen ein Gespenst, was wir Kinder natürlich felsenfest glaubten.

So war die Heide des Knaben Welt. Daß hinter jener Linie, wo der Himmel sich in die grauen Kiefernwipfel schob, noch eine andere Welt lag, hörten wir wohl in der Schule, aber es war doch mehr eine Welt sehr blasser Illusionen, eine Welt freilich, in der mit Glanz und märchenhafter Pracht Kaiser und Könige, Generale und Soldaten wohnten, tausende Eisenbahnen und häusergroße Dampfschiffe sich bewegten. Hin und wieder erschien in unserem Heidedorfe ein Abgesandter aus jener Welt: der Gendarm — gewaltig saß er auf seinem fetten Gaul, uns alle Würde und Hoheit verkörpernd; grimmig streifte uns sein Blick, und wir grüßten ihn nicht ohne Scheu, besonders zu den Zeiten, da Nachbars Apfelbaum das oft erreichte Ziel unserer Wünsche bildete. Es erschien aus jener Welt der junge Stadtherr, auf der Nase saß der goldene Kneifer, in den zierlichen, weißen Fingern dreht er sein Stöcklein. Im Kretscham trinkt er — so ward berichtet — das teure, gelbe Lagerbier. Wie klug und wie reich mag der sein? — Und auch er kam, der Stolz unseres ganzen Heidedorfes, der schmucke Husar, den wir früher respektlos Staroskes Willem nannten. Seine Geschichte kannten wir alle: eines Morgens war er mit anderen jungen Burschen des Dorfes, voran etliche Trommler und Pfeifer in Begleitung des Dorfschulzen, der den messingbeschlagenen Schulzenstab trug, nach der fernen Kreisstadt marschiert. Es ging „zum Massen“, zur Aushebung. Nachmittags kehrte der Schulze zurück, die Burschen am späten Abend. Merkwürdig war ihr Gang, die Dorfgasse schien ihnen nicht breit genug; auf der schief sitzenden Mütze nickte ein Sträußchen. Einer brüllte „Infanterie“, ein anderer „Du ahler Stuppelhopser“, einen dritten hatten sie zur „Tränke“ „genommen“. Stolz schaute Willem auf das Gewimmel neben ihm — er ward Kavallerist. Heute nun ist er auf Urlaub. Wie er das Dorf durchschreitet, drängen sich die Gesichter hinter den kleinen, halbblinden Fensterscheiben und bewundern den Husaren und seine Uniform. Wer einmal seinen Säbel ziehen, einmal den Tschako aufsetzen dürfte! Warum er nur sein Roß nicht mitgebracht hat? Den König sah er gewiß schon, und mit den Offizieren mag er wohl des Sonntags spazieren gehen. Wie er am Abend bei der „Freundschaft“ die Runde macht, stehen und staunen wir

Als ihm die Mutter beim Abschiede etwas Hartes in die weißbehandschuhte Rechte drückt, klappt er die Hacken zusammen, daß die Sporen klingen, grüßend legt er zwei Finger an den Tschako; in diesem Augenblicke entschwinden unsere alten Heldenideale Blücher, Bieten, Karl der Große wie lustige Schemen, und an ihre Stelle tritt sieghaft der Husar Staroske Willem. Am dritten Feiertag aber, wenn sein Urlaub zu Ende ist, schreitet er kerzengerade der Bahnstation zu. Raum vermag sein gekrümmtes Mütterlein mitzukommen. Ins „Zippeltuch“ eingepackt, auf ihrem Rücken trägt sie ein Brot, einen Topf mit Butter und Schmalz, ein paar Quärge; wohl verwahrt wird Willem auch einige Achtgroschenstücke finden, die sich Mütterchen im langen Winter erspart und am Munde abdarbte. Wenn er dann in die feine und teure dritte Klasse eingestiegen ist und der Zug sich in Bewegung gesetzt hat, ist für uns Jungen in der Heide eine bedeutungsvolle Episode abgeschlossen.

So arm an Abwechslung das Leben in der Heide ist, so ist's auch diese selbst. Unbedingt vorherrschend ist die Kiefer, deren bemooste Stämme kaum Mittelgröße erreichen. Hochstämmiger Wald ist selten. Vielfach tritt dünner weißer Sand ohne jede Vegetation zu Tage; andere Stellen sind nur mit trockenen Flechten oder Heidekraut bestanden. Die Heide ist keineswegs ganz eben, sondern durch niedere Hügelwellen unterbrochen, an deren Abhängen meist stark eisenhaltige quellige Gebiete auftreten. Ihnen entinnen die Heidebächlein. Unter Brombeergesträuch, über weiße Kiesel fließt ein solcher einsamer Bach dahin; ein Band lichtgrünen Grases umsäumt sein schmales Bett; ein Abwässerlein stiehlt sich seitwärts in eine bunt-schillernde Lache, über der sich Libellen tummeln. Am Heidebächlein erhebt sich Erlengesträuch, Weidengestrüpp, eine Pappel, ein paar Birken streben über die Kiefern-wipfel hinaus. Ein Roggenfeld wird sichtbar. Die braune Erde, die unvermorschten oben aufliegenden Wurzeln lassen das Neu- oder Rodeland erkennen. Nun tritt die Heide zurück und umschließt einen waldfreien Ausschnitt, in dem unser Heidedorf und seine Feldmark liegen. Das Dörflein zählt kaum dreißig Häuser, meist am Bache stehen sie, und haben auch ihr Wasser von ihm. Der Lauf des Baches ist darum von zahlreichen winzigen Wehren, „Schöppen“, unterbrochen. In abgelegenen Seitengassen helfen sich die Bewohner mit einem Ziehbrunnen oder „Schwingelburn“.

Noch sind fast alle Häuser aus Lehm und Fachwerk erbaut und mit Stroh gedeckt. Naht der Winter, werden die Fensterrißen mit Moos verstopft, der Vater baut aus Laub und Streu eine schützende Segwand bis hoch unter das Dach. An die Fenster werden die strohernen Fensterladen gebunden, die man am Abend von innen hochzieht. Wohnräume, Stall und Scheune liegen unter einem Dache, wie es wohl schon bei den ersten Kolonisten vor 800 Jahren der Fall war. Die Futtervorräte liegen auf dem Boden und werden durch eine Öffnung im Dache, den „Kasser“, da hineingespießt. In der Wohnstube steht der große Kachelofen mit der Platte und dem blanken Ofentopfe. Auf der Platte werden für die kleinen Leckermäuler Äpfel gebraten und Schnitten „gebäht“. Um den Ofen zieht sich die Ofenbank bis zur „Hölle“. Wer kennt die Hölle, jenen Raum hinter dem Ofen vor dem Feuerloch, wo Brennholz aufgestapelt liegt? Wenn die Heide im Schnee liegt, wenn der Wintersturm Weg und Steg verweht und an den Fensterläden rüttelt, da ist die Hölle ein

gar trauter Ort im Hause auf der Heide. Dann lausche dem Feuer, und es singt dir die knisternde, zischelnde, prasselnde Glut, die du durch zugelegtes dürres Reisig immer aufs neue entfachst, ein wunderbares Heidelied; es summt von des Kieferleins karglicher Jugend, von seinem Traum von stolzer Höhe und fröhlichem Emporstreben in das Glück und die Freiheit des goldenen Sonnenscheines, es klagt vom späten Erblühen und frühen Sterben; es spottet über den alten Waldläufer, der sich die ozonhaltige Waldluft durch eine Pfeife argen Knasters von der Nase hält, zischelt heimlich von schlimmen Männern, die des Nachts eine „Kiengalle“ erspähen, absägen und rasch davon tragen, es lispelt vom armen alten Mütterchen, das trockenes Reisig bricht und es in mächtiger Hucke der Hütte zuträgt.

Schlicht ist das Leben in der Heide, aber es gibt dort keine Lumpen- und Bettelarmut. Vares Geld wird man nicht viel finden, dennoch hungert eigentlich niemand. Soziale Unterschiede treten fast gar nicht hervor. Der Häusler mit seinen paar Ziegen, der Rutschner oder Rätner mit zwei, drei Kühen, die ihm auch bei der Bestellung des Ackers helfen, der Bauer mit einem Pferde, etlichen Ochsen und Kühen: sie alle radern sich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht ab ums tägliche Brot für sich und ihre zahlreiche Familie, um Steuern und Hypothekenzinsen; auch der Scholtiseibesitzer kämpft schwer mit des Lebens Not. Denn der Acker ist wenig ertragreich. Korn und Buchweizen, Gerste, Hafer und eine allerdings vorzügliche Kartoffel gedeihen. Zu einer besseren Bewirtschaftung des Bodens fehlt das Kapital. Im Herbst wird die Nadelstreu zusammengereicht, mit großen „Schwingen“ auf Leiterwagen geladen und im Wirtschaftshofe in Haufen aufgetürmt, um später dem Vieh untergestreut zu werden. Eine gleiche Verwendung findet auch das Heidekraut, das lieblichste Blümlein der Heide. Auch die Viehzucht ist nicht sehr ertragreich. Die Wiesen liefern nur in besonders nassen Jahren zwei gute Schnitte. Ein großer Teil ist Hutung. Die große Entfernung von der Stadt macht zudem für die meisten Ortschaften eine vorteilhafte Verwertung der Erzeugnisse schwierig.

Die karge Heide erzog sich ein arbeitsames, zähes, mäßiges und gottesfürchtiges Geschlecht. Der Heidebewohner kennt nicht die fetten Kirmes- und Fastnachtsfeste anderer Gaue Schlesiens. Kartoffeln, „Schlipper“ und Buttermilch, Quark, Pflaumenmus, Leinöl und Schmalz spielen auf seinem Speisezettel keine geringe Rolle. Nur die Zeit um Weihnachten, wenn das Schwein geschlachtet wird, bietet einige Abwechslung. Es ist ein Ereignis für die Familie; dann wird auch die mit Unrecht verachtete Grützwurst gemacht.

Selten fehlen im Hause des Heidebewohners Bibel und Gesangbuch. An Sonntagen liest man die Predigt, aus einzelnen Häusern erklingt auch der Gesang von Kirchenliedern. Überhaupt ist die Freude am Gesange in der Heide verbreitet.

Der Dialekt der Heide ist verschiedenartig, da die Besiedelung durch verschiedene deutsche Stämme erfolgte. Während die Bunzlauer Heide noch echte schlesische Mundart hat, herrscht in der Kohnfurter, Görlitzer und Rothenburger Heide der oberlausitzer Dialekt vor. In den Kreisen Rothenburg und Hoyerwerda wird auch wendisch gesprochen. Ganz eigentümliche mundartliche Verhältnisse weist der Teil der Heide auf, der nördlich von einer Linie liegt, die man sich von Glogau nach Sagan gezogen

denkt. Hier haben das Zusammentreffen polnischer und wendischer Sprachelemente, die Berührung des ober- und niederdeutschen Idioms — die Sprachgrenze geht nur wenige Meilen nördlich von Grünberg — einen Dialekt geschaffen, der noch wenig bekannt ist, dem Sprachforscher aber des Interessanten viel bietet. Abgesehen von seinem lexikalischen Teile ist die Bildung des Diminutivs charakteristisch für ihn. Der Schlesier bildet die Verkleinerungsform auf *a*, der Plattdeutsche auf *ing*; in dem eben bezeichneten Teile der Heide heißt der Diminutiv *ang*, und es liegt nahe, hier an eine Verschmelzung zu denken. 's Madang speelt mit 'm Tockang (Püppchen). Es „grennt“, wenn es die Milch nicht aus dem „Pletschang“ (kleiner irdener Topf) trinken darf. Die Mutter rührt „die Ardbunne mit 'm Kautleffel im“. Mit der „Schorbehacke“ werden die „Zwickel“ für das Vieh „geschorbt“. „'s Maizang gaidelt wie a Vietchang“ (das Kälbchen ist vergnügt wie ein Vögelchen). Bei der „Pärle“ (Kindtaufe) kocht die Mutter „Galesuppe“; der Pärlvater muß viel „Jokus“ erdulden, ohne sich „verteffentieren“ zu dürfen. Der Bräutigam ist manchmal das reine „Spadefantel“, wenn er sich auch nicht traut, seinem Schatz „a Schmazang uffs Guschang“ zu geben. Man hat nicht den Schnupfen, sondern die „Strasche“. Das dicke Federbett „poost“, ein unartiges Kind ist ein „Kaudel“, der Bauer ackert vor Sonnenuntergang noch „an Endschen“. —

So war die Heide! Heute ist auch in ihr manches anders. Die Industrie hat sie aufgesucht ihres Bodenmaterials und ihrer billigen Arbeitskräfte wegen. Sie brachte bares Geld und eine bessere Lebenshaltung; hie und da klingelt eine Kleinbahn durch die Heide, und die Zahl der vorsichtigen Eingeseffenen, die ihr Leben nie einem solchen Ungetüm anvertrauen, nimmt immer mehr ab. Auf wohlgebauten Chaussees radeln nach Feierabend Scharen von Arbeitern ihren Dörfern zu, um hier noch vor Sonnenuntergang in der kleinen Wirtschaft, die sonst von Frau und Kindern besorgt wird, tätig zu sein.

Ist so in das alte Bild der Heide manch neuer Zug gekommen, der Grundzug ihres Charakters, das Schlichte, das Abgeschlossene, das Herbe konnte nicht geändert werden. Das Neue konnte ebenso wenig die zarten, intimen Reize, deren auch die Heidelandschaft nicht gänzlich ermangelt, zerstören. Freilich eine blühende, glühende Schöne ist unsere Heide nicht; in ihrem Antlitz steht, wie in dem der lieben, alten Mutter geschrieben von Sorge und mühevoller Arbeit. Sollte sie darum unserer Liebe weniger würdig sein?

E. Schorff.





Schlesiens Bienenzucht.



Die Honigbiene ist unstreitig älter als das Menschengeschlecht; ihre Zucht, d. h. ihre Pflege nach bestimmten Grundsätzen, ist weit jünger. Denn während wohlerhaltene Versteinerungen und zwar gerade auf deutschem Boden Beweise für ihr Vorkommen in der vorgeschichtlichen Zeit liefern, reicht der älteste Beweis für den Betrieb der Bienenzucht etwa 4000 Jahre zurück.

So unscheinbar die Biene auch ist, so hat doch kein anderes Tier die Aufmerksamkeit der Menschen in gleicher Weise auf sich gezogen. Sorgfältige Beobachtungen über ihr Wesen und Leben sind aus vorchristlicher Zeit auf uns gekommen. Das Vaterland der Biene ist in der alten Welt zu suchen; nach Amerika wurde sie erst durch die Engländer 1675 und nach Australien sogar erst 1862 gebracht. Die Griechen und Römer sind es, denen wir die ersten und ausführlichsten Abhandlungen über Bienenzucht verdanken. Von ihnen kommt auch die Nachricht, daß das nützliche Insekt bei den Germanen längst heimisch war, als die Römer über den Rhein drangen. Wie überall, so lebten auch hier die Bienen ursprünglich wild in hohlen Bäumen. Dort holten sich die Menschen den Honig, bis sie es bequemer fanden, den Teil der Bäume, der die Bienenwohnung bildete, abzuhaufen und in der Nähe des Hauses aufzustellen. Damit begann die Bienenzucht, d. h. ihre Pflege in den „Kloßbauten“, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast die einzige Betriebsweise in Deutschland, insbesondere in unserem Schlesienslande war.

Auch für die Bienenzucht brachte die Einführung des Christentums einen gewaltigen Aufschwung, denn es waren vor allem die Klöster mit ihren stillen Gärten, die die ungeheuren Mengen an Wachs gewannen, dieser „göttlichen Fettigkeit“, die nunmehr für den Lichterglanz des Kultus notwendig geworden waren. Das Wachs stand deshalb nicht minder hoch im Preise als der Honig, der die Stelle des damals noch unbekannten Zuckers vertrat und in großer Menge zur Metbereitung verwandt wurde. Zahlreiche Urkunden aus dem Mittelalter über das Zehnten- und

Schenkungsweisen geben Aufschluß darüber, wie Pfarreien, Bauern und andere an Klöster „wachszinfig“, das heißt zum Honigzins verpflichtet waren.

Die Einträglichkeit der Bienenzucht jener Zeit veranlaßte gar bald viele, sie als ausschließlichen Lebensberuf zu wählen; man nannte diese Berufsbienezüchter Zeidler, nach dem altdeutschen Wort zeidl = Honig. Sie erwarben sich das Zeidelrecht, das Vorrecht, in den Wäldern Bienenzucht zu treiben, vereinigten sich zu Innungen, die von den Landesherren mit besonderen Rechten ausgestattet wurden, während, wie dies in der Görliger Heide nachgewiesen ist, der, der nicht zur Innung gehörte, sogar auf seinem Grund und Boden im Walde keine Beute (Bienenwohnung) errichten durfte. Für Nichtzeidler war sogar die häusliche Bienenzucht erschwert, wenn nicht ganz verboten. Durch diese Beschränkung, sowie durch die Geheimnistuerei der Zeidlerinnungen haben diese der Entwicklung der schlesischen Bienenzucht nicht in dem Maße genügt, als sie es eigentlich hätten tun können. Ängstlich wachten sie darüber, daß sich Wissen und Erfahrung als Geheimnisse vererbten und nichts davon in die Öffentlichkeit kam.

Die hervorragendsten Zeidelplätze Schlesiens waren zu Muskau und im Amte Hoyerswerda in der Oberlausitz und in der Görliger Heide.

Der Betrieb der Zeidelweide in den ausgedehnten Waldungen der in der Oberlausitz gelegenen freien Erb- und Standesherrschaft Muskau war uralte und jedenfalls von den Wenden, den Meistern der Waldbienenzucht, übernommen. Das Gebiet war in Maße eingeteilt, von denen jedes 60 Beutenbäume, d. h. Bäume mit je einem Bienenvolke enthielt. Die Mitglieder wählten aus ihrer Mitte Richter, Starosten, und Älteste, Schöppen, die sich zur Erlangung ihrer Würde einer strengen Prüfung unterziehen mußten. Der zu entrichtende Zins betrug für die Beute 3 Pfennig, für das Maß 15 Groschen, und da die Gesellschaft im Jahre 1769 noch 170 Personen mit 7000 Stöcken zählte, hatte sie 73 Reichstaler Zins zu entrichten. Die Muskauer Zeidler kannten schon das Betäuben der Bienen und das Vergraben der Stöcke im Winter zum Zwecke der Beschränkung des Futtermittels, scheinen es also in der Bienenpflege schon ziemlich weit gebracht zu haben.

Die Zeidelenoffenschaft im Amte Hoyerswerda stand 1558 so in Ansehen, daß die Freiherren von Promnitz und Ploß ihr viele Rechte einräumten, und daß Wilhelm von Schomburgk, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von Hoyerswerda, sie mit großen Freiheiten belohnte. Die Bienezüchter betrieben die Bienenzucht anfänglich zu Hause und in den eigenen Wäldern; später verschafften sie sich die Erlaubnis, in den herrschaftlichen Waldbeständen ihre Beuten aufzustellen, was ihnen um so lieber gestattet wurde, als sie sich zur Erlegung eines angemessenen Zinses verpflichteten. Zum Schutz gegen Übergriffe und zur gemeinsamen Wahrung ihrer Interessen gründeten sie eine geschlossene Gesellschaft; sie nannten sie Czolnicy oder Czolnik, Zeidler. Diese Gesellschaft zählte gegen 100 Mitglieder und hatte ihr eigenes Gericht. Alle Jahre am Dienstag nach Michaelis hielten die Zeidler in Hoyerswerda ihre Zusammenkunft, in der sie den Starosten, die Schöppen und Assistenten wählten und den für die Herrschaft festgesetzten Zins bezahlten, auch andere Angelegenheiten besprachen und erledigten. Für besondere Fälle wurde ein rechtskundiger Beisitzer gewählt, der

die Originaldokumente in Verwahrung zu nehmen und Rat zu erteilen hatte. An diesem Tage erfolgte auch die Aufnahme neuer Mitglieder, die sich den Starosten durch Handschlag und Gelöbniß zur Innehaltung der Zunftgesetze verpflichteten. Der Aufgenommene mußte ein Quantum Honigbier als sogenannten Leihkauf geben.

Das Recht der Zeidelweide war erblich; starb einer ohne Erben, so fiel es an die Herrschaft zurück. Wer ohne Pachtvertrag Bäume mit Bienen besetzte, wurde einem Diebe gleich geachtet, war ehrlos und mußte 4 Taler zahlen. Wer in der Zeidelweide arbeitete, hatte bei Strafe mindestens 6 Schritt von den „Beutenbäumen“ fern zu bleiben. Im Jahre 1724 war die Herrschaft Hoherswerda in Fürstlich Teschenschem Besitz, und die Zeidlerrechte wurden in mancher Hinsicht geschmälert. Besonders waren es die Förster, die dahin strebten, die Zeidewirtschaft aus dem Walde zu verbannen.

Das Zeidelwesen auf der Görlitzer Heide stand einst in hoher Blüte und hatte ebenfalls Gericht und Zeidelordnung. Das Zeidelrecht wurde hier durch Kauf, Erbschaft, Schenkung oder Belehnung erworben. Beim Verkauf hatten Innungsmitglieder das Vorkaufsrecht. Verheiratete sich die Witwe eines Zeidlers wieder, so mußte sie für ihren neuen Ehemann die Belehnung mit der Zeidelweide nachsuchen. So besagt eine Urkunde aus dem Jahre 1392, wie Margarete Schulzin von Siegersdorf bittet, daß ihr ehelicher Wirt Elhgast mit der Zeidelweide, die sie von ihrem verstorbenen Manne geerbt habe, belehnt werde.

Im Jahre 1486 verkauften Kasper und Georg von Gersdorf zu Rengersdorf die Zeidelweide in dem Neukreuschener Walde erblich an Nikolaus Rant zu Tormersdorf unter genau formulierten Bedingungen, worüber man vor Bürgermeister und Rat der Stadt Görlitz eine notarielle Urkunde aufnahm. Rant zahlte für die Zeidelweide 200 Groschen in jährlichen Raten von 10 Groschen und mußte alle Jahre „davon zinsen ein Viertel von einer Tonne Honigs auf Martini gen Rengersdorf auf den Hof“. Jährlich durfte er eine Eiche fällen. Bäume, die zu nahe standen, mußte der Förster entfernen. Das Holz zu den „Beutenbrettern“ durfte er in Walde fällen, „doch nicht davon aus dem Walde herausfahren“.

Die jährliche Versammlung der Zeidler in der Görlitzer Heide fand um Michaelis statt; ihr Zweck war die Verlesung der Zeidelordnung und die Erledigung von Anklagen und Beschwerden. Jeder Zeidler mußte die in seinem Revier eingehenden Bäume durch Neupflanzung ersetzen und jährlich zwei bis drei neue Beuten hauen; er durfte immer nur ein Zeidelzeichen verwenden und mußte dieses alle zehn Jahre neu einhauen. Das Ersteigen der Beutenbäume durfte nur mit Leiter und Seil, nicht mit Steigeisen geschehen. Ein Schwarm sollte nur auf Zeidelbeilwurfweite verfolgt werden; legte er sich an einen andern als an einen Kiefernstamm an, so gehörte er der Herrschaft. Doch konnte ihn der Besitzer mit acht Groschen einlösen.

Es scheint, als ob die Zeidler mit der Zeit zu weit gegriffen hätten; denn 1484 beschwerte sich der Bürgermeister von Görlitz bei dem Königlichen Landvoigt der Stadt, dem edlen Herrn George von Stein, daß die Zeidler sich in die Königlichen Gerichte gelegt und über peinliche (kriminelle) Sachen, „die nirgends anders

wohin, als vor das Gericht der Stadt gehörten, entschieden hätten, indem sie vorgäben, sie hätten ihr eigenes Gericht, zu hängen, zu blenden, zu heischen und zu ächten. Die Zeidler baten demütig hierüber in Gnaden und nicht im Rechten erkennen zu wollen“.

Nicht immer scheint die Zeidelei die einzige Beschäftigung bei den Zeidlern gewesen zu sein; das geht aus einem höflichen Schreiben des Herrn von Rottwitz auf Kühnau aus dem Jahre 1500 an den Görlitzer Rat hervor: „Mich berichtet Christoph Schreiber, mein Hemmenmeister und neuer Zeidler, wie er auf eurer Heide einen Baum hätte, der mit Bienen besessen ist und ist verdorret, daß ihn kein Zeidler nicht mehr besteigen will und befürchtet, die Bienen werden ihm verderben. Ist derhalben meine fleißige Bitte an eure Weisheiten, wollet ihn solchen Baum lassen heimführen, daß er nicht Schaden daran nimmt.“

Auch über den Betrieb und die Vorteile der Zeidelei selbst sind uns aus dem Mittelalter recht interessante Angaben erhalten. Wollte jemand eine Zeidelheide anlegen, so mußte er sich an den Zeidelmeister wenden, der zugleich den Forst zu besorgen hatte. Als Beuten- oder Zeidelbäume wählte man die höchsten, womöglich in niederem Gehölz alleinstehenden, damit die Bienen freien Ausflug hätten. Glattrindige Fichten und Tannen erhielten den Vorzug, weil hier Marder und Bären nicht zu den Bienen gelangen konnten. Der ausgewählte Baum wurde mit einem Zeidelzweige, Kreuzhieben, Quadraten, Körben, Halbmonden versehen. Hierauf hieb man eine drei bis vier Fuß lange und einen Fuß und drei Daumen tiefe Wohnung in den Stamm, verschloß sie mit einem Brettchen und bohrte gen Osten oder Süden ein Flugloch. Die fertige Beute wurde mit grünem Tannenreisig umwunden. Der Zeidler mußte abwarten, ob sie ein Schwarm zur Wohnung wählen würde, wenn er nicht Gelegenheit hatte, einen aufgefundenen Schwarm einzusetzen. War die Beute bevölkert, so wurde das Reisig entfernt; solange man aber vertrocknetes Reisig am Baume fand, war sie unbeseht.

Was für die Winzer die Weinlese ist, das war für die Zeidler die Zeidelzeit, die Honigernte. Um St. Joseph wanderten sie scharenweise in den Wald, ausgerüstet mit Zeidelwasser, Rauchtopf, dreizackiger Gabel und Zeidelsack. Mit dem Kloben zog sich der Zeidler bis an die Beute hinauf, verscheuchte die Bienen durch dicke Rauchwolken und schnitt eine Wabe nach der anderen heraus, die er in dem an einem Strick befestigten Sacke hinabließ. Und welch fröhliches Leben herrschte in den Monaten Juni und Juli — zur Schwarmzeit! Da summt und sang der ganze Wald von herumfliegenden Schwärmen.

Die schlesischen Zeidlerinnungen haben sich von allen — außer diesen waren nur noch die Zeidelplätze im Nürnberger Reichswald, in der Kurmark und in Pommern von Bedeutung — am längsten, bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, erhalten, wenn auch nicht in ihrer Blüte und mit ihren Privilegien und Einrichtungen. Am Ende des sechzehnten und am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ging die Bienenzucht in ganz Europa, also auch in Schlesien, nieder. Die Unruhen des Dreißigjährigen Krieges trugen das meiste dazu bei, diese friedliche Beschäftigung einzuschränken. Drei Viertel der Bewohner waren durch Schwert, Pest und Hunger

verschwunden; die übrig gebliebenen konnten in ihrer drückenden Not nicht mehr das für die Bienenzucht nötige Interesse haben. Auch die Bauernkriege hatten ähnliche nachteilige Folgen. Die Reformation verdrängte die Klöster, die Hüter der Bienenzucht, verzichtete auf den Lichterglanz der Wachskerzen und gab Veranlassung zur Ablösung der Honig- und Wachszinse.

Später erfuhren die Bienenprodukte durch den billigen Rohrzucker noch größere Entwertung, auch wurde die Bienenzucht in Amerika mit solchem Erfolge betrieben, daß wir bis heute von dort her mit unglaublichen Mengen von Honig und Wachs überschwemmt werden. Dazu kamen Petroleum, Gas, Stearin- und Paraffinkerzen auf und verdrängten die Wachslichte. Die Wälder schwanden immer mehr, und die zunehmende Ackerkultur verdrängte wild wachsende Honigpflanzen. Das Maß des Unheils aber wurde voll durch eine die gesamte Imkerwelt beschämende Honig- und Wachsgewinning. Um sich diese zu erleichtern, tötete man die Bienen vorher mit Schwefeldampf — die Bienenzüchter wurden zu Bienenmehrgern.

Um so erfreulicher ist es, daß in jener Zeit weise Männer und fürsorgende Fürsten sich fanden, die der völligen Vernichtung der Bienen erfolgreich entgegen arbeiteten. Der hervorragendste Bienenkenner und Bienenschriftsteller war Nikol Jakob, Bürger zu Sprottau in Schlesien. Von ihm erschien 1568 zu Görlitz ein Werk unter dem Titel: „Gründlicher und nützlicher Unterricht von der Wartung der Bienen“, das mehrere Auflagen erlebte. Er hat offenbar die Bienen genau beobachtet, denn hinsichtlich der Königin und der Drohnen vertrat er Ansichten, die bis dahin nicht bekannt waren. Seine Schüler Höppler, John und M. J. Colorus haben die Forschungen ihres Meisters ergänzt. Unter den Fürsten war es besonders Friedrich II., der für allgemeinere Wiederaufnahme und Verbreitung der Bienenzucht eintrat. Er erließ unterm 1. Mai 1752 den Befehl: „Die Beamten, Schulzen und Gerichte haben darauf zu sehen, daß an den Orten, wo die Bienen Futter haben, jeder Landwirt eine gute Anzahl Stöcke hält“. Erfreut über den schönen Erfolg seiner Anordnung schreibt er an Voltaire: „Wir haben die Bienenstöcke in diesem Jahre um ein Drittel vermehrt“.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wirkte in Österreich der geniale Klassiker unter den Bienenschriftstellern, Freiherr von Ehrenfels, „ein Mann, dessen Name schon die treffendste Illustration seines Charakters und seines ganzen Wesens enthält, ein Mann mit seltenem Scharfblicke, außerordentlichem Fleiße und unermüdlicher Tätigkeit, der der Bienenzucht in der uneigennützigsten Weise Geld und Zeit zum Opfer gebracht hat“. Schlesien darf sich rühmen, die Schule für diesen größten Imkermeister gewesen zu sein. Er selbst schreibt: „Auf den Gütern meiner Gemahlin in Preussisch-Schlesien bei Wohlau zu Herrnnotschelnitz und Neusorge, wo ich eine Zeit lebte, benutzte ich die Nähe der Lausitz, um dieses vormals klassische Land der Bienenzucht mit seinen Vorzügen und Mängeln näher zu beschauen und lernte da die Honigfülle des Buchweizens kennen; auch, daß die Lausitz außer Buchweizen mit ihrem für Bienenzucht toten Kieferwald nicht durch Klima, nur durch ihre rationellen Bienenwirte Epoche machte“.

Was aber unserem Schlesien einen so guten Klang in der gesamten Imkerwelt verleiht, das ist der Umstand, daß es die Heimath des Mannes ist, der einen

gewaltigen Umschwung in der Bienenzucht auf dem ganzen Erdenrund hervorrief, des Begründers der modernen Bienenzucht. Es ist der Pfarrer Dr. Johann Dzierzon, geboren am 16. Januar 1811 zu Somkowitz, Kreis Kreuzburg O.-S. Über die Aussprache seines Namens schreibt er selbst: „Sowohl das i wie das e muß gehört werden. Die richtige Aussprache ist Tschierzon“.

Dieser edle und begabte Denker erfand die bewegliche Wabe, indem er seine Bienen an den Stäbchenrost eines Christstichs Magazinstockes Waben bauen ließ und diese nach Lostrennung von den Seiten der Beute heraus hob und so ihren Honig erntete. Bald darauf fertigte er sich Kästen an, in die er Stäbchen auf Leisten legte und hier Waben bauen ließ, die er herausnehmen konnte. Das Volk sowie sein Bau wurde dadurch mit leichter Mühe

teilbar, und der Betrieb fortan der Mobilbetrieb. Auf den Waben konnte man wie auf den Blättern eines Buches lesen und sehen, was erforderlich und was überflüssig war. Damit war der Ruf des „Bienenpfarrers“ begründet.

Doch es war noch ein zweites Moment, was seinen Namen unsterblich machte. Es war anfangs der fünfziger Jahre, daß in Wien eine allgemeine landwirtschaftliche Ausstellung geplant wurde.

muteten, leise angedeuteten, niemals aber laut und entschieden ausgesprochenen naturwissenschaftlichen Lehrsätze der Bienenzucht wurden mit Hilfe der andersfarbigen Biene festgestellt. Was alle denkenden Bienenzüchter sahen, aber nicht begreifen und deshalb auch nicht glauben konnten: die Parthenogenese der Bienenkönigin und verschiedene andere Geheimnisse des Bienenstockes hat Dr. Dzierzon mit Hilfe der italienischen Biene im Zeitraum von wenigen Jahren klar und unumstößlich nachgewiesen. Er hat festgestellt, daß die Königin imstande ist, willkürlich teils befruchtete, teils unbefruchtete Eier zu legen. Die Drohnen gehen aus unbefruchteten, die Arbeitsbienen und die Königin aus befruchteten Eiern hervor. Jetzt wurde klar, warum eine Arbeitsbiene nie solche Eier legen könne, aus denen Königinnen entstehen — sie ist nicht befruchtet, und nur das befruchtete Ei läßt die Entwicklung zum Weibchen zu — ferner, warum Königinnen, die früher normal befruchtet waren, im Alter häufig nur Drohnen erzeugen — der Vorrat in ihrer Samentasche ist erschöpft —; endlich,



Dr. Dzierzon.

Man wandte sich auch an Dr. Dzierzon, dessen neuartige Bienenwohnung damals schon allgemeines Aufsehen erregte, mit der Bitte, er möge einen solchen Stock zur Ausstellung senden. Als Gegenleistung seitens der österreichischen Regierung hat er sich ein italienisches Bienenvolk aus. Im folgenden Jahre, 1853, erhielt er ein solches, und in seiner Hand wurde es bald ein Schulfolk ersten Ranges. Alle bis dorthin zwar geahnten, ver-

wie die Königin es machen könne, daß in die großen Zellen nur männliche, in die kleinen Zellen nur weibliche Eier gelegt werden.

Nicht unerwähnt dürfen die hervorragenden Naturforscher, die Professoren von Siebold und Leuckart und der Pastor Paul Schönfeld bleiben, die mit Hilfe des Mikroskopes die Richtigkeit der Lehre Dr. Dzierzons nachwiesen. Pastor Schönfeld in Liegnitz hat bis in die jüngste Zeit seine reiche naturwissenschaftliche Begabung in den Dienst der physiologischen Darstellung des Bienenwesens gestellt und besonders zur Erkenntnis und Bekämpfung der Faulbrut schätzenswerte Arbeiten geliefert.

Besonderen Dank schuldet die gesamte Imkervelt der Uneigennützigkeit, mit der Dr. Dzierzon alle Vorteile und Erfindungen zum Gemeingut aller Bienenzüchter gemacht hat; nie hat er sich seine Erfindungen patentieren lassen. Einzelne Artikel von ihm in den Frauendorfer Blättern sammelte der Rentmeister Bruckisch in Grottkau und übergab sie der Öffentlichkeit unter dem Titel: „Neue verbesserte Bienenzucht des Dr. Dzierzon“. Dzierzon selbst schrieb 1848 „Theorie und Praxis des neuen Bienenfreundes“. Von 1854—1856 gab er das Monatsblatt „Der Bienenfreund aus Schlesien“ heraus. Im Jahre 1861 erschien „Rationelle Bienenzucht“ und 1890 sein letztes Werk „Der Zwillingstöck“.

Vom 9. bis zum 12. September 1885 tagte in Liegnitz die 30. Wanderversammlung der deutschen und österreichisch-ungarischen Bienenwirte, die sich zu einer Ovation für Dr. Dzierzon gestaltete, dessen fünfzigjähriges Bienenzüchter-Jubiläum bei dieser Gelegenheit gefeiert wurde. Der Wunsch des Festredners, des Pastors Schönfeld: „Gott, der ihn so hoch begnadet, möge ihm noch lange die Frische des Geistes, die Kunstfertigkeit der Hand, die Gesundheit des Körpers erhalten“, hat sich erfüllt. Der einundneunzigjährige Altmeister lebt und wirkt heute noch im Bienen Garten und in der Schreibstube. Alles, was in der Folge an Erfindungen auf dem Gebiete der Bienenzucht hervorgebracht wurde, beruht auf seinen grundlegenden Arbeiten und vergrößert sein Verdienst. Der „Bienenbaron“ von Berlepsch brachte Dzierzons Theorie erst zur Geltung, so daß dieser der Erfinder, jener der Begründer der modernen Bienenzucht genannt wird. Im Jahre 1852 erfand er das Rähmchen. Major von Hruschka gab dem beweglichen Wabenbau erst vollen Wert durch die Erfindung der Honigschleuder 1865, weil dadurch ein wertvollerer Honig gewonnen wird, und die des Honigs entleerten Waben nicht wie früher eingeschmolzen zu werden brauchen, sondern sofort von den Bienen wieder gefüllt werden können: das erscheint gewiß wesentlich, wenn man bedenkt, daß außer dem Zeitaufwand und Kräfteverbrauch zur Herstellung von 1 kg Wachs 10 kg Honig erforderlich sind. Den letzterwähnten Vorteil hat auch die Erfindung des Schreinermeisters Joh. Mehring, der durch künstlich hergestellte Wabenmittelwände, auf die die Zellenanfänge geprägt sind, den Bienen ein gut Stück Arbeit abnimmt, da diese nur nötig haben, die sogenannte Kunstwabe „auszuziehen“.

So ist unser Altmeister der Vater der modernen Bienenzucht und aller damit verknüpften Erfindungen, und es erfüllt uns mit Stolz, daß Dr. Dzierzon unser, ein Schlesiersohn ist.

C. G. E. Pagner.





Sagan.



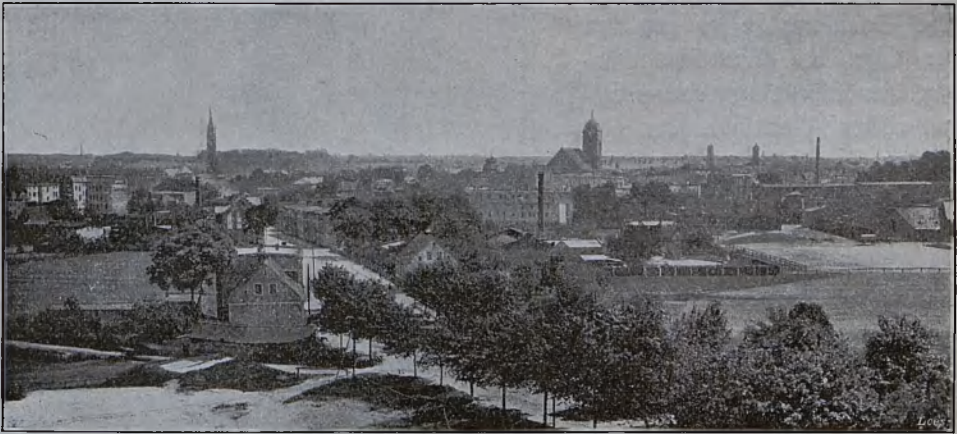
Sagan, die nordwestliche Pforte Schlesiens, liegt im Tale des Bobers, von ihm an drei Seiten umfungen, in recht gesunder, walddreicher Gegend.

Verschiedene Sagen wollen die Entstehung seines Namens erklären; am glaubhaftesten scheint die zu sein, die den Namen aus dem slawischen Worte zegon, d. i. Viehtreibe, herleitet, weil die Stadt jedenfalls auf einer Trift angelegt wurde. Es ist leicht anzunehmen, daß aus zegon dann zagan entstanden ist. Slaven sind allen Anzeichen nach die ältesten Bewohner der Gegend gewesen. Zu einer deutschen Stadt wurde Sagan erst durch den Einfluß der selbständigen Herzöge Schlesiens, namentlich unter Conrad, einem Sohne Heinrichs des Frommen. Bis etwa 1140 lag Sagan auf dem Höhenzuge, der sich am rechten Boberufer zwischen der Reinitz und den Dörfern Altkirch und Brennstadt hinzieht. Eine Inschrift im hiesigen Augustiner-Kloster weist auf die Veränderung der Ortslage in folgender Weise hin: „159 Jahr, nachdem die Stadt an das Ufer des Bobers gebaut worden war, nach Christi Geburt 1299, schenkte Conrad, Herzog in Schlesien und Herr zu Sagan, Patriarch zu Aquileja, das hölzerne und steinerne Haus, welches für seinen Bruder, den erlauchten Fürsten Primko erbaut worden war, den regulären Chorherren, die von Raumburg nach Sagan versetzt worden waren“. Die Verlegung in das Bobertal gereichte der Stadt durch die Schönheit ihrer neuen landschaftlichen Umgebung gewiß nur zum Vorteil.

Fast ganz von baumgekrönten und saaten geschmückten Hügeln und terrassenförmig sich abstufoenden Höhen, den allmählichen Ablagerungen des Bobers, umgeben, wächst Sagan langsam bereits wieder über die Talränder des nicht immer friedlichen Flusses hinaus. Nur im Süden und Südwesten trozt als grüner Ringwall die Kammerau, eine mit Laub- und Nadelwald bestandene Höhe, die steil zum Bober

abfällt und mit schönen Plätzen, schattigen Gängen und einladenden Ruhebänken versehen sich am Hinterbober um den Schloßpark hinzieht, der weiteren Ausdehnung der Häusermassen.

Wir treten eine Wanderung durch die mit freundlichem Grün durchwobene, industriereiche Boberresidenz an. Von dem ausgedehnten Bahnhofs, auf dem von sieben verschiedenen Richtungen her Schienenwege einmünden, wandern wir die schattige Bahnhofstraße entlang, am städtischen Hochdruck-Wasserwerk, an der Bergschlößchen-Brauerei, an der Artillerie-Kaserne und an vielen Willen und Tuchfabriken vorüber, nach „Sagan-Neustadt“ hinein. In den Anlagen des Kaiser Wilhelm-Platzes, gegenüber dem Hotel zum Walfisch, begrüßt uns hier das 1902 aus freiwilligen Beiträgen errichtete stattliche Kaiser Friedrich-Denkmal. Auf schlichtem Unterbau aus schlesischem Granit steht die überlebensgroße Bronzefigur



Sagan.

(Photographie von R. Heydrich in Sagan.)

des edlen Kaisers. Auf der steinernen Kaiser Wilhelm-Brücke überschreiten wir den hier ziemlich breiten Bober und erreichen bald darauf den mit anmutigen Anlagen und dem Krieger-Denkmal geschmückten Nizzaplatz in „Sagan-Altstadt“. Den schattigen Platz überragen im Hintergrunde der einst mit einer Sternwarte gekrönte Turm des ehemaligen Augustiner-Klosters und die mächtige Stadtpfarrkirche mit ihrem abgestumpften, schmucklosen Turme. Das 1810 säkularisierte Kloster zeigt mit der daranstoßenden im gotischen Stil erbauten ehrwürdigen Stadtpfarrkirche manches historisch wertvolle Bau- und Kunstdenkmal früherer Tage. In dem Kloster wirkte von 1758 bis 1788 der als hervorragender schlesischer Pädagoge bekannte Abt Ignaz Felbiger. Jetzt dienen die Räume den Zwecken des königlichen Amtsgerichts, soweit sie nicht vom katholischen Pfarramt und der Kirche beansprucht werden.

Als stattliche Gebäude präsentieren sich links am Nizzaplatz das Reichspostamt und das Kreishaus mit dem Landratsamte, an denen vorüber wir „die Linden“ entlang zur schönen Gnadenkirche auf den mit Pfarr- und Schulhäusern umrahmten Kirchplatz gelangen.

Diese 1709 in Fachwerk errichtete Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit hat die Form der Basilika. Das Innere der Kirche, die 1810 massiv erbaut wurde, zeigt einfachen aber würdigen Schmuck. An der Südseite steht der 1844 im gotischen Stile neuerbaute, schlanke Turm, der mit seiner durchbrochenen gußeisernen Spitze 84 Meter hoch emporragt. Die herzogliche Gruft unter dem Turme birgt die irdischen Überreste des Herzogs Peter von Kurland (1786—1800) und seiner Familienglieder. Die Gruftkapelle des Turmes bewahrt ein sehr wertvolles Kreuzifix, von Affinger aus Marmor gemeißelt. Hinter der Gnadenkirche liegt das 1879 eingeweihte stattliche Gebäude des evangelischen Lehrer-Seminars mit seinen ausgedehnten, schönen Gartenanlagen. Die Seminarstraße entlang, an der Voge, den Mittelschulgebäuden, der Kapelle der evangelisch-lutherischen Gemeinde, der städtischen Turnhalle und der Kirche zum heiligen Geist vorüber, gelangen wir rechts zur Ressource am Eingang in die Replerstraße. Bis 1848 stand hier das antike Hospitaltor mit dem Replerturme, auf dem der große Astronom den zweiten Teil seiner Ephemeriden ausarbeitete. Wallenstein rief diesen Gelehrten im Mai 1628, nach dem Tode seines Freundes Tycho de Brahe, nach Sagan in seine Dienste, in demselben Jahre, wo er auch die Jesuiten hier einführte. Ein intimeres Freundschaftsverhältnis aber konnte sich zwischen dem finstern Feldherrn, der ein Freund der Astrologie war, und dem Astronomen nicht ausbilden, und so verließ Kepler bereits im Oktober 1629 den unsteten Herzog wieder, um sich nach Klostoc und bald darauf nach Regensburg zu wenden, wo er am 15. November 1630 starb. Seinen einfachen Grabstein auf dem Friedhofe zu St. Peter ziert die von ihm selbst verfaßte Inschrift:

„Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras,
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.“

(Lebend maß ich den Himmel, jetzt meß ich das Dunkel der Erde,
Himmelab stammte der Geist, Erde bedeckt nun den Leib.)



Gnadenkirche in Sagan.

(Photographie von R. Heydrich in Sagan.)

Sein Lebensschicksal charakterisiert der Spruch:

Er mußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Der Nachwelt wird das Andenken an den großen Gelehrten Sagens bewahrt durch eine Inschrift auf eiserner Tafel an dem sogenannten Replerhause, an dessen Stelle einst der Replerturm stand.

Wir wandern nun die Replerstraße entlang bis auf den Markt, in dessen Mitte, getrennt vom Rathause, der Ratsurm mit dem Stadtwappen steht. Er ist im Stile dem Berliner Ratsurme nachgebildet, trägt auch wie jener eine abends erleuchtete Turmuhr. Das schmucklose Rathaus liegt an der Einmündung der Hauptverkehrsstraße, der Sorauerstraße, auf dem Marktplatz, gegenüber der alten herzoglichen Hof-Apotheke. Das in Stein ausgeführte Wahrzeichen dieser Apotheke „Ritter St. Georg tötet den Drachen“ und verschiedene alte Kunstwerke und Inschriften an anderen



Das Herzogliche Schloß in Sagan.

(Hofphotograph Max Krause in Sagan.)

Häusern des Marktes, dessen Südseite die älteste ist, ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das älteste massiv gebaute Haus am Ringe ist das an der Ecke der Hohenstraße. Es wurde, wie ein eisernes Wertstück über seiner ehemaligen Tür sagt, 1544 von einem angesehenen Patri-
zier erbaut. Wallenstein kon-
fisziierte das feuersichere
Haus und legte darin seine
Münze an. Durch die ge-
schäftsreiche Hohestraße, die

bei dem Hotel zum Ritter St. Georg den höchsten Punkt Sagens aufzuweisen hat, gelangen wir auf den freundlichen Ludwigsplatz, den neuen Markt. Die Mitte des Platzes ziert, von Linden beschattet, ein ornamentaler Springbrunnen mit großem Bassin. Am Eingang in die Gymnasialstraße trifft unser Blick links das 1793 erbaute herzogliche Landhaus, und vor uns erhebt sich der Turm und die Kirche des ehemaligen Franziskanerklosters, auch Barfüßer- oder Jesuiten-Kirche genannt. An sie schließt sich das mit Ornamenten gezierte ehemalige Franziskaner-
kloster an, das seit 1539 kassiert ist. Jetzt ist hier das katholische Gymnasium und im linken Flügel, dem früheren Seminarium, die Anstalt für weibliche Strafgefangene untergebracht.

Nachdem wir vom Ludwigsplatze nach Süden zu am herzoglichen Regierungs-
gebäude und am Apollo-Saal-Theater vorübergewandert sind, erblicken wir das herzogliche Schloß. Durch ein eisernes, reich vergoldetes Tor treten wir in den Schloßpark ein. Rechts und links vom sanft aufsteigenden Hauptwege, der zum balkongekrönten Haupt-

portale führt, stehen inmitten wohlgepflegter, von Blumenbeeten umsäumter Rasenplätze zwei den Lorbeer darreichende und die Friedenspalme tragende Siegesgöttinnen von Rauch. Von einer schönen Gehölzgruppe umschlossen erhebt sich rechts nach dem Dorotheenplatze zu die „Felsenfontäne“, deren Abfluß, verstärkt durch die alle Gänge durchziehende Wasserleitung, in Katarakten sich in den Schloßwall ergießt.

Zu dem von einem Wallgraben umgebenen Schlosse führt eine einbogige, massive Brücke, die in früherer Zeit als Zugbrücke eingerichtet war. Der Gesamteindruck, den die Hauptfront des Schlosses bietet, ist ein ungemein freundlicher und zugleich imposanter. Es ist ein dreistöckiger turmloser Renaissancebau mit hohem Dache, der sich nach dem Parke hin mit zwei gewaltigen Seitenflügeln öffnet. Die Vorderfassade des von Wallenstein 1629 erbauten mittleren Schloßteiles ist einheitlich und bietet eine stattliche Front dar, deren Breite und Gliederung groß und harmonisch wirken. Ein riesiger Birkenbaum hält gleichsam Wacht neben Brücke und Portal. Friedlich still liegt das Schloß und seine Umgebung und erinnert nur durch die teils lachend, teils höhnend herabblickenden „Teufelsfragen“ an die Schreckenszeit seiner Entstehung, in der auf Befehl Wallensteins, der bessern Aussicht vom Schlosse wegen, 75 Bürgerhäuser niedergerissen werden mußten. Im Innern des Schloßteiles sind von hervorragendem Interesse: das Arbeitszimmer des verstorbenen Herzogs Ludwig mit vielen historischen Merkwürdigkeiten, der Marmorsaal mit der formvollendeten „Fischerin“ und dem Kopfe des Augustus, sowie der Autographensaal mit einer kunstreichen alten englischen Spieluhr. Hier liegt auch das in seiner ursprünglichen Beschaffenheit erhaltene Wallensteinzimmer, geschmückt mit den Bildnissen des Feldherrn und seiner hervorragendsten Generale, des Königs von Schweden, des Kanzlers Oxenstierna und des Kaisers Ferdinand II. Sehr interessant sind auch die Schätze des großen Bibliothekszimmers. In dem 1673 vom Fürsten Wenzel Eusebius von Lobkowitz erbauten westlichen Flügel des Schlosses liegen die elegant ausgestatteten Kaiser- und Kronprinzenzimmer und der Gesandtensaal. Der 1786 bis 1794 vom Herzog Peter von Kurland und Sagan erbaute östliche Schloßflügel birgt die Schloßkapelle, die Bildergalerie, das Waffenkabinett, das alte Schloßtheater, den Konzertsaal und den roten Saal mit dem „Lautenschläger“ von Velasquez. Auch Originalgemälde von Tizian, Rubens, Raphael und Michelangelo zieren das Schloß; einige wertvolle Gemälde sind in letzter Zeit entfernt und nach Paris gebracht worden.

Langsam steigen wir die links vom Schloß in den Schloßpark führende Treppe hinab. Welch herrlicher Rundblick! Hier haben seit Wallenstein verschiedene Menschenalter hindurch kunstfinnige Hände gewaltet und sind der schöpferischen Natur zu Hülfe gekommen. So herrlich entwickelte Anlagen und Baumgruppen finden wir in Deutschland selten wieder. Und neben den hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Gartenkunst, die hier den Kindern Floras ein Paradies bereitet, birgt auch der Park wieder eine große Zahl von Kunstschätzen und Denkmälern. Vor dem Kurlandflügel liegt der kunstvolle Schloßbrunnen, ein Springbrunnen, dessen Aufsatz Professor Troschel entwarf; er zeigt Nereiden, die ein Becken halten, aus dem ein beflügelter Amor, umringt von Delphinen, hervorragt. Aus einem Muschelhorn stößt der kleine Gott einen Wasserstrahl in die Lüfte, während die vier Delphine in ein

großes Bassin Wasser hineinsprudeln lassen. Von hier aus trifft unser Blick links das grünumrankte, im Schweizer Stil errichtete Wohnhaus des Garteninspektors, sodann das neue Palmenhaus und im Hintergrunde die friedlich still gelegene, mit Grün umrahmte Kreuzkirche, in der die beiden letzten Beherrscher des Herzogtums Sagan, Herzogin Dorothea und Herzog Ludwig, schlummern. — Hinter dem Schloß, dicht vor dem Rampenhaus, zieht die plätschernde „Niesenfontäne“, die bald einen 30 m hohen Strahl, bald ein Bukett von fünf Strahlen in die Lüfte verstäubt,

unsere Aufmerksamkeit auf sich. Dort steht links am Gebüsch eine Venus von Canova und vor uns, jenseits der Fontäne, ein springender Hirsch neben dem lauschig gelegenen Kavalierrhäuse. — Wir wenden uns zurück und verfolgen den schattigen Weg zur „Lulu-Eiche“ und zur Dorotheenruhe. Der alte Stumpf einer mächtigen Eiche ist hier den Sommer über von einer Fülle tropischer Gewächse besetzt, die unser Interesse stundenlang fesseln könnten. Hohe Tannen, von Laubholz durchsetzt, schützen diese Kinder des Südens vor schädlichen Winden.

Auf schattigem Wege durch ein mit Farnkräutern verschiedener Art bepflanztcs Gebüsch steigen wir, uns links wendend, zur Becherfontäne und zum Palmenhäuse hinan. In diesem großen Glashause und in den dahinterliegenden Gewächshäusern sind jene Seltenheiten und Produkte eigener Zucht zu finden, die Sagens Schloßpark schon unter dem verstorbenen Gartendirektor



Die Kreuzkirche in Sagan.

(Photographie von R. Heydrich in Sagan.)

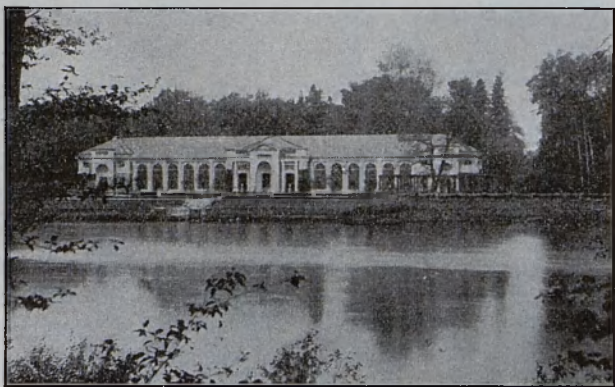
Gireoud zu einer Berühmtheit verhaslen. Auf einem mit Kirschlorbeer und Fliedergebüsch umrahmten Gange gelangen wir zum Ostaussange des Parkes, überschreiten die Straße und treten in den Garten des St. Dorotheen-Hospitals ein. Rechts liegt hier, von Anlagen und Nutzgärten umgeben, der große Steinbau des 1859 vollendeten St. Dorotheen-Hospitals mit eigener Kapelle, in dem Ordensschwwestern die Krankenpflege ausüben. Vor uns liegt die Kreuzkirche.

Als Kapelle der Ausfähigen stand hier waldbumgeben ein kleines Andachtshäuschen außerhalb der Stadt, bei dem im vierzehnten Jahrhundert ein großes, hölzernes Kreuz angeschwenmt wurde. Dies Kreuz veranlaßte die Gemahlin des Herzogs

Heinrich IV., Mechthildis, an diesem Orte eine Kirche zu errichten, die sie Kreuzkirche nannte. Sie wurde im Jahre 1849 umgebaut und ist nun Grabkirche des herzoglichen Hauses, ausgeschmückt mit herrlichen Glasmalereien, Denkmälern und Holzschnitzereien.

Der in ihrem neueren Teile aus Eisen erbauten Ludwigsbrücke statten wir einen kurzen Besuch ab, um die reizenden Ausblicke stromaufwärts und stromabwärts zu genießen und kehren dann durch das östliche Tor wieder in den Park zurück. Ein sanft absteigender Weg führt uns links zum Karpfenteiche hinab. Nachdem wir diesseits noch den Springbrunnen der „wasserspeienden Frösche“ besucht haben, gelangen wir, das durchbrochene Angelhäuschen passierend, auf die Marieninsel, die zwischen Park und Bober liegt. Diese Insel durchschreitend, an der Statue der Diana von Gabia vorüber, kommen wir auf einem mit Fuchsjen-Arrangements besetzten Brückengänge in den herrlichen Ludwigsgarten, der das Brunnstück des Schlossparkes ist.

Zahlreiche mit peinlicher Sorgfalt gepflegte Teppichbeete, Sterne, Rosetten und andere Figuren breiten sich hier vor dem geschmackvoll gebauten und mit Ornamenten innen wie außen verzierten großen Orangeriehause aus. Die Mitte des Ludwigsgartens ziert eine von einem Goldfischbassin umgebene, mit Gewächsen dekorierte Fontäne. Zu beiden Seiten ragen aus prächtigen Pflanzengruppen zwei



Das Orangeriegebäude im Ludwigsgarten zu Sagan.

(Hofphotograph Max Krause in Sagan.)

Bronzestatuen hervor, die Hebe von Canova und der florentinische Merkur. Blühende Blumen der schönsten Arten umgeben die teppichartigen Gartenfiguren. Inmitten der nach dem Bober hinunterführenden, rosenbesetzten Terrasse sitzt in einem Bassin „der angelnde Knabe“, der nach einer Figur des Professors Streichenberg in Bronze gegossen wurde. Vor uns liegt hier der ziemlich breite Bober mit seinen Brücken und Wehren. Am Vorderbober entlang schreitend, gelangen wir über die Elisabeth-Brücke in den großen Mittelpark mit seinen Rieseneichen, wohlgepflegten, schattig belaubten Gängen und lauschigen Plätzen, und dann über die Königsbrücke zur hochgelegenen Kammerau. Rechts erhebt sich hier das Totivkreuz, das die Herzogin Dorothea 1853 zum Andenken an ihre glückliche Heimkehr aus Nizza errichten ließ. Herrliche Ausblicke auf das Bobertal, auf den Park und das Schloß genießen wir vom Kammerauwege aus, der uns wieder zum Bahnhofe zurückführt.

Hat Sagan auch keine bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt, so hat der Schöpfer dieser Stadt doch in ihren landschaftlichen Reizen einen Vorzug gegeben, den Einheimische und Fremde hoch zu schätzen wissen.

P. Kaufke.



Ignaz von Felbiger.



Schlesien ist von jeher eine Stätte der Pflege und Förderung der Pädagogik gewesen, schlesische Schulen waren oft Hochschulen der Erziehungskunst. In der Reihe: Trogendorf, Felbiger, Schleiermacher, Rendschmidt, Barthel, Chr. G. Scholz, Gentschel verdient Felbiger auch wegen seiner Bedeutung für die schlesische Kulturgeschichte einen der ersten Plätze.

Der Mann der Schule, Ignaz von Felbiger, hat Sagan zum ideellen Zentrum für das lehrende und lernende Schlesien im achtzehnten Jahrhundert erhoben und ihm den Ruf einer Pflanzstätte pädagogischer Bildung verschafft.

Als Eberhard von Rochow, Felbigers Zeitgenosse und Mitkämpfer für eine bessere Menschenbildung, 1772 das erste realistische Schullesebuch herausgegeben hatte, äußerte Felbiger, er hätte niemals vermutet, „daß der Sohn eines Staatsministers, ein ehemaliger Offizier, ein Eigentümer verschiedener wichtiger Herrschaften“ eine solch hervorragende Leistung auf erziehlichem Felde vollbringen könnte; ähnliches darf man von dem Saganer Abte sagen, der der Sohn eines Glogauer Postmeisters war. Denn sein Lebenslauf und Studiengang war bis zum Hervorbrechen der pädagogischen Impulse auf das Theologische gerichtet. Am 6. Januar 1724 geboren, hatte er mit Unterstützung seitens wohlhabender Verwandter die von Jesuiten geleitete Leopoldina in Breslau besucht und war im Jahre 1746 in das Stift der regulierten Chorherren vom Orden des heiligen Augustinus in Sagan eingetreten. Als Abt des Stiftes — von 1758 an — war er zugleich Stadtpfarrer, bischöflicher Kommissar und erster Kreisstand und stand der Schule nicht notwendig nahe; eher schien er auf völlig entfernteren Gebieten Verdienste sammeln zu wollen. Landwirtschaft, Bautätigkeit, das waren die ersten Gebiete seines Wirkens. Nachdem aber sein Interesse für die Schule zum Durchbruch gekommen war, blieb seine innere Neigung und seine organisatorische Fähigkeit dauernd dem Werke der Schulreform zugewandt.

Daß eine solche in den zum Kloster und zu den Saganer Pfarreien gehörenden Schulen not tat, wird dadurch bezeugt, daß viele katholische Eltern es vorzogen, ihre Kinder in evangelische Schulen zu schicken. Einzelne Verordnungen und Reglements fruchteten nicht, und es zeigt einen entschlossenen und zielbewußten Charakter an, wenn der Abt eines angesehenen Klosters kurzerhand nach Berlin reist, um an der 1748 staatlich sanktionierten Realschule Heckers die „neue Methode“, eine damals großes Aufsehen erregende Erscheinung der Schulwelt, von Grund aus kennen zu lernen. Die Aneignung der Tabellen-Lehrkunst und der sonstigen Neuerungen in der Heckerschen Schule legte den Grund zu der Reformtätigkeit Felbigers im Schulwesen Schlesiens und Österreichs, die seine Lebensaufgabe wurde.

Felbiger verstand es meisterhaft, den für ein Organisationswerk großen Stils notwendigen Apparat staatlicher und persönlicher Mitwirkung für seine Idee zu verwenden. Eine Reihe von Männern waren, nachdem sie ebenfalls den Unterrichtsbetrieb in Berlin kennen gelernt hatten, die Verbreiter seiner Ideen, und der starke Arm, der sich willig in den Dienst der Schulidee stellte, um den Segen der Schulreform weiteren Kreisen zugänglich zu machen, war der schlesische Vertreter der preußischen Staatsregierung, der Minister von Schlabrendorff.

Es ist bekannt, daß Friedrich der Große den Wert der

Volksbildung hoch genug ansah, um die staatlichen Organe nicht ohne kräftige Anregung zu lassen. Schon von Schweidnitz aus erließ er unterm 20. März 1763 eine Kabinettsordre an den Weihbischof und Generalvikar der Diözese Breslau, in der er sagt, daß ihm an der Aufrechthaltung der Schulen und der guten Ordnung darin gelegen sei, und er vor allem die Mitwirkung der Geistlichen in Sachen der Volksbildung erwarte. Eine weitere Anregung ging nach Berlin an den Minister von Dandekmann, dahingehend: ein General-Landschul-Reglement für sämtliche königliche Provinzen auszuarbeiten. Hecker wurde der Urheber des blickschnell und doch gewissenhaft besorgten Reglements, das am 12. August 1763 bereits vom Könige bestätigt wurde.



Joh. Felbiger.

Man muß sich die Bedeutung des Jahres 1763 für die preußische Kulturgeschichte vor Augen halten, um Felsbiger recht würdigen zu können: er ist der schlesische Hecker geworden. Nachdem er in Sagan schulreformatorisch gewirkt und viele Aleriker und Laien für seine Sache begeistert hatte — sogar ein sächsischer Minister kam, seine Bestrebungen kennen zu lernen — nachdem sein Name auch durch Schulschriften bekannt geworden, verbreitete sich sein Arbeitsfeld über die ganze Provinz. Und doch ist von Schlabrendorff nur fast zufällig auf Felsbiger aufmerksam geworden: ein Sohn Schlabrendorffs besuchte die Berliner Realschule. Dieser Anstalt machte der Minister 1764 ein Modell zum Geschenk. Dem Danke fügte Hecker ein Exemplar der Zeitschrift „Nachrichten von den Schulanstalten bei der Dreifaltigkeitskirche“ bei, in dem der Saganer Schulreform rühmend erwähnt war. Hecker setzte hinzu: „Der Abt beweist mehr Eifer in Verbesserung der Schulen, als die evangelischen geistlichen Vorsteher. Er hat ein vortreffliches Reglement für seine Dorfschulen verfertigt, von welchem ich wünschte, daß Ew. Excellenz es lesen möchten, um die evangelischen Konsistorien zu ermuntern, ein Gleiches zu tun“.

Dieses Reglement ließ sich nun der Minister von dem Abte senden, der in dem Anschreiben hervorhob, daß er bis jetzt sieben Schulen eingerichtet, und daß man in diesen Kinder hätte, die alle Buchstaben des kleinen gedruckten Alphabets in vierzehn Tagen und dann in sechs Monaten fertig lesen lernten.

Die Folge war, daß der Saganer Abt den Auftrag erhielt, einen Schulplan für sämtliche katholische Schulen Schlesiens auszuarbeiten. Auf Felsbigers dringlichen Vorschlag wurden in den folgenden Jahren die ersten schlesischen Lehrerseminare zu Breslau (bei der Domschule), Leubus, Grüssau, Rauden, Ratibor und Habelschwerdt eingerichtet, und damit war der erste Schritt zur Hebung des Schulwesens getan.

Der zweite war die Inkraftsetzung des von Felsbiger ausgearbeiteten Schulreglements „für die Römisch-Katholischen in Städten und Dörfern des souveränen Herzogtums Schlesien und der Grafschaft Glatz“ zu Anfang des Jahres 1766. Es ist die Grundlage für die moderne Volksschulentwicklung Schlesiens geworden und hat in allen deutschen Ländern Anerkennung gefunden. Die Akademie der Wissenschaften zu München ernannte bald darauf Felsbiger zum Ehrenmitgliede. Der Zubrang der Hörerzahl für die pädagogischen Vorlesungen Felsbigers in Sagan wurde ein ähnlicher wie bei Pestalozzi in der Schweiz. In der Zeit von zehn Monaten wurden zu Sagan 175 Personen unterwiesen; darunter befanden sich 47 Schulleute, 74 Kandidaten der Theologie, 31 Pfarramtsbewerber; 15 Personen waren zu Seminarlehrern, 8 zu Seminardirektoren bestimmt. Felsbiger blieb bei allen Neuerungen und Anweisungen die maßgebende Instanz: an ihn wendete sich der Minister, wenn er des Rats in pädagogischen Fragen bedurfte.

Seine literarische Tätigkeit war eine außerordentliche: das Verzeichnis seiner Schriften umfaßt 78 Nummern, von denen einzelne, wie „Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute“ und das „Methodenbuch“ größeren Umfang haben. Die meisten der Felsbigerschen Schulwerke erlebten eine ungewöhnlich große Zahl von Auflagen, namentlich seine Lesebücher und Katechismen. Nächst dem

Canisius schon hatte der Saganer Katechismus die weiteste Verbreitung, und erst 1856 wurde er im Breslauer Bistum durch einen neuen Diözesankatechismus ersetzt. Bücher waren im achtzehnten Jahrhundert immer noch eine kostspielige Sache und Schulbücher nur in höheren Lehranstalten einigermaßen verbreitet. Felbiger erkannte in guten Büchern das rechte Mittel zur Hebung der Volksbildung. Deshalb suchte er sie auch den ärmsten Schülern zugänglich zu machen. Darum hat er in Sagan und in Wien die Begründung eines eigenen Schulbücherverlages erwirkt. Von den in Sagan hergestellten Büchern erhielten die armen Schulkinder jedes zehnte Exemplar geschenkt.

Wie sehr Felbigers Lebensinhalt von Schulinteressen bestimmt war, bezeugen seine vielen Reisen. Er prüfte überall, vor allem namentlich in den Seminarorten, persönlich die Wirkung seiner Reformen. Nach einer Besichtigung des Seminars zu Leubus nahm er an der großen Schulkonferenz beim Weihbischof zu Breslau am 20. März 1766 teil, die der Minister von Schlabrendorff angeordnet hatte.

Seine größten Reisen fallen in die Jahre 1766 und 1768; sie sind beide nach der Grafschaft Glatz gerichtet. Die erste ging noch darüber hinaus nach Oberschlesien und wird durch die Orte Bunzlau, Naumburg, Liebenthal, Warmbrunn, Grüssau, Habelschwerdt, Frankenstein, Heinrichau, Ramenz, Reiffe, Ratibor und Breslau bezeichnet. Freude hatte er an den hervorragenden Leistungen und an dem guten Stande der Grüssauer Schulen, Betrübnis erfüllte ihn dagegen über das geringe Entgegenkommen der Ratiborer Bürgerschaft, Mittel zur Verbesserung der Lehrerbildung aufzubringen. Die zweite Reise nach der Grafschaft brachte Felbiger mit dem Prager Weihbischof Kahler zusammen, der energisch für die Schulen eintrat. Lediglich um die Wirkungen der Felbigerschen Anregungen zu veranschaulichen, sei noch erwähnt, daß im Jahre 1769 Schlabrendorff an den König berichten konnte: die Zahl der Volksschulen in Schlesien sei um 478, 240 katholische und 238 evangelische, vermehrt worden.

Das Jahr 1769 bezeichnet den Höhepunkt des Wirkens Felbigers; mit dem am 13. Dezember 1769 erfolgten Tode des Ministers von Schlabrendorff, dieses um Schlesiens Gesamtkultur verdienten Mannes, erlahmte die Kraft der Behörden. Die vielen Hindernisse: schlechte Besoldung der Lehrer, ungenügende Vorbereitung der Schulamtskandidaten, Mangel an Interesse und demgemäß an Unterstützung bei Guts-herren, Bürgern und Bauern verhinderten die weitere Entwicklung des Schulwesens.

Was Felbiger, der allerdings unverdrossen den Samen weiter streute, bis 1774 noch geschaffen, dem Jahre, in dem er nach dem Schauplatze seiner zweiten Lebensarbeit, nach Wien, übersiedelte, das bietet außer der Tatsache, daß er den Entwurf für das 1774 erlassene Schulreglement für die Universität und die Gymnasien lieferte, nichts Neues zur Würdigung seiner schlesischen Erfolge.

Doch wird man ihm gern den Tribut des Dankes zollen, zumal in dem Sinne der Leubuscher Chronik:

Was der Vorfahren Schweiß errang, macht uns heut das Leben leicht.
Nie vergeßet Euren Dank, wie viel sie für uns erreicht.

B. Clemen3.



Religiöse Wirren in Sagens Vergangenheit.



Rothenburg — Priebus und Sagan, Neustädte! — Beuthen — Carolath. Diese Namen bezeichnen die weitgedehnte Heerstraße, auf der vor Jahrhunderten die großen Wagenzüge friedlicher Kaufleute, häufig aber auch gepanzerte Scharen heutelustigen Kriegsvolkes aus dem Westen zur Oder oder in umgekehrter Richtung sich bewegten. Es ist darum nicht zu verwundern, daß die Stadt Sagan, nicht selten in ihrer Existenz bedroht, beständig harte Kämpfe um ihren Wohlstand hat bestehen müssen. Daneben haben zu den verschiedensten Zeiten auch religiöse Wirren die Gemüter arg bewegt.

Mit der Übernahme des Fürstentums Sagan seitens der Pfälzenherzöge hatte auch in dieser bisher wendisch-heidnischen Gegend das Christentum Wurzel gefaßt, und mit der unter Heinrich dem Bärtigen und seiner deutschen Gemahlin begonnenen Germanisierung Niederschlesiens konnte sich der christliche Glaube ungehindert weiter verbreiten. Zwei Klöster, die in kurzer Aufeinanderfolge am Unterlaufe des Bobers gegründet wurden, bildeten die Pflanzstätten christlichen Lebens. Es waren die Klöster zu Naumburg und Sagan. Das erste wurde von der heiligen Hedwig ins Leben gerufen und im Jahre 1217 mit französischen Augustinermönchen aus dem Kloster zu Arrois besetzt, während das andere um das Jahr 1294 durch den brandenburgischen Markgrafen Waldemar gegründet wurde, an den das Fürstentum Sagan verpfändet gewesen war.

Var vielen harten Schicksalschlägen hat das Saganer Kloster zugleich mit der Stadt die Stirne bieten müssen, und einer der schmerzlichsten, der aber das Kloster allein betraf, war der Überfall durch die Hussiten. Im Juni des Jahres 1429 erschienen ihre Scharen vor Sagan. Die Stadt rettete Hans I., der damalige Herzog von Sagan, indem er mit 600 rheinischen Gulden einen Frieden bis Weihnachten erkaufte; allein das Kloster überließ er sich selbst. Die Hussiten haben denn auch ihre ganze Wut an dem Kloster und seinen Bewohnern ausgelassen, indem sie die Mönche mißhandelten, ihrer zwei und die Stiftungsbriefe mit fortführten und die reichhaltige Bibliothek völlig zerstörten. Dieser Akt roher Vernichtungswut ist wohl

auch die Ursache, daß über der ältesten Geschichte Sagens ein sagenhaftes, nie zu erhellendes Dunkel schwebt. Der hussitischen Grausamkeit stand indessen die des Herzogs Hans kaum nach. Ein Chronist behauptet, es habe dieser Herzog von dem Abte Heinrich Underburg verlangt, daß er ihm die Sorauer Gasse und die große Mühle als Patengeschenk für seinen Sohn überlasse. Der Widerstand des Abtes, der durch einen Unfall um die Sehkraft eines Auges gekommen war, habe den Herzog derart gereizt, daß er, wie derselbe Chronist weiter erzählt, dem Unglücklichen das gesunde Auge ausstechen ließ. Alsdann forderte der Herzog, daß der Konvent der Augustiner-mönche binnen vier Tagen an Stelle des geblendeten einen anderen, seinen Wünschen vielleicht willfährigeren Abt wählen sollte. Da er aber auch mit diesem Verlangen auf entschiedenen Widerspruch stieß, beschloß er, das Kloster auszuhungern; er ließ es zu diesem Zwecke scharf bewachen. Wohlgefünnte Bürger unternahmen es indessen, mit Gefahr ihrer Freiheit und ihres Lebens, die Klosterbrüder mit Nahrungsmitteln reichlich zu versorgen. Noch manche andere Gewalttätigkeiten hatten wohl den Klosterbewohnern mehrfach schwere Sorgen bereitet, aber in ihrem seelsorgerischen Wirken waren sie bisher in nachhaltiger Weise nicht gestört worden.

So war ein an Wechselfällen der verschiedensten Art reiches Jahrhundert dahingeflossen, als auch innerhalb der Mauern Sagens die Lehre Dr. Martin Luthers bekannt wurde. Der Abt Paul Lemberg, ein Freund der neuen Lehre, berief im Jahre 1524 drei Magister aus Wittenberg, um durch sie sich und seine Ordensbrüder unterrichten zu lassen. An der Stadtpfarrkirche stellte er zwei Weltgeistliche als Prediger an und legte dadurch den Grund zu einer Trennung, die im Laufe der Zeit die Mehrzahl der Bewohner des Fürstentums der neuen Lehre zugeführt hat. Er selbst legte sein Amt als Abt nieder und verließ im August 1526 das Stift, um in Grünberg als Prediger des neuen Bekenntnisses aufzutreten und sich mit einer Nonne Namens Barbara zu verheiraten.

Im Jahre 1538 versuchten auch die Wiedertäufer ihr Glück in Sagan, und ihre in den umliegenden Wäldern gehaltenen Predigten gewannen gleichfalls Anhänger. Ihnen wie den Anhängern des lutherischen Bekenntnisses lebte in dem damaligen Herzog Georg ein erbitterter Feind. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich der Verbreitung der neuen Lehren mit aller Kraft entgegen zu stellen. Der Tod, der ihn plötzlich am 17. April 1539 ereilte, machte jedoch sein Vorhaben zunichte.

Einen ganz entgegengesetzten Standpunkt gegenüber den Anhängern Luthers nahm der das Erbe des Bruders antretende Herzog Heinrich ein. Dieser, der Fromme genannt, begünstigte den Protestantismus und übergab den lutherischen Bekennern die Stadt-Pfarrkirche zur Benutzung. Das Klosterstift zwang er, den Pfarrer Fischer und die Kapläne Thieme und Halbbrodt mit 630 Gulden jährlich zu besolden. Infolge Mangels an Lebensunterhalt sahen sich die Klosterbrüder zuletzt genötigt, Kloster und Kirche zu verlassen. Das war dem Herzog aber durchaus erwünscht, denn nun ging er in seiner Neigung für die neue Lehre so weit, daß er schließlich jeden katholischen Gottesdienst verbot. Aber auch die Wiedertäufer vertrieb er und ließ zwei ihrer weiblichen Anhänger, darunter eine ehemalige Nonne, auf öffentlichem Markte enthaupten.

Unter den Söhnen des Herzogs Heinrich blieb in Sagan hinsichtlich des kirchlichen Lebens alles beim alten, bis 1550 Kaiser Ferdinand Eigentümer des Saganer Fürstentums wurde, indem er ein in Sachsen gelegenes böhmisches Lehen dagegen vertauschte. Auf seinen Befehl wurde die Stadtpfarrkirche den Katholiken zurückgegeben und den Protestanten die seit dem Weggange der Mönche leer und unbenützt gebliebene Franziskanerkirche zugewiesen. Zugleich wurde der seitens des Klosterstifts an die lutherischen Kirchen- und Schuldiener zu entrichtende Gehaltsbetrag von 630 auf 320 Gulden herabgesetzt.

Jedoch schon 1557 wurde durch den Markgrafen Georg Friedrich der kaiserliche Befehl wieder aufgehoben, denn Georg Friedrich betrachtete sich, nachdem das Fürstentum Sagan an ihn verpfändet, aber nach der ausbedungenen Frist von vier Jahren nicht wieder eingelöst worden war, als Herrn von Sagan.

Die Verhältnisse änderten sich zwei Jahre später wieder. Inzwischen hatten Protestanten und Katholiken wechselweise in der Stadtpfarrkirche Gottesdienst gehalten, aber 1559 wurde der durch den ersten kaiserlichen Befehl geschaffene Zustand wieder hergestellt. Von der Pflicht zur Besoldung der andersgläubigen Kirchendiener wurde aber das Kloster gänzlich befreit.

Wie sehr die religiösen Streitigkeiten jener Zeit auch das gemeine Volk erregten, beweist ein Zwischenfall des Jahres 1579, der freilich nur als Kuriosum Erwähnung verdient. Michael Niedermayer, ein aus Bayern stammender Bauernknecht, gab vor, vom heiligen Geiste erleuchtet zu sein. Ihm wurde gestattet, im Schlosse zu Buchwald vor einer ansehnlichen Versammlung zu predigen. Der Ruf von des neuen Glaubensboten trefflicher Predigergabe bewog den Rat der Stadt, ihn auch nach Sagan zu einer Predigt einzuladen. Er folgte diesem Rufe und ließ sich sogar zu einem Religionsgespräche herbei mit dem Magister Wiedemann und einigen anderen Gelehrten. Wiewohl nach den Worten des Chronisten dieser Niedermayer „ein im Fache der Religion wirklich sehr bewandter Mann“ gewesen sein soll, scheint doch sein Auftreten irgend welchen weitgreifenden Erfolg nicht gehabt zu haben, denn es wird seines Namens und der Art seiner Lehre keinerlei Erwähnung mehr getan.

Der scharfe Gegensatz, der seit Einführung der Lehre Luthers zwischen Katholiken und Protestanten wiederholt an den Tag getreten war, verlor inzwischen immer mehr an Schärfe. Dafür spricht unter anderem der Umstand, daß vom Jahre 1583 ab die Protestanten bei ihren Beerdigungen sich wieder des Geläutes der katholischen Stadtpfarrkirche bedienten, während sie sich zuvor mit dem Glöckchen der Franziskanerkirche begnügt hatten. Diese Kirche wurde von ihnen mit behördlicher Erlaubnis 1583 erweitert. Auch andere kirchliche Bauten, wie die 1595 erfolgte Wiederherstellung der Probsteikirche zum heiligen Geiste, die nach 136jährigem Bestehen verfallen war, legen Zeugnis dafür ab, daß sich langsam ein friedliches Verhältnis der Religionsparteien Bahn gebrochen hatte.

Leider währte es nur bis zum Jahre 1620. Böhmen hatte Ferdinand II. als seinen Landesherren nicht anerkannt, sondern im Jahre 1619 den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu seinem Könige gewählt, und auch Schlesien war diesem Wahlbeschlusse beigetreten. Unter dem neuen Regimente nahmen die Protestanten

von der Stadtpfarrkirche abermals Besitz, räumten aber gegen einen jährlichen Zins von 200 Talern den Katholiken das Presbyterium für ihren Gottesdienst ein. Nachdem jedoch der Winterkönig in der Schlacht am Weißen Berge geschlagen worden war und Schlesien sich Ferdinand II. hatte unterwerfen müssen, wechselte jene Kirche wiederum ihren Besitzer, indem sie schon 1621 den Katholiken zurückgegeben werden mußte. Die Protestanten verlegten nun ihre gottesdienstlichen Übungen in die Franziskanerkirche. Sieben Jahre später verloren sie auch diese. Dazu kamen für die Protestanten harte Bedrängnisse durch das Auftreten der Diebtensteinischen Dragoner, denen die Aufgabe geworden war, den Protestantismus gänzlich zu vernichten. Sie waren dabei in ihren Mitteln so wenig wählerisch und gingen in ihrer Willkür so weit, daß sogar einsichtsvolle Katholiken gegen diese Art der Befehrung und Bedrückung an höchster Stelle vorstellig wurden. Wie mißlich die Lage des Protestantismus in jener Zeit geworden war, beweist die im Jahre 1635 erfolgte Entlassung zahlreicher Prediger aus dem Fürstentume. Zur gänzlichen Ausrottung des Protestantismus hatte aber keines der angewandten Mittel zu führen vermocht. Die Protestanten hielten ihren Gottesdienst in der Kreuzkirche, bis am 12. März 1668 aller öffentliche protestantische Gottesdienst verboten, diese Kirche geschlossen und die Entlassung aller Prediger und protestantischen Schullehrer angeordnet wurde. Da erbauten sich die Protestanten unter Zustimmung des Grafen von Sorau in Teschen-
dorf aus gesammelten Geldern eine eigene Kirche. Den Saganer Protestanten wurde aber der Besuch des dortigen Gottesdienstes ausdrücklich untersagt.

Eine Wendung zum Besseren erfuhr die gedrückte Lage der Saganer Protestanten erst im Jahre 1707 durch die zwischen dem Schwedenkönige Karl XII. und dem Kaiser Joseph I. zu Ultranstäd bei Leipzig abgeschlossene Konvention, durch die die Stellung der schlesischen Protestanten vertragsmäßig geregelt wurde. Nach dieser Konvention wurde auch den Saganern die Erbauung einer neuen Kirche bewilligt. Im Jahre 1709 brachte der Landesdeputierte von Anobelsdorf die Nachricht, daß der Bau einer Kirche und einer Schule genehmigt sei, allerdings unter gewissen Bedingungen. Dem Kaiser sollten ein Darlehn von 50 000 Gulden und ein Geschenk von 10 000 Gulden, einem Referendar Sannig aber ein Geschenk von 3000 Gulden zuvor überreicht werden. Am Gründonnerstage 1709 wurde auf demselben Platze der Stadtwiese, auf dem in stattlichem Rohbau die heutige evangelische Gnadenkirche sich erhebt, der erste lutherische Gottesdienst unter freiem Himmel abgehalten. Ein Rohbau von hölzernen Säulen und Brettern schützte die Andächtigen vor den schlimmsten Unbilden des Wetters. Im Mai desselben Jahres erfolgte die Grundsteinlegung für die Kirche zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit. Ihre Fertigstellung wurde mit allem Eifer betrieben, und schon im folgenden Jahre konnten die Glocken aufgezogen werden.

Seitdem erfreut sich die Saganer Bürgerschaft eines religiösen Friedens, der nur selten und niemals in so scharfer Weise getrübt worden ist, wie vorher.

P. Mahfer.





Der Naumburger Gesandtenmord.



Der Befinger Gesandtenmord, dem der deutsche Gesandte Baron von Ketteler zum Opfer fiel, erinnert an zwei ähnliche Vorkommnisse im achtzehnten Jahrhundert, den Rastatter und den Naumburger Gesandtenmord, von denen der erstere 1799, der letztere 60 Jahre früher, 1739, sich ereignet hat. Bezüglich jenes soll nur kurz erwähnt werden, daß die französischen Gesandten, die den Verhandlungen des ergebnislos verlaufenen Rastatter Friedenskongresses beigewohnt hatten und auf der Heimreise begriffen waren, am Abend des 28. April 1799 vor den Thoren Rastatts von einem starken Trupp Reiter in sckler Husarenuniform überfallen und zwei von ihnen, Bonnier und Robertjot, getötet wurden, während es dem dritten, Jean de Bry, trotz schwerer Verwundung gelang, nach der Stadt zurückzukommen. Bis heutigen Tages ist diese That geheimnisvoll geblieben; diesen Umstand hat sie mit der Ermordung des schwedischen Gesandten Major Sinclair in der Nähe von Naumburg am Bober, 1739, gemeinsam. Dies Ereignis nimmt, da es sich auf heimatlichem Boden an einem heute noch markierten Tatorte zugetragen hat, unser Interesse in erhöhtem Maße in Anspruch.

Zur Zeit dieser Freveltat herrschte bittere Feindschaft zwischen Schweden und Rußland. Dieses war unter seiner Regentin Anna und deren Günstlinge, dem Herzog Biron von Kurland, seit 1734 Besitzer der schlesischen Herrschaft Wartenberg, und dem Feldmarschall Münnich zu solcher Macht gelangt, daß Schweden, das unter seinem glorreichen Herrscher Karl XII. an Ehren gewonnen, nach dessen jähem Tode aber durch die Schwäche Friedrichs an Ansehen verloren hatte, im Nystädter Frieden, 1721, in die Abtretung einiger Provinzen an der Ostsee willigen mußte. Auch gegen die Türkei waren die russischen Waffen glücklich. Für den hierdurch erlittenen Nachteil suchte sich diese dadurch zu entschädigen, daß sie Österreich im Frieden zu Belgrad zur Abtretung einiger Provinzen zwang.

Als Feinde der Türkei gesellten sich demzufolge jetzt die Österreicher zu den Russen, nur die Franzosen standen auf türkischer Seite; sie hezten die Schweden gegen Rußland auf und suchten ihnen den Anschluß an die Türkei in ein vorteilhaftes Licht zu stellen. Dies gelang ihnen ohne sonderliche Schwierigkeiten mit Hülfe einer einflußreichen französischen Partei in Schweden, und dadurch erwuchs den zahlreichen Spionen Rußlands ein reiches Arbeitsfeld.

In der Tat stand um diese Zeit Stockholm mit Konstantinopel in freundschaftlichem Verkehr, und nach Beendigung des schwedischen Reichstages 1738 reiste Major von Sinclair als Gesandter nach Konstantinopel. Sinclair war ein „bilschöner“ kräftiger Mann von 48 Jahren, der, wie man allgemein annahm, in Konstantinopel sich aufhielt, um Handelsgeschäfte für die Krone Schweden zu „negociiren“. In dieser Annahme wurde man um so mehr bestärkt, als er über Ein- und Verkauf, wie über Wert und Bezugsquellen der Waren durchaus zutreffende Urteile kund gab. Im fränkischen Kaffeehause machte er die Bekanntschaft eines jungen Franzosen, der Kaufmann war, Couturier hieß und etwa 27 Jahr zählen mochte. Dieser fand Gefallen an dem „noblen Kavalier“, verkehrte gern und viel mit ihm und willigte schließlich in seine Bitte, die Rückreise nach Norden mit ihm gemeinschaftlich zu machen. Am 15. April 1739 erfolgte die Abreise.

Ihren Plan, über Lemberg zu reisen, änderten sie auf Anraten des Paschas in Station Kotschin, der ihnen einen in polnischer Sprache geschriebenen Brief präsentierte, aus dessen Inhalt sie erfahen, daß ein Preis von 300 Dukaten auf die Gefangennahme des Majors von Sinclair gesetzt war, und daß man diesen mit seinem Begleiter Couturier in Lemberg erwarte. Hierdurch wurde Couturier stutzig gemacht und gedrängt zu überlegen, ob es nicht geratener sei, dem zweifellos bevorstehenden Abenteuer, das, wenn auch nicht Lebensgefahr, so doch recht unangenehmen Verlauf voraussehen ließ, durch Zurücknahme seines gegebenen Versprechens zu entgehen und Sinclair seinem Schicksal zu überlassen. Eines teils aber bäumte sich sein ganzer Mannesmut gegen diesen, wie er meinte, Feigheit verratenden Wortbruch; andernteils aber hielten ihn aufrichtige Liebe zu seinem Freunde und ungeteilte Achtung vor ihm an seiner Seite. Dazu kam, daß er von Sinclair, dem er seine Beobachtungen und Befürchtungen mitteilte, „beschwichtigt“ wurde durch den Hinweis auf „seine Geleitsbriefe“ und auf „seinen Charakter als Edelmann“, sowie durch die zuversichtliche Überzeugung, daß eine Gewalttat ausgeschloffen sei.

So sicher aber lagen trotz alledem die Umstände keineswegs. Es unterlag keinem Zweifel, daß Sinclair in Konstantinopel erkannt und beobachtet worden war, und daß man die Erreichung des Zweckes seiner Sendung vereiteln wollte. Das unsaubere Handwerk war den russischen Spionen dadurch erleichtert worden, daß sie wohlgetroffene Kopien von Sinclairs Bildnis in den Händen hatten, für die der russische Gesandte in Schweden Bestuschoff das Original zu beschaffen gewußt hatte. Die türkischen Behörden hatten davon Kenntnis; sie gaben den Reisenden sicheres Geleit und empfahlen sie dem Schutze der zuständigen Behörden, so daß ihrer Weiterreise durch Ungarn und Polen nach Schlessien nennenswerte Hindernisse bis Breslau nicht in den Weg traten. Nur ihre Pässe verlangte man in verschiedenen Orten zu sehen. Diese

waren jedoch in Ordnung, denn sie wiesen Couturier als französischen Kaufmann und Sinclair als schwedischen Edelmann aus. So kamen sie am Mittage des 15. Juni glücklich in Breslau an. Hier aber begann das Verhängnis.

Um nicht erkannt zu werden und so wenig wie möglich Aufsehen zu erregen, hatten sie einen einsam gelegenen und spärlich besuchten Gasthof vor dem Nikolaitor, das „goldene Schwert“, gewählt. Ihren Voratz, zwei Tage in Breslau zu verweilen und der Sicherheit wegen die große Post abzuwarten, gaben sie der Umstände halber bald auf und beschloßen sofortige Weiterreise mit Extrapostpferden. Schon waren sie im Begriff, den bereit stehenden Wagen zu besteigen, als ihnen der Befehl ihrer Verhaftung zugestellt wurde. Ihre Anwesenheit war kund geworden und zwar durch den eigenen Diener Sinclairs. Und das war so gekommen. Sinclair hatte auf seiner Hinreise im vergangenen Jahre in Breslau einen Diener angenommen, der ein Rademachergeßell und Pferdehändler war und Johann Bieneck hieß. Bieneck hatte sich nach seiner Wiederankunft in Breslau bei seiner Frau, die auf dem Roßmarkt im Mühlhof wohnte, wieder eingefunden, von seiner Rückreise erzählt und unter den passierten Ländern auch Ungarn und Polen erwähnt. Da nun in diesen beiden Ländern damals die Pest herrschte und der Wiener Hof deshalb aufs strengste angeordnet hatte, daß Reisende, die aus diesen Ländern nach Breslau kämen, aufs genaueste über die bestandene Quarantäne befragt und nötigenfalls zu einsamer Haft gebracht werden sollten, wurde er in eine Isolierzelle des Stadtgefängnisses gebracht und einem eingehenden Verhör unterworfen. Aus seinen wahrheitsgetreuen Angaben ersah man, daß er mit einem französischen Kaufmanne und einem schwedischen Major die Fahrt von Konstantinopel nach Breslau zurückgelegt hatte und ordnete auch deren Sistierung an. Sinclair protestierte gegen seine Verhaftung, legte seine Pässe und zwei versiegelte Briefe, einen an den König von England und einen an den König von Schweden vor und drohte, sofort eine Staffette an den Hof in Schweden senden zu wollen und den Direktor der Oberamtsregierung in Breslau, Grafen von Schaffgotsch, für die entstehende Verzögerung der Ausrichtung diplomatischer Aufträge verantwortlich zu machen. Das half. Graf von Schaffgotsch sandte ungesäumt einen Cavalier an Sinclair, ließ wegen des ganzen Verfahrens um Entschuldigung bitten und glückliche Reise wünschen. Die auf diese Weise um einen Tag verspätete Weiterreise von Breslau mit Extrapostpferden erfolgte am 16. Juni, nachmittags um 2 Uhr. Ohne diese Verspätung wäre er sicherlich gerettet gewesen.

Zwei Stunden nach Sinclairs Abreise meldeten sich beim Grafen von Schaffgotsch zwei russische Offiziere, der Hauptmann Baron von Rüttler, und der Leutnant Levitzky; in ihrer Begleitung waren ein Unteroffizier und drei Gemeine, sämtlich in Dragonermontur, die sie später, um unkenntlich zu sein, im Wirtshaus zum blauen Hirsch mit anderen Kleidern vertauschten. Rüttler wies sich aus als Abgesandter des Residenten von Warschau, indem er dessen Schreiben vorwies des Inhalts, daß beide Offiziere den Auftrag hatten, den Major von Sinclair und den französischen Kaufmann Couturier gefangen zu nehmen, weil sie Schriftstücke mit sich führten, die für Rußlands Herrschaft von größter Wichtigkeit wären. Um ihrer Mission noch mehr Nachdruck zu geben, deuteten sie an, daß ihr Auftrag auch die Interessen

Österreichs berühre. Als der durch diese Nachricht in peinliche Verlegenheit gesetzte Graf Schaffgotsch ihnen eröffnete, die beiden Herren seien bereits abgereist, bestürmten sie ihn um Vollmacht zur Verfolgung und Verhaftung der Gefuchten auf österreichischem Gebiet. In der nun notgedrungen anberaumten Oberamtsitzung wurde folgende Vollmacht ausgesetzt: „Major Sinclair soll, wenn er ergriffen wird, gefangen, doch in anständiger Weise an das hiesige Gericht abgeliefert, seine Schriften und sonstigen Sachen sollen, mit einem Amtssiegel versehen, beschlagnahmt werden. Gleichwohl aber soll man weder seine Person noch seine Briefe an Jemand ausliefern, bevor das Oberamt, an welches ein Bericht förderamst abzustatten, darüber entschieden haben wird.“

Die Russen waren in der Zwischenzeit nicht untätig gewesen; sie hatten für ihre Begleiter zwei Pallasche gekauft und zwei Postillone bestellt. Eine Stunde nach Empfang des Haftbefehls, nachts um 12 Uhr, traten sie mit ihrer Begleitung ihren Blutritt an und nahmen Neustädte! als nächstes Ziel, da sie erkundet hatten, daß Sinclair diesen Weg eingeschlagen habe, um über Grünberg in die Mark Brandenburg und dann weiter nach Stralsund zu entkommen. Sie ritten ununterbrochen die ganze Nacht und erreichten Neustädte! am 17. Juni, etwa um 4 Uhr nachmittags, zwei Stunden nach der Abreise Sinclairs.

Gegen zwei Uhr nachmittags war Sinclair mit der Post nach Grünberg abgereist. Das war fatal. Aber die Verfolger schienen entschlossen, nötigenfalls den letzten Hauch von Roß und Mann einzusehen, um ihr Ziel zu erreichen. Zunächst wurde die Postverwaltung bestürmt und durch Vorzeigung des Breslauer Verhaftsbriefes bestimmt, sofort frische Pferde zu stellen. Sodann wurde unverweilt die Fortsetzung des Rittes ins Werk gesetzt und mit solcher Eile betrieben, daß noch am Spätnachmittage, eine Meile vor Grünberg, bei dem Dorfe Zauche, den Verfolgern die Postkutsche Sinclairs in Sicht kam. Die Insassen bemerkten erst, als sie das Dorf Zauche passiert hatten, die rasch heransprengenden Reiter. Couturier wurde ängstlich, Sinclair aber beruhigte ihn mit der Bemerkung, daß sie sich ja in Breslau vor den kaiserlichen Behörden vollkommen legitimiert hätten und deshalb auf kaiserlichem Gebiet in voller Sicherheit wären.

Bald aber waren die Verfolger herangekommen. Die vier Diener ritten sofort an jede Seite des Wagens, Rüttler befahl dem Postknecht stille zu halten und fragte, sehr höflich grüßend, den Major Sinclair nach seinem Namen. Als dieser ihn genannt, erklärte er, daß er ihn bitten müsse umzukehren, er werde sehen, daß er es nicht mit Straßenräubern zu tun habe, aber erhaltene Befehle müsse man ausführen. Auf die Frage, welcher Art und von wem diese Befehle erteilt wären, erwiderte Rüttler, daß er sie ihm am nächsten passenden Ort zeigen werde. Man fuhr darauf von den Fremden eskortiert nach Zauche zurück. Hier erkundigte sich Rüttler, wo die nächste sächsische Grenzstation sei, und als ihm gesagt wurde, daß dies Christianstadt hinter Fürstenuau wäre, befahl er dorthin zu fahren. Couturier protestierte gegen dies Verfahren und berief sich auf seinen vom französischen Gesandten in Konstantinopel ausgestellten Paß, aber Rüttler zuckte lächelnd die Achseln. Hierauf wurden den Reisenden die Waffen abgenommen. Etwa zwei Meilen von Zauche

war man in eine öde Heidegegend gekommen; der Abend begann zu dämmern, und am fernen Horizonte erblickte man bereits die Türme des Städtchens Naumburg am Bober. Rüttler befahl dem Postillon Kallenbach zu halten und mit ihm nach Naumburg zu reiten. Der Mann gehorchte. Vor der Stadt trafen sie einen Bauern, der auf Rüttlers Befragen erklärte, daß Naumburg keine Besatzung habe und daß die Boberbrücke zu jeder Zeit zu passieren sei. Das genügte ihm. Zurückgekehrt, unterwarf er die Gefangenen einem scharfen Verhör, visitierte den Wagen und entnahm ihm Koffer und Felleisen. Dem Couturier, der, von ihm befragt wie er in die Gesellschaft Sinclairs gekommen sei, ihm erklärte, er reise nur in seinen geschäftlichen Angelegenheiten und wisse von Sinclair weiter nichts, als daß er ein liebenswürdiger Gesellschafter und nobler Kavalier sei, dem er sich als Freund auf der weiten Reise von der Türkei her angeschlossen habe, entgegnete er: „Sie hätten bessere Gesellschaft wählen sollen, denn ich halte Sie für einen ehrlichen Mann, jener aber ist ein gefährlicher Spion“.

Nachdem er jetzt mit dem Leutnant Levizky in polnischer Sprache sich verständigt hatte, schritt man zur Durchsuchung von Sinclairs Koffer, den man zu diesem Zwecke etwa zwanzig Schritte weit seitab in das anstoßende Gehege getragen hatte. In der hierdurch gewonnenen Zeit des Alleinseins sagte Sinclair leise zu Couturier: Man wird Sie ohne Zweifel bald wieder in Freiheit setzen, lieber Couturier, aber meine Rückkehr nach Stockholm dürfte jetzt wohl vereitelt sein. Versprechen Sie mir, da Sie Ihr Weg ja auch dorthin führt, mir den Freundschaftsdienst zu erweisen, überall zu bezeugen, daß ich auf keinerlei Weise schuld an meinem Unglück bin.

Inzwischen hatte man die Visitation des Koffers beendet, und um seiner Verschließung beizuwohnen, holte Levizky den Major und führte ihn zu der Eröffnungsstätte. Die Begleiter des Hauptmanns Rüttler unterzogen mittlerweile das Felleisen Couturiers einer näheren Durchsuchung, wobei ihnen der Eigentümer behilflich war. Plötzlich blitzte es im nahen Gehölz und ein Schuß krachte. Couturier und der Postillon wandten ihr Gesicht erschreckt nach der Seite, sahen den Major in die Höhe springen und daß seine Weste mit Blut bedeckt und sein Gesicht verzerrt war. Sie hörten seine letzten Worte: Mon Dieu! Jésus! Mon Dieu! die ihre Seele mit Schauer und Entsetzen erfüllten und vernahmen noch das Dröhnen der Pallaschhiebe und dazwischen Levizkys Stimme. Dann war alles still. Rüttler und Levizky kehrten bald darauf zum Wagen zurück. Couturier war der Verzweiflung nahe und erfüllt mit Grauen und Entsetzen gegen die Mörder. In seiner Seelenangst fragt er Levizky: Wo ist Sinclair? Dieser antwortete in lateinischer Sprache, weil er wußte, daß Couturier des Polnischen nicht mächtig war: Fürchte Dich nicht! Es wäre eine Sünde gegen den heiligen Geist, einem braven Manne, wie Du bist, Übles zuzufügen. Jener hat seinen Lohn; er war ein Feind des Herrschers und ein solcher ist Gottes Feind. Und ich glaube nicht, gesündigt zu haben, indem ich ihn tötete.“

Es war nun ganz dunkel geworden. Rüttler hatte sein Pferd bestiegen und Couturier, dem die Kräfte versagten, so daß er in den Wagen gehoben werden mußte, fuhr mit Levizky. Der Zug führte an der Mordstätte vorüber.

Ein grenzenloses Entsetzen bemächtigte sich Couturiers, als er von dort herüber unerwartet leisen Klagelaut vernahm: der Unglückliche lebte also noch. „Reitet hin!“ donnerte Rüttlers Stimme, „und macht der Bestie den Garaus“. Zwei seiner Begleiter gehorchten diesem Befehl. Wieder fiel ein Schuß; wieder hörte man dröhnende Hiebe, und — nun war die Henkerarbeit getan: der Gesandte war eine Leiche.

Couturier erwachte aus seiner Ohnmacht in Christiansstadt, dem sächsischen Grenzstädtchen. Aus seinem Abscheu gegen die Mörder machte er kein Geheim. Das machte die Russen besorgt. „Hüten Sie sich“, drohten sie ihm, „ein Wort zu sagen. Wenn Sie uns auch entweichen, Sie haben gesehen, daß wir die zu finden wissen, die wir suchen.“ Sie suchten die beiden Zeugen, Couturier und den Postillon Kallenbach, zu beschwichtigen, indem sie wiederholt behaupteten, der Getötete sei schuld an seinem Tode; er sei ein Verbrecher gewesen, der längst den Tod verdient habe. Ja, Levitzky entblödete sich nicht, frech zu lügen: Sinclair habe auf ihn geschossen. Kallenbach wurde mit seinem Begleiter nach Neustädte zurückgeschickt mit dem Auftrage, dem Postverwalter zu sagen: „der Rechte sei gefunden“, und die Russen nebst ihren Helfersleuten lenkten ihre Wagen über Sorau nach Dresden; Couturier mußte mit. Wenige Stunden vor dieser Stadt machten sie vor einem Wirtshause an der Landstraße Halt und öffneten die Koffer. Außer den bereits erwähnten Briefen fand man auch einen solchen vom Sultan an den König von Schweden. „Oh, ein Brief des Sultans“, rief Rüttler voller Freuden, „der ist 10 000 Rubel wert, und für 100 000 verkaufe ich ihn“. Der gesamte Kofferinhalt, darunter Pretiosen und andere Wertgegenstände Sinclairs, fiel in die Hände der Russen. Von hier aus schrieb Rüttler an den Grafen Schaffgottsch, er habe einen glücklichen Fund getan, als er fast nicht habe vermuten können; sei aber durch die Umstände zu gewissen Exzessen gezwungen worden, die ihm leid wären, er könne sich weiter nicht herauslassen; der Graf würde wohl durch den Grünbergischen Postmeister schon alles erfahren haben; er müsse mit seiner Beute aufs schleunigste zurückeilen. Am 19. Juni kamen sie in Dresden an. Die Mörder vertauschten hier ihre russische mit deutscher Tracht, kleideten sich nagelneu ein, ließen die im Koffer gefundenen Kleider Sinclairs durch ihre Helfershelfer fortschaffen und fuhren am folgenden Tage weiter nach der Festung Sonnenstein, wo Couturier bis zum 15. August in strenger Haft verbleiben mußte. Die Russen reisten ungehindert weiter, ihr Werk war vollbracht.

Die Kunde von der schaudervollen Tat gelangte ziemlich verspätet an die Öffentlichkeit. „Kein Zeitungsschreiber getraute sich, etwas von dieser odiosen Affaire zu schreiben, bis endlich den 25. und 28. Juli in den Berliner Zeitungsblättern eine Nachricht zum Vorschein kam; darauf folgte in den Regensburger und andern Gazetten ein mehreres. Jedermann erstaunte über dieser Mordpassage mit billiger Verwunderung, daß der ehrliche Sinclair durch so viele Wüsten ohne Anstoß gereiset und nun in einem regulären Lande, auf freier Straße und Kaiserl. Post, so gewaltsam attackirt, und ermordt worden.“ Besonders starken Abscheu erregte die Greuelthat in dem Herzen des jungen Königssohnes in Preußen, des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrichs des Großen. Der Petersburger Hof veranlaßte durch seinen in Dresden

residierenden Gesandten von Kaiserlingk die Sendung des sächsischen General-Auditeurs Bockel auf die Festung Sonnenstein, der Couturier über seine Beziehungen zu Sinclair befragte und dessen Aussagen beschwören ließ. Danach, auf freien Fuß gesetzt und eingedenk der letztwilligen Bitte seines unglücklichen Freundes, reiste er ungesäumt nach Stockholm, kam dort am 23. September an und erstattete Bericht. Der schwedische Hof wandte sich an den Wiener und Petersburger Hof, erhob bittere Beschwerde wegen groben Bruchs des Völkerrechts und verlangte Untersuchung zur Feststellung des Tatbestandes und Bestrafung der Verbrecher. Die Untersuchung wurde von Wien aus durch das Oberamt in Breslau angeordnet und auf dem Schlosse zu Neustädtel am 8. Oktober geführt im Beisein einer schwedischen Deputation, des Fiskals Anton von Gröning und des Majors Frieße aus Stralsund, eines Breslauerers von Geburt. Die volle Bestätigung der von Couturier gemachten Aussagen durch die bei dem Falle in Betracht kommenden Personen war ihr Resultat.

Trotzdem hierdurch mit Gewißheit dargelegt wurde, daß die Urheberchaft zu diesem Verbrechen auf Seite der Russen zu suchen sei, hatte das russische Ministerium die Stirn, an sämtliche Ministerien der europäischen Höfe ein „Zirkularschreiben“ zu richten, in dem erklärt wurde, daß Rußland an diesem „mörderischen Attentate“ auch nicht den „mindesten Anteil“ habe, daß es die Ausführung durch russische Offiziere bezweifeln müsse, und daß es „alle Mittel anwenden wolle“, der „Täter habhaft“ zu werden, um durch deren Bestrafung beweisen zu können, wie tief es solch Tun verabscheue. Ob Rußland den guten Willen gehabt haben mag, diesen schönen Worten die entsprechende Tat folgen zu lassen? Wer weiß es! Nur soviel ist gewiß, daß keine Tat, weder die Auslieferung der Mörder an Schweden, noch ihre Bestrafung, Zeugnis abgelegt hat von Rußlands Gerechtigkeit; im Gegenteil, Rußlands Regierung wollte von Rüttler wie von Bezizhy nie wieder etwas gesehen und gehört haben, beide waren verschollen. Ein gresles Licht auf dieses Verhalten der russischen Regierung wirft der Umstand, daß endlich später ein großer Beutel an das schwedische Postamt in Hamburg anlangte, und von diesem weiter nach Stockholm gesandt wurde, der sämtliche, dem Sinclair geraubte Staats- und Privatbriefe, die man erbrochen und wieder versiegelt hatte, enthielt, mit Ausnahme des einen Kriegsplan enthaltenden Sultanbriefes, dieser fehlte. Möglich, daß dem Mörder der beabsichtigte Verkauf des Raubes gelungen war.

Schweden ließ sich durch Rußlands Unschuldsbeteuerungen nicht täuschen, es hielt fest an seiner Überzeugung, daß dieses den Mord seines Gesandten veranlaßt habe und erklärte ihm am 24. Juli 1741 den Krieg unter der Begründung: Rußland habe seit dem Nystädter Frieden „weder Verträge noch Völkerrecht geachtet“. Unter den Beweisen für diese Behauptung war auch folgender: „Die russische Regierung hat an einem schwedischen, getreuen Untertan, dem Major Sinclair, da er in seines Hofes und Reiches Verrichtung mit gehörigen Pässen versehen, reisete, einen vorsätzlichen Mord verübet und dessen bei sich habende, Reichsangelegenheiten betreffende Briefe und Schriften geraubt.“ Dieser Krieg verlief ungünstig für Schweden und somit resultatlos für die Bestrafung der Mörder.

Die Leiche Sinclairs wurde erst nach fünf Tagen aufgefunden. Am 22. Juni weidete ein Schäfer auf einer Wiese in der Nähe der Mordstätte seine Herde, und um diese gegen ein heraufziehendes Unwetter zu schützen, trieb er sie in das angrenzende Gebüsch. Zufällig, vielleicht auch veranlaßt durch den Leichengeruch, näherte er sich der Stätte, wo der Leichnam lag. Schreck und Entsetzen nieder kämpfend, machte er sich sofort auf, von seinem unheimlichen Funde bei dem Ante in Naumburg Anzeige zu erstatten. Der in Begleitung eines Aktuars zur Fundstätte entsandte Arzt stellte nach erfolgter Untersuchung der Leiche fest, daß der Tod durch Schuß-, Hieb- und Stichwunden herbeigeführt sei, ein Schuß war durch den Unterleib gegangen und zwei Hiebe hatten den Kopf gespalten. Außerdem waren fünf Stiche sichtbar, eine Hand war zerhauen und das Gesicht gräßlich entstellt. Der Ermordete trug einen Siegelring am Finger, eine silberne Dose in der Westentasche, neben der Leiche lag eine zerbrochene Klinge. Ein Transport der Leiche schien der eingetretenen Verwesung wegen nicht am Platze; daher schaffte man unverzüglich einen Sarg zur Stelle und vollzog die Beerdigung den 24. Juni am Tatorte. Nach Verlauf von reichlich fünf Monaten, am 29. November, wurde vom schwedischen Bevollmächtigten, nach Vorzeigung der Genehmigung des Wiener Hofes, die Exhumierung der Leiche bewerkstelligt, der Sarg, in dem sie lag, in einen eichenen Sarg mit verzinnnten Handgriffen gesetzt und mit einem, vom Könige von Preußen ausgestellten Leichenpasse versehen, von Naumburg aus durch die Mark Brandenburg nach Stralsund befördert. Hier bereitete man ihr einen würdigen Empfang durch Erweisung aller nur möglichen militärischen Ehrenbezeugungen und durch Aufstellung auf einem prächtigen Katafalk in der Nikolai-Kirche. Am 14. Dezember wurde sie feierlich der Gruft dieser Kirche unter dem Geläute sämtlicher Glocken übergeben.

In einem Seitengange der Nikolai-Kirche ist auf einem Steine folgende Inschrift zu lesen: „Hier liegt ein guter und ehrlicher Patriot des Königreichs Schweden, der Major Malcomb Sinclair, der im Jahre 1691 von dem General-Major Sinclair und der Frau von Hamilton geboren worden. Die Begebenheiten seines Lebens sind sonderbar und merkwürdig gewesen: Er ist seit dem Jahre 1709—1722 Kriegsgefangener in Sibirien gewesen, er ward, da ihm eine Kommission wegen Staatsfachen letzters aufgetragen war, am 17. Juni 1739 bei Naumburg in Schlesien, auf eine abscheuliche Weise ermordet; hierauf wurde sein Leichnam, auf gnädigen Befehl Sr. Majth. des Königs Friedrich I. aus Schlesien gebracht, und am 9. Dezember durch den Major Frieße anhero nach Stralsund geführt. Am 14. eben dieses Monats wurde er mit öffentlichen und feyerlichen Ceremonien beerdigt. Leser! vergieße Thränen bey diesem Grabe, und bedenke, indem Du weggehst, wie unbegreiflich das Schicksal der armen Sterblichen sey.“

An der Mordstelle selbst erinnert ein schmuckloses Denkmal an die arge That: vier Feldsteine sind zusammengestellt, von denen einer die Buchstaben B. v. S. und die Jahreszahl 1739 trägt.

C. f. Aug. Schulz.





Joachim Curäus.

Ein schlesischer Geschichtsschreiber des sechzehnten Jahrhunderts.



Motto: „Wers Vaterlands Geschicht beschreibt,
Ein nütz und köstlich Arbeit treibt.“

Curäus.

Der Du von der Heimat Werden,
Ihrer Kinderzeiten Lauf,
Ihren Freuden und Beschwerden,
Hobst zuerst den Schleier auf,

Der zuerst gab treue Kunde
Von des Zeitengriffsels Spur,
Von der Alten Völkerbunde
Hier auf unsrer Heimat Flur,

Der der Väter Tun und Treiben
In Erinnerung uns gebracht:
Du sollst nicht vergessen bleiben,
Ehrend sei hier Dein gedacht!



Joachim Curäus ist 1532, am 23. Oktober, in Freystadt geboren. Sein Vater war ebenfalls ein Freystädter, der Stadtrichter George Curäus. Da der Vater ein eifrigem Studium ergebener, der lateinischen Sprache völlig mächtiger und wegen seines Wissens hochgeachteter Mann war, so war es auch sein Herzenswunsch, daß seine beiden Söhne, Adam und Joachim, beim Studium bleiben und gelehrte Leute würden. Ein Jahr vor seinem Ende sagte der Vater noch: „Wenn mein bares Geld nicht zureicht, so werde ich mein Haus verkaufen, um meine Kinder davor studieren zu lassen!“ Seine Mutter war die Tochter des Herrn Caspar Junge, der anfänglich Stadtschreiber, dann Ratsherr und endlich Bürgermeister von Glogau war; sie hieß Margarethe. Die Eltern lebten in rechter Zufriedenheit, ja „gar vergnügt“ mit einander, was gewiß nicht ohne Einfluß auf unsern Joachim geblieben ist. Adam Curäus studierte in Wittenberg, war zu Breslau 15 Jahre Prediger, zuerst an der Barbara-Kirche, darauf an der Maria Magdalena-Kirche und starb 1566.

Aus der Jugend Joachim Curäus' erfahren wir aus älteren Berichten folgendes: Sein Temperament soll zum großen Teile „warm und feucht, oder sanguinisch gewesen sein“. Im siebenten Jahre ward er zu Freystadt in die öffentliche Schule getan.

und dem damaligen ersten Rektor nach der Reformation, Herrn Magister Johann Hoppe aus Baugen, übergeben. Unter der Leitung des Schulkollegen Simon Unwürde hat Joachim die Anfangsgründe des Lesens und der Religion schnell begriffen. Diesen Simon Unwürde hat Curäus auch vor vielen anderen „gar sonderlich geliebet“.

Es war damals eine böse Zeit. Nachdem Ofen durch die Türken 1541 weggenommen und ein großer Teil der Christen geschlagen worden war, entstand in Schlesien Angst und Schrecken. Auch in Freystadt wurde damals alle Tage mit der großen Glocke ein Zeichen gegeben, damit die Gemeinde in der Kirche ein Gebet hielte, den Türken zu wehren. Joachim Curäus mußte auf Befehl seines Vaters aus der Übersetzung des Felinus, die damals die beste war, vor Lische den 79. Psalm (Gott, es sind die Heiden in dein Erbe gefallen) und andere Psalmen Davids, die um den Wohlstand des Volkes Gottes bitten, herbeten. Hierdurch gewöhnte er sich, die Psalmen Zeit seines Lebens lieb zu haben und öfters zu beten.

Als er noch nicht ganz drei Jahre in der öffentlichen Schule gewesen war, schrieb er schon eine lateinische Epistel ohne sonderliche grammatische Fehler. Einmal nahm ihn der Vater mit, als er seinen älteren Sohn auf der damals sehr berühmten Goldbergger Schule besuchte. In Goldberg certierte Joachim Curäus dergestalt mit griechischen Versen, daß sich die Anwesenden darüber verwunderten. Er blieb darauf aber noch einige Jahre in der Schule zu Freystadt. Bald nach der Goldbergger Reise überfiel ihn ein hitziges Fieber, das ihm auch nach seiner Genesung beinahe die Lust zum Studiren benommen hätte, wenn ihn nicht ein Schulkollege, Namens Bartholomäus Schönborn, wieder auf andere Gedanken gebracht hätte.

Die Zustände an der Universität Wittenberg waren damals wegen des zwischen Karl V. und den protestantischen Fürsten schwebenden Krieges sehr traurige. Adam Curäus und andere aus Freystadt gebürtige Studenten blieben daher den Winter über in ihrer Vaterstadt. Mit diesen jungen Leuten übte sich nun Joachim fleißig in den Wissenschaften. Einst entschlossen sich diese Studenten, in Freystadt ein Lustspiel von Terenz zur Aufführung zu bringen. Zur vollständigen Besetzung nahmen sie auch einige begabte Schüler der Freystädter Schule dazu, und Joachim Curäus gab bei dieser Aufführung die vornehmsten Personen zu aller Verwunderung wieder.

Nach seines Vaters Tode 1548 wurde Joachim von seiner Mutter in die Schule nach Goldberg getan. Dort bekam er nun den berühmten Trogendorf zum Lehrer. Von diesem Pädagogen lernte er die Logik und Klassiker mit solchem Nutzen, daß er nach zwei Jahren schon die Hochschule besuchen konnte. Im Jahre 1550 bezog er die Universität Wittenberg, saß zu Melancthons Füßen, dessen besondere Gunst er sich erwarb, promovierte 1554 zum Magister philosophiae und kehrte bald darauf nach seiner Heimat zurück.

Raum war er in Freystadt angekommen, als ihn der damalige Rektor der Schule, Erasmus Benedictus, der bereits kränklich war, sich zu seinem Kollegen adjungieren ließ. Es rieten unserm Curäus zwar einige Freunde, er solle doch lieber

die auch ihm angetragene Botation zum Rektor der Schule in Bunzlau annehmen; er aber sagte, er wolle lieber der Vaterstadt dienen.

Gegen Weihnachten 1554 starb der Rektor Erasmus Benedictus. Joachim Curäus wurde sein Nachfolger und fing in Freystadt seine Schularbeit mit solchem Erfolge an, daß die Schule bald sehr berühmt ward. Hierzu verhalf ihm auch der Umstand, daß in diesem und dem folgenden Jahre viele geistreiche und scharfsinnige Menschen seine Schule besuchten, die nachher zu ansehnlichen Stellungen berufen wurden. Der Name Curäus und die Freystädter Schule wurden weit bekannt und so berühmt, daß viele wackere Leute ihn aufsuchten und ihre Kinder bis aus Breslau und anderen schlesischen Orten zu ihm gaben. Auch förderte er den Ruf seiner Schule dadurch, daß er das Trauerspiel „Ajax“ von Sophokles auf dem öffentlichen Theater zur Aufführung brachte. Es war dabei ein großer Zulauf von fremden Zuschauern. Die damaligen Gelehrten urteilten davon, „die Knaben hätten ihre Personen so geschickt agiert, daß auch diejenigen, so der Sprache nicht kundig waren, hätten verstehen können, was die Fabel in sich gehabt“.

Curäus' Neigung zur Natur und die Nachfrage nach geschickten Ärzten brachten ihn zu dem Entschlusse, Medizin zu studieren. Er las die Schriften des berühmten Montanus und des Fernelius. Vertrauten Leuten gab er Medikamente und machte dabei seine genauen Beobachtungen. Das Vertrauen der Leute besaß er, und so wurde sein Ruf auch als Arzt bald so bedeutend, daß auch Kranke von auswärts ihn um guten Rat befragten.

Endlich griff er das Werk mit beiden Händen an, um seinen Vorsatz, ein tüchtiger Mediziner zu werden, zur Ausführung zu bringen. Er reiste 1557 nach Italien, das damals in hohem Ansehen stand bei allen, die der Medizin beflissen waren. Curäus studierte bei berühmten Ärzten auf den Universitäten Padua und Bologna und erlangte die Doktormürde.

Im Spätsommer des Jahres 1559 kam er glücklich wieder in Freystadt an. Schon während er noch in Italien den Studien oblag, hatte sich die Stadt Glogau um ihn beworben. Eine abermals an ihn ergangene Einladung nahm er an. Er erhielt hier ein ansehnliches Salarium. D. Joh. Draconites hatte das Stadtphysikat zu Glogau kurz vorher verlassen. Es wurde nun Joachim Curäus übertragen, der es mit großem Erfolge bekleidete.

Daß er neben, ja sogar bei seiner Praxis eifrigen Studien oblag, das beweisen seine zahlreichen, mit großem Fleiß verfaßten Schriften und zwar in erster Linie die „Annales Gentis Silesiacae“ (Jahrbücher des Schlesiervolkes). Curäus widmete diese Annalen dem Kaiser Maximilian II., wie die Vorrede es besagt. Sie beginnt mit dem Ausspruche des Ovid, der in deutscher Übersetzung lautet:

Ich weiß nicht, wie's kommt immermehr,
Daß man das Vaterland so sehr
Und herzlich liebt, also daß man
Sein nimmermehr vergessen kann.

Nachdem er als besondere Zierde eines rechten Vaterlandes die Religion, die gesetzliche Ordnung und häusliche Zucht hervorgehoben hat, betont er als einen

Hauptfaktor der Vaterlandsliebe die Kenntniss der Geschichte des Vaterlandes und sagt: „Denn es ist der vornehmsten stück eins, der sorgfältigkeit und liebe gege das Vaterlandt, zur dankbarkeit gehörig, vnserer Vorfahren Histori, Geschichte und Handlung erlernen. Wir sollen mit dankbarem gemüte in frischem gedächtnus behalten die alten Geschicht, und vnjere liebe Vorfahren, von denen wir nicht allein vnsern Stam und Anfunfft haben, Sondern die da stifter vrsacher und anfenger sein, von denen wir diese Zierde des Vaterland's, nemlich die Religion, Geseze, Zucht und Ehrbarkeit empfangen und bekommen haben, und durch deren erwehnung wir verpflichtet werden, dergleichen güter auff vnjere Nachkommen zu erben.“ Er nennt die Geschichte eine Meisterin der Weisheit und Tugend; denn es gibt einem ehrliebenden Menschen größere Lust zum Vaterlande, wenn er seiner Voreltern Tugenden und herrliche Taten anschauen kann. Große Ehrerbietung sind auch wir Schlesier, so ohngefähr sagt er am Schlusse der langen Vorrede, unserem geliebten Vaterlande zu erzeigen verpflichtet, denn dies unser Vaterland hat durch Gottes Segen überzählte Zierden und Gaben auch reichlich erlangt, und es ist billig, daß wir sie allesamt mit Fleiß betrachten, groß und hoch achten. Darauf sagt er weiter: „Du hab ich aber gesehen, das keine schlesische Histori (welche dann die rechte contrafactur des Vaterlands ist) vorhanden, welcher nachlesigkeit ich diese vrsach finde, das keine verzeichnus der alten gezeiten, dieses ortz, vorhanden. Dann als diese Völker die Christliche Lehr langsam bekommen, haben gelehrte Leute keinen zutrit in diese gegent gehabt, welche die jährlichen Geschichte hetten in schriftten verfassen und auffmerken können: Vnd so gleich was für zeiten auffgemerckt und beschreiben ist worden, haben doch daselbe die offtern und manchsältigen Reisen, umbwechslungen, vorkommende große veränderungen, und verwüstungen, ganz verschlungen und auffgereumet. Hierumb hab ich diese Arbeit auff mich genommen, und hab aus liebe des Vaterlands, und des gemeinen nutz, aus alten und neuen verzeichnussen, so viel mir müglich gewesen diese Annales zusammen verfaßt: Die gebe ich hiemit auff stetes ermanen fürnehmer, hoher, weiser und verstendiger Leute im namen Gottes an tag. Geben zu Glogaw in Schlesien, den 26. May Anno 1570.“

Da unser Curäus bei wachsenden Amtsgeschäften keine Zeit zur eigenhändigen Übersetzung seiner in lateinischer Sprache verfaßten Annalen gewann, so hat er bald nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe seinen Studienfreund D. Heinrich Räthel zu Sagan (wie dieser es selbst in der Edition zu seiner Übersetzung angibt) ermahnet, daß dieser seine Annalen dem gemeinen Manne zugute in die deutsche Sprache bringen wolle. Räthel ist seinem Wunsche 1585 nachgekommen. — Curäus hat seine Annalen in zwei Hauptteile geschieden: 1. Teil: „Darinnen verfaßt ist die Historia von Anfunfft, Vermehrung, Reisen und Sitzveränderung der alten Schlesiger: Vnd dan auch eine Erzehlung der vornemsten Geschichten, so sich in Geistlichen und Weltlichen Sachen in Schlesien, biß zu König Ludwigs zu Bngarn x. vntergang, zu getragen“. 2. Teil: „Darinnen zu finden ein allgemeine General-Beschreibung der Gelegenheit des Landes Schlesien, und des gemeinen Zustandes: Auch was sich besonders bey der weitberühmten Stadt Breslaw, und dann auch im Fürstenthumb Glogaw, begeben und zugetragen hat“.

Von vielen Seiten wurden Joachim Curäus einträgliche und ehrenvolle Ämter und Stellungen angetragen, so von den Städten Breslau, Stettin; aber er schlug sie alle aus. Auch eine Professur in Wittenberg anzunehmen lehnte er ab mit den Worten: „Viel schulde ich der Universität, aber auch viel den Meinigen“.

Im Jahre 1572 erging an ihn ein Ruf des Herzogs Georg von Liegnitz, Brieg und Wohlau, der ihn zu Brieg als Doktor und Rat anstellen wollte. Dieser Fürst hatte Joachim Curäus in Liegnitz kennen gelernt, wo er öfter mit ihm über medizinische, politische und theologische Sachen gesprochen und „allemahl große Satisfaktion erhalten hatte“. Dem Rufe nach Brieg würde Curäus jedenfalls Folge gegeben haben, wenn ihn daran seine letzte Krankheit nicht gehindert hätte. Er war eben von Brieg, wohin er eine Reise unternommen hatte, nach Glogau zurückgekehrt, als ihn am 27. August 1572 ein heftiges Fieber befiel. Die anfänglichen Symptome der Krankheit ließen zwar nach, nach vierzehn Tagen verlor sich sogar die Hitze ganz; aber es folgte darauf die Schwindsucht, durch die er ganz abgezehrt wurde. Als tüchtiger Arzt sah er wohl selbst ein, daß dieses allen Umständen nach seine letzte Krankheit sein würde, und ergab sich daher der göttlichen Schickung in allem.

Curäus starb am 21. Januar 1573. In Glogau hat man ihm eine Grabinschrift aufgerichtet, die deutsch so lautet: Dem Joachim Curäus aus Freystadt, dem Doktor, Philosophen und Arzte in der Stadt Glogau, dem hervorragenden Kenner der heiligen Literatur, dem durch Frömmigkeit, Weisheit, Tüchtigkeit, Beredsamkeit, Ansehen ausgezeichneten Manne, ihrem in Gott am 21. Januar des Jahres Christi 1573 in seinem 41. Lebensjahre verstorbenen Ehegatten widmet seine Ehefrau Anna, ihrem geliebten Vater widmen die Kinder dies Denkmal in dankbarer Liebe.

Darunter die Verse:

Hier ruht unter wenig Erde der große Joachim Curäus,
Deine Leuchte, o Schlesierland,
Groß an Geist, berühmt durch seine Arzneikunst;
Im Tod und Leben, o großer Christus, Dein.

P. Lauschkc.





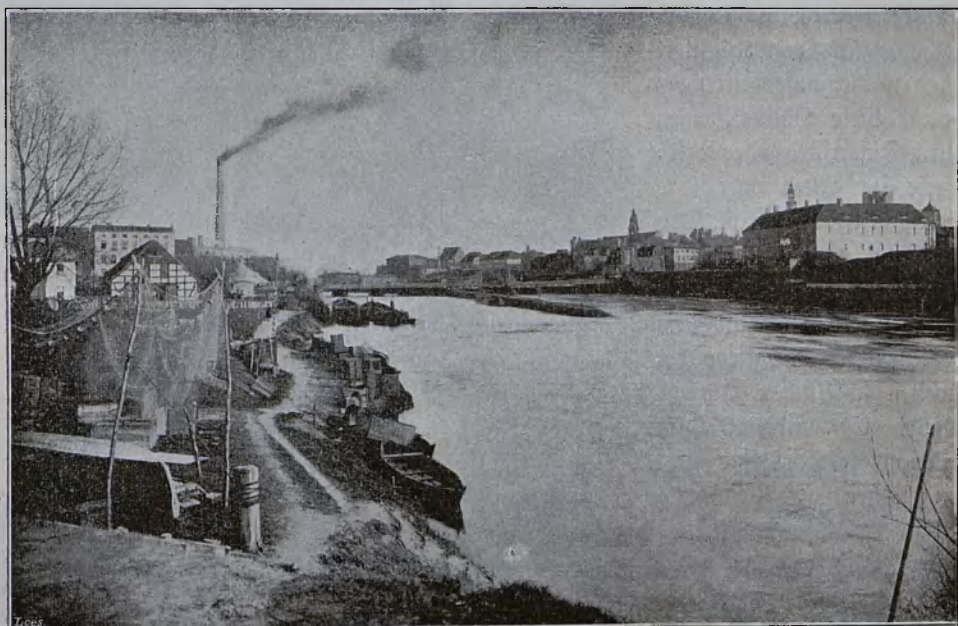
Glogau.



egleite mich, verehrter Leser, in die große, niederschlesische Ebene, die sich im Nordwesten unserer Provinz zu beiden Seiten der Oder ausbreitet. Dort findest du als bedeutendsten Ort am Oderstrande die Feste Glogau.

Gegen Ende des ersten Jahrtausends ist die Stadt aus dem an der Oder erbauten slavischen Kastell Glogua entstanden; glog heißt Busch oder Hagedorn. Sie hat im Laufe der Jahrhunderte mancherlei Wandlungen erfahren, war aber bei allen wichtigen Begebenheiten Schlesiens und über dessen Grenzen hinaus von hervorragender Bedeutung. Früher breitete sie sich auf dem rechten Ufer der Oder aus, wurde aber nach einem gewaltigen Brande auf das linke Ufer des Flusses verlegt, wo noch heute ihr Hauptteil liegt. Nachdem der Ort durch den Enkel der heiligen Hedwig um das Jahr 1250 deutsches Stadtrecht erlangt hatte, wurde er bei der ersten Teilung Schlesiens die Hauptstadt eines selbständigen Fürstentums. An jene Zeit erinnert das viereckig angelegte Schloß, das sich dem Beschauer, der vom Bahnhofe her die Stadt betritt, als ein schmuckloser, aber gewaltiger Bau präsentiert. In seinen runden Turm legte im März 1488 der grausame Herzog Johann II. von Sagan — aus dem Geschlecht der Glogauer Hünse — sieben Ratsherren der Stadt gefangen. Er beschuldigte sie, daß sie sich mit dem Könige Matthias von Ungarn gegen ihn verschworen hätten in der Absicht, Glogau dem Könige auszuliefern. Sechs Monate mußten sie, während die Stadt belagert wurde, im Turme bei gänzlich ungenügender Nahrung zubringen und die furchtbarsten Qualen erdulden. Zuletzt erhielten sie weder Speise noch Trank. Unsagbar waren ihre Leiden. Tagelang hörte man ihr Jammern und Schreien, bis endlich im September der Tod sie von ihren Qualen erlöste. Der Schloßthurm hieß von da ab der Hungerturm. Gewaltige Brände in Kriegs- und Friedenszeiten äscherten die Stadt ein, so daß von älteren Gebäuden außer den Kirchen fast nichts vorhanden ist. Pestfälle rafften Tausende von Bewohnern auf einmal dahin, zuletzt im Jahre 1656. Schwere Zeiten hat Glogau

auch unter polnischer Herrschaft durchgemacht. Besonders groß aber waren seine Leiden im Dreißigjährigen Kriege. Der größte Teil der Bevölkerung hatte sich vorher der Reformation zugewandt, und im nahen Dorfe Brostau erstand 1565 die erste Pfarrkirche der Glogauer Protestanten. Aber mit Gewalt sollte die Stadt zur katholischen Lehre zurückgebracht werden. Dabei haben sich die Viechtensteinischen Dragoner unter dem Grafen Dohna ihre traurige Berühmtheit erworben und unsägliches Elend über Glogau gebracht. Wer nicht zur katholischen Kirche sich bekannte, mußte unter Zurücklassung von Hab und Gut auswandern. Dazu ließ Wallenstein die rings um Glogau liegenden Vorstädte 1630—1631 niederreißen und die bis dahin nur durch Mauern und Gräben geschützte Stadt in eine Festung umwandeln. „So wurden



Gesamtansicht von Glogau.

und Großglogau gleichfalls viel neue Schanzen zu selbiger Statt mehrer Versicherung gemacht“, heißt es in der „eigentlichen und wahrhaftigen Beschreibung des Krieges“. Bis auf den vierten Teil ihrer Größe sank damals die Stadt herab und hat sich von diesem Schläge nie wieder ganz erholt.

Ein hehrer Zeuge aus alter Zeit ist der Dom, auf der von den Oberarmen gebildeten Insel gelegen. Das hohe Chor seines Altars ist der Rest eines Bauwerks, das Herzog Konrad II. und seine fromme Gemahlin Salome in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts errichteten. Die übrigen Teile der Kirche stammen aus späterer Zeit. Der Dom birgt in seinem Innern manch wertvolles, uraltes Stück. Unter vielen Gemälden finden wir eine 1518 gemalte Madonna von Lukas Cranach und mehrere Werke von dem „schleifischen Raphael“ Michael Willmann. In jüngster Zeit ist das interessante Grabmal der Herzogin Mechthildis, der frommen Gemahlin des 1309 verstorbenen Herzogs Heinrich III., wieder in stand gesetzt worden. Auf

einem Sarkophage ruht die lebensgroße, in Stein gehauene Gestalt der Fürstin und ihr zu Füßen die eines Zwerges, der ihr im Tode bald nachfolgte, da er den Verlust seiner Herrin nicht ertragen konnte. Die Gebäude der ehemaligen Kirchen und Klöster der Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten und Klarissinnen bezeichnen ungefähr die Gegend der alten inneren Stadtmauer und dienen heute zum Teil militärischen Zwecken. In den Räumen des Jesuitenkollegs ist das katholische Gymnasium untergebracht. Auch die zweitürmige Jesuitenkirche, die im Barockstil erbaut ist, enthält Kunstschätze; wertvolle Deckengemälde sind von Künstlern wieder aufgedeckt worden. Viele Häuser zeigen durch Inschriften oder Bildwerke ihr Alter oder ihre einstige Bestimmung an. Den Eingang zum städtischen Theater schmückt eine Büste von Andreas Gryphius, dem bedeutendsten Mitgliede der zweiten schlesischen Dichterschule. Er wurde 1616 in Glogau als Sohn des lutherischen Archidiaconus geboren. In jungen Jahren schon besaß er eine große Gelehrsamkeit und erwarb sich auf weiten Reisen eine umfassende Weltkenntnis. Seine zahlreichen Werke, Tragödien und Komödien, machten ihn zum hervorragenden Schauspieldichter seiner Zeit. Er starb 1664



Der Dom in Glogau.

als Syndikus der Glogauer Landstände. Sein Grabstein trägt die Inschrift: „Immer zu früh sterben diejenigen, welche unsterblichen Gedanken nachsinnen“.

Einst gehörte Glogau zu den bedeutendsten Städten der Provinz. Ein Gürtel von Festungswerken und die strenge Handhabung der Rayongesetze engte aber die Stadt ein und hinderte sie am Wachstum, weshalb sie von andern Orten überflügelt wurde. Die Unwallung hat auch sonst den Bürgern manches Weh gebracht und zu Belagerungen Anlaß gegeben, die oft den Fleiß vieler Jahrzehnte vernichteten. Kaiser, Fürsten und andere Herren haben mit stürmender Hand um sie gestritten.

Auch für Friedrich den Großen ergab sich die Notwendigkeit, gleich beim ersten Einfall in Schlefien in den Besitz der Festung zu kommen, da er dadurch seinen Rückzug decken und die Eroberung Niederschlesiens sichern konnte. In der Tat kam diese alte Oberfestung durch einen geschickten Überfall der preussischen Truppen unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau in der Nacht vom 8. zum 9. März 1741 in die Hände Friedrichs II. Nach kurzer Belagerung und Beschießung fiel sie 1806 an die Franzosen, die der General Vandamme vor Glogau's Wälle führte. Erst 1814 wurde sie von der französischen Besatzung befreit. Im Jahre 1813 mußten die unglücklichen Bewohner eine wochenlange Einschließung durch die Verbündeten durchmachen, die nochmals erneuert wurde und noch fort dauerte, als Napoleon schon besiegt und Paris in den Händen der Verbündeten war. Kanonenkugeln, die in den Mauern verschiedener

Häuser stecken, sind heute noch beredte Zeugen der Belagerungen, die unsre Stadt durchgemacht hat. Der gefürchtete Korse hat in jenen Jahren dreimal in Glogau gewieilt: 1807 auf der Reise von Tilsit nach Frankreich und zweimal 1812: im April beim Durchzuge der „großen Armee“ nach Rußland und am 12. Dezember einsam auf eiliger Flucht. In



Andreas Gryphius.

an denen die zahlreich verstorbenen Gefangenen in fremder Erde ruhen. Alljährlich schmückt der Frühling die Gräber mit einem reichlichen Flor von Vergißmeinnicht.

Als in der Neuzeit die Wohnungsnot der Stadt aufs höchste gestiegen war, wurden im Osten die Festungswerke bedeutend hinausgerückt. Auf dem Platze der einstigen Schanzen und Wälle zeigt sich heute ein eleganter Stadtteil, der manchen Prachtbau aufweist. Besonders fallen dort dem Besucher die Synagoge, das städtische Krankenhaus, die städtischen Schulgebäude, die Reichspost und die Kriegsschule ins Auge. Den mit geschmackvollen Anlagen versehenen Wilhelmsplatz schmückt ein Kriegerdenkmal und seit kurzem auch ein Reiterstandbild des Kaisers Wilhelm I.

Außerhalb der Tore, auf dem sogenannten Festungsglacié, breiten sich herrliche Promenadenanlagen aus, die manchen seltenen Schmuck aufweisen und schon oft die Bewunderung Fremder hervorgerufen haben.

Der Festungscharakter Glogaus zeigt sich vor allem in der Menge militärischer Gebäude, die „auf dem Dom“ und im neuen Stadtteil ganze Viertel für sich bilden,

den Jahren 1864, 1866 und namentlich 1870 — 71 beherbergte die Festung viele Kriegsgefangene. Die Zahl der Franzosen war gleich der der Einwohner. Die Baracken auf dem Exerzierplatz vor dem Breslauer Tore und bei den Infanterieschießständen in Lerchenberg stammen aus jener Zeit. Auf dem Garnisonkirchhofe bezeichnen einfache Kreuze die Orte,

und in dem regen Interesse, das die Bevölkerung am Leben und Treiben der starken Garnison nimmt. Diese ist für einen bedeutenden Teil der Bewohner eine Lebensbedingung. Im Frühjahr 1837 beherbergte die Festung in der sogenannten „Hornburg“ am früheren Breslauer Tore längere Zeit den bekannten niederdeutschen Dichter Fritz Reuter, der uns diesen unfreiwilligen Aufenthalt in seinem Buche „Ut mine Festungstid“ anziehend geschildert hat.

Das Wachstum der Stadt konnten die Wälle wohl aufhalten, aber sie vermochten nicht den Handel zu hemmen. An der Verkehrsstraße zwischen Polen, Rußland und Deutschland gelegen, hatte die Stadt als Handels- und Stapelplatz schon in den ältesten Zeiten Bedeutung, und die Lage an der Wasserstraße der Oder hat ihr diese Bedeutung bis auf die Gegenwart erhalten. Die reiche Gemüsezufuhr an den Wochenmärkten zeugt von der Fruchtbarkeit der Umgegend. Geradezu lähmend aber wirkten die Festungswerke auf ge-



Das alte Breslauer Tor in Glogau.

lagsbuchhandlung von Karl Flemming die erste Stelle ein. Die 1790 gegründete Firma ist durch ihre kartographische Anstalt und ihren Jugendschriftenverlag weltbekannt geworden. Die lithographische Abteilung und die Steindruckerei leisten Ausgezeichnetes. In jüngster Zeit hat sich die Anstalt ein neues Feld ihrer Tätigkeit erobert, die Herstellung von Abziehbildern als Ersatz für Porzellan-, Ton- und Metallmalerei.

Handel und Industrie sehnen die Stunde herbei, die die Stadt von der lähmenden Umwallung befreit, was nun bald zu erwarten ist, und es steht zu hoffen, daß Glogau dann wie einst unter den schlesischen Städten eine führende Rolle einnehmen wird.

werbliche Anlagen und Fabriken. Einmal ist für sie selber kein Raum da; dann aber fehlt es auch an Wohnungen für Arbeiter, die zumeist damit auf die umliegenden Dörfer angewiesen sind. Im Anfange der sechziger Jahre entstand im Westen eine Vorstadt, die eine Reihe Fabriken und Werkstätten aufweist, so daß sie, vom Bahnhofe aus gesehen, einem kleinen Industrieorte gleicht.

Unter den gewerblichen Anlagen der Stadt nimmt die Ver-

H. Stallwitz.





Glogau unter dem Franzosenjoch. (1806—1814.)



Nur wenige Städte Schlesiens werden an historischen Überlieferungen aus guten und bösen Zeitperioden so reich sein, wie die altehrwürdige Oberfeste Glogau. Die schwerste aller Zeiten aber war für Glogau und seine nächste Umgebung die Zeit der Franzosenherrschaft von 1806—1814, in der alle Bürger die schrecklichsten Drangsale seitens der übermütigen Belagerer zu erdulden hatten. Die Stadt sah damals Krieger vieler Nationen in ihren Mauern, namentlich während der Zeit, da die Kriegsgeißel Napoleons eine halbe Million Streiter mit einem ungeheuren Kriegsmaterial nach Rußland hinüberführte. Glogau war einer der Hauptdurchzugspunkte. Franzosen, Italiener, Kalabresen, Korsikaner, Kroaten, Genueser, Dalmatier, Neapolitaner, Mamelucken, Polen, Portugiesen, Russen, Spanier, Schweizer, Schweden und noch viele andere Völkerschaften des Kontinents durchzogen die Stadt. Länger als sieben Jahre hatte Glogau einen unersättlichen Feind in seinen Mauern und wurde von ihm ausgepreßt. Am 7. November 1806 hatten sich die ersten Feinde vor der Festung am Schießhause gezeigt, und mit diesem Tage begannen die Leiden der Stadt und ihrer Umgegend. Am 2. Dezember wurde die Festung von dem Gouverneur von Reinhard dem französischen General Vandamme übergeben, und die feindliche Armee zog mit klingendem Spiel in die Stadt. Dieser für die bedauernswerten Bürger verhängnisvolle Tag war in einen trüben Abend hinuntergesunken; der Bürgerschaft, der von der eben abgeschlossenen Kapitulation nichts bekannt gegeben worden war, wurde vom Magistrat die schrecken- und zornenerregende Anzeige gemacht, daß am nächsten Tage die ganze Stadt Einquartierung feindlicher Truppen erhalten werde. Eine trübe Aussicht für eine an allem Mangel leidende Stadt. Ängstliche Mitteilungen über das rohe, ungesittete Betragen einiger württembergischer Ordnonnanz, die am Mittage einquartiert worden waren, verbreiteten sich wie Lauffeuer unter den Bürgern. Öffentlich erzählte man sich, daß der General Vandamme ihnen zur Vergütung für ausgestandene Drangsale die Häuser der Reichsten zum Plündern preisgegeben habe, wovon sie sich auf keinen

Fall zurückhalten lassen würden, sobald die Armee eingerückt wäre. Eine Menge vaterländischer Soldaten, größtenteils Polen, auch der Beschwerden müde, drängten sich um sie und boten sich zu Wegweisern bei diesem Geschäft an. Insubordination war ohnehin schon unter der Garnison eingerissen; diese sammelte sich auf den Plätzen der Stadt, um Pläne zu Plünderungen zu machen.

Finstern lag der Abend über der furchterfüllten Stadt, als gegen 8 Uhr vom Breslauer Tore her der Schall einer fremden Trommel ertönte und ein Kommando Württemberger durch die Stadt marschierte, um das Odetor zu besetzen. Der fremdartige Marsch schallte beängstigend durch die Gassen; das Kommando, von einem Laternenträger geführt, schritt still im Geschwindschritt dahin — und mit diesem Augenblick ergriff alle Einwohner, die es sahen und hörten, ein heimliches Grauen, denn der gefürchtete Schlag war geschehen. Alle Türen wurden verriegelt. Alle treuen Preußen befiel tiefe Trauer, alte Soldaten weinten wie Kinder, bang blickte alles in die düstere Zukunft, nirgends war ein tröstender Stern zu sehen. Da wurde ein immer mehr zunehmendes Geräusch hörbar, einzelne Flintenschüsse fielen und gegen Mitternacht plünderten Hunderte von Menschen die Kirche und den Keller des katholischen Gymnasiums, worin viele königliche Vorräte, aber auch eine Menge Privatgüter aufbewahrt lagen. Besonders war viel Tuch zu Mänteln für die Garnison dort niedergelegt, von dem man, obgleich es Winter war, an die Soldaten nichts verabsolgt hatte. Der Lärm wurde endlich so arg, daß von der fremden Besatzung des Breslauer Tores Hilfe geholt werden mußte, worauf sich der wilde Haufe zerteilte. Die ganze Nacht hörte die Unruhe und das Schießen nicht auf, und als endlich der ersehnte Morgen heraufdämmerte, tobte die zügellose Garnison mit wahrer Wut durch die Straßen und zerschlug ihre Gewehre, Trommeln und Säbel, so daß sich die Trümmer an den Straßenecken zu Hügeln häuften. Endlich sammelte sich eine Kompanie auf dem Markte, meist ohne Gewehre oder mit zerschlagenen ohne alle Zucht und Ordnung. Zu Haufen drangen sie auf den angekommenen Hauptmann ein und verlangten mit den unanständigsten Ausdrücken verschiedene Rückstände; ja, ein Tambour zerschlug seine Trommel unter den ärgsten Schmähungen. Dem Patrioten blutete das Herz. Von dem Breslauer Tore her tönte harmonisch Hörnermusik, und langbärtige Jäger rückten in stolzer Haltung heran. Sie nahmen am Ringe Aufstellung, bis die ganze württembergische Armee die Straßen füllte. Bald waren die Quartierzettel verteilt. Jedes Haus erhielt, je nachdem es halbe oder ganze Braugerechtigkeit besaß, 18—36 Mann. Wehe dem armen Hausbesitzer, der nicht die erwarteten Vorräte hatte! Und war der Magen befriedigt, so wurden andere Forderungen laut, denen noch schwerer nachzukommen war. Da wurden Hemden, Schuhe, Tuch zu Hosens, Halstücher, Tabakpfeifen verlangt, und hatte sich jemand verleiten lassen, einem zu geben, so war des Drängens kein Ende. Man sah wilde Haufen ihren angstvollen Hauswirt vor sich hertreiben; er sollte die bereits Berauschten zu neuen Branntweinquellen führen.

Auch wo Offiziere im Quartier lagen, ging es oft nicht besser zu; alle Wünsche sollten befriedigt, Burgunder und Champagner beschafft und Delikatessen aller Art aufgetrieben werden. Immer schlimmer hausten mit dem eintretenden Abend die be-

trunkenen Soldaten in den Quartieren; einem ihrer Haufen war es gelungen, den Weinkeller eines Kaufmanns im Gebäude des Jungfernklosters zu erbrechen: nun wurde der Wein in Pferdeeimern und Kannen verschleppt.

Einen Grundbesitzer hatten die bei ihm einquartierten 36 Duälgeister zum Hause hinausgetrieben und während seiner Abwesenheit Kommoden und Schränke erbrochen und genommen, was ihnen zusagte. Die Hausfrau sah angstvoll der Plünderung zu und flehte um Schonung, aber vergebens. Da ergriff sie, vom Zorne übermannt, einen in der Nähe liegenden Besen und schlug damit auf die Bedränger ein. Die Plünderer machten sich erschrocken aus dem Staube, und die tapfere Hausfrau hatte einen großen Teil ihres Eigentums gerettet, während ihr Mann noch darauf aus war, Hülfe herbeizuschaffen.

Während so jeder Hausbesitzer mit den trunkenen Siegern kämpfte, ereilte die städtische Behörde ein ebenso hartes Los. Der General Vandamme forderte mit seinem Generalstabe die Kleinigkeit von 35 000 Reichsthalern baren Geldes als Geschenk. Es mußten sofort Pfandbriefe im Werte von 25 000 Talern beschafft werden, die am folgenden Tage gegen bares Geld umgetauscht werden sollten. In den umliegenden Landdörfern ging es noch schrecklicher zu. Hatten die unaufhörlich durchziehenden Truppenmassen den armen Bewohnern Futtervorräte und Vieh, Geld und Kleider geraubt, so wurden die Dörfer eines nach dem andern in Brand gesteckt. Die Bewohner von Nositz sollen ihre Besitzungen selbst angezündet haben, weil sie die Einquartierungslasten nicht mehr ertragen konnten. In Klein-Gräbitz wurden die Bewohner aus ihren Wohnungen vertrieben. Dann brach man die Häuser fast alle ab und schaffte das Holz auf Rähnen über die Oder nach der Stadt. Die beiden Windmühlen gingen in Flammen auf. Mit Pferden durfte sich ein Landmann gar nicht mehr in der Stadt sehen lassen, sie wurden ihm sofort weggenommen. Vermögende Gutsbesitzer schleppte man als Geiseln in die Festung. Sie mußten sich dann gegen hohe Summen loskaufen. In Brostau spielten die französischen Soldaten Komödie und hatten zu den Russen den Schiffen die Segel weggenommen. Hunderte von Personen verließen Glogau, um weiteren Bedrückungen zu entgehen.

Diese siebenjährigen unsäglichen Drangsale der altehrwürdigen Oberfeste Glogau waren aber nur ein Glied in der ungeheuren Kette von Ereignissen, die ein Vierteljahrhundert hindurch die Welt erschütterten. Auch den Gewaltigen selbst hat Glogau gesehen, und zwar ebenso in seinem höchsten Glanze, als er Preußen vernichtete und mit einer halben Million Streiter nach Rußland zog, wie auch als er selbst vernichtet und gedemütigt von jenem furchtbaren Zuge zurückkehrte, ohne Armee, nur noch mit schwachen Trümmerhaufen eines der glänzendsten Heere, die die Welt gesehen.

Nach dem Tilsiter Frieden hofften die Glogauer vergebens auf eine baldige Räumung der Stadt, aber der Feind hielt Schlesien wegen einer rückständigen Kontribution von 33 Millionen Franken besetzt. Glogau blieb in beständiger Angst vor durchziehenden französischen Truppen und hatte trotz des geschlossenen Friedens noch viele Kriegslasten zu ertragen.

Am 13. Juli 1807 ging die bestimmte Nachricht ein, daß der Kaiser auf seiner Rückreise von Tilsit nach Glogau komme. Es wurden große Anstalten zu seinem

Empfange auf dem Schlosse getroffen. Vor der äußersten Oberbrücke war eine Ehrenpforte erbaut. Am 16. Juli mittags 12 Uhr kam der allmächtige Kaiser an. Bei der Ehrenpforte überreichte ihm der Gouverneur auf einer silbernen Schale die vergoldeten Schlüssel der Stadt, die er aber nicht annahm, da die Festung nicht ihm gehöre. Die Besatzung bildete Spalier bis vor das Schloß, die Kanonen auf den Wällen donnerten und sämtliche Glocken wurden geläutet. Im ersten Wagen saß der Palast-Marschall Duroc, im zweiten der Kaiser mit dem Prinzen Murat. Der französische Gouverneur Berrièrès hatte alle französischen Offiziere und Beamten sowie die preussischen Behörden und Stände zum Empfange des Kaisers auf das Schloß beordert. Ohne jemand eines Blickes zu würdigen, schritt der Kaiser mit bedecktem Haupte durch das Versammlungszimmer in das für ihn bereitete Gemach, die frühere Wohnung des schlesischen Finanzministers. Hier speiste er, nur von dem Mamelucken Rustan bedient, dem Sakaien das Nötige zutragen. Die Generale Bertrand und Duroc gingen ab und zu. Nach Aufhebung der Tafel, während der die versammelten preussischen und französischen Behörden zwei ganze Stunden im Vorzimmer gestanden hatten, trat der Kaiser zu ihnen. Er redete die Preußen in seinem brutalen Übermut so an: „Ihr habt den Frieden gewünscht, ich habe ihn euch soeben gegeben. Der Krieg war eine Thorheit, zu welcher die Hofleute den König verleitet haben; sie hätte ihm beinahe den Verlust des Thrones zugezogen. Ihr werdet Preußen bleiben, aber nicht mehr das sein, was ihr waret. Ich hoffe, dies wird die letzte Thorheit eures Königs gewesen sein.“ Napoleon entfernte sich und Totenstille herrschte im Saale. Seine Äußerungen erfüllten jeden Preußen mit nur mühsam verbissenem Groll. Der Donner der Kanonen und das Geläut aller Glocken, vom Gouverneur anbefohlen, begleiteten den abreisenden Kaiser. Tags darauf kam der Minister Talleyrand durch Glogau, der dem Kaiser folgte und ebenfalls mit Kanonensalven empfangen wurde.

Am Anfange des Jahres 1812 hatten sich wieder neue Gewitter am politischen Horizonte aufgetürmt. So weit auch Glogau von dem neuen Kriegsschauplatze entfernt lag, so war es doch als französischer Waffenplatz und durch seine Lage an der Hauptheerstraße nach Warschau mehr als jede andere preussische Stadt auch an diesem großen Feldzuge aufs lebhafteste beteiligt. Die Durchmärsche nahmen wieder überhand, und aufs neue sollten die Glogauer den Beherrscher Europas sehen auf seinem stolzen Zuge nach Rußland.

Dem Kaiser vorausgehend kam am 10. April, nachmittags 4 Uhr, der König Jérôme von Westfalen hier an. Seit zwei Tagen hatten ihn die Bürger und die preussischen Behörden erwartet. Wie Napoleon im Siegestaumel, so kannte sein Bruder im Genuß schwelgerischer Lebensfreuden keine Mäßigung, und man erzählte sich die fabelhaftesten Beispiele hiervon. Im Kommandantenhause, wo seine Wohnung eingerichtet war, erwarteten ihn die Behörden. Jérôme aber nahm gar keine Notiz von ihnen, sondern begnügte sich, sagen zu lassen, wer von den Herren ihm etwas vorzutragen habe, möge sich des andern Tages um 11 Uhr einfinden. Fünfzehn Köche waren dem Fürsten nach Glogau vorausgeeilt, und schon seit einigen Tagen hatten sie vollauf zu tun, für seinen Gaumen zu sorgen. Er ritt am 12. um die Wälle der Festung und setzte dann seine Reise nach Kalisch fort. Sein sechsunddreißigstündiger Aufent-

halt hatte der Stadt 1200 Taler gekostet. Der Herzog von Abrantes, der vom 8. April bis 10. Mai sich hier aufgehalten hatte, verursachte ihr in dieser Zeit eine Ausgabe von 2500 Talern.

Am 30. Mai 1812 früh um 3 Uhr kam Napoleon bei Mond- und Laternen-
schein zum zweiten Male in Glogau an. Der Ruhmesglanz umgab ihn strahlender
als je; eine halbe Million Streiter wollte er zu neuen Siegen führen und dadurch
die Herrschaft über das ganze Festland erlangen. Er kam von Dresden, wo er mit
dem Könige von Preußen, dem Kaiser von Österreich und anderen Fürsten geweilt
hatte. Nach seiner Ankunft schloß er eine Stunde, frühstückte mit dem Feldmarschall
Grafen von Kalckreuth und dem Prinzen von Neuchâtel, ließ sich die Mitglieder der
Behörden und einige Herren vom Adel aus der Nachbarschaft vorstellen, besah schnell
die Wälle und ging dann zur Armee nach Polen ab, ohne diesmal, wohl eingedenk
der neuen Alliance, Beleidigungen für Preußens Volk und Herrscher auszusprechen.

Der Kaiser Napoleon mit vielen Fürsten und einem Gefolge von 154 Personen,
sein Bruder Jérôme mit Gefolge, der Herzog von Abrantes, der Vizekönig von Italien
mit Gefolge, 3 Marschälle, 26 Divisionsgenerale, 25 Brigadegenerale, 206 Stabs-
offiziere und unzählige Truppenmassen durchzogen in dieser Zeit die Stadt und
waren auf kürzere oder längere Zeit hier und in den umliegenden Ortschaften ein-
quartiert.

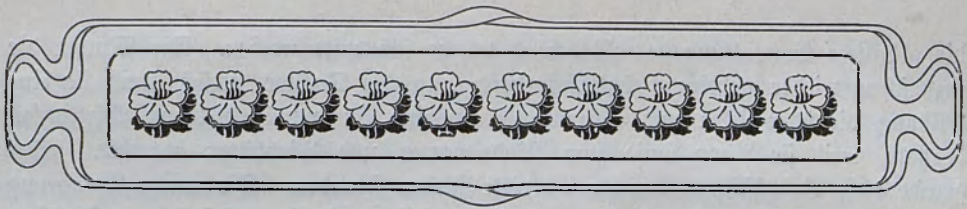
Sommer und Herbst vergingen, ungewöhnlich zeitig traten die ersten Winterfröste
ein, stiller und stiller ward es von Siegesberichten der Franzosen aus Rußland. Ja,
man flüsterte sich in dem streng überwachten Glogau mit stets wachsender Bestimmtheit
zu, wie sehr die große Armee von Kälte und Hunger zu leiden habe. Endlich hörte
man von ihrem Rückzuge. Aber von ihrer Auflösung und Vernichtung hatte niemand
eine Ahnung. Ein Transport von Verwundeten, der in den Tagen vom 1. bis
11. Dezember, 382 Mann stark, aus Polen nach Glogau gebracht wurde, vermehrte
und bestätigte die umlaufenden Gerüchte.

Es war am 12. Dezember 1812, abends 8 Uhr, als sich in Glogau mit Blitz-
schnelle die Nachricht verbreitete, der Kaiser Napoleon sei soeben inkognito angekommen
— und so war es. Der große Sieger war diesmal nur eine Stunde vor seiner Ankunft
dem Gouverneur durch einen Kurier angemeldet worden. Er kam unter dem Namen
eines Herzogs von Vicenza in einem bedeckten Schlitten vor dem Schlosse an, und
selbst der Gouverneur wußte nicht, daß es der Kaiser sei. Er geleitete den vermeint-
lichen Herzog in sein Zimmer, dieser aber verlangte sogleich ein anderes, das er
sehr deutlich beschrieb; es war dasjenige, worin sich der Kaiser sonst aufgehalten hatte.
Hier entledigte er sich beim Kaminfeuer seiner Vermummung, genoß ein wenig Speise
und schloß drei Viertelstunden, worauf er um 10 Uhr seinen Weg über Zätschau und
Schmarsau auf der hiernach noch heute benannten „Napoleons-“ oder „Kaiserstraße“
nach Polkwitz, Lüben und sodann weiter bis Dresden fortsetzte. Der Gouverneur
begleitete den Kaiser mit einem Detachement Chasseurs bis Polkwitz. Die Nacht war
eine der kältesten. Von über hundert Mann, die dem Kaiser gefolgt waren, kamen
nur sieben mit erstarrten Gliedern mit ihm in Haynau an, und auch von diesen ver-
mochte nur einer den Weg weiter fortzusetzen, die andern hatte der Frost theils getötet,

teils gezwungen zurückzubleiben. Diese letzte Durchreise des Kaisers eröffnete das grauenvolle Trauerspiel, an dem auch Glogau wieder teilnahm. Ernster, ja zum Entsetzen erschütternd wurde das Gemälde am Anfange des Jahres 1813. Alle, die in Rußland dem Tode entgangen waren, kamen nun an. Täglich sah man Offiziere und Gemeine zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde und auf Maultieren in schrecklichen das höchste Mitleid erregendem Zustande daherkommen. Mit Pelzen, Mützen, alten Pelzlappen, Fellen von Raken, Hunden, Schafen, Bären und Füchsen hatten die Flüchtlinge sich gegen die Kälte zu schützen gesucht. Die meisten hatten erfrorene Hände und Füße, viele konnten deshalb nicht weiter und blieben vor Erstarrung und Ermattung liegen. Der durch diese Unglücklichen nach Glogau und der Umgegend mitgebrachte Krankheitsstoff verbreitete sich in erschreckender Weise. Die Lazarette waren so voll, daß man, um Platz zu gewinnen, in einem Tage 400 an der Krätze Erkrankte fortschaffen mußte. Rauschwitz, Zätschau und Quaritz hatten schon früher wegen bössartiger Faul- und Nervenfieber gesperrt werden müssen; diese Krankheiten waren durch Transporte gefangener Russen eingeschleppt worden. Noch lange, nachdem die Kriegstrompete auch in den Ostmarken unseres Vaterlandes verstummt war, suchten alle die Würgengel, die in jedem Kriege den Furien gleich mordend und verheerend den Heeressäulen folgen, das schwer geprüfte Glogau heim, bis endlich Mitte April des Jahres 1814 der Tag der Erlösung schlug. Am 10. April war in Zätschau die Kapitulation abgeschlossen worden und am 17. wurde die Stadt von den Plagegeistern geräumt. Sieben Jahre, sechs Monate und zehn Tage hat Glogau das Franzosenjoch zu tragen gehabt. Vom Ratssturme herab verkündeten Posaumentöne das glückliche Ereignis des Abzuges durch den Choral: „Nun danket alle Gott!“

W. Mätzsche.





Anna Luise Karsch.



In vergessenes Frauenschicksal klingt mit diesem Namen aus den vergilbten, moderduftenden Blättern des Buches: „Auserlesene Gedichte von Anna Luise Karschin“ 1769. Zwar haben in den letzten Jahrzehnten Biographen dieser Frau, die der Zeit Friedrichs des Großen angehört, erneute Aufmerksamkeit zugewendet, aber für die Allgemeinheit ist die Karschin doch tot, als Dichterin und als Persönlichkeit. Wenn Luise Karsch, die zu ihrer Zeit als die berühmteste Dichterin Deutschlands gefeiert wurde, uns Kindern einer Zeit, die von anderem Geiste durchweht wird, in vielem auch fremd geworden ist, so ruft doch ihr Lebensschicksal unser Interesse für sie wach.

Von einem wunderbar wechselvollen, seltsam reichen Leben redet der Name der „Karschin“, von einem Leben, das, nachdem es alle Widerwärtigkeiten durchgekostet und die schwierigsten Widerstände überwunden, auf den glänzenden Höhen des Ruhmes gejauchzt und endlich im blassen Abendhsimmer eines bescheidenen Glückes zerronnen ist. Anna Luise Dürbach — das ist der Mädchenname der Karschin — ist eine Blüte aus dem reichen Strauße schlesischer Dichter. Ihr Geburtsort ist „der Hammer“, eine entlegene Meierei an der niederschlesischen Grenze zwischen Züllichau und Crossen. Am 1. Dezember 1722 wurde die Dichterin geboren. Ihr Vater war Pächter des einzigen Gasthofes der Ansiedlung, zu dem auch eine Brauerei gehörte, und man darf bei ihm von einem gewissen Wohlstande sprechen, wenn man seine Verhältnisse mit der Armseligkeit der übrigen wenigen Bewohner des Dörfchens vergleicht. Das Kind wuchs bis zum fünften Jahre fast ohne alle Erziehung auf, denn das Wirtschaftstreiben nahm die Zeit der Eltern in Anspruch. Der mit des Vaters frühem Tode über die Familie hereindrechenden und nun nie mehr von ihr weichenden Not wurde Anna Luise für einige Jahre durch ihren Oheim, einen verwitweten Justizamtmann, der bei Tirschtigel eine Besitzung hatte, entzogen. Unter seiner liebevollen, verständigen Erziehung erwachte mit einem Male das geistige Leben des bis dahin stillen, verschlossenen Kindes. Es lernte rasch lesen, schreiben und rechnen, und bald waren die Bücher seine Lieblinge. Mit unbegrenzter Dankbarkeit hat Luise Karsch diesen väterlichen Freund ihr Leben lang verehrt und ihn in Oden gefeiert. Aber

die glückliche Entwicklung des Mädchens wurde jäh unterbrochen. Die Mutter, die inzwischen wieder geheiratet hatte, forderte nun die Tochter zurück, weil sie eine Bildung, die über Lesen und Schreiben hinausging, für unnütz hielt, in Wirklichkeit deshalb, weil sie Anna Luise zum Kinderwarten und Viehhüten brauchte. Aber gerade diese Beschäftigung brachte ihr viele schöne Stunden. Die innige Berührung mit der Natur erfüllte sie mit Mut und Lebensfrische, die sie auch in den trostlosesten Widerwärtigkeiten ihrer späteren Laufbahn aufrecht erhielten. Aus jubelndem Herzen sang sie fromme Lieder, deren sie unzählige auswendig wußte. Ihr Gefellschafter auf dem Acker war ein Hirtenknabe, der zu ihrem Entzücken mehrere Volksbücher besaß, die sie förmlich verschlang. Aus dieser Zeit stammt ihr erstes Gedicht, dem jungen Freunde gewidmet. Aber die Strenge des Vaters zerstörte dieses Hirtenidyll. Anna Luise wurde zu einer Näherin in die Lehre geschickt, in Wirklichkeit mußte sie dort Magddienste tun. Als sie wieder nach Hause zurückkehrte, herrschte dort noch größeres Elend als zuvor. Ihr Stiefvater war gestorben, und die kranke Mutter mußte für fünf Kinder sorgen, deren Erziehung dem armen Mädchen aufgebürdet wurde. Wars da ein Wunder, daß Anna Luise sich der Hoffnung hingab, durch ihre Verheirathung allem Jammer daheim zu entinnen? Im kaum vollendeten sechzehnten Jahre reichte sie dem Tuchweber Hirschkorn die Hand. Aber das Elend sollte für sie erst recht beginnen. Die Ehe wurde unglücklich durch beider Schuld. Er war nüchtern, peinlich, geizig und heftig bis zum Hähzorn und zur Brutalität — sie poetischen Sinnes, zerstreut, vergeßlich, unerfahren, unpraktisch, aber voll Liebe zu ihrem Manne. Es dauerte nicht lange, so mißhandelte er sie. Die einzigen Lichtblicke dieses jammervollen Lebens waren die Sonntage. Da ging ihr Mann fort, und sie schrieb nieder, was während der Woche an poetischen Einfällen ihr durch den Sinn gegangen war. Auch verfertigte sie Gelegenheitsgedichte und wurde deswegen in der Umgegend bald bekannt. Aber diese Beschäftigung trug wenig ein und verführte deshalb auch ihren habgierigen Gatten nicht. Die Dichterin seufzte unter der Last ihrer Pflichten, die sie als Hausfrau und Mutter von vier Kindern zu erfüllen hatte. Trotzdem traf es sie wie ein Donnererschlag, als ihr Mann eines Abends lustig heimkehrte und sagte: „Höre Luise, der König von Preußen hat in seinen Landen die Erlaubnis zur Ehescheidung gegeben, was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden ließen?“ Und es kam wirklich dazu. Nach elfjähriger Ehe jagte er das arme hilflose Weib aus seinem Hause. So lebte sie in einem Dorfe und nährte sich kümmerlich von den dürftigen Erträgen ihrer dichterischen Arbeit. Nach kaum einem Jahre heiratete sie auf Drängen ihrer Mutter, vielleicht auch, um der Verachtung des Geschiedenseins möglichst bald zu entinnen, zum zweiten Male, und zwar den Schneider Karsch. Sie wohnte jetzt in Fraustadt. Die zweite Ehe wurde aber beinahe noch unglücklicher als die erste. Der Mann war ein Trunkenbold, der seine Frau aufs brutalste mißhandelte. Wie entsetzlich ihr Gemüt darunter litt, geht daraus hervor, daß ihre Erbitterung zum Haß wurde gegen den Mann nicht nur, sondern sogar gegen ihr eigenes Kind aus dieser Ehe.

Aber in ihrer ungebrochnen Schaffenskraft arbeitete sie unermüdlich, um durch Nähen und Dichten das Notwendigste für den Lebensunterhalt zu erwerben, während

ihr Mann allen Verdienst vertranf. Sie ging so ärmlich gekleidet, daß sie nur an den Frühgottesdiensten, hinter einem Pfeiler verborgen, teilnehmen konnte. Ihre Einnahmen vergrößerten sich, als ihr Talent für Gelegenheitsdichtungen bekannter wurde. Sie zog in der Weise fahrender Dichter durch das Land, um öffentlich vor der staunenden Menge als Stegreifdichterin aufzutreten. Aber was half das alles — die trostlosen Zustände daheim blieben bestehen. Auch die Übersiedlung nach Glogau änderte darin nichts. Wohl fand sie Gelegenheit, Bücher zu lesen und mit dem bewegten Leben jener Zeit in Berührung zu kommen, aber ihre materielle Lage war infolge der Trunksucht ihres Mannes so erbärmlich, daß sie an vielen Wintermorgen, nachdem sie die Nacht hindurch geschrieben hatte, dürftig gekleidet um Holz betteln gehen mußte, um das armselige Frühstück kochen zu können. Ist es der Geplagten zu verargen, wenn sie von ihrem Peiniger frei zu werden suchte? Sie klagte ihn seiner Mißhandlungen wegen an, und vornehme Gönner bewirkten, daß er unter die Soldaten gesteckt wurde. Nun war sie der drückendsten Fessel ledig, und die ersehnte Stunde der Erlösung aus dem Elend der Armut und Niedrigkeit sollte jetzt für sie schlagen.

Der schlesische Baron von Cottwitz war auf sie aufmerksam geworden, und sein Interesse an ihr wuchs so sehr, daß er sie im Januar 1761 mit nach Berlin nahm. Ihr Jubel war grenzenlos. Aber das Glück trug sie noch höher empor. Sie kam nach Berlin nicht als eine Unbekannte. Die ästhetischen Kreise der Hauptstadt hatten von dieser Natur- und Volksdichterin schon gehört, dazu kam, daß die Karschin den Helden der Zeit, den großen Friedrich, in Liedern und Hymnen voll glühender Begeisterung gefeiert und sich dadurch dem berühmten Kriegsliedersänger Gleim zur Seite gestellt hatte. Die ganze vornehme Welt Berlins huldigte ihr — sie war Mode geworden. Die vorher Bettelarme wohnte in prächtigen Zimmern, rauschte in seidenen Gewändern, fuhr in eleganten Karossen von einer feinen Gesellschaft zur andern, empfing selber die höchsten Besuche. Sogar an den Hof wurde sie gezogen, wenn auch Friedrich selbst, dessen Geringschätzung deutscher Dichter ja bekannt ist, lange nichts von ihr wissen wollte. Die hervorragendsten Männer der Zeit traten mit ihr in Verbindung; Gleim, der sie mit der damals unter seinesgleichen üblichen Überschwenglichkeit die „deutsche Sappho“ nennt, Ramler und Sulzer zogen sie in ihre Kreise. Und alle diese Triumphe verdankte sie nur ihrem lebhaften, reichen Geiste, ihrem dichterischen Talent, denn sie war von ausgesprochener Höflichkeit, die sich später allerdings gemildert haben soll. Ihr Talent blühte mehr als je, überall, zu Hause und in Gesellschaft dichtete, improvisierte sie. Ihre Gönner luden sie auf Wochen zu sich; ihre Freunde setzten ihr auch ein kleines Jahrgehalt aus und brachten ihre Tochter in einer Erziehungsanstalt unter — kurz ihr Leben schien eitel Glück und Wonne. Aber bald kam der Umschlag; sie verstand nicht hauszuhalten. Sie nahm ihren Stiefbruder zu sich und war im äußersten Maße gutmütig und freigebig gegen Bittende aller Art, und so dauerte es nicht lange, bis die häusliche Misere sich wieder einstellte. Sie mußte ihr poetisches Talent zu gereimten Bittepisteln benutzen, die sie ihren Gönnern durch ihre Tochter ins Haus schickte. Zu ihrem Ruhme sei gesagt, daß sie für andere Notleidende

eine ebenso beredte Bittstellerin war, wie für ihre eigene Sache. Aber ihren Bekannten wurde sie durch die fortwährenden poetischen Bettelreien lästig, sie zogen sich zurück. Dann wieder ein Hoffnungsstrahl! Die größte Sehnsucht ihres Herzens wurde erfüllt: sie durfte vor dem großen, vergötterten König stehen. Doch die Hoffnung auf dauernde Besserung ihrer Lage durch königliche Versorgung ging nicht in Erfüllung. Friedrich kümmerte sich nicht weiter um sie trotz aller gereimten Episteln, womit sie auch ihn bestürmte. Einmal schickte er ihr zwei Taler mit den Worten: „Zum Geschenk für Deutschlands Dichterin!“ Reck und schlagfertig aber sandte die beleidigte Sappho das Geld zurück und schrieb dazu:

„Zwei Taler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb ich es zurück“.

Wohl flossen ihr nach und nach etwa 100 Taler aus der königlichen Schatulle zu, aber das waren Tropfen auf einen heißen Stein. Die tägliche gemeine Not lastete wieder über ihrem Dasein. Und doch blieb der König stets der große Held ihrer Begeisterung, ein Zeichen von der Größe ihrer Gesinnung. Die erste Ausgabe ihrer Gedichte wurde in dem Jahre 1764 von ihren Freunden besorgt und brachte ihr eine für die damalige Zeit beträchtliche Summe ein; aber das war auch keine dauernde Aufbesserung ihrer Lage. Endlich fällt noch ein letzter warmer Strahl der launischen Glückssonne auf das Leben der vielgeprüften Frau. Friedrich Wilhelm II. gewährte ihr, was sie von seinem Vorgänger erwartet hatte; er ließ ihr ein kleines Haus bauen, und schützte sie vor der äußersten Dürftigkeit. Noch einmal lebte die Vierundsechzigjährige, die bereits längere Zeit kränkelte, auf. Dankeslieder entströmten ihrem Herzen. Sie nahm wieder einen lebhaften Verkehr auf und war glücklich wieder beachtet zu werden. Auch dem Hofe trat sie nahe und wurde sogar zur königlichen Tafel gezogen. Aber sie war dieser regen Geselligkeit, die ihr zum Bedürfnis geworden, nicht mehr gewachsen. Sie blieb zwar geistig frisch, aber ihr Körper wurde immer hinfälliger. Eine Reise nach Frankfurt a. D. zu einem Neffen, der dort studierte, rieb ihre letzten Kräfte auf. Sie konnte nur noch mühsam nach Berlin zurück gebracht werden, wo sie am 12. Oktober 1791 starb. Ihr Tod war von aufrichtiger Trauer des Hofes und des Volkes begleitet. Ihre dichterische Begabung hat sich auf ihre Tochter, Karoline Luise von Kleudt, und auf ihre Enkelin, Helmine von Chezy, die Verfasserin des Textes zu Webers Oper „Euryanthe“ vererbt.

Die Karfchin war aber nicht nur eine so überaus sympathische, interessante Frau, sie war auch eine echte Dichterin trotz vieler platter Reimereien, trotz vieler Geschmacklosigkeiten, trotz allen Schwulstes in ihren Gedichten. Die Not des Lebens zwang sie, manches niederzuschreiben, was sie selbst treffend im „Lied an gefangene Vögelchen“ so beurteilt:

Oft senket ihr die grauen Flügel nieder,
Kamt in die Furchen; also trieb
Mich Nahrungskummer oft, daß ich zu kleine Vögel
Matt sang und an Unedle schrieb — — —.

Ihr dichterisches Talent war ein frisches, ursprüngliches, natürliches, das mit einer unerhörten Leichtigkeit und Lebendigkeit produzierte — konnte sie doch mitten im lauten Gesellschaftstreiben dichten. Und daß es durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens nicht zerstört werden konnte, ist wohl Beweis genug dafür, wie stark ihre Begabung war. Auch eine außerordentliche Begeisterungsfähigkeit, die den echten Dichter macht, war ihr eigen, ebenso eine reiche Phantasie, der dichterische Blick fürs Leben, eine glückliche Sprache voll anmutiger Bilder. Besonders zum Stegreifdichten war sie erstaunlich befähigt. Freilich, in all diesen Vorzügen liegen auch die Grenzen ihres Talentes. Es war von einer überraschenden Fruchtbarkeit, aber doch keiner Entwicklung, keines Fortschreitens zu Größerem, Höherem fähig, und alle erzieherischen Versuche ihrer Freunde hatten nur den Erfolg, daß es in ihren Gedichten fortan nicht mangelt an mythologischen Gestalten und Beziehungen. Sie selber hat unermüdlich an sich gearbeitet und viel gelitten unter der Erkenntnis, daß ihr eine gründliche Bildung fehlte. So ist sie wie ein glänzender Komet am Dichterkimmel Deutschlands emporgestiegen und für alle Zeit versunken.

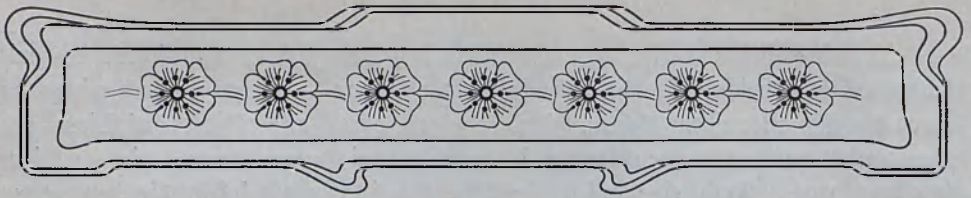
Hulda Bluschke.

An Gott.

Der Du nach schrecklichen Gewittern
Das Lächeln Deines Angesichts
Uns zeigst, Gott! Soll ich vor Deiner Wage zittern
Am Tage des Gerichts?
Ward ich herauf geweckt zum Leben
Nicht Deiner Größe mich zu freun?
Nein! Zu Rebellen, die vor Deinem Namen beben,
Herabgestürzt zu sein?
Soll Flammenwirbel mich empfangen?
Und schleudert Deines Zornes Blick
Dein juchendes Geschöpf voll Liebe, voll Verlangen,
Vor Deinem Licht zurück?
Dann laß vor Deinem Angesichte
Mich werden was Gewürme sind!
Dein Blick zerichmelze mich! Mein Vater! ach, vernichte,
Vertilge ganz Dein Kind!

Das Harz-Moos.

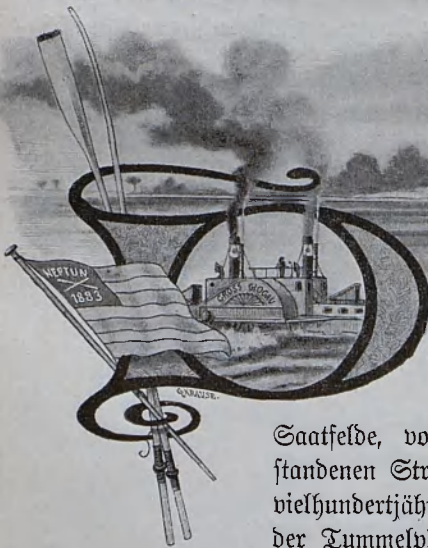
Gott zeigt in seiner Schöpfung Werke
Sich über unserm Haupt, sich auf der Erde groß.
Er gab der Sonne Glut, dem Löwen Stärke
Und bildete das kleinste Moos,
Das an dem Harzberg wächst, feinzweigig wie Cypressen,
Voll kleiner Knospen, unterprengt
Mit etwas Röte, so wie junger Mädchen Blässe
Im Antlitz sich mit Rot vermengt,
Wenn sie der Jüngling angeblicket;
Die Flur, der Garten und der Wald
Und selbst die Hügel sind geschmückt;
Doch andre Blumen sterben bald,
Das fein gebaute Moos bleibt, wenn sie schon gestorben,
Tief unterm Schnee noch unverdorben.



Am Oderstrande.

Vier Stimmungsbilder.

1893



Das alte ehrwürdige Glogau ist meine liebe Vaterstadt, und die meilenlangen Gestade der Oder von der sumpfigen Niederung bis zum üppigen Saatfelde, von der dünnen, mit harzigen Kiefern spärlich bestandenen Streufandgegend bis zum herrlichsten schattigen, aus vielhundertjährigen Eichen bestehenden „Oderwalde“, das war der Tummelplatz in meiner Jugend. Nirgends befand ich mich

wohler, als am Oderstrande, im Bannkreise des lebenspendenden Wassers, dessen Anwesenheit sich mir stets durch jenen undefinierbaren Wassergeruch oder besser gesagt, jenen typischen feinen Schlammgeruch bemerkbar machte, den man immer in der Nähe großer Wassermassen wahrnehmen kann. Hier pulsierte in allen Ecken und Winkeln, wo ich auch umhertrach, üppigstes Leben. Hier konnte man und kann man teilweise auch noch heute in ungestörter Ruhe die Natur belauschen, und hier blieb ein gut Teil meines Sehns nach hängen bis heutigen Tages, wo alle jene Bilder noch in den frischesten Farben meiner Erinnerung fortleben.

Frühling! Im Gebirge ist die Schneeschmelze im flottesten Gange, und rauschend stürzen die Wasser von Bergen und Vorbergen zu Tale. Rinnfalle überall. Hier donnert ein schäumender Wildbach unter dem dumpfen Krachen der mitgeführten Felsblöcke talwärts, und dort rieselt es schier unmerkbar, aber deshalb nicht minder erfolgreich hinab, eine ungeahnte Menge Erde und feinen Sandes mit sich führend. So arbeiten die Wasser bald mit elementarer Gewalt, bald unscheinbar aber stetig

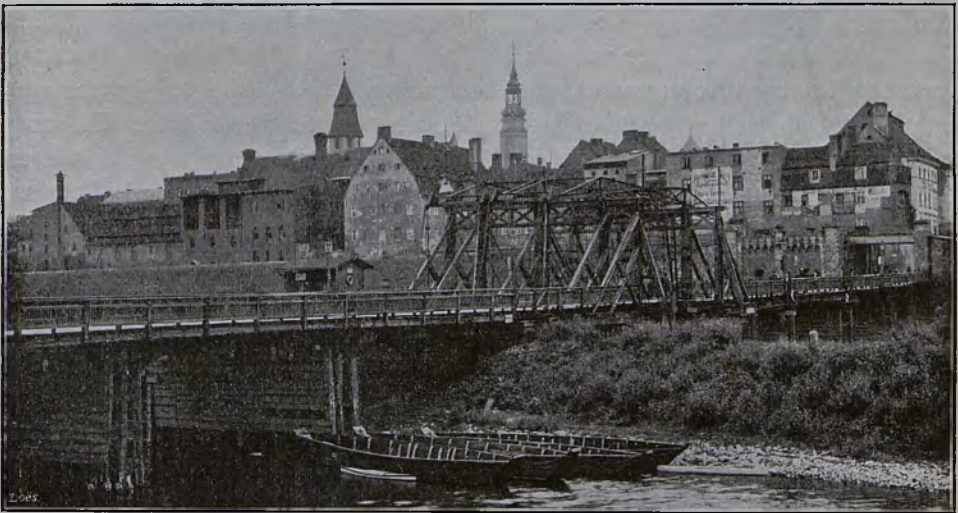
am gemeinsamen Werke. Dann weiter unten im Tale, in der sich breitenden Ebene, da sind sie endlich ihrer übermütigen Jugendsprünge müde, und nun fluten sie mächtig dahin, ufervoll. Und ehe sie so, allseitig gespeist durch immer neue Wassermengen von rechts und links, ihr Ziel, die Oberniederung erreichen, sind sie schon längst ausgefert. Vor ihnen liegt es wie ein mächtiger dahinfließender See, das Überschwemmungsgebiet des Frühjahrshochwassers. So weit das Auge reicht, meilenweit, nichts als trübe gelbe Wassermassen, die mit reißender Schnelligkeit dahineilen. Hier drängt sich das Hochwasser durch einen herrlichen Eichenwald, dort hat es Wiesen und Felder verschlungen, und da — ein Bild des Sammers — ragen von so manchem Heim arbeitsamer Menschen nur noch die Dächer aus der lehmigen Flut. Aber nicht nur die bedauernswerten Anwohner kann man in solcher Wassersnot um den Besitz ihrer Habe, ja um ihr Leben kämpfen sehen, auch die Tierwelt, groß und klein, sie alle ringen den furchtbaren Kampf ums Dasein mit dem gierigen Elemente. Gleich einer endlosen Linie zieht das leichte Schwemmmaterial, Vinsen, Rohrstückchen, Zweige und Äste an uns vorüber; betrachten wir es uns aber genauer, so werden wir den Todeskampf der Kleinsten unter den Kleinen beobachten können. Tausende von Käfern und anderen Insekten, die das Hochwasser überraschte, klammern sich in der Angst vor dem Ertrinken an den sprichwörtlich gewordenen Strohhalme an. Dort schwimmt ein fortgerissener Baum vorüber, auf den sich in ihrer Todesangst zwei Hasen gerettet haben, und hier treiben die leblosen, starren Körper mehrerer Rehe. Sie alle hat das Element überrascht, umzingelt und vernichtet; denn was jetzt noch lebt, Rettung findet es nur in den seltensten Fällen. In wenigen Tagen ist die Flut verlaufen, veronnen wie ein böser Traum.

Sommer! Eine erschlaffende Mittagshitze lagert über dem gemächlich dahinziehenden Strome. Kein Lüftchen regt sich. Die Ode hat jetzt, also in der Zeit des niedrigen Wasserstandes, einen ungemein sanften und idyllischen Charakter angenommen. Zwischen den Bühnen, jenen weit in den Strom hineingebauten Steindämmen, liegt es wie ein kristallner Spiegel, und in ihm erkennt man den jenseitigen Eichenwald in wunderbarer Schärfe und Klarheit. Nur in der Stromrinne wallt und wirbelt die jetzt grünlich aussehende Wassermasse sanft dahin. Der Strom, die Ufer und der Wald, die ganze Natur scheint zu schlummern, Stille überall; aus dem feuchtwarmen Boden steigt würziger Schlamm- und Pflanzengeruch. Vor uns auf einer von der Sonne prall beschienenen Sandbank tummeln sich einige flinke Flußregenpfeifer. Ihre Füßchen trippeln mit ungeheurer Schnelligkeit über den heißen Sand, so daß sie dem Auge verschwinden. Plötzlich stiebt die muntere Schar mit lautem „fi fi fi fi“ schwirrenden Fluges nahe über die Wasserfläche von dannen. Wir haben uns in dem Glauben, allein zu sein, unvorsichtig benommen. Da gewahren wir zu unserer Überraschung am jenseitigen Ufer die imposante Gestalt eines Reihers. Seine scharfen Sinne haben ihm unsere Anwesenheit schon längst verraten. Nun reckt er den Hals und sichert wieder. Da sehen wir mitten im Strome einen kleinen Rahn heruntertreiben mit einem einzigen Insassen. Jetzt bückt sich der Mann und holt eine Weidenrute so lang wie ein Angelstock hervor, dann stößt er sie geschickt während der Fahrt tief in den sandigen Grund. Es ist der „Rettmann“, der die „Fahrt“ aus-

steckt. Jetzt werden menschliche Stimmen laut, und während der Kahn ruhig an uns vorüber gleitet, erhebt drüben der Reiher die mächtigen Schwingen und streicht mit trägen Flügelschlägen ebenso lautlos und dicht am Wasserspiegel wie ein gespenstiger Schatten dahin. Die Stimmen kommen immer näher, die Unterhaltung wird bereits genau verständlich, noch liegt die riesige Wasserfläche in gewohnter Ruhe vor uns, da löst sich das Rätsel. Um die Biegung oberhalb unseres Standortes kommt ein mächtiger dunkler Frachtkahn geschwommen, scheinbar noch schneller als die Strömung. Am Steuer bei der „Bude“ steht der Schiffseigner und unterhält sich, nicht gerade im Flüstertone, mit seinem ganz vorn an der „Kasse“ stehenden Bootsmann, der ein langes Ruder, zum sofortigen Gebrauche bereit, über Bord hinaus geschoben hat. Nun treibt das Fahrzeug eiligen Laufes an uns vorüber. „Grüßt Stettin!“ — „Ne, wir fahren Hamboorg“, so schallt es hinüber und herüber, dann sind sie vorbei und in wenigen Minuten um die „Biege“ verschwunden. Aber da ertönt schon wieder Unterhaltung über die schalleitende Wasserfläche, und ein zweiter Kahn wird sichtbar. So treiben in einer Viertelstunde wohl ein Duzend Fahrzeuge an uns vorbei; sie alle bilden eine „Partie“, und ihr Wegweiser, jener „Rettmann“, war weit voraus. Nun ist der letzte Kahn vorüber und hinter der „Biege“ verschwunden; wir sind wieder allein. Doch nein, abermals werden Stimmen vernehmbar. Aber die Laute klingen diesmal fremdartig an unser Ohr. Jetzt hören wir auch ein merkwürdig rhythmisches, langames Schlagen und Plätschern, und nun sehen wir ein unendlich langes Holzfloß um die Ecke biegen. An beiden Enden stehen je zwei Flößer, die mit geradezu lächerlich aussehendem Zusammenknicken und RückwärtsWerfen ihrer Körper beim Siantieren der langen schweren Ruder in ihren Bewegungen genau den Holzfiguren eines bekannten Kinderspielzeugs gleichen. In der Mitte des ungeheuren, aus sechs bis acht Teilen bestehenden und von gedrehten Weidenstricken zusammengehaltenen Floßes steht die niedrige Behausung, ein Bauwerk aus Stroh von der Form einer Hundehütte. Dieser winzige Raum dient lediglich zum Schlafen und hat nur halbe Mannshöhe, deshalb ist er auch nur kriechend zu „betreten“. Nahe vor dem Eingangsloche steht die Feuerstelle, ein kleines Viereck aus Behm. Hier brodelte zu jeder Tageszeit ein schwarzgeräuchertes Töpfchen mit Kartoffeln, wenn es nicht von den überkommenden Wellen irgend eines rücksichtslosen Dampfers über den Haufen geworfen wird. Auch jetzt, als das merkwürdige, aus Hunderten von Stämmen zusammengefügte Fahrzeug an uns vorüberzieht, steigt ein hellblaues Rauchwölkchen von den Holzfeuern auf. Wir rufen hinüber; man versteht uns nicht, denn es sind ja „Wasserpollaken“ aus dem Oberschlesischen. Und ehe jene anspruchslosen Naturkinder in der Ferne verschwinden, sehen wir sie, scheinbar auf der glatten Wasserfläche stehend, immer noch ihre Rückgrat verrenkenden Bewegungen machen, lebendige Marionetten. Unter so wechselvollen Bildern kommt und geht der Nachmittag, und langsam senkt sich der Abend nieder. Hinter uns in einem schilfbestandenen Altwasser der Oder schmettert schon stundenlang ein Drosselrohrfänger sein „farre farre red red red fit“, und drüben singt eine Nachtigall ihr Abendlied. Und ehe die laue Sommernacht anbricht, ziehen feine, weißliche Nebelschleier über die Wasser, huscht es geschäftig im nahen Ufergrase, tanzen Millionen von Mücken singenden

Fluges an uns vorüber, springt bald hier, bald dort ein Fischlein plätschernd aus der dunklen Flut, und in einschläfernder Monotonie tönt es wie ferner Glockenton aus der Tiefe, das Nachtkonzert unzähliger Unken.

Herbst! Hui — wie der Wind stromaufwärts über die Fläche segt! In langen, schaumgekrönten „Wachten“ rollen die Wellenberge gegen die Strömung an, so daß man kaum etwas von ihr merkt. Das ist ein Rauschen und Tosen, wie am brandenden Meere. Auf dem langen Treideldamme herrscht reges Leben, denn ein ganzes Geschwader zumeist leerer „Billen“ ist soeben auf den Flügeln des Windes angekommen und durch den Aufzug der alten, hölzernen Oberbrücke „gestreckt“ worden. In den wenigen Tauen der schlanken Masten pfeift der Sturm die schrillsten Melodien, während sechs bis acht Männer, die vor ein langes um den Mastbaum befestigtes



Die Oderbrücke bei Glogau.

„Ende“ gespannt sind, das schwere Fahrzeug im Gleichschritt langsam, fast auf allen Vieren kriechend, eine Strecke stromauf treideln. So passiert Schiff auf Schiff in schneller Reihenfolge die lästige Brücke. Dann wird an einem der vielen Treidelpfähle „festgemacht“. Nun entwickelt sich unterm Maste ein hastiges Treiben, und während die Frau des Schiffers das Steuer versieht, entsteigt auch schon der großen Segelkiste am Fuße des Mastbaumes in hurtiger Eile eine ungeheure Menge Leinwandstoffes, der in wenigen Sekunden bis zu schwindelnder Höhe hinaufschießt. Der Rothmann läßt die „Stange“, die das Segel breitet, nieder; in demselben Momente rennt der Schiffer aus Steuer, denn schon beginnt das Schiff sich in Bewegung zu setzen. Noch einige Male schlägt das Segel hin und her, ein Schwanken geht durch den Rahn; jetzt ist die Leinwand prall gegen den Wind gerichtet, die Taue stehen straff wie eine gespannte Saite, und schneller und schneller verläßt das Schiff das Ufer. In zunehmender Fahrt beginnt es unter dem breiten Buge zu rauschen, und rechts und links wirft es weißschäumende Wassermassen aus seinem Wege. So schließt

sich das stolze Fahrzeug, die Segel gebläht, der Reihe seiner Vorläufer an, und noch lange verfolgt dann das Auge den ganzen imposanten Zug schneeweißer Segelflächen in der herbstlichen Landschaft auf allen den Biegungen der Oder, ohne vom Strome selbst noch etwas zu sehen. — Vorbei sind leider die herrlichen Zeiten jener Seglerromantik. Nur selten noch gewahrt man heute einen solchen Trupp gleich stolzen Schwänen und mit flatternden Wimpeln dahinziehender Segelschiffe auf der Oder. Soweit das Flußbett schiffbar ist, steigen jetzt an Stelle der weißen Segel bald hier, bald dort schwarze Rauchsäulen auf und kennzeichnen auf weite Entfernung den Lauf der Oder. So hat der Dampf auch hier den größten Teil von Natur, Idylle und Romantik zunichte gemacht, dem Strombilde seinen modernen Stempel aufgeprägt. Zischend und pustend, die Ufergelände in dicke Rauchschwaden und nebligen Dunst einhüllend, arbeiten sich die unzähligen Frachtdampfer mit ihren „Schleppzügen“ von sechs bis zehn großen Rähnen langsam bergwärts. Mächtige Wellenberge begleiten rechts und links hinter dem Dampfer her rennend die Fahrt, um in hochaußspritzender Brandung gegen das friedliche Ufer zu prallen, alles unterwaschend und zerstörend. Und dennoch, auch dieses wild pulsierende Leben des Verkehrs hat seinen eigenen Reiz. Da taucht weit voraus im Fahrwasser ein winziges Etwas auf. Bald entpuppt es sich als ein Boot des Ruderflufs „Neptun“. Unheimlich schnell nähert sich das schlanke Fahrzeug mit der im Winde flatternden blauweiß gestreiften Flagge und den in der Sonne hell aufblitzenden, gleichmäßig schwingenden Riemen dem Dampferkolof. Nun erdröhnt ein kurzer Warnungston mit der Sirene, und wie unmittelbar darauf das Ruderboot in elegantem Bogen seitwärts abschwimmt, sodaß es seine Breitseite zeigt, zählen wir acht blauweiß gestreifte Ruderer und einen ebenso aussehenden Steuermann als Injassen. Es schießt quer durch die Dampferwellen; in Bordhöhe eilen die Wogenkämme entlang. Dann gehts in rasendem Laufe vorbei an der langen Reihe bergwärts strebender Frachtkähne. Immer kleiner wird das fixe Ruderboot, und schließlich sieht man nur noch die blauweiße Flagge als winziges Pünktchen in der Ferne. Am Rande aber poltern die letzten Dampferwellen gegen das Ufer; vorüber ist der letzte Rahn des Schleppzuges geglitten, verzogen der schwarze Qualm und Rauch, aber lange, lange noch tanzen kleine unruhige Wellen an uns vorbei als die letzten Nachklänge des Aufruhrs moderner Stromschiffahrt.

Winter! Tiefe Stille ringsumher, und doch — welch ein lebhaftes Bild auf dem Strome. Da kommen sie daher gleich einer endlosen Pilgerschar, jene Eisschollen mit den hohen weißen Schneerändern, unzählbar, unabsehbar. „Die Oder geht mit Grundeis“ sagt der Schlesier, anstatt mit „Treibeis“. Und während sich die fabelhafte Menge von Scheiben an uns vorüberschiebt, sehen wir, wie sie sich drehen und stoßen, reiben und drängen, und dabei ihre schneeigen Umwallungen immer höher aufbauen, ihre Formen immer runder gestalten. Das ist ein geheimnisvolles Knistern und Arbeiten auf dem treibeisbedeckten Strome und am Eisrande entlang, an dem die Schollen drehend und schleifend dahintreiben. Auch wo wir stehen, haben sie von einem Bühnentopfe zum andern einen langen weißen Wall abgeschliffener und hochgestoßener Eisstückchen geschaffen. So ist nur noch die eigentliche Fahrrinne mit ihrer schollenbedeckten Oberfläche in Tätigkeit geblieben;

aber das Thermometer steht noch nicht tief genug, um auch hier den Schollen Halt zu gebieten. Da springt eines Tages ein leiser Ostwind auf, und nun vollzieht sich unter seinem eifigen Hauche das letzte Wunder. Zwischen den eng aneinander treibenden Schollen haben sich Myriaden von Eiszadeln gebildet, das ganze Wasser sieht aus wie ein dicker Brei aus Schnee und Eisstückchen. Nun kittet Scholle an Scholle zusammen, immer langsamer wird die Fahrt, immer vernehmlicher das Rischen und Reiben der Eismassen, da, plötzlich Totenstille — „die Oder steht“. Sofort füllen sich noch die kleinen Lücken mit dem Eismörtel aus, und nimmt der Frost noch längere Zeit zu, so kann man dann wohl auch bei den Fahren quer über die Oder eine mit Stroh und Sand hergestellte Passage gewahren, nicht nur für Fußgänger, sondern auch für Pferd und Wagen. Aber das sind Ausnahmefälle, obwohl das Eis der Oder alljährlich an vielen Stellen zum Stehen gelangt. Zwischen den Eisverfegungen treibt das Wasser still und langsam dahin. Von seiner Oberfläche steigen weiße Wölkchen auf, der ganze Fluß scheint zu dampfen. Hier und namentlich an den Stellen, die infolge der starken Strömung offen geblieben sind, ist das Stellbichein und bevorzugte Lieblingsplätzchen der Wasservögel. Da sitzen sie in der Reihe am Eisrande vor dem dampfenden Wasserloche, Eisenten, Seetaucher und andere seltene Gäste aus dem Norden, die man sonst nicht zu Gesicht bekommt. Wieder an anderen Stellen beleben schwarze Punkte die Eisfläche, es sind Krähen, die den erstarrten Flußlauf absuchen. Und haben sie ein totes Fischlein aus dem Eise gehackt oder irgend ein anderes kümmerliches Nahrungsrestchen entdeckt, da kommt wohl auch einiges Leben in die winterliche Einsamkeit durch das Gefrächze der schwarzen Gesellschaft beim Kampfe ums Dasein. Gelbgrün färbt sich der Abendhimmel, schnell bricht die Nacht herein, die Sterne funkeln am schwarzen Firmament in wunderbarem Glanze. Unten aber, auf dem schlummernden Stromriesen dehnt sich die öde Eisfläche mit ihren gleich Leichensteinen hier und da aufragenden Schollen in magischem Dämmerlichte.

G. Krause.





Fischzucht in Schlesien.



Die Entwicklung der Teichwirtschaft.



Schlesien ist seit alters ein wasserreiches Land. Seine Gebirge senden eine große Anzahl von Bächen und Flüssen durch grüne Täler der Ober zu, und in den Ebenen reiht sich Teich an Teich. Hier blüht heute wie nirgendwo die Fischwirtschaft, und alle die Hunderte blinkender Wasserflächen stehen fast ausschließlich im Dienste der Zucht des Karpfens.

Er war früher ein Fremdling bei uns, denn seine Heimat sind die Steppensflüsse Südrußlands und Innerasiens, aber er hat sich in Schlesien längst Heimatsrecht erworben. Fromme Mönche, die ihn als Fastenspeise hochschätzten, waren seine Verbreiter, und sie sind es auch gewesen, die ihn nach Schlesien brachten und hier in ihren Klosterweihern pflegten. Schon zur Zeit der polnischen Herrschaft war er hier eingebürgert. Sein Fleisch mundete aber auch den Laien, und bald wetteiferten der landbesitzende Adel und die Bürgerschaft der Städte mit den Klöstern in seiner Pflege. Was der „hochgeleert Man und weyt berühmpt Doctor Herr Cunradt Geyner“ Anno 1575 schreibt: „Der nuß von den Karpffen ist daß sy in die speiß kommend / auß der ursachen werdend sy von mancher herrschaft vnd Edelleüten in komlichen orten / wheren / wassergräben / re. gespeißt vnd zur merung vnd nuzung erhalten / welche hernach verkaufft / ein merckliche anzal gälts bringend“, das galt von Schlesien schon damals, und diese „merckliche anzal gälts“ reizte nicht nur die Besitzer von natürlichen Teichen, sondern auch die Eigner für Bewässerung günstig gelegener Tristen und Auen dazu, neben der Landwirtschaft auch der Teichwirtschaft ihre Sorgfalt zu widmen.

Früh ging man nämlich daran, die schon vorhandene Anzahl schlesischer Teiche künstlich zu mehren. Wiesen und Acker umgab man mit Dämmen und Behren und wandelte sie so zu Karpfenteichen um. Mehrere hundert Jahre hindurch wurden immer neue Wiesen „vorteichet und vortemmit“, und noch im sechzehnten Jahrhundert erscheint in mancher Chronik und in manchem Kaufbrieft ein neuer Teich. Durch derartige Anlagen gelangte man zu „ablaßbaren Karpfenteichen“ und wandelte durch

diesen bedeutungsvollen Schritt die wilde Teichfischerei zur rationellen Fischwirtschaft und den Wildkarpfen zu einem Haustiere um.

Auch die schlesischen Fürsten brachten der Karpfenzucht reges Interesse entgegen. Die Script. rer. siles. erzählen uns, wie im Jahre 1577 Herzog Friedrich IV. von Liegnitz mit großem Zeuge seine Karpfenteiche bei Arnsdorf besuchte. Herzog „Hennerich zu Haynaw“, sein böser Bruder Heinrich XL., der sich einer nur mangelhaften Apanagierung von seiten seines „Herrn Bruders Liebden“ erfreute, verlangte Fische auf Abschlag der Schuld. „Darauf bekamen S. F. G. eine kalte Antwort, daß S. F. G. Herzog Friedrich die Fische vor sich und die ihrigen haben müßte, zu dem, so stünde die Sache wegen Gehung des Deputats bey der Röm. K. Maj., dessen Resolution S. F. G. sich stündlich verseehe. Wie nu Herzog Hennerich solche Antwort bekommen, werden sie unlustig und verschaffen sobald 15 reiffige Roß fertig zu machen, und 5 Wagen mit Fischfassen, so die Bauren zu Modelsdorff führen und zogen nach Arnsdorf zu. Wann es dann ziemlich am Abend war, und niemand als der Teichwärter beyn Helden zu finden, so ließen S. F. G. aus den Helden allerley Fische aufladen, was sie auff die Wagen bringen konnten, zogen also mit nach dem Gredißberg zu.“

Am Ausgange des Mittelalters ist die schlesische Fischzucht eine so allgemeine mit dem Grundbesitze verknüpfte wirtschaftliche Maßnahme, daß sie gleich Ackerbau, Forstbetrieb und Viehzucht als überall geübte ländliche Erwerbstätigkeit bezeichnet werden muß. Bald folgte aber auf diese hohe Blüte der schlesischen Teichwirtschaft tiefer Verfall. Der unselige Dreißigjährige Krieg hatte das Land verheert. Wo die Acker wüßt und die Hofstätten in Trümmern lagen, mußten auch die Teiche veröden. Zu neuer Vollkommenheit erhob sich die schlesische Karpfenzucht erst nach etwa hundert Jahren. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts belehrt ein fischereikundiger Jurist seine Fachgenossen, daß die schlesischen Teichwirte „billig für Meister in der Teichwirtschaft anzusehen seien“, und „daß in Schlesien die Karpfen, wegen der allenthalben befindlichen vielen und großen Teiche, die gemeinsten und wohlfeilsten Fische seien, und es daher kein Wunder sei, daß selbige daselbst in einem weit niedrigeren Preise als an anderen Orten, wo selbige seltener seien, und öfters zu den Leckerbissen gezählet werden, ständen“. Zugleich offenbart er uns hier neben seiner Anerkennung den Grund, der es verschuldete, daß die schlesische Teichwirtschaft aufs neue einen Niedergang erlebte, der den früheren an Stärke und Nachhaltigkeit vielfach übertraf.

Was nützten die reichen Erträge, wenn die mangelhaften Verkehrswege der damaligen Zeit den Absatz derart erschwerten, daß infolge der lokalen Überproduktion nur geringe Preise erzielt wurden. Für ganze Bevölkerungsschichten war dadurch der Karpfen zu billig, „zu ordinär“ geworden. Immer kleiner wurden die Kreise, die an seinem Genuße festhielten. Vor allem aber wurde die Teichwirtschaft zurückgedrängt durch den blühenden Aufschwung, den Ackerbau und Viehzucht nahmen. In rascher Folge verschwand nun Teich auf Teich, und selbst heute noch gibt es kaum ein Dorf im schlesischen Hügellande, in dessen Gemarkung nicht durchbrochene Dämme inmitten

von Wiesen und Feldern die Stätten bezeichneten, wo ehemals der Karpfen sich wohl fühlte. Viele Tausende von Teichen wurden im Laufe von fünfzig Jahren trocken gelegt, Wasserflächen von so bedeutendem Umfange, daß aufmerksame Beobachter sogar eine Rückwirkung auf das Klima und die Luftfeuchtigkeit Schlesiens glaubten nachweisen zu können. Mit den Teichen verschwand in Schlesien auch das Wissen von ihrer Bewirtschaftung. Der Karpfen selbst entartete und sank zum harten Grätenkarpfen herab, dessen Genuß nur einem verwilderten Gaumen genügen konnte, bis die Neuzeit mit einem Schlage die Karpfenzucht zu einer Höhe hob, die sie zuvor nie erreicht hatte.

Worin besteht nun aber das Geheimnis der rationellen Karpfenzucht? Wie alle wertvollen Neuerungen in der Nutzbarmachung der organischen Welt beruht es einzig auf der sorgfamen Beobachtung der Natur. Sie hat auch den Karpfen zur Anpassung an die gegebenen Verhältnisse genötigt, und aus der genauen Beobachtung seiner Lebensweise gelangte man endlich zur Erkenntnis seiner Lebensbedingungen. Wie schon Dubisch erkannte, ist der Karpfen, obwohl ein Allesfresser, doch hervorragend auf die Kleintierfauna der Gewässer angewiesen. Diese wiederum beruht auf der Reichhaltigkeit der mikroskopischen Pflanzenwelt des Wassers, die in letzter Reihe von dessen mineralischen Qualitäten, von der Temperatur und dem Klima abhängt. Ein milder Boden, ohne die Schärfe der Humusäuren, der reich an Kalk und Kali und in gutem Düngeszustande ist, so daß auch Ammoniakverbindungen nicht gänzlich fehlen, bietet den besten Teichgrund. Deshalb sind auch die Teiche inmitten der Dorfschaften den besseren zuzurechnen. Auch das Düngen des Wassers dient der natürlichen Züchtung der Karpfennährtiere. Wird Teichgrund alljährlich im Herbst gedüngt und geackert, vielleicht auch gefalkt und mit Futterpflanzen besät, so gibt er, wenn er erst im Juni bewässert oder bespannt zu werden braucht, vorher noch einen annehmbaren Ertrag an Grünfutter.

Ungleich größer aber ist der Vorteil, der durch Lockerung, Düngung und die im Boden zurückbleibenden Pflanzenwurzeln diesem bezüglich der Steigerung seiner Güte für die Teichwirtschaft zuteil wird. Wird derartiger Grund bewässert, so werden vom Wasser die im Boden enthaltenen Nährsubstanzen im besten natürlichen Verhältnis gelöst, und es entwickelt sich eine reiche Vegetation. Bald ist das Wasser grünlich getrübt und von vielen Millionen hüpfender und springender, gleitender und schwebender Punkte bevölkert. Das Mikroskop zeigt uns die wunderbar zierlichen Formen und Farben dieser zum Teil zwischen dem Pflanzen- und Tierreich stehenden Wesen mit ihrer oft überraschend stilgerechten Ornamentik, die vom Pflanzenreiche das Blattgrün, vom Tierreiche fast allgemein die Fähigkeit der freien Ortsbewegung besitzen. Sie produzieren Stärke und Öl und dienen schon unmittelbar dem jungen Fische zur Nahrung. Weit wesentlicher aber sind für diesen die mannigfachen Vertreter der Tierwelt, die die vegetabilische Nahrung schon gesammelt und in noch leichter aufnehmbare tierische Substanz übergeführt haben: die Protozoen und Würmer, Nädertiere und Moostiere und besonders die reiche Fülle der verschiedensten wasserbewohnenden Insektenlarven und die ungeheure Arten- und Individuenzahl der das freie Wasser bewohnenden Krebschen. Gerade die wichtigste Familie dieser Krebse, die Daphniden,

ist durch Anpassung an eine frühere Epoche zum wichtigsten Faktor der Karpfen-ernährung geworden. Aus der Steppenzeit Europas haben sie merkwürdige Eigenschaften in unsere Tage herübergebracht. Als damals nach und nach nur eine kurze Regenzeit tierisches Leben überhaupt ermöglichte, füllten sie diese kurze Spanne günstiger Lebensbedingungen dadurch aus, daß sie durch reiche Eiablage für eine möglichst große Ausnutzung ihres Wohnplatzes durch eine zahllose Menge von Einzelwesen Sorge trugen.

Der heiße Sommer aber und der rauhe Winter dieser längstvergangenen Zeit töteten das ganze lustige Frühlingsleben bis auf die wenigen Ei-Exemplare, die durch besonders feste Schalen gesichert oder vielleicht durch zufälligen Tod der Mutter im Körper dieser, also von ihm umhüllt und geschützt in den Schlamm gesunken waren. Sie allein waren die Stammeltern der zahlreichen Generationen des nächsten Jahres, in dem sich derselbe Ausleseprozeß wiederholte. So gelangten diese Krebse endlich durch fortwährende Anpassung und Vererbung zu der Eigentümlichkeit, daß sie in der günstigen Jahreszeit sich nunmehr durch weichschalige Eier ungemessen vermehren. In austrocknenden Gewässern und in jedem Herbst aber erzeugt das Daphnidenweibchen meist nur ein einziges hartschaliges großes Winterei. Bei seiner Reife löst sich die Mutter, ihr Leben opfernd für das noch schlummernde ihres Kindes, aus ihrer Schale; diese schnappt über dem Ei zusammen und bildet um dieses eine zweite, wassereinschließende feste Hülle, worauf es langsam hinabsinkt und sich weich in den Teichgrund bettet. Jetzt kann es Trockenheit und Kälte wohl ertragen. Ja, das Wunderbarste ist, daß diese Eier sich in der größten Prozentzahl und besonders kräftig gerade dann entwickeln, wenn sie Dürre und Trockenheit erlitten haben. Besonders aus diesem Grunde läßt der verständige Teichwirt, wenn irgend möglich, seine Teiche über Winter trocken liegen, selbst wenn er sie nicht bestellen kann, da sie dann ja unter allen Umständen höhere Erträge geben. Der Erfolg des Trockenlegens ist so augenfällig, daß die früheren schlesischen Karpfenzüchter, ohne in die Ursachen der Erscheinung eingedrungen zu sein, sich dieser Tatsache wohl bewußt waren: „Teiche, welche wechselsweise gefischt und dann wieder besäet werden können, sind unter allen die besten. Die Bewässerung schafft dem Getreide, und die Beackerung den Fischen, immer wieder neue Nahrung,“ sagt unser landwirtschaftskundiger Jurist. Heute ist dieser wichtigste Grundsatz der alten Fischzüchter wieder zur verdienten Beachtung gekommen, und einer der Fundamentalsätze der Teichwirtschaft geworden. Aber nicht jeder Fischwirt ist auch ein verständiger und glücklicher Brutzüchter. Der Besitzer einer geringen Anzahl von Teichen würde ganz unzweckmäßig handeln, wenn er selbst Karpfenbrut aufziehen wollte. Es fehlen ihm durchaus die Mittel zur Ermöglichung einer sorgsamen Zuchtwahl, die Auswahl von Teichen verschiedener Art, sowie vor allem die nötigen Erfahrungen einer langen Reihe von Jahren. Er wird seine Karpfen als „Besatzkarpfen“ erwerben und durch diese die Futterproduktion seiner Teiche am besten ausnützen. Der Brutzüchter verfügt über Brutteiche, Vorstreckteiche, Brutstreckteiche, Streckteiche, Abwächsteiche und Hälter oder Winterteiche. In besonders sorgfältig überwachten Teichen entschlüpfen die Fischchen den Eiern. Die Streckteiche sind zu der Zeit noch grüne Felder. Diese werden nun teilweise,

an der tiefsten Stelle, abgeerntet und bespannt d. i. bewässert. Hierher werden die kleinen, kaum sichtbaren Fischchen übertragen. Hier zehren an faulenden Klee- und Gerstenwurzeln Millionen von Krebschen, und die Fischchen finden einen reichgedeckten Tisch. Bald wachsen sie sichtbar heran. Klärt sich das Wasser, d. h. vermindert sich die schwimmende Nahrung, das Plankton, so wird ein neuer Streifen des Teichgrundes abgeerntet und in wenigen Stunden durch das höher gestaute Wasser ebenfalls in Teichgrund verwandelt. So schreiten Abernten und Bespannen abwechselnd vorwärts, bis der Teich gefüllt und zuletzt alle Nahrung verbraucht ist. Der Züchter läßt die Fischchen nie das Gefühl des Hungers kennen lernen. Zur rechten Zeit verteilt er sie in neue Teiche, wo ihnen, entsprechend ihrer vorgeschrittenen Größe ein reicheres Futterquantum zugemessen ist, und wiederholt, wenn nötig, noch einmal diese Verteilung. Die Folge ist, daß dann im Herbst ein so gepflegter Fisch oft bis 500 g Gewicht erlangt. Im Winter verweilen die Fische in den tiefen Winterteichen. Diese sind gewissermaßen ihr schützender Stall, wogegen die Streckteiche, sowie die Abwachsteiche, in denen die Karpfen schon im nächsten Jahre die stattliche Größe von über zwei Pfund erreichen können, die Sommerweide darstellen. Eine Fischwirtschaft, die nach dieser Methode arbeitet, steht auf der Höhe der Zeit, und solcher gibt es in Schlesien viele. Der schlesische Karpfen ist ein gesuchter Artikel geworden, und zwar weiß der Norddeutsche seinen Wohlgeschmack noch besser zu schätzen, als mancher schlesische Landsmann.

An den Teichen.

Eine ganze Anzahl gut geleiteter Teichwirtschaften liegt in der Nähe von Liegnitz, der alten Pfaffenstadt. Hier sitzen Teichwirte, die unter den ersten Schlesiens und zur rechten Zeit erkannten, welcher bedeutende volkswirtschaftliche Vorteil unserer Provinz aus der Wiederaufnahme rationeller Fischzucht erwachsen mußte. Benutzen wir den Schienenweg, der von Liegnitz aus nach Arnsdorf führt, so liegt vor uns im Norden eines der lang gestreckten Dörfer der „langen Gasse“, jener einzig dastehenden sieben Meilen langen Reihe von Ortschaften, die sich von Liegnitz aus über Hahnau bis nach Löwenberg — von der Ragbach bis zum Bober — hinzieht. Es ist Bärzdorf-Trach. Hier finden wir eine Teichwirtschaft von seltener Zweckmäßigkeit, die, aus unbedeutenden Anfängen herausgewachsen, sich durch sichere und zielbewußte Leitung zu einer Musteranstalt entwickelt hat, deren Erzeugnisse, deren Karpfensatz vor allem weit über die deutsche Heimat hinaus wohlverdienten Ruf und hohe Wertschätzung genießen. Der Fachmann findet hier bereitwillig Vorbild, Rat und Lehre, und dem Fachgelehrten wird gern Einblick in die Fragen der Praxis gestattet, ohne die alles Wissen des realen Grundes entbehrt.

Ein Gang durch die Gemarkung der Herrschaft am Ende des Maimonds läßt allerdings nicht erkennen, daß hier das Wassereunte gebende Land umfangreicher ist als manches Landgut. Wohl blinkt hier und da eine Wasserfläche, aber im allgemeinen ruht das Auge auf grünen, von Gebüschern malerisch unterbrochenen Äckern.

Freilich sind diese von schmalen Dämmen umzogen, aber sie tragen noch üppig Gras und Klee. Wer nur an die schlammigen Tiefen der Teiche seiner Jugend mit ihren Mummeln und Seerosen denkt, wird Teiche hier überhaupt nicht vermuten. Sie sind's, obwohl über ihnen allerwärts die Lerchen zur Sonne steigen. Wenige Wochen später schon leiten die verzweigten Rinnale Welle auf Welle herbei. Mehr und mehr spiegeln die abgeernteten Flächen den Himmel wieder. Sumpfgewächse sprießen auf, und da, wo im Herbst der Pflug ging, erheben sich ganzezüge von Enten vor dem Rahne des Jägers. Schüsse knallen, Möwen kreischen, und hoch oben in der blauen Luft zieht der Fischeaar seine Kreise.

Der Spätherbst ist auch hier die Erntezeit des Teichwirtes. Teich auf Teich wird „abgefischt“; der größte von dem zahlreichen Wildgeflügel, das hier einfällt, seit alters Gansaar, das ist Gänseteich, genannt, hat die respectable Fläche von 32 ha oder 128 Morgen. Hier wird der Fischzug zum sehenswerten Ereignis. Der Weg führt vom Dorfe aus nach halbstündigem Wandern zum Ziele. Es ist schon erheblich frisch geworden; aber die Sonne sendet noch freundliche Strahlen auf die Herbstlandschaft. Goldig leuchtet das Herbstlaub, und durch den glitzernden Dunst des Morgens grüßt der Haynauer Dickturm herüber. Vor uns liegt zuletzt eine weite Ebene, teils nackt und trocken, teils feucht, bedeckt von dürrem Gesträube, das, gebleicht vom Ernste der ersten Frostnächte, im leichten Luftzuge flüsternd raschelt, umfränzt von einer Landschaft, die mit ihren zahlreichen Baumgruppen an die Parkwiesen Englands gemahnt: der Teich. Die weite Ebene vor uns war noch vor wenigen Tagen ein nicht ganz seichtes Gewässer. Zu den Grundsätzen der modernen Wasserwirtschaft gehört es auch, daß nur der Teich als ein rechter Karpfenteich gilt, der sich in kürzester Zeit vollständig leeren läßt. Trotz seiner Größe ist das bei diesem Teiche der Fall. Hier ist der mehr als hundert Morgen große Teichgrund ein einziges ebenes Ackerfeld. Auf der ganzen großen Fläche gibt es weder Strauchwerk noch Stubbten und Stöcke, weder Gruben noch Tiefen. Der Teichboden hat nur soviel Neigung, daß auch die letzten Reste des Wassers sich in dem Graben sammeln, der den ganzen Teich durchzieht und im „Stich“, dem Tümpel am „Mönch“, der Abflußeinrichtung, mündet. Bereits vor einigen Tagen ist dem Wasser allmählich Abzug gestattet worden. Langsam hat sich der Teichspiegel gesenkt. Kein Fisch ist auf das Trockene gesetzt worden. Jeder hatte Zeit, der unmerklich zurückweichenden Welle zu folgen, bis schließlich im Graben und im Stich die Teichbewohner sich zusammendrängten. Man bemerkt sie zunächst noch wenig, denn das Wasser wird durch ihre ruhelos hin- und herschweifenden Scharen getrübt. Nur die über die graue Fläche sich hier und da erhebenden hohen Rücken zeigen, daß es überall lebendig ist. Der Leiter der Fischerei überblickt prüfend die stattliche Arbeitergruppe, die unter Aufsicht des Fischmeisters das große Zugnetz rüstet, die „Bracke“, den Sortiertisch, aufstellt, oder an der Wagenreihe beschäftigt ist, die Faß an Faß tragend bereit steht, die Fische sofort den Hältern zuzuführen.

Jetzt wird das Zeichen zum Beginn des Fischens gegeben. Das Zugnetz wird im obersten Teile des Grabens eingelegt und von einer Anzahl kräftiger Arme dem Stiche zugezogen, um alle noch im Graben stromen nach Freiheit ringenden Schuppen-

träger zur Rückkehr zu zwingen. Am Stiche stellen wir uns auf. Freilich, das Warten darf uns nicht verbrießen. Das Netzziehen ist eine harte Arbeit, und nur langsam rücken die Fischer vor. Schwer atmend, Schritt für Schritt kommen sie näher. Einem Brette gleich schiebt das gefüllte Garn Fische und Wasser vor sich her. Immer trüber strömt die Flut zum Stiche, immer größer wird die Zahl der Fische, die durch eilige Umkehr und Flucht der nachdrängenden Gefahr zu entgehen trachten. Zu zehn, zu Hunderten, ja schließlich zu Tausenden drängen sie dem Stiche zu. Das tiefere Wasser des Mönchtümpels verbirgt sie alsbald dem Auge.

Nun ist das Zugnetz angelangt. Der Graben wird einstweilen abgesperrt, und es beginnt das Abfischen des Stiches. Ein Zug durch den Tümpel, und nur mit Mühe können die kräftigen Hände das Netz soweit auf das Ufer ziehen, daß es möglich ist, die Fische zu bergen. Welch Gewimmel! Welche wogende Menge der gelblich leuchtenden Leiber, der rötlichen, laut klatschend schlagenden Schwanzflossen! Dazwischen eine Anzahl dunkelgoldig blinkender Schleien. Hier und da ein fremder Eindringling, ein schlankes silbernes Fischchen des nahen Flusses und dazwischen der gierige Rachen eines schnell herangewachsenen Hechtes. Da heißt es eifrig sammeln, einheimsen, sortieren, wägen, notieren, verteilen, abfertigen. Hier ist jetzt nicht Zeit zu gemächlichem Bögern. Der Fisch will wieder ins Wasser; darum Bahn frei und vorgelesen! Wagen auf Wagen fährt mit seiner Last gefüllter Fässer zum Dorfe, um alsbald, bereit neue Ladung aufzunehmen, zurückzukehren. Ist der Stich beinahe entleert, so wird ein zweiter und dritter Zug grabenabwärts angeordnet, denn immer noch sind Fische dem Netz dadurch entgangen, daß sie sich fest an den Grund gedrückt haben.

Endlich tritt Ebbe ein. Es ist Feierabend. Was etwa noch übrigblieb, wird am nächsten Tage gesammelt. Die Krähen und Möven helfen den Teichboden säubern, wenn ihnen auch nur Schnecken und Würmer bleiben. Das dürre Kraut der Teichpflanzen wird abgeerntet und als willkommene Streu geborgen. Nun kann der Pflug wieder über den Teichgrund gehen und im nächsten Mai hier wieder ein Saatsfeld grünen, denn nur wenige Tage nach dem Abfischen ist der Boden fest und trocken.

So geht es Jahr um Jahr. Nur werden die Teichflächen zusehends größer. Ländereien von Hunderten von Morgen werden an den verschiedensten Orten Schlesiens immer noch zusammenhängend und auf einmal der Wasserwirtschaft zugeführt. Hand in Hand geht damit die Steigerung der Ertragsfähigkeit unseres heimatlichen Bodens. Dem intelligenten Grundbesitzer erschließt sich ein neuer Quell des Wohlstandes. Und mit der weiteren Ausdehnung der Wasserflächen muß wohl zuletzt auch wieder das alte mildere Klima in Schlesien Einklehr halten, das ehemals die Hitze des Sommers erträglicher machte und Wälder und Felder frischer grünen ließ.

f. Schifora.





Schlesische Burgwälle.



Wohl jedes Dorf in unserer Provinz hat einen Platz oder deren mehrere auf seiner Flur, an denen die verschiedensten Sagen haften. Besonders sind es die aus altersgrauer Vorzeit stammenden Wälle im flachen Lande oder droben auf der Höhe, von denen die Dorfbewohner noch viel zu erzählen wissen. Hier sollen Schlösser einst gestanden haben, die wegen der Bosheit ihrer Bewohner versunken sind, große Schätze liegen da verborgen, unterirdische Gänge gehen von dort aus, und in nächtlicher Stunde hält man es nicht für ratsam, an solchen Plätzen vorüberzugehen, da der wilde Nachtjäger dort sein Wesen treibt. Ein geheimnisvolles Dunkel lagert über diesen Anlagen einer längst vergangenen Zeit, und es dürfte nicht uninteressant sein, sie genauer zu betrachten.

Die Wälle tragen sehr verschiedene Namen. Man nennt sie nach den angeblichen Erbauern wohl meistens Schwedenschanzen, obgleich sie mit den Schweden nichts zu tun haben; zuweilen führen sie auch die Namen Tartaren-, Hussiten-, Pandurenschanzen und Tatterngräben. Diese Bezeichnungen deuten darauf hin, daß das Volk eine Erinnerung an die Bedeutung der Wälle in Kriegsnöthen bewahrt und nur von dem Feinde, der seiner Einbildung gerade am furchtbarsten erschien, den Namen entlehnt hat. Mehr auf die Art der Benutzung deuten die Namen: Burgwall, Burgberg, Schloßberg, Wallberg. Mit diesen ist die Bezeichnung verwandt, die die slavischen Völkerschaften für derartige Anlagen haben, und die auch bei uns mehrfach vorkommt. Grad heißt Umfriedigung, woraus grocischko, hradisco, grodzisko u. s. w. wird. Wir haben in Schlesien einen Grodzisko-Wall bei Loslau Kr. Rybnik, einen Grätzberg bei Klieschau im Kreise Steinau a. D., den bei Gniechwis Kr. Breslau gelegenen „Hintergrätz“ und den bekannten Gröbzigberg bei Goldberg. Von demselben Stamme kommen mehrere Ortsnamen: Gräbzig, Grätz, Garz. Einzelne Wälle haben einen besonderen Namen: Glücklich oder Glückelsberg bei Gniechwis Kr. Breslau und Heinrichswalde Kr. Frankenstein, Hunte- oder Hanteberg bei Groß-Krichen Kr. Lüben,

Kuppitz oder Kuppitzberg bei Dgen Kr. Grottkau und bei Wirwitz Kr. Breslau, Opferberg bei Groß-Gräbitz Kr. Glogau, „Ringmauer“ bei Klein-Gütmannsdorf Kr. Reichenbach, „wilde Fischerei“ und „wüftes Schloß“ im Haynauer Stadtwalde, „Raubschloß“ bei Siebenhufen Kr. Jauer, „wüftes Schloß“ bei Fehrbeutel Kr. Striegau, „Boizenburg“ im Löwenberger Stadtwalde und „Frauenhaus“ bei Märzdorf in demselben Kreise. Im ganzen sind in Schlesien bisher ungefähr 300 Schanzen gezählt worden.

Ihrer Lage nach sind die Wälle sehr verschieden. In den Kreisen Reichenbach, Frankenstein, Löwenberg, Jauer, Görlitz, Schönau, Striegau, Grünberg, Freystadt, Glogau liegen sehr viele Wälle auf Bergen. In anderen Kreisen haben sie zumeist ihre Lage in der ehemals wohl noch mehr als heute sumpfigen Niederung. Gerade



Schwedenchanze bei Köben a. O.

Nach der Natur gez. von Dr. Hntze.

diese in der Ebene geschütteten Anlagen sind zuerst in Gefahr, der fortschreitenden Kultur zum Opfer zu fallen, indem ihr fruchtbarer Boden zur Erhöhung des Wiesenlandes oder als Acker benutzt wird. Nicht selten zeigt noch ein länglich rundes Stück Ackerland in mooriger Umgebung den letzten Rest eines Burgwalles, wie Scherben und Knochenfunde, vielleicht auch der daran haftende Flurname beweisen.

Zumeist sind die Schanzen in rundlicher Form aufgeschüttet, die Böschung steigt auf der Außenseite ziemlich steil an, während sie nach der Innenseite flacher verläuft. Bei den Wällen von Niklasdorf Kr. Frankenstein, Köben Kr. Steinau, Ebersbach Kr. Görlitz ist landeinwärts die Aufschüttung vollständig in Hufeisenform erfolgt, während die Seite nach einem steilen Abhang zu offen blieb. Ganz vereinzelt haben einige Schanzen, z. B. Schloßberg bei Bobernig Kr. Grünberg, Frauenhaus bei Märzdorf Kr. Löwenberg, die auf einem Bergrücken liegen, nur auf der Seite einen Wall, auf der der Zugang von den benachbarten Höhen zu schützen war.

Terrassenartige Erhöhungen am Burgwall selbst fanden sich bei Gustau Kr. Glogau und bei Bölling Kr. Freystadt. Sie dienten wohl zur Erleichterung des Aufgangs oder wurden auch gelegentlich als Wohnplätze benutzt, wenn das Aufsuchen des Walles noch nicht nötig erschien, wie zahlreiche Scherbenfunde und die durch Feuer angeschwärzte Erde beweisen. Ähnliche Plätze mit zahlreichen Kulturresten vor dem Walle fanden sich bei Klein-Obisch und Gustau Kr. Glogau, Grätzberg Kr. Steinau, Röchlig Kr. Goldberg. Doppelte und dreifache Umwallungen, wie sie bei den prähistorischen Wallbauten sonst öfter vorkommen, z. B. bei der Grotenburg im Teutoburger Walde, sind mehrfach konstatiert worden, so bei Daskau Kr. Glogau, Sawada und Landecker Kr. Ratibor, Rummelsberg Kr. Strehlen, Seifersdorf Kr. Grottkau, Kellerberg bei Heinrichswalde Kr. Frankenstein.

Noch ist zu erwähnen, daß einzelnen Wällen noch ein Vorwall vorgelagert ist, z. B. bei der Tartarenschanze von Hummel Kr. Liegnitz. Er sollte wohl die Seite, von der man den Angriff erwartete, decken oder auch, bei den Schanzen im Moore, den anlaufenden Rähnen einen geschützten Hafen bieten.

Ganz vereinzelt sind neben der Schanze (Heidau Kr. Wohlau) zwei Wallhöfungen, die sichelförmig nach Süden und Osten ausbiegen und vielleicht für die nächstliegenden Ortschaften einen gesicherten Zugang zu dem Walle, an dessen Schutz sie teilhatten, bilden sollten.

Auch in Bezug auf die Größe und den Umfang der Schüttung zeigen die Wälle sehr bedeutende Unterschiede, je nachdem eine größere oder kleinere Zahl von schutzbedürftigen Ansiedlern sich zum Bau eines solchen Rundwalles vereinigte. Das größte Schanzenwerk in Schlesien dürfte wohl das Wallefeld bei Lubowitz Kr. Ratibor sein, dessen Flächeninhalt über 200 000 qm betragen soll. Einen ähnlich großen Raum umschließt der Steinwall auf dem Geiersberge Kr. Reichenbach. Andere größere Schanzen sind die Steinhöfung auf dem Zobten, die Tartarenschanze bei Girschtendorf Kr. Reichenbach, der Burgberg bei Mertschütz Kr. Zauer, der in einem großen Torfmoor gelegene Burgwall von Heidevorwerk Kr. Wohlau, der Wallberg bei Friedemost Kr. Glogau.

Die Wälle unserer Provinz sind auch nach ihrem Aufbau sehr verschieden. Schlesien hat vierzehn steinerne Ringwälle, nämlich einen in Oberschlesien bei Blottwitz Kr. Groß-Strehlig; sechs in Mittelschlesien und zwar den Vogelsberg bei Tollmersdorf Kr. Frankenstein, den Zobten Kr. Schweidnitz, den Rummelsberg Kr. Strehlen, den Ringwall bei Güttmannsdorf, den Geiersberg Kr. Reichenbach und den Breiten Berg bei Striegau; sieben in Niederschlesien: Landskrone, Melaine und Nieda an der Wittiche im Kreise Görlitz, den Heßberg, den Wall bei Kolbnitz, den Weinberg bei Peterwitz Kr. Zauer und den Burgberg bei Landesgut.

Diese Wälle bestehen aus zusammengeschütteten Felsstücken und Steinmassen und liegen auf hohen Bergen. Die Schüttung erfolgte auf dem Abhange unterhalb der Bergspitze oder des Bergrückens, so daß ein ziemlich großer Platz frei blieb. Ähnliche Steinwälle finden sich in Böhmen, in der Oberlausitz, in Thüringen bis zum Rheine und auch in Finnland.

Eine besondere Erscheinung sind unter diesen Steinwällen die angeschmolzenen oder verschlackten Wälle, von denen es in Schlesien vier giebt, nämlich Landskrone bei Görlitz, Breiter Berg bei Striegau, Weinberg bei Peterwitz Kr. Zauer und Gützmansdorf Kr. Reichenbach. Ähnliche Schlackenwälle finden sich in der Oberlausitz, in Böhmen, am Rhein, in Frankreich und Schottland. Meistens wurden leicht schmelzbare Steine wie Gneis, Basalt, Diorit u. s. w. verwendet. Die Verschlackung ist nicht in allen Teilen des Walles gleichmäßig. In den schlesischen, böhmischen, lausitzer und französischen Wällen ist das Innere am meisten verschlackt, bei den schottischen gewöhnlich die Außenseite.

Bei weitem zahlreicher sind die Erdwälle, die auf Höhen, in Talschluchten und in der Ebene zu finden sind. Sie sind sowohl nach ihrer Lage als auch nach ihrem Aufbau verschieden. Der Untergrund für die Anlagen ist entweder von der Natur gegeben oder künstlich hergestellt. Als Grundlage z. B. für die Pandurenschanze von Sandberg Kr. Breslau wurde eine Insel der Oder benutzt, ebenso für die bekannte Oswitzer Schwedenschanze eine inselartige Erhebung desselben Flusses. Ähnliches finden wir bei der Schanze von Bunzlau dicht am Bober und meistens bei den in den Flußgebieten liegenden Wällen. Dem Hunte- oder Hankeberge bei Groß-Krichen Kr. Lüben legte man in ähnlicher Weise einen länglich runden, flachen Sandhügel, der mitten aus der moorigen Umgebung aufragte, zu Grunde. Gelegentlich wurde die in die sumpfige Niederung vorspringende Spitze eines Hügelrückens benutzt, um auf dieser einen Wall zu schütten, z. B. Schloßberg bei Altrauden Kr. Steinau. Ebenso legte man den in Talschluchten aufragenden Burgbergen eine natürliche Erhebung zu Grunde, z. B. bei Gustau Kr. Glogau, Bölling Kr. Freystadt, Hohendorf Kr. Goldberg.

Sehr schwierig war es, in Sumpfgenden einen künstlichen Untergrund für den Aufbau zu schaffen. Um in dem trügerischen Moore festen Halt für den Wall zu gewinnen, wurden Baumstämme in den Sumpf geworfen. So fanden sich in der Tiefe des Opferberges bei Groß-Gräbitz Kr. Glogau zahlreiche viereckig behauene Eichenstämme. In Gröschwitz Kr. Breslau wurden quergelagerte, zehn Fuß lange Eichenstämme bloßgelegt und bei dem Burgwalle von Liebenau bei Luvas Kr. Wohlau Massen angefohlten Eichenholzes aufgedeckt.

Neben Hölzern verschiedenster Art sind für den Kern des Walles große Steine verwendet worden. Sie sind nach Art der Cyclopenmauern fest in einander gepackt und steigen in der Erdschüttung ein bis zwei Meter hoch auf. Um diesem Kerne des Walles mehr Halt und Festigkeit zu geben, sind starke Lehmschichten verwendet worden. Bei zahlreichen Wällen ist diese Lehm Lage durch Feuer erhärtet, z. B. Jakobskirch Kr. Glogau, wo der gebrannte Lehm mit Stroh gemischt war, Frauenhaus bei Märzdorf Kr. Löwenberg, wo rotgebrannte Erde und verkohlte Balkenreste zu Tage traten, Schanze zwischen Polkau und Grlachsdorf, wo gebrannte Lehm- und Ziegelmassen gefunden wurden. Bei dem Schloßberg von Friedrichswalde Kr. Glatz wird von einer rostroten Färbung des Bodens, von einem Lager verbrannten Holzes, geschwärzten, zum Teil verschlackten Feldsteinen berichtet. Ein solcher Lehmstrich fand sich auch in dem Wallbergel bei Haynau. Durch die auf

ihm regellos liegenden, verbrannten Hölzer war der Lehm vollständig erhärtet. Auch in dem Walle von Groß-Gräbzig Kr. Glogau wurden rotgebrannte Schichten aufgedeckt. Über dem durch Steine und Lehm gebildeten Wallkerne liegen starke Erdschichten, die zumeist aus der Umgebung entnommen sind.

Fast in allen Teilen des Walles, besonders aber im Kessel, finden sich Steine, Knochen und Scherben. Herdstellen mit Steinpflasterungen werden fast immer auf der Innenseite des Walles und im Kessel selbst bloßgelegt. Stücke erhärteten Lehmbeurufs mit Stabeindrücken sind beim Hunteberge Kr. Lüben, Obisch und Gräbzig Kr. Glogau, Gniechwig Kr. Breslau beobachtet worden. Sie sind der letzte Rest der Wohnungen der Ansiedler. Aus leicht vergänglichem Material: Stangenhölzern, Rohr, Rasen und Lehm waren sie hergestellt, und auch letzterer ist nur dann erhalten, wenn er durch den Brand der Hütten erhärtete.

Sehr zahlreich sind in den Wällen Scherbenfunde. Unter diesen sind besonders zwei Gruppen zu unterscheiden: die vorlavischen oder germanischen und die slavischen. Jene, die von den Gefäßen unserer Urnenfriedhöfe fast gar nicht verschieden sind, kommen allerdings nur auf sehr wenigen Wällen der Provinz vor, z. B. Zobten, Geiersberg, Breite Berg bei Striegau. Hier sind auch andere Reste aus der vorlavischen Periode gefunden worden, namentlich Bronzestücke.

Ganz anders sind die Einschlüsse der oberen, slavischen Schichten. Auch hier ist am stärksten das Topfgeschirr vertreten, das sich durch charakteristische Merkmale von den Einschlüssen der vorlavischen Stätten unterscheidet. Die slavischen Töpfe sind mit Anwendung der Töpferscheibe hergestellt. Sie sind hart gebrannt und ohne Henkel. Sie haben entweder die Form von Blumentöpfen oder die unserer gewöhnlichen bauchigen Töpfe. Der Rand ist meistens stark ausgebogen, oft sogar in breitem Saume umgeklappt. Nicht selten sind Randleisten, die mannigfach profiliert sind. Unter der großen Zahl der Verzierungsarten ist das Charakteristische die Wellenlinie. Sie tritt als einfache Linie auf oder ist mit einem mehrzinkigen Geräte eingestrichen, bald in flachen, bald in steilen Bogen. Oft sind mehrere solcher Systeme unter oder in einander gezogen oder auch in Verbindung mit wagerechten Strichsystemen oder mit Gruppen von Punkteindrücken.

Einen eigenartigen Charakter tragen die Topfböden. Sie sind im ganzen eben; häufig ist ihnen ein leichter, kreisrunder Stempel eingedrückt. (Grätzberg Kr. Steinau, Obisch Kr. Glogau, Heidau Kr. Wohlau.) Von ganz anderer Technik sind die konvav eingewölbten Topfböden. Sie tragen oft erhabene Zeichen, Knöpfe, Kreuze, Sterne, Räder, unregelmäßige Vierecke. Sie sind auf schlesischen Wällen öfter gefunden worden, besonders zahlreich aber in Böhmen.

Spätavische Scherben sind auf einzelnen Wällen bisher ausschließlich beobachtet worden, z. B. auf dem zweiten Walle bei Altraudten und auf dem „alten Walle“ bei Guhren Kr. Steinau, ferner bei den Wällen des Haynauer Stadtwalles. Sie haben zumeist eine bläuliche Farbe und sind klingend gebrannt. Ornamente sind nicht mehr so häufig wie auf den vorher beschriebenen slavischen Scherben, jedoch sind Wellenlinien und stempelartige Eindrücke zu bemerken, ebenso wagerechte Striche, die um das ganze Gefäß herum führen.

Vollständig erhaltene Gefäße der slavischen Periode sind auf dem Hintergrätz bei Gniechwiß mehrfach gefunden worden, von denen vier in das Berliner Museum für Völkerkunde gelangt sind.

Zu den bisher erwähnten Tongeräten kommen noch die überaus zahlreichen Spinnwirtel in den verschiedensten Formen. Nicht selten sind auf ihnen Verzierungen zu bemerken.

Auch Getreidereste gehören zu den Funden. Auf dem Burgberge von Poppischütz Kr. Freystadt wurden mehrere Sorten verkohltes Getreide aufgefunden und zwar Roggen, Hirse, Erbsen und Hafer. Es lag ein bis drei Fuß hoch, auf halb verbrannten, etwa drei Zoll starken Bohlen von Eichenholz. Auch von dem einen Walle bei Richtenberg Kr. Görlitz wird verbranntes Getreide erwähnt. Auf dem Breiten Berge bei Striegau wurde 1872 ein Näpfchen, zur Hälfte mit gebrannten Gerstenkörnern gefüllt, bloßgelegt.

Neben den Getreideresten wirft besonders der zahlreiche Nachlaß von Knochen ein Licht auf die Lebensmittel der Ansiedler. Häufig sind es Knochen von Kindern, Schweinen, Pferden, Schafen und Hunden, ebenso Oberzähne, die oftmals Spuren der Bearbeitung tragen.

Stirnzapfen von Kindern, sowie Hirsch- und Rehgeweihe, auch Vogelknochen, Geweihe vom Elen, die in Gohmar Kr. Luckau in der Niederlausitz und in Schlieben Prov. Sachsen festgestellt wurden, sind in Schlessien noch nicht vorgekommen.

Einzelne Knochen zeigen Spuren der Bearbeitung. Gespaltene Schenkelstücke sind angespitzt worden. So ist von Gniechwiß ein Spitzbohrer mit ganz feiner Spitze, der aus einem gespaltenen Extremitätenknochen hergestellt ist, bekannt. Aus derselben Schanze stammt ein künstlich zugespitzter Metatarsalknochen eines Schafes, hinten ab- und eigentümlich ausgebrochen, wie wenn dort mit einem Spitzhammer eingeschlagen wäre. In gleicher Weise sind die Spitzen vom Rehgeweih bearbeitet. Sie mögen als Pfriemen oder Löser verwendet worden sein, die ebensovohl zum Flechten von Körben und Matten, als auch zum Stricken von Netzen und zum Drehen von Seilen gebraucht worden sind. Fast aus allen genauer untersuchten Wällen Schlesiens sind diese Stücke bekannt. Andere Geweihe sind abgestemmt und als Hacken und als Hämmer gebraucht worden. (Viebenau bei Auraz.)

Aus einzelnen Geweihstücken sind kleine zylindrische Stücke herausgefägt, sogenannte „Hirschhornringe“, die in Groß-Gräbitz Kr. Glogau, beim Grätzberge Kr. Steinau und in Gniechwiß Kr. Breslau mehrfach beobachtet worden sind. Seitenstücke sind aus Böhmen und der Lausitz bekannt. Manche sind durch Kreise und Striche verziert. Sie sind wohl aufgereiht und als Schmuckgegenstand verwendet gewesen, die größeren vielleicht am Pferdegeschirr oder als Messergriffe.

Ein Knochenkamm ist aus Groß-Gräbitz Kr. Glogau bekannt. Ebendaher stammen zwei durch Kreise ornamentierte Zierstücke aus Knochen. Eines dieser Stücke ist vielleicht ein Glättknochen für Gewebe. Schlittknochen sind in der Nähe der Döwitzer Schanze zusammen mit einem Elchhorninstrument und einem Värenzahn zu Tage gekommen, ebenso auf den Dominikeln von Breslau und Glogau.

In Gniechwitz Kr. Breslau sind ferner einzelne sehr stark verletzte Reste menschlicher Skelette, von Erwachsenen und von Kindern, gefunden worden, ebenso auf dem Breiten Berge bei Striegau. Auch in der Moblauer Schanze Kr. Glogau sollen Menschen- und Tierfelle bloßgelegt worden sein. Desgleichen sollen auch in Groß-Gräbzig Kr. Glogau einzelne Menschenknochen und auch Schädel zu Tage getreten sein. Seitenstücke für Schädelknochen sind aus Stargard Kr. Guben und Rezin an der Havel bekannt. Im letztgenannten Walle fanden sich drei Schädel ohne jede Beigabe von anderen Teilen des Skeletts und zwar mit den schwersten Verletzungen. Professor Virchow urteilte darüber: „Es kann kein Zweifel darüber sein, daß wir es hier mit den abgeschlagenen Köpfen von Männern zu tun haben, deren Körper nicht mit an die Stelle gebracht wurden, wo man schließlich die Köpfe einscharfte. Da man trotz der an einigen derselben hervortretenden Brandspuren wohl kaum an Anthropophagie denken wird, so bleibt wohl keine andere Erklärung übrig, als daß es sich um Kriegstrophäen handelt. Denn zwei der Schädel tragen auch sonst noch so schwere Hieb- und Wunden, welche von oben her beigebracht sind, daß man nicht fehl gehen wird, wenn man diese als die eigentlichen Todeswunden bezeichnet, während der Gedanke an eine Tötung durch Köpfe aufgegeben werden muß. Wahrscheinlich wurden die Köpfe erst den gefallenen Feinden abgeschlagen und dabei sowohl die Unterkiefer als auch die Umgebung des Hinterhauptloches zertrümmert. Vielleicht entstammen diese Köpfe jener Zeit der erbitterten Kämpfe zwischen Wenden und Deutschen.“

Von Geräten aus Holz sind in der Nähe des Gräbziges Kr. Steinau vor ungefähr dreißig Jahren zwei Einbaumkähne ausgegraben worden, die man leider verbrannt hat.

An Steingerät sind besonders Beisteine der verschiedensten Form beobachtet worden. In Gniechwitz fand sich ein platter, rechteckiger Schleiffstein aus schwarzem Schiefer, eine ähnliche viereckige Schieferplatte in Heidau Kr. Wohlau. Ebenso sind Mühlsteine nicht selten, z. B. in Groß-Gräbzig Kr. Glogau.

Wohl in allen genauer untersuchten Wällen der Provinz sind zahlreiche Eisensfunde konstatiert, besonders Pfeilspitzen, Messer, Lanzenspitzen, Ruten, Hufeisen, Gabeln, Haken, Sporen, Schlüssel. Auf vielen Wällen finden sich große Stücke von Eisenschlacke. Ein Eisenschmelzofen ist in dem Heidauer Walle Kr. Wohlau bloßgelegt worden.

Auf dem Burgwalle zu Gniechwitz Kr. Breslau fand man 1876 in einem roh gearbeiteten Töpfchen zahlreiche Münzen und Reste orientalischer, fein gearbeiteter Schmucksachen: Funde, die in Schlesien keineswegs selten sind. Der Schatz ist, nach den Münzen zu urteilen, etwa um 980 n. Chr. vergraben worden. Andere Münzfunde sind, nach allerdings unsicheren Angaben, die von den Wällen von Girtlachsdorf Kr. Reichenbach, Blotnitz Kr. Groß-Strehlitz, Nicolai Kr. Pleß, Pristram Kr. Nimptsch, Pinquart Kr. Glogau. Bei dem Gniechwitzer Silberfunde lagen noch zwei Silberbarren, zerbrochene Teile von Ringen und Ketten und zwei silberne Schlafenringe. Über das Vorkommen dieser orientalischen Schmucksachen mit arabischen Münzen urteilt Professor Virchow: „Die ungemein große Häufigkeit der orientalischen Schmucksachen und das Vorkommen ungemischter Depots von arabischen Münzen

in den Gebieten östlich von der Elbe läßt nur die Deutung zu, daß die slavischen Länder in jener Zeit der unaufhörlichen Kämpfe mit den Deutschen in viel höherem Maße dem östlichen Handel erschlossen waren als zu irgend einer anderen Periode der prähistorischen oder historischen Entwicklung."

In früheren Zeiten herrschte eine große Meinungsverschiedenheit unter den Forschern über die Erbauer dieser Erdwerke. Nach den Untersuchungen Virchows, die eine allgemeine Anerkennung erlangt haben, sind die Wälle die Werke der im fünften Jahrhundert nach Christo eindringenden Slaven, die auch die wenigen aus der germanischen Zeit herrührenden Schanzen benutzten. Eine Bestätigung erfuhr diese Ansicht durch den Reisebericht eines arabischen Juden, Ibrahim ibn Jacub, der im Jahre 973 eine maurische Gesandtschaft an Otto I. nach Merseburg begleitete und dann über die Elbe nach der Burg Wiligrad zog. Er berichtet über den Bau der Wälle bei den Slaven: „Wiligrad ist in einem Süßwassersee erbaut, sowie die meisten Burgen der Slaven. Wenn sie nämlich eine Burg gründen wollen, so suchen sie ein Weideland, welches an Wasser und Rohrsümpfen reich ist und stecken dort einen runden oder viereckigen Platz ab, je nach der Gestalt und dem Umfang, welche sie der Burg geben wollen. Dann ziehen sie darum einen Graben und häufen die ausgehobene Erde auf. Diese Erde wird mit Brettern und Balken fest gestampft. Ist dann der Wall bis zu der erforderlichen Höhe aufgeführt, so wird an der Seite, welche man auswählt, ein Tor abgemessen und von diesem eine hölzerne Brücke über den Graben gebaut.“ Wer unbefangen diesen Bericht prüft, wird ohne weiteres an die Wallanlagen Ostdeutschlands denken müssen.

Fragt man nach dem Zweck der Wälle, so wird man zugeben müssen, daß das Charakteristische der Anlagen einmal die Wallschüttung, sodann ihre Abgelegenheit ist. In schwer passierbaren Sümpfen oder auf künstlich steil gemachten Höhen sind sie errichtet. Dem Unberufenen war es also schwer gemacht, sie zu erreichen. Dichte Wälder, die in alten Zeiten noch mehr als heute unser Land bedeckten, trugen weiter dazu bei, sie zu verstecken zu machen. Den Erbauern muß es darauf angekommen sein, daß sie für sich und ihre Habe einen Platz fanden, der ihnen genügenden Schutz gewährte. Deshalb benutzten sie die Hülfsmittel, die ihnen die Natur bot und schütteten mit staunenswerter Mühe in unzugänglichen Sümpfen, in engen Bergschluchten oder auf steilen Höhen, die neben dem Schutze auch einen weiten Ausblick boten, die Wälle auf. Sie lagen naturgemäß nicht zu weit von den Wohnstätten der Ansiedler entfernt, so daß sie schnell zu erreichen waren. Aus der Größe mancher Anlagen können wir wohl mit Recht schließen, daß bei dem Aufbau des Walles mehrere Dorfgemeinden beteiligt waren, um sich einen Anteil an seinem Schutze zu sichern.

Die oben erwähnten Funde entsprechen ohne jeden Zwang der vorgetragenen Auffassung. Der erhärtete Lehmbewurf deutet auf Wohnungen und läßt einen Schluß auf ihre Beschaffenheit zu. Das zahlreich vorhandene Tongerät erklärt sich als Küchenabfall. Knochen und verkohltes Getreide zeigen die Nahrung der Wallbewohner. Spinnwirtel und Pfriemen, die auf weibliche Hand schließen lassen, beweisen, daß die in den eigentlichen Wohnsitzen gepflegte Beschäftigung auch in den Wällen fortgesetzt

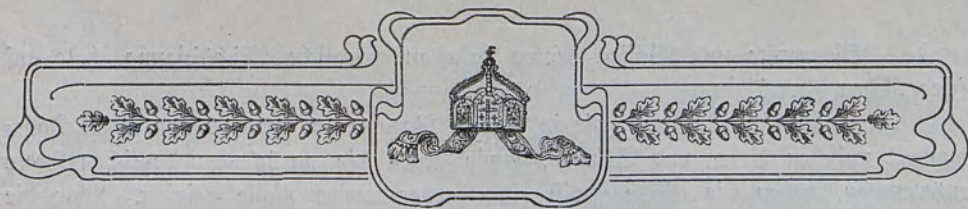
wurde. Eisengeräte und Waffen deuten bald auf friedliche Beschäftigung, bald auf kriegerischen Zweck hin.

In den heißen Kämpfen, die in unserer Provinz im zehnten und elften Jahrhundert zwischen Polen und Böhmen, sowie gegen die anrückenden deutschen Heere entbrannten, haben die Wälle gewiß eine hervorragende Rolle gespielt. War die Stadtbevölkerung hinter ihren Befestigungen gesichert, so war die Landbevölkerung darauf angewiesen, sich der durch die Natur gebotenen Hülfsmittel zu bedienen und in die Wallverstecke zu flüchten. Sie war vielleicht durch Signale von den hochgelegenen Wällen, die einen meilenweiten Ausblick boten, gewarnt worden. War die Gefahr noch nicht so nahe, so lagerte man wohl dicht am Burgwal selbst, wie solche Stätten sich bei vielen Wällen nachweisen lassen. Rückte die Gefahr näher, so mußte die Schutzanlage aufgesucht werden, und man wartete hier die Entscheidung ab. Die Wälle boten ja hinreichend Schutz und Sicherheit. Ein Heer durfte es wohl kaum wagen, ohne weiteres von der Heerstraße abzuweichen, um die Bewohner in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Die Zugänge waren jedenfalls schmal und versteckt; die Rähne, wenn sie überhaupt dem Feinde in die Hände fielen, faßten nur wenig Menschen. Und dann wäre auch der Nutzen einer Belagerung und Eroberung einer der zahlreichen kleinen Befestigungen nicht in Anrechnung zu bringen gewesen gegenüber dem Zeitverlust und der von allen Seiten drohenden Gefahr. War aber das feindliche Heer vorübergezogen, so rüsteten sich wohl die Landbewohner und folgten ihm, und wie sehr es beim Rückzuge auf der Hut sein mußte, sehen wir so recht aus dem Feldzuge Heinrichs II. im Jahre 1015, in dem die Nachhut der Deutschen durch die von allen Seiten andringenden Slaven herbe Verluste erlitt.

Jetzt herrscht weltvergeffene Stille um die Wälle im Sumpfe und auf der Höhe. Unbenutzt und verlassen sind die alten Zufluchtsstätten durch Jahrhunderte geblieben. Dichter hat sich von Jahr zu Jahr die Pflanzendecke über sie gelegt. So blieb uns der Nachlaß eines untergegangenen Geschlechts erhalten, wie ein Gruß früherer Jahrhunderte an die Gegenwart.

H. Söhnle.





Die Züge der deutschen Kaiser nach Schlesien im elften und zwölften Jahrhundert.



Seit der Zeit Karls des Großen hielten erbitterte Kämpfe die slavischen Völker in der östlichen Hälfte Deutschlands bis zur Elbe und Saale in fortwährender Bewegung. Unter den ersten sächsischen Kaisern wurden aus den Grenzkriegen Eroberungszüge, und als im Jahre 963 nach dem letzten großen Wendenaufstande der Markgraf Gero sein bluttriefendes Schwert niederlegte, war das Land bis zur Oder und Lausitzer Neiße in den Händen der Deutschen. Allein noch öfter erhob sich ein gewaltiges Ringen um das eroberte Gebiet. Ein mächtiger Stützpunkt für die slavischen Stämme erwuchs in dem emporblühenden Polen, und gerade mit diesem Reiche haben in den nächsten zwei Jahrhunderten die deutschen Kaiser oftmals mit wechselndem Glücke kämpfen müssen. Auf diesen Kriegszügen ist auch mehrmals unsere Provinz von deutschen Heeren erreicht worden.

Der erste deutsche Kaiser, der Schlesiens Grenzen überschritt, war Otto III. Nicht an der Spitze eines großen Heeres zog er aus, auch nicht, um Eroberungen zu machen, sondern um das Grab des heiligen Adalbert, seines früheren Freundes, in Gnesen zu besuchen und an dieser Stätte zu beten. Wahre Frömmigkeit, treue Erinnerung an den Geschiedenen, vielleicht auch der Reiz der fernern Wanderung bestimmten den jugendlichen Kaiser zur Reise. Ende 999 brach er von Rom auf und zog über Regensburg, Zeit und Meissen durch das Milziener Land, die heutige Oberlausitz, im Winter des Jahres 1000 bis an die Grenze des polnischen Gaues Diadesisi zum Dorfe Eulau bei Sprottau, wo die Gaugrenze noch heute durch eine dreifache Reihe von Gräben, die sogenannten Dreigräben, erkennbar ist. Hier empfing ihn der Polenherzog Boleslaus Throbr, der, durch Geist und Tatkraft ausgezeichnet, schon damals das polnische Reich zu großer Blüte gebracht hatte, und der zu den bedeutendsten Fürsten gehört, die über Polen geherrscht haben. Mit großen Ehren geleitete er ihn in glänzendem Zuge, vielleicht über Glogau, nach Gnesen. Sobald



Otto III. die ersehnte Stadt aus der Ferne erblickte, pilgerte er barfuß in tiefer Demut zu ihr hin. Hier empfing ihn der Bischof von Posen und geleitete ihn in die Kirche. Der Kaiser flehte unter heißen Tränen um die Fürsprache des Märtyrers, damit er Christi Gnade erlange. Drei Tage feierte dann der Polenherzog die Anwesenheit des kaiserlichen Gastes durch prächtige Feste. Jeden Tag erschienen andere und immer kostbarere Geräte auf den Tafeln, und als die Feste zu Ende gingen, sandte Boleslaus die goldenen und silbernen Schalen, Messer, Trinkhörner, die kostbaren Decken und alle prächtige Zurüstung als Gastgeschenk in des Kaisers Kammer, dessen Gefolge nach Verhältnis ebenso reiche Gaben empfing. Auf einer einberufenen Synode wurden die kirchlichen Ordnungen des Landes erwogen. Es wurde für ganz Polen zum Schaden des deutschen Erzbistums Magdeburg, das bei seiner Gründung durch Otto den Großen die Anwartschaft auf die im Slavenlande zu gründenden Bistümer empfangen hatte, ein neues Erzbistum Gnesen geschaffen und diesem die Bischöfe von Kolberg, Krakau und Breslau unterstellt, während das Bistum Posen vorläufig noch unter dem Magdeburger Erzbischofe blieb. Der Widerspruch dieses Erzbischofs gegen die Neuschaffung, deren schwerwiegende Folgen noch in unserer Zeit sich zeigen, mußte um so wirkungsloser bleiben, als Boleslaus Chrobry den päpstlichen Stuhl dadurch auf seine Seite zu bringen wußte, daß er sein Land dem Schutze des heiligen Petrus übergab, es also diesem gewissermaßen als Lehen auftrug und zur Anerkennung dessen sich zur Zahlung des sogenannten Peterpfennigs verpflichtete. Nachdem diese Einrichtungen getroffen waren, zog der Kaiser, vom Herzoge mit großem Gefolge begleitet, nach Deutschland zurück. Er benutzte wahrscheinlich den Weg durch die Niederlausitz, vielleicht über die Burg Riemci, Riemitzsch an der Lausitzer Neiße, südlich von Guben, die er mit mehreren Dörfern nach einer am 1. Mai desselben Jahres in Aachen ausgestellten Urkunde dem Kloster Nienburg an der Saale schenkte. Bereits am 23. März war er in Magdeburg.

Raum waren aber zwei Jahre vergangen, als ein langwieriger, oft unterbrochener, kraftlos geführter und unruhiglich beendeter Kampf der Deutschen mit den Polen begann.

Als nach dem Tode Ottos III. 1002 der innere Friede bei der Thronbesteigung Heinrichs II. gestört und die Ostgrenze durch die unerwartete Ermordung Eckehards, des Markgrafen von Meißen, eines Mannes, den sein Zeitgenosse Thietmar von Merseburg „des Reiches Zier, des Vaterlandes Trost, die Hoffnung derer, die ihm anvertraut waren, das Schrecken der Feinde“ nennt, eines kräftigen Beschützers beraubt war, drang Boleslaus sofort gegen die deutschen Marken vor. In raschem Siegeslaufe eroberte er zunächst die Nieder- und Oberlausitz mit Bautzen, dann Meißen und schließlich die ganze Gegend von der Elbe bis zur Elster. Er habe alles im Einverständnis mit dem König Heinrich getan, sagte er den gegen ihn anrückenden sächsischen Herren. Sie glaubten den trügerischen Worten und beugten sich in willensloser Untätigkeit vor dem, den die Boreltern ihre Freiheit und Übermacht nachdrücklich hatten fühlen lassen. Auf dem Hoftage zu Merseburg, auf dem Heinrich II. von den sächsischen Fürsten als König anerkannt wurde, leistete Boleslaus den Eid

der Treue und erhielt von seiner Beute die beiden Laußizen als Lehen. Allein sein Tatendrang ließ ihn nicht ruhen. Bald eroberte er das ganze Böhmerland und fiel von hier in die deutschen Grenzlandschaften ein. Im Februar 1004 brach Heinrich gegen diesen Feind auf. Allein der Zug war nicht siegreich. Strenge Kälte und tiefer Schnee hinderten das Heer. Die Polen blieben im Besitz der früher eroberten Burgen. Nur das flache Land wurde von den Deutschen verwüstet. Mehr Erfolg hatte der im Juli desselben Jahres unternommene Feldzug. Der König eroberte Böhmen. Dann zog er, von böhmischen Scharen begleitet, auf höchst beschwerlichen Wegen in das Land der Milziener und lagerte sich vor Bautzen. Die polnische Besatzung aber hielt sich tapfer und übergab erst auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs gegen das Versprechen eines freien Abzuges die Stadt. Mit ihrer Einnahme endete dieser Kriegszug. Der König hatte seinen nächsten Zweck erreicht. Um den errungenen Erfolg zu sichern und auszunutzen, unternahm er schon im nächsten Jahre einen neuen Heereszug. Am 15. August 1005 brach der Zug von den deutschen Grenzen wieder auf, bewegte sich in Eilmärschen nach Dobrilugk in der Niederlausitz und vereinigte sich hier mit den bayrischen und böhmischen Hülfsstruppen. Eingeborene, die man zu Führern genommen und die theils der Trieb, das Vaterland zu schützen, theils polnisches Geld zu Verrätern machte, verwickelten die Deutschen in Wälder und Sümpfe und sicherten so den Feind vor plötzlichem Angriff. Es ist nach dieser Darstellung des Chronisten Thietmar fast gewiß, daß man bei Luckau und Zinnitz vorbei, zwischen Lübben und Rottbus, wo die Spree Sümpfe bildet, marschiert war. Endlich erreichte das deutsche Heer den Gau Rice an der Spree, an der ein Lager aufgeschlagen wurde. Hier kam es am 6. September zuerst zum Gefechte mit geringen vorgeschobenen Haufen der Polen. Schließlich drangen die Deutschen bis zur Oder vor. Hier stand Boleslaus mit starker Kriegsmacht bei Krossen, um den Übergang über den Strom zu hindern. Der König lagerte mit seinem Heere am linken Ufer des Bobers, nicht weit von seiner Mündung in die Oder. Sieben Tage wurde im deutschen Lager gearbeitet, um Schiffe und Brücken zu bauen. Da entdeckten Späher eine vortreffliche Furt in der Oder. Bei Tagesanbruch überschritten die Deutschen glücklich den Fluß. Die Polen wichen eilends zurück. Am 22. September erreichte der König die Abtei Mezeritz. Dann rückte er weiter vor, bis er zwei Meilen vor Posen auf den Rat der Seinen Halt machte. Nie war ein deutsches Heer so weit gedrungen. Verluste, die einzelne Abteilungen der Deutschen hier beim Jouragieren oder bei anderen Geschäften durch polnische Hinterhalte erlitten, hatten auf das Resultat des Feldzuges keinen sichtlichen Einfluß. Boleslaus hat, im eigenen Lande bedroht, um Frieden, der in Posen zustande kam. Er verzichtete auf Böhmen und die Laußizen und behielt Schlesien und Mähren. Fröhlich kehrte das deutsche Heer in die Heimat zurück. Die Länge des Zuges, Hunger, Beschwerden und Kampf hatten es stark geschwächt.

Aber ein Friede mit dem Polenherzoge war immer nur scheinbar. Von verschiedenen Seiten vor der Treulosigkeit des Herzogs gewarnt, ließ ihm der König Krieg ankündigen. Boleslaus kam ihm aber zuvor. Rasch fiel er in die Grenzmarken ein, erschien allen unerwartet in der Nähe von Magdeburg und Zerbst und

eroberte die im früheren Feldzuge verlorenen Landschaften von neuem. Mehrere Jahre blieb er im ungestörten Besitze des Eroberten, und erst im Jahre 1010 fand Heinrich Zeit, gegen ihn ein Heer zu sammeln. Von Belgern aus ging der Zug nach Osten. Aber schon in Jarina, Gehren bei Luckau, erkrankte der König und mußte nach Sachsen heimkehren. Das im Felde verbleibende Heer nahm seinen Weg durch die Niederlausitz nach Schlesien. Es war ein planloser Verwüstungs- und Beutekrieg, ohne daß es zu großen Entscheidungen kam. Plündernd kam das Heer bis zur Feste Glogau, wo Boleslaus sich aufhielt. Der Kampfbegier der Seinen, die das Vorbeiziehen der Deutschen unter den Mauern des Platzes wie eine Herausforderung ansahen, setzte er kluge Belehrung über sein und des Gegners Verhältnis entgegen, wie viel verderblicher ihm als diesem die Niederlage werden müsse. So hatten die Deutschen keinen Feind als die gewaltigen Regengüsse, die mehr als einmal die Begleiter eines Septemberfeldzuges in diesen Gegenden gewesen sind. Das Ziel, die Verheerung des Landes, erreichte man. Von Glogau aus scheint das Heer südwärts gezogen zu sein und einen Teil des Gaues Silensi verwüstet zu haben. Von hier kehrten die böhmischen Hülfsstruppen nach ihrer Heimat zurück. Die Deutschen aber erreichten, ihren Weg durch das Milziener Gebiet nehmend, die Elbe.

Boleslaus rächte sich für die Verwüstung seines Landes, indem er im August 1012 mit seinem Heere das Land bis zur Elbe wie immer plündernd und verwüstend durchzog und auch das erst kurz vorher von Heinrich II. neubefestigte Ciubusua, Lebus zwischen Dahme und Schlieben, eroberte. Dennoch bot er die Hand zum Frieden und leistete auf dem Hoftage zu Merseburg Pfingsten 1013 den Eid der Treue. Jetzt wurde er mit den Landschaften belehnt, die er so lange erstrebt und bereits erobert hatte. Aber er war weit davon entfernt, dem Reichsoberhaupte die gelobte Treue zu halten. Er verweigerte die Heeresfolge für den Zug nach Italien und versuchte sogar, den Böhmenherzog zu einem Bündnis gegen die Deutschen zu veranlassen. Nachdem alle Verhandlungen gescheitert waren, brach am 8. Juli 1015 das deutsche Heer gegen Polen auf. Drei Heereszüge sollten sich gleichzeitig gegen seine Grenzen in Bewegung setzen. Am rechten Oderufer hoffte man die Vereinigung zu bewerkstelligen. Kaiser Heinrich an der Spitze der mittleren Armee löste allein seine Aufgabe. Nach der Besetzung von Zinnitz bei Luckau erreichte er unbehelligt die Oder bei Krossen, wo am rechten Ufer Boleslaus Sohn Miecyslaw stand. Leicht gelang es den Deutschen, den Übergang über den Strom mit den Waffen zu erzwingen. Miecyslaw wurde mit großen Verlusten geworfen, und der Kaiser war infolge dieses glücklichen Tages — es war der 3. August — Herr des nächsten Landstrichs am rechten Ufer. Da aber beide Flügelarmeen nicht herankommen konnten, mußte Heinrich an die Umkehr denken, und nun erst hatte er Boleslaus zu fürchten; denn weniger die Fähigkeit zu ursprünglicher, eigener Aktion, als das Talent, das Mißgeschick des Gegners zu benutzen, war dem Polenherzog eigen. Auf alle Weise suchte er die Übergangspunkte längs der Oder zu decken. Aber die Deutschen gingen wieder über den Fluß und wandten sich in den Gau Diabesiji. Hier gedachte der Pole dem deutschen Heere in einem sumpfigen Waldbrevier — vielleicht in der Nähe von Primkenau oder Kohnau — einen Varustag zu bereiten. In der That gelang

es ihm, die Nachhut des kaiserlichen Heeres einzuschließen und ihr schwere Verluste beizubringen. Eiligst zog das deutsche Heer zur Elbe zurück. Auch hierher rückten die Polen nach, und nur mit schweren Opfern wurde die Burg Meissen gegen ihren Ansturm verteidigt. Wie die meisten der früheren, so hatte auch dieser Feldzug dem Reiche keinen Gewinn gebracht. Indem der Kaiser nun gleich darauf die östlichen Landschaften des Reiches verließ, blieb der Polenherzog in ungestörtem Besitze der eroberten Länder.

Im Jahre 1017 endlich wandte der Kaiser seine Aufmerksamkeit diesen Verhältnissen wieder zu. Nach vergeblichen Verhandlungen rückten die deutschen Scharen Anfang Juli über die Elbe und von dort weiter nach Osten. Am 9. August erschien das kaiserliche Heer, aus Sachsen, Böhmen und Luitizern bestehend, vor der Feste Glogau. Boleslaus hatte es hier erwartet und suchte es zum Gefechte zu reizen. Aber der Kaiser verbot, einen Hinterhalt mit Recht fürchtend, die Verfolgung des Feindes. Sein nächstes Ziel war, sich an einer Stelle im Lande festzusetzen. Die Feste Niemcy (Nimptsch) im Gau Silensi, damals einer der festesten Plätze Schlesiens, wurde dazu ausgesucht, und ein starkes Kommando erhielt den Auftrag, den Platz vor der Ankunft der zu seiner Besetzung bestimmten polnischen Abteilung wegzunehmen. Es aber löste seine Aufgabe nicht und entschuldigte seine Versäumnis mit dem Dunkel einer Regennacht, so daß ein ansehnlicher Teil der feindlichen Schar in die Stadt hineinkam. Drei Tage später kam der Kaiser selbst vor der Stadt an. Er umschloß Niemcy von allen Seiten. Doch erhielten die Eingeschlossenen noch einmal bedeutende Verstärkung. Drei Wochen arbeiteten die Deutschen an den Belagerungsarbeiten, die aber von den Polen durch Feuer zerstört wurden. Mehrere Stürme der Belagerer wiesen die Verteidiger blutig zurück. Da brach die Pest im Lager des Kaisers aus. Er mußte sich entschließen, die Belagerung aufzuheben und zog nun durch Böhmen nach Meissen zurück. Inzwischen hatte Boleslaus in Breslau den Ausgang erwartet und durch polnische Streifscharen im Rücken des Kaisers bis über die Elbe Schrecken verbreitet. Die Heerfahrt der Deutschen war gänzlich mißglückt. Ohne eigentliche Schlacht blieb Boleslaus Sieger.

Dennoch suchte der Herzog den Frieden. Der Kaiser ging darauf ein, und am 30. Januar 1018 wurde in Bauzen der Friede beschworen. Die früher abgetrennten Gaue blieben in der Hand des Polen.

Ob die Feldzüge, die Konrad II. gegen Polen später unternahm, Schlesien berührten, ist nicht festzustellen. Der Ausgang war für die Deutschen durch die völlige Unterwerfung des Polenherzogs günstig.

Achtzig Jahre später, im Jahre 1109, erschien wieder ein deutscher Kaiser auf einem Heerzuge gegen Polen in unserer Provinz. Der Kaiser Heinrich V. beschloß, dem Polenherzoge Boleslaus III. gegenüber die alten Ansprüche des Reiches geltend zu machen, und forderte von ihm unter Kriegsdrohungen, er solle die Hälfte seines Reiches an seinen vertriebenen Bruder abtreten, ihm selbst aber, dem Kaiser, dreihundert Mark jährlichen Tribut zahlen oder ebenso viele Ritter zum Römerzuge stellen. Der Herzog, der damals an der Neße gegen die Pommern im Felde lag, wies dies Ultimatum ab und eilte zum Schutze seines Landes zurück. Das kaiserliche Heer rückte durch die Lausitz nach Schlesien bis an die Oder, zog an Bytom, Beuthen a. D.,

das seiner natürlichen Lage halber für unbezwinglich galt, vorüber gegen Glogau, vor dem eine von Boleslaus vorausgeschickte Schar, dem Gegner den Flußübergang zu wehren, ein Lager aufgeschlagen hatte. Doch fanden die Deutschen eine früher ungekannte Furt über den Strom, überschritten ihn am 24. August und eroberten das polnische Lager. Die Feste wurde nun von ihnen eingeschlossen und so hart bedrängt, daß die Bürger gegen Stellung von Geiseln um einen fünftägigen Waffenstillstand baten, während dessen sie von Boleslaus die Erlaubnis zu einer Kapitulation einzuholen gedachten. Der Herzog aber verwarf jeden Gedanken daran und drohte jedem Verräther den Kreuzestod an. Nun entschlossen sich die Bürger, nachdem sie die fünftägige Frist zur Herstellung der verfallenen Festungswerke gut ausgenutzt hatten, zum äußersten Widerstande. Auf beiden Seiten wurde mit großer Ausdauer und Zähigkeit gekämpft. Boleslaus war unterdessen nicht weniger tätig. Tag und Nacht umschwärmten seine leichten Reitercharen das kaiserliche Lager und ermüdeten es durch fortgesetzte kleine Angriffe und Überfälle. Heinrich sah sich genötigt, die Belagerung aufzuheben und zog jetzt die Ober aufwärts bis Breslau, immer von Boleslaus gefolgt und von seinen Scharen hart bedrängt. Durch diese widrigen Verhältnisse, durch die Beschwerden, die der Marsch durch dichte Wälder, Sümpfe und Wüsteneien mit sich brachte, sowie durch Hunger, Nachtwachen und die Hitze des Sommers wurde das Heer des Kaisers fast vernichtet, so daß er froh sein mußte, nach Verhandlungen mit Boleslaus freien und ungehinderten Rückzug zu erlangen. Wiederum war ein Versuch des deutschen Kaisers, seine Oberhoheit über die Polen mit Waffengewalt geltend zu machen, erfolglos geblieben, und Boleslaus III. konnte sich rühmen, ohne eigentliche Schlacht, ganz in der Art Boleslaus Chrobry's, die Deutschen zurückgewiesen und die Freiheit behauptet zu haben.

Ebenso resultatlos verlief der Feldzug des Königs Konrad gegen Polen im Jahre 1146. Die Polen wichen nach ihrer alten Taktik jedem Treffen aus, schnitten dem vorrückenden deutschen Heere überall die Zufuhr ab und brachten es dadurch in große Not. Endlich kam es zu einem Vergleich. Die Polen verstanden sich zu einer Geldzahlung und nahmen ihre Länder vom König zu Lehen, ohne sich aber weiter um ihre Lehnspflicht zu kümmern.

Der ruhmreichste Feldzug, den ein deutscher Kaiser gegen Polen unternahm, fand 1157 statt. Kaiser Friedrich Barbarossa kehrte in diesem Jahre sieg- und ruhmgekrönt aus Italien nach Deutschland zurück, und wie er dort seine kaiserlichen Rechte mit Entschiedenheit geltend gemacht hatte, so gedachte er jetzt auch das lange schwankende Verhältnis des Polenfürsten zum Reiche nach Kräften festzustellen. Da alle Verhandlungen sich zerschlugen, begann der Kaiser an der Spitze eines glänzenden und zahlreichen Heeres den Zug. Obwohl auch von polnischer Seite ein großes Heer aufgeboten war, widerstand es dem Andrang der Deutschen nicht. Diese setzten am 22. August über den tiefen Oberstrom und drangen durch alle vom Feinde gemachten Verhaue siegreich ins Innere des Landes vor. Da zündeten die Polen ihre Oberfestungen Beuthen und Glogau selbst an, damit die Deutschen sich nicht darin festsetzten, und zogen sich eilends zurück. Bald stand Friedrich vor Posen, da bat der Herzog um Frieden. Boleslaus IV. erschien zu Krzyskowo barfuß, ein nacktes

Schwert am Halse, vor dem Kaiser und wurde unter harten Bedingungen zu Gnaden angenommen. Allein der treulose Pole dachte nicht daran, auch nur eine der in der Not des Augenblicks eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Über den Ausgang eines zweiten polnischen Feldzuges Friedrichs wissen wir nichts Genaueres.

So sehen wir zwei Jahrhunderte hindurch dasselbe Schauspiel: wenn gleich auf den Kriegszügen mit mannhafter Tapferkeit von den Deutschen gestritten wurde, die Heere bis in das Herz des feindlichen Landes eindringen und hier den Frieden diktierten, war der Erfolg doch kein dauernder. Die Kaiser wurden sehr bald durch andere Angelegenheiten des Reiches in Anspruch genommen, und die Polenfürsten vergaßen, sobald das deutsche Heer den Rückzug angetreten hatte, den geleisteten Lehnseid und die damit verbundenen Pflichten.

Erfolgreicher als alle Kriegszüge der Kaiser war ein Friedenswerk, das um diese Zeit seinen Anfang nahm. Von den schlesischen Herzögen herbeigerufen, von den Klöstern begünstigt, zogen in dem größten Teile unserer Provinz Deutsche als Kolonisten ein. Deutscher Kultur wurden zum Segen des ganzen Landes die Wege gebahnt und weite Landstriche tatsächlich dem Deutschtum gewonnen.

H. Söhnel.





Das Mausoleum der letzten Piasten zu Liegnitz.

Monumentum piasteum.



Am 8. Februar 1676 bewegte sich durch die Straßen von Liegnitz vom Breslauer Tore her ein ernster Trauerzug. Es war 7 Uhr abends, und längs der Straßen, die der Zug passierte: die Schloß- und Burggasse entlang über den Markt durch die Johannisgasse bis zur Johanniskirche stand „die bewaffnete Bürgerschaft mit umgekehrtem Obergewehr und mit Tuch und Flor bekleideten Fahnen und Spielen. Vor dem Zuge, wie auch zu beiden Seiten gingen etliche hundert Knaben in schwarzen Mänteln mit weißen brennenden Wachsfackeln, wie denn auch an allen Häusern Laternen hingen und an den Ecken

brennende Pechkränze, so die Straßen erleuchteten“ (vergl. Lucaes Chronik pag. 1350).

Der prächtige Sarg, der auf dem mit sechs „verkappten“ Pferden bespannten Trauerwagen stand, barg die sterblichen Überreste des jugendlichen Herzogs Georg Wilhelm, des letzten Herzogs von Liegnitz, Brieg und Wohlau aus piastischem Stamm. Nach kurzer Regierungszeit war er wenige Monate vorher, am 21. November 1675, in Brieg einer tödtlichen Krankheit zum Opfer gefallen. Seine Mutter, die Herzogin Luise, war mit ihrer Tochter Charlotte auf einer Reise nach Wien begriffen und weilte fern in Mähren, als sie die niederschmetternde Nachricht traf. Sie eilte zurück nach Brieg; zu spät — die mütterliche Pflege hatte dem Dahinsiehenden gefehlt; er war dem Todesengel bereits verfallen. Der balsamierte Leichnam des jungen Fürsten wurde zunächst in Brieg belassen, wo am

30. Januar 1676 die Exequien stattfanden. Dann erfolgte die Überführung der Leiche nach Liegnitz und unter dem Läuten aller Glocken die Beisetzung in der fürstlichen Gruft.

Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß die größte der Glocken von St. Johann während der Trauerzeremonien plötzlich verstummte — sie war gesprungen. „Im wehrenden Läuten“ ist, wie ein altes Manuskript meldet, „von der großen Glocken auf der Seite gegen dem Schlosse zu, wo der Klöppel anschlägt, von unten auf 7 Zoll ein Riß gesprungen“.

Viele Hoffnungen wurden mit dem jungen Fürsten zu Grabe getragen, hatte er doch mit dem festen Willen Gutes zu schaffen seine Regierung angetreten. Den größten Schmerz aber hat sein früher Tod der Mutter bereitet, die, schon vier Jahre verwitwet, jetzt am Sarge ihres einzigen Sohnes, der Stütze ihres Alters, trauerte.

Auch das Schicksal der Herzogtümer war mit dem Tode des letzten Pfaffen an einen Wendepunkt gelangt. Der Erbverbrüderungsvertrag des Herzogs Friedrich II. mit dem Hause Brandenburg, 1537, vom kaiserlichen Hofe in Wien ohnehin niemals anerkannt, war vergessen, und die Wiener Regierung bemächtigte sich sofort der Verwaltung der als erledigte Lehen betrachteten Herzogtümer. Kaum, daß die Herzogin-Mutter es nach ihrer Rückkehr noch durchsetzte, wenigstens bis zur Beisetzung ihres Sohnes im Besitze ihrer Schlösser und Einkünfte bleiben zu dürfen.

Bald nach den Beisetzungsfeierlichkeiten fand die Huldigung der Stände vor den kaiserlichen Kommissarien in Liegnitz statt; hieran schlossen sich die Verhandlungen mit der Herzogin über Festsetzung einer Abfindungssumme. Noch während dieser Verhandlungen legte die Herzogin den Grund zu dem Mausoleum, dessen Baubeschreibung uns näher beschäftigen soll. Der Plan zu diesem eigenartigen Bauwerk mochte in der tiefgebeugten Mutter wohl bald nach dem Tode ihres Sohnes gereift und in seinen Grundzügen schon in Brieg festgestellt worden sein. Die künstlerische Idee des Ganzen soll von dem bekannten schlesischen Dichter Kaspar von Lohenstein stammen; der Entwurf im einzelnen und die spätere Ausführung lag in den Händen des berühmten Malers und Bildhauers Matthias Rauchmüller. Als Bauort kam lediglich die fürstliche Hofkirche zu St. Johann in Liegnitz in Frage. Die St. Johanniskirche, in ihrer damaligen Gestalt der Hauptsache nach eine Schöpfung des Herzogs Wenzel, 1343—1365, stammte aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und war in gotischen Formen erbaut. Sie war fast ein und ein halbes Jahrhundert hindurch Begräbniskirche der Liegnitzer Herzöge gewesen, die von Friedrich II. ab, gest. 1547, in ununterbrochener Reihenfolge zum Teil mit ihren Gemahlinnen und Kindern hier in unterirdischen Gruftgewölben beigesetzt worden sind.

Der Altarraum dieses altherwürdigen Bauwerks sollte die Baustätte des Mausoleums werden. Der groß angelegte Plan erforderte zunächst tiefeingreifende bauliche Veränderungen. Der Hochaltar mußte von seinem Platze entfernt und mehr nach der Mitte des Kirchenschiffes gerückt werden; zahlreiche Epitaphien mußten ihren Platz wechseln. Das ganze Kirchenschiff wurde durch den Einbau erheblich verkürzt und

gegen Osten hin durch eine bis zum Gewölbe reichende Quermwand abgeschlossen, vor deren Mitte dann der Hochaltar bis zum Abbruch der Kirche gestanden hat. Zu beiden Seiten des Altars lagen die Zugangsthüren, durch die man, einige Stufen hinabschreitend, in das Innere des Mausoleums gelangte. Der architektonische Aufbau des Mausoleums stellt sich dar als ein in den edelsten Barockformen errichteter Rundbau von 9,30 Meter Durchmesser, bekrönt von einer Kuppel, deren Scheitel etwa 17 Meter über dem Fußboden schwebt. Dem Eintretenden gegenüber erweitert sich der Mittelraum durch einen Kranz niedriger Kapellen, die in elliptischer Grundrißform zwischen die gewaltigen Strebepfeiler des gotischen Chores hineingebaut und gleichfalls mit Kuppelgewölben abgeschlossen sind. Vier dieser mit Rundbogen gegen den Hauptraum sich öffnenden Kapellen sind zur Aufnahme der Sarkophage bestimmt, während die mittlere in der Hauptaxe der Kirche liegende Kapelle, gleichsam der Altarraum des Ganzen, ursprünglich mit einem plastischen Kunstwerk ausgestattet gewesen ist.

Die zwischen den Arkadenbogen und den oberen Fenstern verbleibenden Wandflächen waren mit Kunstwerken geschmückt, von denen weiterhin noch die Rede sein wird. Von den acht großen Oberfenstern öffnen sich fünf direkt ins Freie, während drei, ursprünglich dem Kircheninnern zugekehrt, jetzt vollständig vermauert sind. Die Wandflächen zwischen den Fenstern werden durch eine Pilasterarchitektur belebt, die durch ein reiches Hauptgesims nach oben abgeschlossen wird. Über diesem erhebt sich die Kuppel, deren Gliederung der unteren Architektur streng angepaßt ist und deren stark vortretende Gurte nebst abschließendem Kranze die Deckengemälde umrahmen. Der Hauptbaustoff ist Stuck, einzelne Architekturteile des Unterbaues sind in Sandstein gehalten, der Fußboden ist mit grauem schlesischen Marmor belegt.

Zwischen den Eingängen, in eine Nische eingebettet, fällt eine weiße Marmortafel ins Auge, die in lateinischer Sprache in schwungvoll poetischer Form die Widmungsinschrift verzeichnet, die in der Übersetzung lautet:

Gott, dem Hüter der Gebeine, sei es geweiht und den frommen Manen des Piastischen Hauses, welches im Jahre des Herrn 775 mit Piastus anfang, Polen 24 Könige und Herren, Schlesien 123 Herzöge, der Kirche 6 Erzbischöfe und Bischöfe, dem Norden die Religion, die Wissenschaften, die Regierungskunst, Kirchen, Schulen, Städte, Schlösser, Mauern durch seine frommen, rechtschaffenen, ehrwürdigen, starken, milden, edel denkenden Fürsten und Priester gegeben, Deutschland von der Invasion der Tartaren befreit hat; in Christian, dem Besten und seinem Sohn Georg Wilhelm, dem letzten, aber an Vorzügen ersten Fürsten am 21. November 1675 unter großer Trauer des gesamten Landes, Europa und des Kaisers nach genau 9 Jahrhunderten aufgehört und es verdient hat, daß Luise, Prinzessin von Anhalt, die letzte Mutter der Piasten, den Vorfahren und Ureltern aber wohl mehr noch der Nachwelt dieses Monument dem Gemahl, dem Sohn, sich selbst und der überlebenden Tochter Charlotte, Herzogin von Holstein im Jahre d. H. 1679 über den Särgen klagend, gestiftet hat, von denen jeder einzelne die Tugend zum Herold, die nördliche Welt zum Denkmal besitzt, daher solchen Monumentes nicht bedürfend, wenn nicht die Vergesslichkeit der Sterblichen und ihre Undankbarkeit schneller verstummte als Steine.

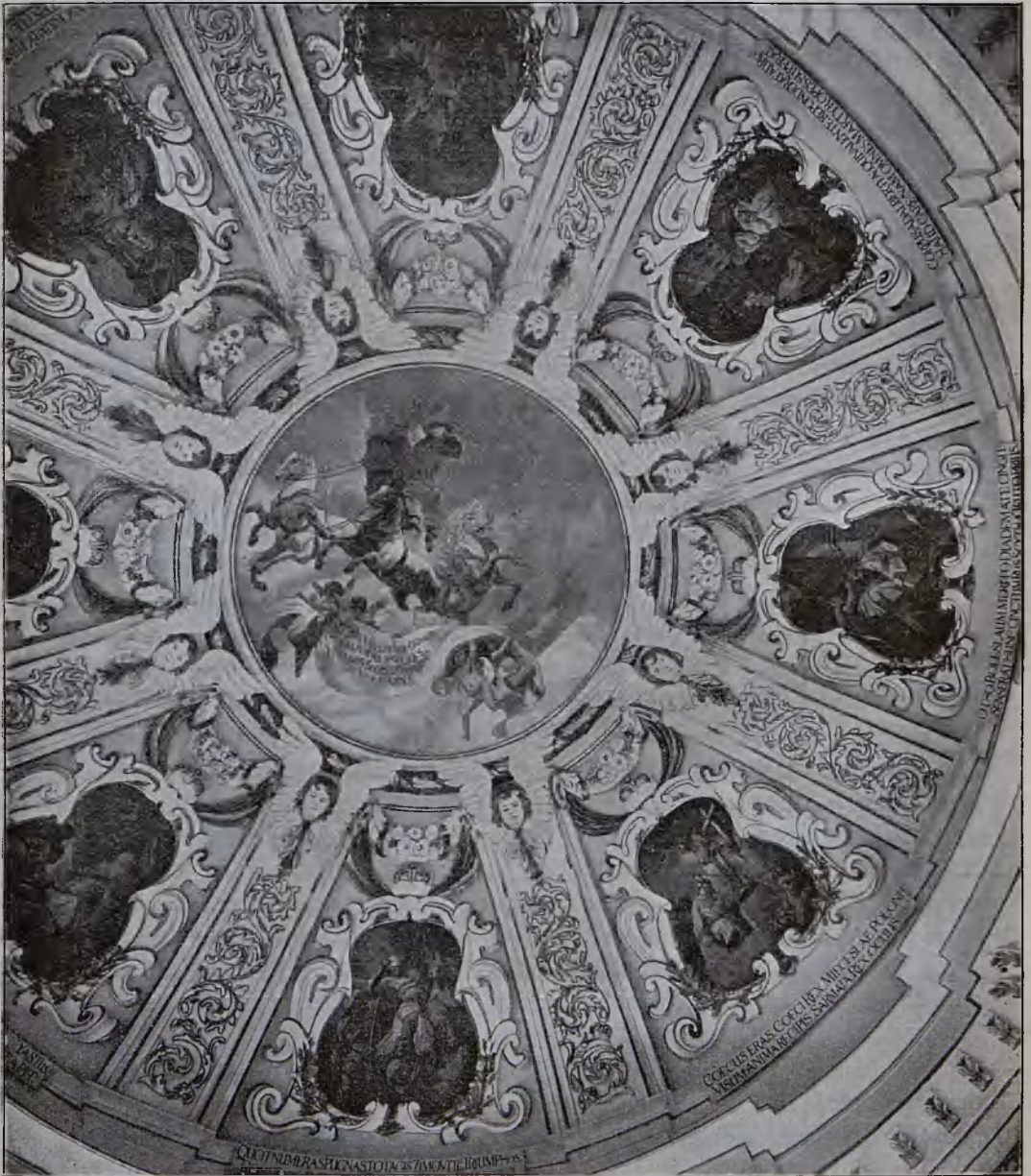
Dieses in Stein gemeißelte Bauprogramm des Piasteums bringt die Absicht der kunstfönnigen Stifterin klar zum Ausdruck: die Fürstengruft, oder wie damals in

großen Lettern über dem Eingange zu lesen war, daß „Monumentum Piasteum“, sollte hiernach neben seiner Bestimmung als Ruhstätte der letzten Piasten, in weiterem Sinne eine Ruhmeshalle für das ganze uralte Fürstengeschlecht bilden.

Als der Unterzeichnete im Herbst 1899 die Renovationsarbeiten in Angriff nahm, war von der einstigen Herrlichkeit der „Fürstlichen Gruft“, wie sie Wahrenndorff im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als Augenzeuge in seiner Chronik beschrieben hat, wenig mehr zu sehn. Das ganze Innere machte mit seinen zur Hälfte zugemauerten Fenstern, seiner grauen Übertünchung, seiner vollständigen Farblosigkeit, seinen feuchten, modrigen Wänden einen traurigen Eindruck. Von Gemälden und Inschriften zeigte sich keine Spur mehr; die Kuppel, allen plastischen Schmuckes beraubt, war im wesentlichen als blauer Himmel mit goldenen Sternen charakterisiert, der Stück der Wände zum Teil verwittert oder durch oberflächliche, unkünstlerische Renovationen verunziert, die einst in Gold und Silber strahlenden Särge durch den Staub der Jahrhunderte geschwärzt, zum Teil ihrer kostbaren Ornamente beraubt — ein trostloses Bild des Verfalls und der Zerstörung. Nicht lange mehr, und es wäre dazu gekommen, daß „die Steine früher verstummten, als die Vergesslichkeit und Undankbarkeit der Menschen“.

Die erste Arbeit zur Wiederherstellung des Innern bestand naturgemäß in einer gründlichen Säuberung der Wände, Decken und Architekturteile, die, wie sich bald herausstellte, mit einer drei- bis vierfachen Tünche bedeckt waren. Man hatte sich eben, wie es leider so häufig vorkommt, bei jeder „Renovation“ in der Hauptsache darauf beschränkt, alles mit einem neuen, möglichst gut deckenden Anstrich zu versehen und dabei leider nicht einmal vor den Gemälden Halt gemacht. Zum Unglück saßen einzelne dieser Anstriche so fest, daß sie sich nur durch äußerst mühsames und zeitraubendes Abkrazen entfernen ließen. Die Hoffnung, an dem Deckengewölbe noch Reste der einstigen Gemälde zu finden, hatte man von vornherein aufgegeben, da angeblich bei der letzten Renovation 1875 die Kuppel vollständig neu geputzt worden war. Bei vorsichtigem Abschlagen der letzten dünnen Putzschicht fanden sich aber an einigen Stellen doch noch Farbreste vor, ja an dem mittleren großen Rundgemälde kamen sogar deutliche Spuren einer menschlichen Gestalt zu Tage. Mit aller nur erdenklichen Vorsicht wurden nun die Reinigungsarbeiten fortgesetzt, und zur freudigen Überraschung aller Beteiligten kam nach Tagen mühevoller Arbeit die Hauptfigur des in der Chronik erwähnten Sonnengottes „auf seinem goldenen, mit Pferden bespannten Wagen“ zum Vorschein, ebenso auch die von einer Gruppe geflügelter Engel, Putten, gehaltene Inschrift in ihrem vollen Wortlaute. Von dem Viergespann konnten leider nur wenige Reste eines Pferdes aufgedeckt werden, jedoch deuteten die in der hoch gehobenen Rechten des Gottes gehaltenen Zügel wenigstens die Richtung an, in der dereinst die Rosse des Sonnenwagens dahinstürmten. Wo die übrigen Bildwerke sich befunden hatten, konnte man nur vermuten, doch war man so glücklich, auch von den kleineren Kuppelgemälden einige bedeutsame Reste, von den unteren großen Freskogemälden sogar die Hälfte fast vollständig wieder aufzufinden. Die Farben waren zwar stark verblaßt, der Malgrund schadhast und löcherig; aber nicht nur die Umrisse der Hauptfiguren, sondern auch die Farben waren noch so weit erhalten, daß die

aufgedeckten Reste später dem ausführenden Künstler genügenden Anhalt zur Ergänzung und Wiederherstellung boten. Auch über die ursprüngliche Abtönung des Innern erhielt



Deckengemälde in der Gruft.

man jetzt vollständige Gewißheit. Die natürliche Weiße des Stucks trat überall wieder zu Tage, gehoben und belebt durch Vergoldung gewisser Gefirnsglieder und der Kon-

turen der Ornamente. So bildet ein vornehmes Weiß und Gold den Grund des Ganzen, zu dem die in bunten Farben gehaltenen Gemälde in wirksamen Gegensatz treten.

Für den architektonischen Wiederaufbau der Kuppel diente eine im Jahre 1875 vor der Beseitigung der letzten verfallenen Reste aufgenommene Photographie eines Kuppelfeldes als Anhalt. Nach dieser wurde die Architektur neu gezeichnet und modelliert, um dann auf einem Gerüst von Stein und Eisen in angetragener Stuckarbeit und in der ursprünglichen Vergoldung neu zu erstehen. Das Ganze wird durch acht reich ornamentierte Grate gegliedert, deren bekronende Engelsköpfe mit ihren Flügeln den das Mittelgemälde umschließenden Vorbeerfranz gleichsam schwebend erhalten. Zwischen den Graten sind von Fürstencronen und vergoldeten Palmenzweigen gekrönte Kartuschen angeordnet, die in ihrer kraftvollen Linienführung dem Gemäldefranz als wirkungsvolles Rahmenwerk dienen.

Die Gemälde selbst sind nach den Angaben des Chronisten und unter gewisserhafter Benutzung der spärlichen, wieder aufgefundenen Reste auf neuem Fuß von einem Breslauer Künstler vollständig neu gemalt worden.

Das im Durchmesser vier Meter große Rundgemälde zeigt eine sinnige Allegorie auf das erloschene Fürstengeschlecht: der den Tierkreis durcheilende Sonnengott ist am Sternbild des Krebses angelangt und hat somit seinen höchsten Stand am Himmelszelt erreicht. Jetzt muß er Halt machen und wenden. Der Krebs verriegelt seine Bahn; eins der Kasse bäumt vor dem Hindernis auf, die übrigen sind bereits von der lenkenden Hand des Gottes herumgerissen, um den Rücklauf des Sonnenwagens einzuleiten. Die sinnige Inschrift, ein Distichon, auf die einer der haltenden Engel mit dem Finger deutet, lautet: *Regales periisse domus Fieri astra favillas Miraris? Soli stat quoque Fixus obex.* Fürstenhäuser vergehen, ja Sterne werden zur Asche, Wundert's Dich? auch Deinem Lauf, Sonn', ist ein Kiegel gesetzt.

Die acht das Rundgemälde wie ein Kranz umgebenden kleinen Gemälde waren bis auf das vierte Bild und einige undeutliche Reste des fünften und sechsten Bildes vollständig verschwunden. Sie stellten Szenen aus der ältesten polnischen Geschichte des erloschenen Geschlechts dar, von Piastus, dem Stammvater, 842, an bis zu Boleslaus Crivousti, 1110. Aus dem etwa 250 Jahre umfassenden Zeitraum hatte der Künstler die ihm am wichtigsten erscheinenden Ereignisse herausgegriffen, so den Regierungsantritt des Piastus durch freie Wahl des Volks, 842, die Taufe des Mieceslaus und die Beseitigung des Götzendienstes, 965, die Königskrönung Boleslaus I. zu Gnesen durch Kaiser Otto, 1001.

Es würde hier zu weit führen, auf die einzelnen Gemälde näher einzugehen, deren geschichtliche Vorgänge unserem Interesse doch schon recht entrückt sind, nur drei Gemälde seien an der Hand der beigelegten Abbildung hervorgehoben: Das erste Bild über der Altarnische stellt Piastus dar, wie er bei einer Teuerung Brot unter das Volk austeilt und aus Dankbarkeit auf den polnischen Thron erhoben wird. Die Beischrift lautet: *Est nutrire patris: Rex est pater: in de Piastus Nutritor populi, sceptrum Polona capit.* Nähren ist Vaters Art, der König ist Vater, Piastus drum als Nährer des Volks steigt auf sarmatischen Thron.

Das fünfte Bild führt uns eine interessante Szene aus der Regierungszeit Boleslaus I. Chrobry vor, nämlich die Einlösung der sterblichen Reste des Bischofs Adalbert von den heidnischen Preußen, die den frommen, auf einer Missionsreise begriffenen Apostel des Christentums erschlagen hatten, 997. Als Boleslaus im Jahre 999 zur Regierung kam, beschloß er, wenigstens den Körper des heiligen Mannes zu erwerben und bot den Preußen so viel Gold, als die Gebeine wiegen würden. Auf dem Bilde sieht man den Fürsten das Kaufgeld aufzählen. Die Unterschrift lautet: *Corpus Adalberti aequivalente reponderat auro Haud care! Nam omnes Martyr opes superat.* Adalberts Körper löste er ein mit gleich schwerem Golde wohlfeil; denn jeglichen Schatz wieget der Märtyrer auf.

Das sechste Bild, das wie das vierte durch die erwähnte Photographie hinsichtlich seines materiellen Inhaltes fast vollständig gesichert ist, illustriert die Zurückberufung Kasimirs I. auf den polnischen Thron, 1041. Der Fürst war in jugendlichem Alter mit seiner Mutter, einer Deutschen, von den auffälligen Polen landesvertrieben worden und in ein französisches Kloster gegangen. Um sein Land vor dem gänzlichen Verfall zu retten, wurde er von Abgesandten seines Volkes zur Rückkehr bewogen. Diese historische Begebenheit wird im Bilde allegorisch veranschaulicht. *Sarmaticum, Casimire, thronum cape, temne cucullum: Regem agere atque patrem sanctior ordo cluett.* Steig auf sarmatischen Thron, o Kasimir, fliehe den Mönchsrock, sei in heil'gerer Pflicht König und Vater des Volks.

Die geschichtlichen Motive der unteren Gemäldereihe liegen unserem Interesse erheblich näher. In ihnen beginnt deutsches Leben zu pulsieren und die hier verherrlichten Fürsten und geschichtlichen Vorgänge sind für den Schlesiener, ja für das ganze Deutschland von der größten Bedeutung gewesen. Die verwitterten Barockrahmen schlossen vor der Renovation nur kahle graue Flächen ein, die über den Sargkapellen in riesigen geschmacklosen Aufschriften, in nüchternster Weise Name, Geburt und Todesdatum der darunter ruhenden, fürstlichen Personen angaben. Im Jahre 1875 waren lediglich diese Aufschriften erneuert worden, denn auf der nächsten Eünche darunter fanden sich noch die Reste derselben Aufschriften vor. Anstatt sich die Mühe zu geben, nach den in der Chronik beschriebenen Gemälden zu suchen, hatte man nur eine neue graue Farbe darüber gestrichen, um die wahrscheinlich für Originale gehaltenen Inschriften wieder anbringen zu können. Jetzt kamen nach Beseitigung dieser Inschriften und aller drauf sitzenden Eünchen bald zahlreiche Farbreste der darunter verborgen gewesenen Bilder zu Tage, auch war man so glücklich, bei drei Bildern den größten Teil der Beischriften wieder aufzufinden, so daß man an der Hand der Chronik jedem der gesuchten Gemälde wenigstens seine Stelle zuweisen konnte. Doch bald sollte der größte Teil von ihnen selbst zum Vorschein kommen. Die bunte Farbenpracht dieser mit unendlicher Mühe aufgedeckten Gemälde ist zwar sehr verblichen, auch sind einzelne Teile ganz zerstört, immerhin bilden sie in ihren, wieder in altem Glanze erstandenen Rahmen schon jetzt (1902) vor der Auffrischung einen Hauptschmuck des Inneren. Die Entwürfe zu den ganz verloren gegangenen Gemälden sind zwar schon festgestellt, es sollen jedoch hier nur die alten, wieder aufgedeckten Gemälde einer kurzen Betrachtung unterzogen werden.

Von diesen zeigt das erste Bild über der Altarnische den Vergleich des Herzogs Boleslaus Chryspus mit seinem aus Schlesien verbannten Bruder Wladislaus vor Kaiser Friedrich Barbarossa, wobei dem Wladislaus bezw. dessen Söhnen Schlesien endgiltig zugesprochen wurde, 1158. Dieses Bild feiert also gleichsam die Geburtsstunde des selbständigen Schlesiens. Die Weischrift lautet: *Jure Boleslaus pollet mage pacis amore, Ex regique Duci Slesica mitra placet. Boleslaus ist stärker durch Macht, doch liebt er den Frieden, dem Exkönig und Fürst Schlesiens Mitra genügt.*

Das vierte Bild hat ein weit über die Grenzen Schlesiens hinausgehendes Interesse; es führt uns den Opfertod Heinrichs II., des Frommen, im Jahre 1241 auf der Walsstatt bei Liegnitz vor Augen. Von der Lanze eines Tartaren durchbohrt, sinkt der Fürst vom Pferde, dem ein zweiter Asiat in die Bügel fällt. Die hohe Bedeutung der unglücklichen Schlacht, die die siegreiche, aber von abendländischer Tapferkeit stark gelichtete Barbarenhorde zur Rückkehr in ihre asiatischen Steppen bewog, wird durch die Wei-



Herzogin Luise, † 1680.

schrift in trefflicher Kürze charakterisiert: *Tartarico occumbens Henricus acinace vincit, Nam vallum patriae ex sanguine cadaver erit.* Unter tartarischem Speer hinsinkend sieget Henricus, denn sein entseelter Leib wird ja dem Vaterland Wall.

In Zeichnung und Komposition wohl am besten gelungen ist das fünfte Bild, das den kriegerischen Einzug des Herzogs Henricus Probus in Krakau darstellt, dessen Türme sich deutlich von dem bergigen Hintergrund abheben, 1289. Ein für Schlesien verhängnisvoller geschichtlicher Vorgang ist im sechsten Bilde festgehalten

worden: die Übernahme der Lehnsheer durch den König von Böhmen über die in Streit und Zwietracht zerfallenen schlesischen Fürsten, die hiermit ihre Selbständigkeit verloren.

Von dem letzten der wiederaufgedeckten Bilder konnte leider nur die Hälfte fest-



Herzog Christian.

gestellt werden, doch zum Glück sind sämtliche Hauptfiguren erhalten. Das Bild, gleichsam der Schlußakt des geschichtlichen Dramas, führt uns den jungen, kaum dem Knabenalter entwachsenen Herzog Georg Wilhelm vor Augen, als er im Jahre 1675 in Wien vom Kaiser Leopold seine Herzogtümer zu Lehen empfängt. Die Beischrift lautet: *Wilhelmus regimen cum pubertate capessit Contulit hoc Caesar, sed Deus omne prius. Wilhelm, kaum zum Manne gereift, erfasset das Szepter; zwar war es Kaisers Gnad, doch hat es Gott so gewollt.*

Noch kein Jahr sollte vergehn und der junge, liebenswürdige, zu den schönsten Hoffnungen berechtigte Fürst erlag seinem Verhängnis — der letzte seines Stammes.

Das Mausoleum ist, wie schon erwähnt, ausschließlich als Ruhestätte für die Glieder der letzten Pfaffenfamilie bestimmt, für den Herzog

Christian, die Herzogin Luise und deren zwei zuletzt lebenden Kinder. Ist dies schon in der Widmungsinnschrift klar ausgesprochen, so wird die Absicht der Stifterin noch beredter durch die vier Statuen zum Ausdruck gebracht, die uns bei dem Eintritt sofort ins Auge fallen.

Diese von der Künstlerhand Matthias Rauchmüllers in Alabaster geschaffenen Portraitfiguren stehen auf wuchtigen Sandsteinkonsolen in halber Höhe zwischen den Sarkophagen und der unteren Gemälbereihe. Sie führen uns die fürstlichen Personen

gleichsam lebend vor Augen, ja noch mehr: die kurzen, vom Dichter gewählten Unterschriften, die Stellungen und Gesten der Figuren bringen sie in lebendige Beziehung zu einander. Wie das ganze Innere des Mausoleums Leben atmet, so sind unter des Künstlers Hand so

angetan mit den prächtigen und malerischen Gewändern ihrer Zeit, stehen sie auf ihren Postamenten, das tragische Geschick, das sie innerhalb weniger Jahre aus einander gerissen, in schmerzlichem Wechselgespräch erörternd.

„Heu mihi soli“ — o über mich Einsame — so ruft die Mutter, zu ihrem Gatten gewendet, traurig aus. „Nescia gnati“ — hast Du des Sohnes vergessen? — so tröstet der Gemahl, auf den noch lebend gedachten jungen Fürsten deutend. „At sequor ipse“ — auch ich folge bald nach — so äußert sich resigniert der Sohn, und mit den Worten: „Spes ubi nostrae“ — wo sind unsere Hoffnungen geblieben — stimmt die Tochter in die Klagen der Mutter ein. Doch die Trennung ist ja nur eine kurze, und allen die hier auf Erden sich geliebt, steht das Wieder-



Herzog Georg Wilhelm, der letzte Pfalz.

sehn im Jenseits bevor. Dieser Auferstehungsgedanke war ursprünglich durch ein in der Mittelnische aufgestelltes Bildwerk zum künstlerischen Ausdruck gebracht. Der Zahn der Zeit, vielleicht auch Menschenhand hat es zerstört. Währendorff schildert das Kunstwerk: „In diesem Kapellchen ist die Auferstehung Christi von Gyps mit der Nelle sehr kunstreich aus freier Faust verfertigt, zu sehen, da Christus der Herr siegreich aufersteht, unten aber zwei Hüter sitzen, deren einer schläfet, der andere aber siehet den triumphierenden Heiland gleichsam halb schlafend an und hat in der Hand einen Dolch“.

Nach diesen Angaben ist bereits von Künstlerhand eine Modellskizze entworfen, die der späteren Ausführung zu grunde gelegt werden soll. Die Gruppe wird wie früher als künstlerischer Mittelpunkt der Anlage dem Mausoleum einen bedeutsamen und weisevollen Abschluß geben. Die Entschlafenen werden bis zu ihrer Wiedervereinigung



Herzogin Charlotte.

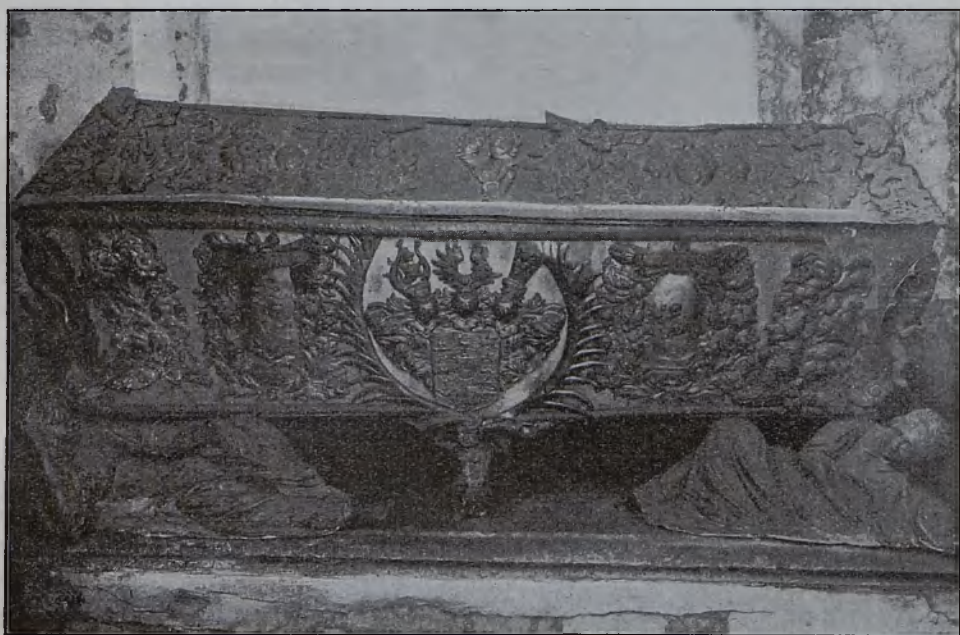
ruhen zu den Seiten des auferstehenden Heilandes. Freilich der Wunsch der edlen Stifterin, es möchten zu seiner Rechten die Eltern, zur Linken die Kinder ihren Platz finden, ist in seinem vollen Umfange nicht erfüllt worden.

Auch an den in den Kapellen aufgestellten Sarkophagen haben die Jahrhunderte ihre Spuren hinterlassen, und menschliche Nachlässigkeit und Habgier haben an ihrer Zerstörung mitgearbeitet. Die drei hier in Betracht kommenden Hauptfänge sind Meisterwerke der Kupferschmiedekunst; alle Ornamente, Wappen, Embleme, mit denen die Seiten und die Deckel der Prachtfänge geziert sind, sind kunstvoll in Kupfer getrieben und ursprünglich reich vergoldet und versilbert gewesen. Der größte und schönste Sarkophag in der ersten Nische birgt die sterblichen Reste der Herzogin Luise, der „dreier Fürstentümer Riegnitz, Brieg und

Wohrlau preiswürdigste Regentin, Mutter und Erzieherin des letzten und vollkommensten piastischen Fürsten“.

Der Inhalt der abweichend von den übrigen in deutscher Sprache abgefaßten Inschrift beweist, daß der Sarg viele Jahre vor ihrem Tode, wahrscheinlich bald nach dem Hinscheiden ihres Gatten, gefertigt worden ist; man hat sich später nicht einmal die Mühe gegeben, die Inschrift durch Hinzufügung des Todesdatums zu vervollständigen. Der in ernsteren und strengeren Formen gehaltene Sarg des Herzogs

Christian, in der zweiten Nische, ist verhältnismäßig noch am besten erhalten; er wird von sechs Abkern getragen, und ist, wie alle übrigen Särge, mit dem Wappen der vier Ahnen und vielen sinnigen Emblemen und Inschriften geschmückt. Den Sarkophag des Herzogs Georg Wilhelm in seinem gegenwärtigen Zustande gibt die nebenstehende Abbildung wieder und damit ungefähr alles, was überhaupt von einstiger Pracht noch vorhanden ist; die Schmalseiten, noch mehr die Rückwand sind fast vollständig aller Ornamente beraubt und bestehen in der Hauptsache nur noch aus den glatten Kupferplatten. Und gerade hier hatte der Künstler mit ganzer Seele gearbeitet, galt es doch, dem so früh den Seinigen und seinem Volke entrißenem, hochbegabten Fürsten ein würdiges Epitaph zu setzen. Der Sarg wird getragen von vier weiblichen



Sarkophag des Herzogs Georg Wilhelm, des letzten Pfaffen.

Genien in halb liegender Stellung, die durch ihre Embleme charakterisiert sind als die Tugenden: Tapferkeit, Freigebigkeit, Hoffnung und Gerechtigkeit. Über ihnen sind an den Ecken in zierlichen Muscheln Knabenfiguren angebracht, der Chronist nennt sie die „Eitelkeiten“; ihre sinnigen, auf die Vergänglichkeit alles Irdischen hindeutenden Embleme sind leider verloren gegangen. Von den sonstigen sinnbildlichen Darstellungen sind nur die beiden auf der Vorderseite erhalten, eine blühende Aloe mit der Überschrift: „Dum florui morior“ — Nach dem Blühen sterbe ich — und ein zerbrochenes Wappenschild mit den Worten: „Demto fracta rege“ — Zerbrochen als der Fürst uns genommen. Das prächtige vergoldete Wappen in der Mitte ist das brandenburgische, von der Großmutter väterlicherseits: Dorothea Sibylla von Brandenburg.

Die fünfte Nische, von der Stifterin zur Ruhestätte für ihre Tochter Charlotte bestimmt, hat bis zum Jahre 1820 leer gestanden. Die Fürstin trat bei ihrer Ver-

heiratung mit Herzog Friedrich von Holstein zur katholischen Kirche über und ist im Jahre 1707 auf ihren Wunsch in der Klosterkirche zu Trebnitz beigesetzt worden.

Im Jahre 1820 wurden bei einer Renovation aus der unterirdischen Gruft zwei Särge heraufgeholt und damit die leeren Nischen besetzt. Es waren das die letzten von fünfzehn Särgen, die einst in dem unter dem Piasteum befindlichen Gruftgewölbe gestanden hatten und wahrscheinlich ihres geringen Metallwertes wegen unbehelligt geblieben waren. Der wichtigste dieser Sarkophage, der des Herzogs Ludwig zu Liegnitz und Brieg, gest. 1663, des Bruders und Vorgängers Herzog Christians, soll in der fünften Nische belassen, gleichzeitig jedoch an passender Stelle eine kurze Inschrift angebracht werden, die die stiftungsgemäße Bestimmung dieser Kapelle darlegt. Der fünfte Sarg, der der ersten Gemahlin des Herzogs Georg Rudolf, Sophie Elisabeth von Anhalt, gest. 1622, der bisher die Altarnische einnahm, wird wahrscheinlich in die unterirdische Gruft zurückbefördert werden müssen, da nach Errichtung der Christusgruppe zur Aufstellung dieses Sarges kein geeigneter Platz mehr vorhanden sein wird. Alle fünf Kapellchen, durch zierliche schmiedeeiserne Gitter gegen den Mittelraum abgeschlossen, sind in den Wandflächen einfach glatt gehalten, die Deckengewölbe dagegen reich mit Stuck ornamentiert. Dieser umrahmte auch hier kleine, länglich runde Deckengemälde, von denen in der ersten und zweiten Kapelle ansehnliche Reste wieder aufgedeckt werden konnten. Die Bilder zeigen auf Wolken schwebende Engel, Putten, mit Spruchbändern. Vier der Sprüche hat uns Wahrenдорff überliefert. In der Kapelle des Herzogs Christian: „Superavit vindice Christo“, Überwunden mit Christo dem Helfer. Über dem Sarge Georg Wilhelms: „Terras mutavit Olympo“, Mit dem Olymp vertauscht er die Erde. In der Sargnische der Herzogin Charlotte: „Serie non ultima laude“, Der Reihe, nicht dem Ruhme nach die letzte. In der Mittelnische über dem Heilande stand: „Surrexit“, Auferstanden.

Auch die „Fürstliche Gruft“, sie ist neu entstanden. Die Steine reden wieder ihre stumme und doch so beredte Sprache. Sie erzählen von vergangenem Ruhm und menschlichem Irrtum; von Trennungsschmerz und Auferstehungshoffnung. Dank der Fürsorge des Staates ist ein Denkmal der Pietät wieder aufgerichtet worden, das Mutterliebe und Mutterstolz dereinst gestiftet und damit ein geschichtliches Monument wiedererschaffen, das auch über die Grenzen unserer Heimatprovinz hinaus von hohem Interesse bleiben wird. Möchte das Monumentum piasteum nach dem Wunsche der edlen Stifterin auch von den kommenden Geschlechtern in Ehren gehalten werden und das Andenken an unsere schlesischen Fürsten bewahren helfen vor „der Vergeßlichkeit der Menschen und ihrer Undankbarkeit“.

f. Pfeiffer.





Friedrich von Logau

wurde im Juni (der Tag der Geburt steht nicht fest) 1604 auf Dürr-Brockut bei Nimptsch geboren. Seine Eltern waren Georg von Logau und Anna von Rehdeburg. Er blieb das einzige Kind, da sein Vater bereits 1605 in einem Alter von 26 bis 27 Jahren starb. Einige Jahre darauf verheiratete sich seine Mutter wieder mit einem Herrn von Hohberg, und Friedrich wurde zu seiner geistigen Ausbildung dem Gymnasium zu Brieg übergeben, das unter dem damaligen Rektor Melchior Laubanus sich eines guten Rufes erfreute. Er wurde, 10 Jahre alt, in die Quarta aufgenommen.

In Brieg fand Logau in dem damaligen Landesfürsten Johann Christian und seiner Gemahlin Dorothea Sibylla wohlwollende und liebevolle Gönner. Sein Schulbesuch war indessen sehr häufig unterbrochen, da der Hof wegen der Kriegsunruhen die Stadt verließ und z. B. das ganze Jahr 1621 abwesend war. Im Jahre 1625 verließ Logau das Gymnasium und widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft, wozu damals fünf Jahre erforderlich waren, wie aus seinen eigenen Worten hervorgeht:

Wenn einer will das Recht studieren,
So muß fünf Jahr' er dran verlieren.

Auf welcher Universität Logau studiert hat, darüber fehlt übrigens jede Andeutung. Später finden wir den Dichter in einer öffentlichen Stellung am herzoglichen Hofe zu Brieg. Landesfürst war damals noch Johann Christian, freilich nur dem Namen nach, während in Wirklichkeit sein ältester Sohn Georg regierte. Erst als der Vater Weihnachten 1639 in Osterode gestorben war, übernahmen die drei Brüder Georg III., Ludwig und Christian gemeinschaftlich die Regierung des Herzogtums, die sie in seltener Einigkeit bis zum Jahre 1653 führten. Logau gehörte dem Hofstaate Ludwigs an, von dem er 1644 zum herzoglichen Rat befördert wurde.

Von den weiteren Lebensverhältnissen des Dichters wissen wir äußerst wenig. Im Jahre 1643 hatte er sich zum zweiten Male verheiratet mit Helene von Knobelsdorf, einer Tochter des briegischen Hofmarschalls Balthasar von Knobelsdorf auf Frikendorf und Wohnewitz, nachdem seine erste Gattin, mit der er überaus glücklich

gelebt hatte, früh durch den Tod ihm entrisen war und ebenso ein dieser Ehe entstammtes Söhnchen. Seine zweite Ehe scheint nicht glücklich gewesen zu sein, was manche Gedichte beweisen, z. B.

Soll W bei Ehe sein, ist's besser, man begräbet
Ein fromm Weib, als daß die, die böß ist, immer lebet.

Ferner:

Ist ein Fegefeuer wo? darf doch dieses keiner dulden,
Der ein bößes Weib hat hier, Armut, Darmgicht, große Schulden.

Diese und ähnliche Aussprüche des Dichters sind jedenfalls als Stoßseufzer eines unglücklichen Ehemannes anzusehen. Der zweiten Ehe Logaus entsprossen fünf Kinder, ein Sohn und vier Töchter; der Sohn, Balthasar Friedrich, war später Rat des Herzogs von Nassau-Dillenburg.

Traurig ist das Bild von den letzten Lebensjahren des Dichters. Er ist noch ärmer geworden, als er es sonst schon war; sein Hausstand ist um mehrere Glieder gewachsen, während die Einkünfte seines Gutes Brodnt fast gänzlich aufgehört haben; seine jährliche Besoldung war immer schon eine geringe gewesen: 306 Rtlr. schles. nebst „gewöhnlicher Wohnung“ und einiger geringer Naturallieferung. Zu dieser Dürftigkeit seiner äußeren Lage kam noch ein schlimmeres Übel, die Gicht. Diese erweckt in ihm im Verein mit den übrigen Leiden die Sehnsucht nach dem Tode: „Wohl fand er in dem Kreise weniger auserlesener und bewährter Freunde, wie in dem Umgang mit Gelehrten, denen er bei besonderen Veranlassungen manches herzlich und treu gemeinte Lied widmet, und unter denen besonders der als Dichter nicht unbekannte Organist Wenzel Scherffer von Scherffenstein in Brieg hervorzuheben ist, eine anspruchslose Erholung. Aber auch dieser Verkehr vermag nicht eine immer bestimmter, immer inniger ausgesprochene Sehnsucht nach dem Tode zu verscheuchen. Und wenn er auch nicht, wie Odisus oder Lactantius, es für das größte Unglück des Menschen hält, geboren worden zu sein, so spricht er gleichwohl unumwunden aus:

Das beste, das ein Mensch in dieser Welt erlebt,
Ist: daß er endlich stirbt, und daß man ihn begräbet.
Die Welt sei, wie sie will, sie hab' auch, was sie will;
Wär' sterben nicht dabei, so gälte sie nicht viel.

Im Juni 1654 siedelte der Dichter mit seinem Gönner, dem Herzog Ludwig, dem Siegniz zugefallen war, nach dieser Stadt über, starb dort aber schon am 24. Juli 1655, nachdem er noch kurz vorher eine Gesamtausgabe seiner Dichtungen veranstaltet hatte. Seine Grabstätte ist nicht mehr vorhanden. Logau ist (da ich besseres zu bieten nicht im stande bin, lasse ich hier G. Eitner sprechen: Vergleiche Allgemeine deutsche Biographie, XIX. Band, Seite 108 ff.) eine der edelsten Erscheinungen, welche uns die Literatur- und Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts aufbewahrt hat, und je tiefer die sittliche Verkommenheit seines Zeitalters gesunken ist, je unaufhaltsamer sich der Verfall in Sitte, Religion und Leben offenbart, desto höher muß der Wert seiner einsamen Tugend angeschlagen werden. Die Liebensewürdigkeit seiner persönlichen Erscheinung spricht sich vor allen Dingen in einer

Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit aus, die nicht nach den stolzen Höhen irdischer Herrlichkeit begehrt, auf denen man so leicht sein eigenes Selbst verliert; daher die Zufriedenheit, welche ihn stets mit der Dürftigkeit seiner äußeren Verhältnisse ausfühnt. Mäßig und einfach in seinen Bedürfnissen, würzt Arbeitsamkeit und Hunger ihm sein prunkloses Mahl, das weder des Bäckers Kunst noch des Krämers Leckerbissen kostbar bereitet hat, und darum sehnt er sich auch so oft nach den idyllischen Freuden des Landlebens, wo er, fern von dem geräuschvollen Treiben des Hofes und der Stadt, die einfachen Gaben der Natur genießen und dabei des allgemeinen Elends vergessen darf. — Das Haschen nach Fürstengunst, die charakterlose, kriechende Demut und schamlose Schmeichelei, das Jagen nach Amt und Auszeichnung, die Bestechlichkeit der Richter und Hofbeamten, ihr Neid gegen die Begünstigten, die Heuchelei, die sich im Gewande der Tugend brüstet, die offenbare Ehrlosigkeit, die sich zu verhüllen verschmähnt und sich zu schämen verlernt hat: das ist der Stoff, den er in hundertfältiger Variation und mit der Indignation eines reinen Gemütes behandelte. — Vogau ist eine ernst religiöse Natur: er fordert lebendige Betätigung in der Liebe zum Nächsten; jeder heuchlerische Lippendienst, jede pietistische Scheinheiligkeit widert ihn an; Protestant aus innerster Überzeugung, beansprucht er auch für sich das Recht der freien Meinung im Widerspruch mit der Orthodoxie seiner Zeit, welche das junge, frische Leben der Reformation in starrem Buchstabenglauben ertötet hatte. Völlig verhaßt ist ihm aber alles theologische Schulgezänk, die Verleherungs- und Verfolgungssucht: über dem engeren Kreise der Konfession steht ihm der weitere des Christentums, „denn die Kirche im Gewissen“, wie er sie nennt, ist älter als alle Sekten und Bekenntnisse. — Vogau ist endlich Patriot im besten Sinne des Wortes. Freilich kann sich seine Liebe zum Vaterlande nicht in stolzem Selbstgefühl kund geben; was hätte damals auch dazu berechtigt? Aber in bitteren Klagen trauert er über Deutschlands Schmach, über die verschwundene Herrlichkeit des alten Reiches, über seines Volkes verloren gegangene Tugenden: Wiederkeit und Treue. Deutschlands Herrlichkeit und Größe ist in seinen politischen und sittlichen Niederlagen untergegangen, seine edle, kraftvolle Sprache verdorben und entstellt durch die armseligen bunten Lappen fremder Zungen. Wohl ist Deutschland blutarm geworden, so klagt er schmerzlich, darum geht es so geblüht. Und so war Vogau nicht bloß „ein gelehrter Poet, der die Welt nur aus seinen Büchern kennt; er kannte vielmehr das Leben, die Gebrechen, Bedürfnisse und Leiden seines Vaterlandes und fühlte den Drang in sich, mehr seiner Zeit zu nützen als in ihr zu glänzen“.

Unbegreiflich ist es, wie der Dichter bald nach seinem Tode in Vergessenheit geriet. Lessings und Hamlers Verdienst ist es, auf ihn wieder aufmerksam gemacht zu haben; diese beiden veranstalteten eine Auswahl seiner „Sinngedichte“, die zuerst 1759 erschien. Eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte besorgte Gustav Cötner (Stuttgart 1872). Er gab auch eine Auswahl der Sinngedichte heraus (Leipzig 1870). In Liegnitz erinnert fast nichts mehr an den großen Dichter. In dem nach ihr benannten Sophiental hatte die Herzogin Sophie sich ein „fürstliches Lusthaus“ bauen lassen. Im Hausflur waren einige Abbildungen von Lieblingshunden der Herzogin

aufgehangen mit einigen ehrenden Zeilen; denn die Poesie wurde hier eifrig kultiviert. Einige Verse erwecken dadurch unser Interesse, daß sie den Namen Vogau tragen; es sind folgende:

Erste Abbildung: Einige Schlangen und zwei feindliche Männer. Darunter:

Schlangen können Schlangen leiden,
Nur der Mensch steckt voller Neiden.

Anna Helena, geb. Kogavin.

Zweite Abbildung: Auf einem Tische ein Herz und eine Hand, die ein weißes Zeugmuster hält, darunter:

Will ein Herze sich bekleiden,
Steht es schön in weißer Seiden.

Dorothea Magdalena, geb. Kogan.

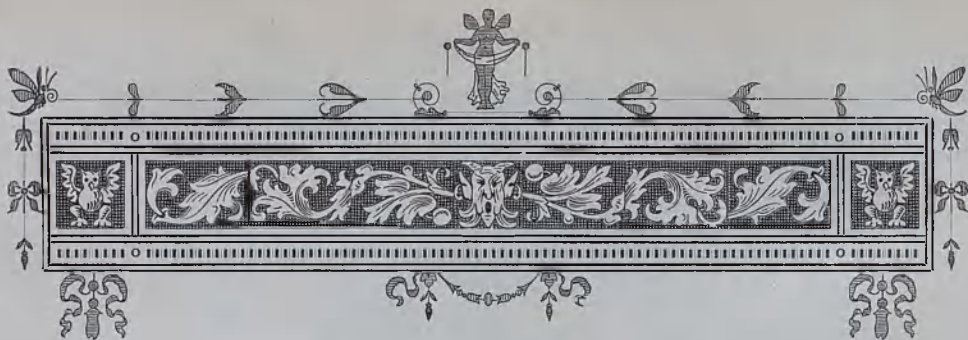
Nach hat sich unser Dichter hier selbst verewigt. Abbildung: Auf einer Seite die aufgehende Sonne, auf der andern ein finsterner Busch, in dem Fledermäuse fliegen:

Wahrheit bricht noch endlich ein,
Falschheit muß doch flüchtig sein.

Friedrich v. Kogan.

Diese Herrlichkeiten von Sophiental sind längst dahin.





Die alte Fürstentumshauptstadt Jauer.



Im Jahre 1203 wurde die Stadt Jauer durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt, so daß man sie mit Besen hätte zusammenkehren können.“ Diese einer handschriftlichen Familienchronik entstammende und darum nicht ganz zuverlässige Notiz, ist wohl die erste schriftliche Erwähnung des alten Jawor. Im Jahre 1242 wird dann der erste Pfarrer von Jauer, Valentin, erwähnt. Die älteste Urkunde im Ratsarchiv trägt die Jahreszahl 1275, und die Reihe der Jauerischen Bürgermeister läßt sich zurückverfolgen bis ins Jahr 1300; sie wird eröffnet durch Walter, den Kupferschmied. Die Gründung der Stadt mußte demnach in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts fallen, aber auch nicht früher; denn plastische Stadtgründungen, und Jauer ist eine solche alte Pfaffenstadt, sind vor dem Jahre 1211 in Schlesien nicht nachweisbar. Die für die schlesischen Städte typische Anlage, in der Mitte der Ring, polnisch rynek, Versammlungsort, mit dem Rathaus, an den Ecken des Ringes je zwei rechtwinklig aufeinanderstehende Straßen, und an den Langseiten noch zwei schmalere Gassen, alles das weist darauf hin, daß die deutsche Siedlung neben dem viel älteren slavischen Dorfe, dem heutigen Alt-Jauer, von vornherein eine Stadtanlage war; sie empfing von diesem den Namen Jawor, der in Jauer, Jauer, umgeformt wurde. Die ersten Siedler stammen höchstwahrscheinlich aus Franken. In fränkische Hufe ist das besiedelte Land geteilt. In der heute noch üblichen Benennung „Fünfzighuben“ für die Ländereien der Vorwerksbesitzer hat sich die Erinnerung daran noch erhalten. Der Brunnen im Tal, der Tellebrunn, der heutige Tillebrunn in Moisdorf, die Bucke bei Sägendorf und eine Reihe deutscher Ortsnamen in der nächsten Umgebung, alles das läßt auf fränkische Siedler schließen. Und zwar scheinen die fränkischen Kolonisten aus dem Bistum Mainz gekommen zu

sein; dort wird der heilige Martin besonders verehrt, der, seit dem dreizehnten Jahrhundert Schutzpatron der Stadt, das Siegel des alten Jawor ziert, und dort am Main gibt es einen Hügelzug gleichen Namens, wie der im Süden unserer Stadt, die Haßberge. Also eine fränkische Stadtanlage, mit Winkelmaß und Meßrute, vielleicht unter Heinrich I. von Biegnitz angelegt, scheint das alte Jawor gewesen zu sein. Der durch Theodor Körner berühmt gewordene Hedwigsbrunnen unweit der alten Pfaffenburg weist auch auf diesen Herzog und seine Gemahlin hin.

Die Stadt Zauer, ursprünglich wie alle schlesischen Städte mit einem Pfahlzaun umfriedigt, soll, wie die Sage berichtet, schon von dem ersten Zauerschen Pfaffen Volko I. seine Ringmauern erhalten haben. Auf dem Gesellenchor in der Pfarrkirche



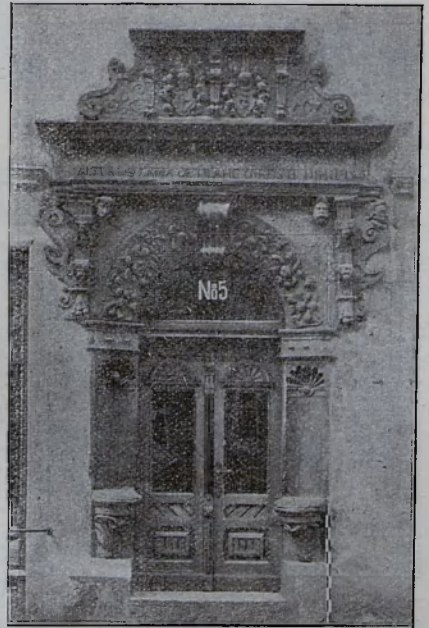
Portal in der Biegnitzer Straße
in Zauer.

zu St. Martin hängt ein wenig beachtetes Epitaph aus dem Jahre 1562, ein figurenreiches Tafelbild, mit der ältesten Stadtansicht im Hintergrunde. Die Stadt hatte damals zwei Ringmauern mit vorspringenden Basteien und Türmen, unter denen der Striegenturm als der stattlichste und stärkste erscheint. Diese alte Stadtbefestigung, die in den Hussitenkriegen sich trefflich bewährte und die Stürme des Dreißigjährigen Krieges überdauerte, hat sich bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein erhalten. Unter Friedrich dem Großen wurden die Wallgräben planiert und mit verschiedenen Gattungen von Obstbäumen besetzt. Erst 1822 verschwand das Biegnitzer Tor, 1824 wurden das Vollenhainer und das Goldbergger abgebrochen. Seitdem trug man einen Teil nach dem anderen von der alten Stadtbefestigung ab, die Vorstädte verschmolzen mit dem Kern der Altstadt, und nur noch wenige Reste haben

sich in unsere Zeit herübergerettet. Erhalten sind noch Reste von der alten Innenmauer im Landschaftsgarten, in Privatgärten oder als Außenwände von Privathäusern, ferner drei Basteien, die alte, jetzt zum größten Teil leider eingestürzte Engelsburg an der katholischen Kirche, die Basteien am Gymnasium und am Zuchthause und vor allem der Striegenturm, ein Wart- und Torturm in der alten Stadtbefestigung, „ein dickleibiger, kahlmäufliger Recke“, nebst dem Ratsturm das alte Wahrzeichen der Stadt, vom alten Rektor Rauch in einem schwungvollen Poem, „dem Märlein vom Striegenturm“, gar artig besungen.

Außer diesen Resten der alten Stadtbefestigung besitzt Zauer auch eine Reihe hoch interessanter Bauten aus dem Mittelalter und aus der Neuzeit: einige alte Patrizierhäuser mit schönen Portalen, unter denen das in der Biegnitzer Straße besonders der Beachtung wert ist, und von öffentlichen Gebäuden die alte Martinskirche, das Franziskanerkloster, das heutige Zeughaus, die Friedenskirche, das

Gymnasium mit einem schönen Relief des heiligen Martin, in der Bahnhofstraße die neue Post mit sehr originellen Sgraffitoreliefs, draußen in der Altjauerstraße die neue Kaserne des 154. Regiments und endlich den Prachtbau des neuen Rathauses. Von dem alten Rathause, das bereits 1373 in Rechtsbriefe der Wollenweber erwähnt wird, ist bei dem letzten Brande im Jahre 1895 nur noch der Ratssturm übrig geblieben, der 1537 von Peter Klinger erbaut wurde. Es ist ein achteckiger, gotischer Unterbau, an den Ecken, erst nach dem Dreißigjährigen Kriege, mit den fast lebensgroßen Figuren der 8 Kurfürsten geschmückt und in einen viel jüngeren, überaus zierlichen, doppelten Barockhelm ausgehend. Für die architektonische Anlage des prächtigen Rathausneubaues, den man in den Jahren 1896—97 ausführte, ist offenbar der alte Ratssturm maßgebend gewesen. Das die Fassade und die Seitenfront verbindende Barocktürmchen, ein verjüngtes Abbild des alten Turmes, das darüber hochemporstrebende Krüppeldach, das in kunstvoller Arbeit ausgeführte Treppenhaus an der einen und das lauschige Erkerchen an der andern Seite — alles das soll den Blick des Beschauers auf den Punkt lenken, über dem der alte Ratssturm als würdiger Abschluß erscheint. Die Gliederung der Fassade und der Seitenfront durch Kreuzdächer und fein stilisierte Giebelbauten, die geschmackvollen, gemalten Fensterumrahmungen des oberen Stockwerks, die überaus malerische Ornamentierung des Giebels an der Hauptfront durch das Stadtwappen, den preussischen Adler, die Embleme der einzelnen Berufsarten machen dem Kunstsinne des Bauherrn alle Ehre. In sinniger Weise ist auch die im Renaissancestil beliebte Kartusche, das Schild, bei der Ornamentierung verwendet worden: die zwischen je zwei Fenstern des Oberstockes angebrachten Schilde stellen die Wappen der Hinterstädte dar und weisen zugleich auf die glorreiche Vergangenheit hin, auf die Zeit, da die Stadt Residenz der alten Fürstentümer Schweidnitz-Jauer war. Für den Geschichtsfreund ist ein Blick in das im alten Turme aufbewahrte Stadtarchiv lohnend, das die ältesten Stadtbücher, die berühmten Wachstafeln, enthält.



Portal in der Vollenhainer Straße.

Vor dem Rathause liegt der Ring mit seinen alten, von Friedrich II. nach dem großen Brande 1776 errichteten Laubenhäusern, die in ununterbrochener Reihe den ganzen Marktplatz umrahmen und ihm ein originelles Gepräge geben. Dem schlesischen Landschaftler Blätterbauer haben sie den Vorwurf zu einem schönen Aquarell geliefert. Im Hospitalgäßchen, an der Südseite des Marktes, ist der malerische Winkel zu suchen, den Blätterbauer als Motiv für eins seiner schönsten Aquarelle „Aus der

Vor dem Rathause liegt der Ring mit seinen alten, von Friedrich II. nach dem großen Brande 1776 errichteten Laubenhäusern, die in ununterbrochener Reihe den ganzen Marktplatz umrahmen und ihm ein originelles Gepräge geben. Dem schlesischen Landschaftler Blätterbauer haben sie den Vorwurf zu einem schönen Aquarell geliefert. Im Hospitalgäßchen, an der Südseite des Marktes, ist der malerische Winkel zu suchen, den Blätterbauer als Motiv für eins seiner schönsten Aquarelle „Aus der

Gefte" benutzt hat: im Vordergrund das alte Adalbert-Kirchlein, dessen Vesperglocke uns Saueranern heute noch alltäglich läutet, ein Kuppelbau aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von recht merkwürdiger Vergangenheit — es war ursprünglich in der Pfaffenzeit jüdische Synagoge (1364) und wurde nach Vertreibung der Juden unter Kaiser Albrecht II. ein christliches Gotteshaus — und als wirksamer Prospekt



Das neue Rathaus.

im Hintergrunde das ehemalige Franziskanerkloster, das heutige Zeughaus, ein gotischer Backsteinbau, als Gruftkirche 1485 von dem Landeshauptmann. Bischof Johann von Wardein erbaut, mit einem sehr charakteristischen Eisenengiebel, der an den stilvollen Giebelbau des Klosters Chorin lebhaft erinnert. Am lateinischen Ringe, hart an der alten Stadtmauer, gerade in entgegengesetzter Richtung, steht die alte Stadtpfarrkirche St. Martini episcopi confessoris, von den öffentlichen Gebäuden wohl das älteste Bauwerk in der Altstadt. Die ältesten Teile der alten Pfarrkirche, den dreischiffigen Hallenbau, aus Bruchsteinen aufgeführt und noch zu des alten Ephraim Nafo Zeiten „außen ungetncht“, versetzt Heyne in seiner Geschichte des Bistums Breslau mit Recht in die Zeit Heinrichs III.

Matthäus Drachwi von Krakau hat 1248 bis 1270 als erster Pfarrer an St. Martin amtiert, und das Gotteshaus selber zeigt in der ganzen Anlage große Übereinstimmung mit der Biegnitzer Frauenkirche, deren Bauzeit unter Herzog Heinrich III. fallen soll. Das schngeschnitzte, eichene Hauptportal, eine Schöpfung des kunstsinigen Pfarrers Neugebauer, der in den Jahren 1865—1883 die Martinskirche „innen und außen restauriert, mit bunten Fenstern geschmückt und einer neuen Orgel geziert“ hat, ein Seitenportal im Jesuitenstil, einst die Eingangspforte für die alten Landeshauptleute, eine kleinere, jetzt verschlossene Seitentür im gotischen Giebelfelde mit einem Bildnis

des heiligen Martin aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, zahlreiche recht originelle Epitaphien an den Wänden der alten Grufkirche lohnen einen Rundgang um das altherwürdige Bauwerk. Auch im Innern findet der Altertumsfreund mancherlei, was ihn zum sinnigen Betrachten einladet: die dreischiffige Haupthalle mit den schönen gotischen Wölbungen, getragen von mächtigen Pfeilern, die Wände der Seitenschiffe, durch bunte Glasfenster und Säulenbündel harmonisch gegliedert; der Predigtstuhl, eine Stiftung eines Sauerischen Patriziers aus dem siebzehnten Jahrhundert,

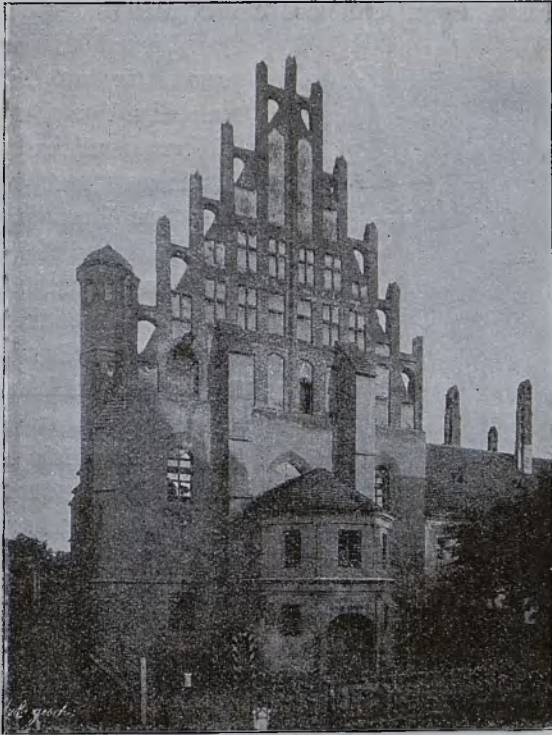


Der Ring in Zauer vor 1846.

das kelchförmige Baptisterium, die Gabe eines protestantischen Zaueraners aus dem Jahre 1580 (sie erinnern an die Zeit, da die Kirche den Protestanten gehörte, 1526 bis 1650), die schön geschnitzten Stühle des ehrsamten Rates, in einer Seitenkapelle eine sehr alte, übermalte Madonnenstatue und ein Standbild des heiligen Martin, nach Alwin Schulz eine der besten schlesischen Skulpturen aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, eine Reihe von schön ausgeführten Epitaphien, besonders das Kleinod der Kirche, das Koonbaumsche Epitaph, ein sehr geschickt komponiertes und trefflich ausgeführtes Tafelbild mit einer Abbildung der Stadt aus dem Jahre 1562.

In der alten Goldbergger Vorstadt liegt auf dem Friedhofe inmitten altherwürdiger Linden die Friedenskirche ad sanctum spiritum. Es ist eine von den drei Kirchen, die den Evangelischen Schlesiens im Frieden zu Münster und Osnabrück

bewilligt wurden. Die Sauerische Friedenskirche, am vierten Adventssonntage 1655 eingeweiht, ist viel bescheidener und prunkloser als die Schweidnitzer Schwesterkirche. Wer aber die Baugeschichte dieses Gotteshauses kennt, wird auch dieses unschöne Gebäude mit Ehrfurcht betrachten. In der Vorstadt, „weit abseits von den Fortifikationen, „nur von Holz und Lehm“, ohne Glockenturm sollte nach dem kaiserlichen Reskript das Bethaus der Lutherschen errichtet werden. Und in welcher trauriger Lage befand sich damals die alte Fürstentumshauptstadt! Bis auf sechzig



Früheres Franziskanerkloster, jetzt Zeughaus.

(Nach Origin.-Aufnahme von Alfred Schulz in Jauer.)

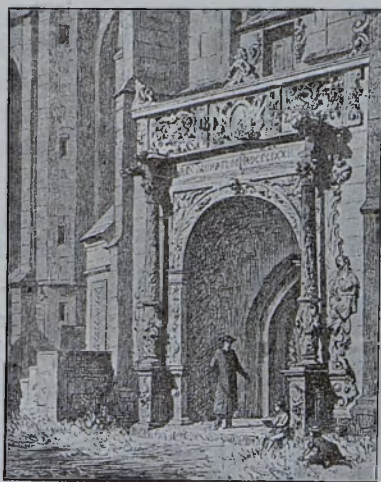
waren die Bürger zusammenge-
schmolzen, bis auf den Grund
hatten die Kaiserlichen im
letzten Jahre des großen Reli-
gionskrieges die einst blühende
Stadt in Asche gelegt und „zu
einer puren lauterer Einöde und
Wüstenei gemacht“. Und doch
gingen die Überlebenden mit dem
Wenigen, das sie aus dem
Schrecken des Krieges gerettet
hatten, voll froher Zuversicht
ans heilige Werk. „Fünf schles-
ische Taler, am Tage der An-
weisung des Plazes von den An-
wesenden gesammelt, waren „der
Fonds, von dem dieses Gebäude
begann. Ihn vermehrte Gott
tausendfach“. Zwei Jahre lang
reisten einige Bürger in den
Länden umher, um Gaben zum
Bau zu sammeln, und überall
fanden sie offene Hände: die
schlesischen Protestanten steuerten
ihr Scherflein bei, in Greiffenberg
kamen zu den Sammlern zwei

Unbekannte des Nachts und übergaben ihnen vier Dukaten, ja in weiter Ferne, in Polen, in Augsburg und Magdeburg, in Hamburg, in Kopenhagen, überall fand man unter den protestantischen Glaubensgenossen fröhliche Geber. Die Gewerke ließen die Fenster her-
richten, mit ihren Wappenschildern verzierten sie die buntgemalte Decke, die adligen
Herren und die Zünfte ließen sich buntbemalte Bühnen erbauen, die Reichstühle stifteten
Landeshüter Bürger, den Altar in der Taufkapelle ließ die Gräfin Hochberg errichten,
und die noch heute in der Kirche umgehenden Klingelbeutel stammen von den ehrsamem
Schußknechten. In einer geldarmen Zeit erbaut, bietet die Kirche dem Beschauer
gleichwohl Interessantes genug. Die eng zusammengedrängten Chöre, die Hunderte
von Plätzen und Plätzchen erzählen besser, als es alle Chronikenschreiber vermögen,

von jener glaubensfrohen Zeit, da die schwerbedrückten protestantischen Schlesier bis vom Landeshutischen und Schmiedebergischen herabkamen, um hier das Wort Gottes zu hören und das Sakrament zu empfangen. Am eigenartigsten ist der bildnerische Schmuck der Chöre, zu unterst die Bühnen der adligen Herren mit deren Wappenschildern, darüber die beiden Chöre für die Gemeinde mit biblischen Bildern, Bild an Bild, beginnend mit der Schöpfung:

„Wie Gott schuf alles groß und minder,
Wunderbahr die Menschenfinder“

und endigend mit dem jüngsten Gericht, einem Kolossalbilde über dem Altar, das törichte Aufräumewut im Jubeljahre 1855 leider übertünchen ließ. Zwar sind die Bilder — sie wurden von einem Schmiedeberger Malermeister gemalt, jedes Bild für 1 Taler 8 Groschen, und jedes einzelne ist von dem Diaconus Schwertner mit einem sinnigen Verse versehen worden — meist handwerksmäßige Leistungen; aber sie sind trotz aller technischen Mängel mit jener



Portal der katholischen Kirche.

über dem Altar, das Innigkeit und Wärme gemalt, die uns bei den alten deutschen Meistern so anheimelt, so die musizierenden Engel am Orgelchor, eine Befehung Petri an einem der Beichtstühle und das Bild am Chore der Schuhknechte, „auff welchem auswendig gemale ist, wie Moses der Schaffe in der Wüsten hüttet und Ihm der brennende Busch erscheinet“, darüber folgende schöne Verse:

Hier ist des Höchsten Hutt, wo Gottes Schafflein weiden,
Der Seelen höchstes Gutt, der Vorschmack Himmels Freuden.
Zieh geistlich deine Schuh und das, was sündlich, aus,
Weil hier nichts anders ist, denn Gottes heilig Hauß.

Die Geschichte der Stadt beginnt eigentlich erst mit Bolko I. Im Jahre 1278 wurde aus dem Fürstentum Liegnitz ein besonderes Fürstentum Schweidnitz-Zauer ausgeschieden, und Bolko, der Sohn Boleslaws II., war der erste Herzog von Schweidnitz und Zauer. In einer anmutigen Sage hat sich noch die Erinnerung daran erhalten, daß dieser erste Herzog die Stadt Zauer mit einer hohen Steinmauer umgab, und wenn in unsern Tagen die Bürgerschaft der alten Fürstentumshauptstadt mit den Schützengilden von Volkenhain, Striegau und Schönau sich zu dem großen städtischen Feste, dem Volkofest, vereinigt, da pflegt der Ritter Bolko den Festzug zu eröffnen, der alte Herzog, der in den Städten seiner Fürstentümer das Schießen mit der Armbrust nach dem Vogel auf der Stange eingeführt haben soll.

Fürstentumshauptstadt wurde Zauer erst 1303 unter Heinrich I. Der Mannstamm der Zauerischen Pfaffen starb schon 1368 mit Bolko II. aus: auf der Hofburg

zu Gaiu, der Volkoburg, wo Volko II. mit Vorliebe zu weilen pflegte, war der junge Sohn des Fürsten durch einen Stein, den der Hofnarr in Scherze nach ihm warf, getötet worden; aber erst 1392 nach dem Tode der Herzogin Agnes, an die heute noch der Agnespalast, das ungefüge Gebäude neben der Landschaft hart an der Stadtmauer, erinnert, ging das Fürstentum an die Luxemburger über; Karl IV., der römische Kaiser, vermählte sich selber mit dem Fräulein von Sauer, der Nichte Volkos II. Die Fürstentümer wurden 1392 unmittelbare oder Erbfürstentümer, d. h. sie sollten ungeteilt zusammen bleiben und sich im Hause der Luxemburger vererben. Sie standen unmittelbar unter der Krone Böhmen, waren auf den Fürstentagen vertreten und erhielten wie die Stadt Breslau zur Vertretung der königlichen Rechte und zur Leitung des gesamten Verwaltungs- und Justizwesens eigne Landeshauptleute.

Die stattliche Reihe der Landeshauptleute, die auf der alten Pfaffenburg, dem



Die Friedenskirche.

heutigen Zuchthause, residierten, beginnt 1392 mit Behnisch von Chusing und schließt 1742 mit dem Grafen Hans Anton Schaffgotsch. Am 8. März 1742 wurden die österreichischen Ädler an den öffentlichen Gebäuden durch preußische ersetzt, und die Stadt trat unter die Herrschaft Friedrichs des Großen. Mit welchem Vertrauen man dem neuen Landesherrn entgegen kam, das beweist zur Genüge die Erzählung, daß es ein Bürger von Sauer gewesen ist, der auf

einem Bewillkommungstransparente am 15. Juni 1742 die Aufschrift *Friderico Magno* angebracht haben soll. Und die Stadt Sauer hatte den Wechsel der Regierung nicht zu bedauern. Der große König hat alles getan, um die Wunden, die der Krieg und manche andere Mißgeschicke der Stadt geschlagen hatten, zu heilen. Ihm verdankt Sauer die Errichtung einer Spinnschule, die Lauben um den Markt, den Wiederaufbau der ganzen Häuserreihe in der nach dem Preußenkönige benannten Königstraße und die Errichtung der Landschaft.

Der Kelch des Leidens ist an Sauer nicht vorbeigegangen. Der alte Rektor der Lateinschule Christian Friedrich Emanuel Fischer zählt in seiner vortrefflichen Chronik im ganzen fünfzehn Stadtbrände auf, unter denen der von 1776 wohl der schlimmste war; und wenn Sauer von dem verheerenden Element nicht so arg und so oft heimgesucht wurde wie manche andere schlesische Stadt, so ist das allein dem Umstande zu verdanken, daß man schon 1546 eine Feuerlöschordnung einführte, und daß der Rat der Bürgerschaft scharf auf die Finger sah. Im Jahre 1680 wütete die Pest derart in der Stadt, daß „fast alle Weber durch den Tod hinweggemäht wurden“. Auf ihren Plünderungszügen 1430 zogen zwar die Hussiten, die bis in die

nächste Nähe, nach dem Dorfe Weberau kamen, an der wohlummauerten Stadt vorüber; aber der große Religionskrieg, der Siebenjährige Krieg und die Napoleonische Invasion haben der Stadt Drangsale und Leiden genug gebracht. Von Jauer aus zog am Morgen des 26. August 1813 die Armee Blüchers, das preussische Korps unter York auf der Straße nach Altjauer, da, wo heute unsere neue Kaserne steht, das russische unter Langeron über Peterwitz in die Ragbachschlacht; und es waren Stunden voll Angst, die damals die Bewohner unserer Stadt durchlebten. „Auf der Viehweide gähnten kreuzweise gegen die Peterwitzer Brücke gerichtet die Mündungen von 16 Kartätschenstücken, um im Fall verlorener Schlacht den verfolgenden Feind zu empfangen.“ Am späten Nachmittage vernahm man den Donner der Kanonen so schnell hinter einander, „daß niemand in einer Pause bis zehn zu zählen vermochte“.

Trotz aller Mißgeschicke ist die alte Fürstentumshauptstadt im Schlesierlande zu allen Zeiten eine Stadt von Bedeutung gewesen. Die zentrale Stellung, die die Stadt als Residenz der Piasten und später als Sitz der Kaiserlichen Landeshauptleute hatte, verlor sie zwar mit der Einführung der preussischen Verwaltung, dafür aber wurde sie der Mittelpunkt der von Friedrich dem Großen geschaffenen Fürstentumslandschaft Schweidnitz-Jauer. Diese hat seit 1822 in unserer Stadt ein eignes Heim. Als 1815 die Provinzial- und Kreisverfassung eingeführt wurde, rückte Jauer in die Reihe der Kreisstädte. Auch in kirchlicher Beziehung ist es immer ein Mittelpunkt gewesen. Schon 1335 war Jauer Sitz eines Archipresbyteriats. Die 1655 vollendete Friedenskirche wurde der Sammelort für die Bekenner der Augsburgischen Konfession bis hinauf nach Hirschberg, Landeshut und Schmiedeberg; 1697 hatte die Friedenskirche nicht weniger als 45 998 Kommunikanten, 1705 wurden 4815 Kinder aus der Stadt und 25 539 vom Lande getauft. Im kirchlichen Leben der evangelischen Schlesier hat Jauer am Anfang des verflossenen Jahrhunderts noch einmal eine gewisse Bedeutung erlangt: 1815 gab der Pastor an der Friedenskirche Friedrich Scherer das Jauersche Gesangbuch heraus, das in vielen Gemeinden Schlesiens verbreitet war und sich Jahrzehnte lang einer großen Beliebtheit erfreute. Als Schulstadt hatte Jauer schon im Reformationszeitalter einen gewissen Ruf. Die alte Lateinschule, vermutlich eine Melanchthonsche Stiftung, die 1554 der Waffenschmiedsohn, der spätere Chronist und Schulherr Schmidt besuchte, hatte 1581 einen großen Zulauf adliger Jugend, und das alte Lyceum, das am 26. Juni 1709 von der evangelischen Friedensgemeinde gegründet wurde, genoß unter dem ausgezeichneten Pädagogen Karl Friedrich Floegel ein so großes Ansehen, daß man ihm viele auswärtige Schüler, zum Teil aus weiter Ferne, anvertraute. Aus dem Lyceum, das seine Schüler zeitweise schon bis zur Universität vorbereitete, ging 1865 das Gymnasium hervor, an dem der bekannte Philologe Volkmann als erster Leiter wirkte. Auch unter die bedeutenderen schlesischen Druckerstädte hat unsere Stadt einst gezählt. Schon 1683 eröffnete hier Johann Deckel eine Druckerei, die Johann August Barth, der spätere Besitzer der Breslauer Universitätsdruckerei, zu großer Blüte brachte. Im Jahre 1711 erschien in der Jauerschen Druckerei das berühmte Werk *Silesia numismatica*, Schlesische Münzkunde, von dem Liegnitzer Superintendenten Demberdeck, und 1733 wurden hier

die Liegnitzer Jahrbücher von Thebesius gedruckt. In den Befreiungskriegen wurden in Jauer die Blücherschen Armeebefehle gedruckt, wahrscheinlich auch eins von den zwölf Kampfliedern Theodor Körners. Körner rastete am 30. März 1813 mit den Lübowern in unserer Stadt; am Hedwigsbrunnen dichtete er das bekannte Sonett „Wie sprech' ich's aus, was meine Brust durchzittert“ und schrieb in Jauer den denkwürdigen Brief, in dem er die Einsegnung des Lübowischen Jägerkorps in der Kirche zu Rogau schildert. In dem Rektor der alten Lateinschule Christian Friedrich Emanuel Fischer besaß die Stadt einen bedeutenden Chronisten und Geschichtsschreiber. Fischer ist der Verfasser der gediegenen Jauerschen Stadtchronik und der verdienstvollen Zeitgeschichte der Städte Schlesiens, die er zusammen mit Friedrich Stuckart 1819 herausgab. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Jauer auch als Musikstadt Bedeutung; hier fanden 1841, 1850, 1874 schlesische Musikfeste statt. Um das Zustandekommen des letzten Musikfestes erwarb sich der Kantor an der Friedenskirche Oswald Ehrenfried Fischer die größten Verdienste. Er war Mitbegründer des Vereins zur Hebung der evangelischen Kirchenmusik in Schlesien.

Die hohe Bedeutung und die große Wohlhabenheit der Stadt im Mittelalter beruht auf ihrer Lage an der großen Verkehrsstraße von Breslau nach Leipzig, Magdeburg und Hamburg, dem alten Hafenplatze der Schlesier. Die Stadt hatte wie Breslau das Niederlagsrecht, d. h. alle durchgehenden Waren mußten hier niedergelegt und einige Tage zum Verkauf ausgestellt werden. Die Lage an der Straße nach Hamburg ließ auch die blühende Leinenindustrie entstehen, durch die Jauer bis zum Dreißigjährigen Kriege in der ganzen Welt bekannt war. Die Bürger fabrizierten die Leinwand nicht selbst; die Weber wohnten zumeist in den Dörfern und brachten ihre Ware zum Verkauf nach der Stadt. Hier wurde die Leinwand auf den Bleichen, die in weitem Halbkreise die Stadt umgaben, von den Bürgern appretiert. Die fertige Ware wurde von den Kaufleuten nicht direkt ins Ausland geschickt, sondern an englische oder niederländische Händler verkauft, die sie auf ihre Kosten und Gefahr nach Hamburg brachten. Gegenwärtig werden hier feine Holzwaren, Bürsten, Zigarren angefertigt; die Stadt besitzt ferner bedeutende Leder- und Eisenwarenfabriken, eine blühende Wagenindustrie, und Jauersche „Bienenkörbe“ und Bratwürste gehen in die weite Welt. In der guten Jahreszeit ist unsere Stadt der Durchgangspunkt für alle, die nach dem schönen Moisdorfer Grunde, dem „kleinen Fürstenstein“ und von da in die tannenumrauschte Bergwelt des Bober-Ratzbachgebirges hineinwandern. Unsere Berge, das Köstlichste, was wir dem Fremden bieten können, sind unser ganzer Stolz. Wer auf dem Janusberge oberhalb des schönen Herrensitzes Alonitz oder auf dem Breitenberge oder drüben in den Buschhäusern auf dem Heßberge weilt und seinen Blick schweifen läßt über die gottgesegneten Fluren drunten in der Ebene oder rückwärts über die tannengrünen Hügel und Gründe des Ratzbachgebirges, auf die blauen Berge der Sudeten, der begreift erst die wahre Bedeutung des alten, stolzen Sprichwortes: „Wer von Jauer weggeht, verdirbt, stirbt oder kommt wieder“.

Dr. G. Schönaich.





Der schlesische Bauer.



er den Anblick eines Paradieses genießen will, der fahre an einem schönen Wlitage im offenen Wagen durch die Dörfer, die zwischen Goldberg und Neustadt in Oberschlesien in dem Hügelland am Nordabhange der Sudeten liegen. Der ganze Talgrund, ausgefüllt von einem Blütenmeer, aus dem freundliche Häuser, stattliche Gehöfte hervorschauen, in der Mitte die Kirche oder auch deren zwei, eine katholische und eine evangelische, hie und da ein Herrenschloß mit Park und schönen Wirtschaftsgebäuden! Die Hügel auf beiden Seiten mit Wiesen und grünen Saaten bedeckt und als Hintergrund das blaue Gebirge! Und der Genuß bleibt nicht auf eine Augenweide beschränkt, der kundige Sinn des Beschauers blickt tiefer. Die schönen, gediegenen Gebäude, die wohlgepflegten Äcker, Obstanlagen und Blumen-gärtchen verraten den Wohlstand, die Tüchtigkeit und das Glück der Bewohner, und wenn man, wie in dem langen Dorfe Salzbrunn, an dessen Südennde das Bad liegt, jedem bäuerlichen Wohnhause gegenüber das schmucke Auszüglerhäuschen sieht, durchschaut man mit einem Blick den befriedigenden sozialen Zustand der Gemeinde. Es gibt auch in ästhetischer Hinsicht keine glücklichere Form der Dorfanlage als die in diesen Dörfern; jeder Hof abgeschlossen, für sich ins Grüne gebettet — mancher von schattigen Linden oder ragenden Pappeln eingerahmt — das stolze Gefühl der Selbstständigkeit und bequemen Raumbeherrschung verleihend, und doch den Nachbarn nahe genug, um einen freundlichen Verkehr zu sichern, der ungeselliger Absperrung vorbeugt.

Und das sind keine Potemkinschen Dörfer; der schöne Schein trügt nicht. In der traurigen Zeit der bäuerlichen Leibeigenschaft, die vom sechzehnten Jahrhundert bis in den Anfang des neunzehnten dauerte, kam das Sprichwort auf: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß“. Ich weiß nicht, wie weit damals auch die schlesischen Bauern dem Stumpfsinn der Knechtschaft verfallen gewesen sein mögen; jedenfalls ist davon seit fünfzig Jahren nichts mehr zu spüren. Unsere heutigen Bauern sind dieselben fleißigen, strebsamen, geweckten, selbstbewußten Männer, wie ihre Vorfahren, die mittel- und westdeutschen Kolonisten, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die von armseligen Slaven spärlich besiedelte Waldwüste in ein Paradies verwandelt haben. Den unermüdlchen Fleiß hat ihnen noch niemand

bestritten; sie rackern sich nicht zu Tode, sie nehmen sich Zeit, aber sie arbeiten stetig und überwinden mit Geduld jedes Hindernis wie der zuverlässige Pflugochs. Daß sie sich jedem Fortschritt verschließen, ist Übertreibung und zum Teil Verleumdung. Es liegt in der Natur der Landwirtschaft, die mit langen Zeiträumen zu rechnen hat und den vollen Nutzen oder Schaden einer Maßregel erst nach Jahren deutlich erkennen läßt, daß der verständige Landwirt nicht sofort auf jede ihm empfohlene Neuerung eingehen kann, und um das Risiko kostspieliger Experimente zu übernehmen, ist der durchschnittliche Bauer nicht reich genug. Das muß er den Rittergutsbesitzern und Domänenpächtern überlassen, die ja auch in dieser Beziehung ihrer sozialen Pflicht mit glänzendem Erfolg nachgekommen sind und die schlesische Landwirtschaft in Konkurrenz mit der sächsischen zur blühendsten in Deutschland, die deutsche zur ertragreichsten nach der englischen gemacht haben. Aber doch nur dadurch, daß der Bauer nachahmt, was sich in der Wirtschaft des gnädigen Herrn bewährt. Und des Bauern Söhne sind eifrig bemüht, in den Wintermonaten auf landwirtschaftlichen Schulen und aus Büchern sich die Errungenschaften aller der Landwirtschaft dienenden Wissenschaften anzueignen, während er selbst aus den Vorträgen von Wanderlehrern und aus den Verhandlungen der landwirtschaftlichen Vereine eine feine Belehrung schöpft. Der dickköpfige Eigensinn, der sich, sei es ist es gewöhnlich nicht die Bauernschaft, die Schwierigkeiten macht, sondern das Dominium. Ich kenne ein niederschlesisches Dorf, dessen Bauern beim Schulhausbau die Lösung ausgaben: das Schulhaus muß das schönste Haus am Orte werden!



Der alte Finger
aus der Hainer Spinnstube.

Der Gediegenheit seiner ganzen Anlage und seiner Lebensweise entsprechend ist der Bauer in Geschäftssachen schwerfällig und zuweilen unbeholfen, aber treu und zuverlässig. Er schreitet, in gemessener Entfernung hinter dem Städter einherwandernd, auch in Beziehung auf Kleidung, Hauseinrichtungen, Komfort und Luxus mit der Zeit fort. Er kauft nicht gern auf Borg, bezahlt lieber bar und ist dem Tuchkaufmann und dem Goldschmied, wie leider auch dem Advokaten, der liebste Kunde. So weit ers dazu hat, entwickelt er sich zum feinen Herrn, aber nie weiter als es seine Mittel erlauben. Und auch im Luxus zieht er das Gediogene dem Glitterstaat vor und sucht ihn mehr in der guten und schönen Beschaffenheit des Notwendigen und Nützlichen als in leerem Tand. Eine schöne Kutsche mit schönem Gespann für die Kirch-, Fest- und Besuchsfahrten, gute Möbel für die Prunk- und Gastzimmer, ein Flügel für die Kinder, reiche und feine Wäscheausstattung für die heiratsfähigen

Töchter: in solchem löblichen Luxus entfaltet er seinen Wohlstand. Es hat nicht wenige Bauern gegeben, die sich auch gegen solchen, den echter Kultur dienenden Luxus lange gesträubt haben, weil sie meinten, er zieme dem Bauern nicht. Andere haben zwar ihren Reichtum entfaltet, dabei aber die alte Bauernsitte gewahrt. Vor etwa dreißig Jahren starb in der Nähe von Löwenberg ein Großbauer, dessen Vermögen auf mehrere hunderttausend Taler geschätzt wurde — er hatte u. a. eine große Plantage von Kirschbäumen — und über den viele Anekdoten umliefen. In seiner großen Familienstube war der Tisch stets gedeckt für — arme Reisende, deren keiner ungespeist fortgehen durfte. Ein kleiner Bauer aus einem Dorfe, das ein paar Stunden von dem des Großbauern entfernt lag, erzählte mir, er sei einmal abgebrannt und habe sich an Überschar, so hieß der Patriarch, wegen eines Darlehns gewandt. Er habe angefangen: „Herr Überschar, Sie sind ein so“ — der aber sei ihm ins Wort gefallen: „Hier gibts keinen Herrn Überschar; ich bin Bauer wie ihr (der Bittsteller hatte einen Fürsprecher mitgebracht). Ich weiß schon, was Du haben willst; wie viel brauchst Du?“ Das hat ja nun freilich so ziemlich aufgehört. Die größeren und reicheren Bauern wollen nicht mehr Bauern, sondern Gutsbesitzer und Rustikale heißen; sie duzen sich nicht mehr mit den kleineren Standesgenossen; lehnen die Anrede „Herr“ nicht mehr ab, sondern fordern sie. Und was den Hauptunterschied gegen früher ausmacht: ihre Stellung zum Gesinde hat sich geändert; sie arbeiten nicht mehr Schulter an Schulter mit dem Knecht, sondern sitzen am Schreibtisch, sie essen nicht mehr an einem Tisch mit dem Gesinde zusammen. Natürlich trägt das nicht wenig dazu bei, das Band zwischen Bauernschaft und Lohnarbeiterschaft zu lockern und die Landflucht zu verstärken. An Solidität und Gediegenheit der Lebensauffassung und Lebensführung hat jedoch auch diese verfeinerte oberste Schicht unseres Bauernstandes bis jetzt noch nichts eingebüßt.

Ein vergeistigtes Wesen kann der Bauer, der in engster Gemeinschaft mit der Natur, mit dem Erdboden, mit Saatforn, Bäumen und Vieh lebt und harte, schwere körperliche Arbeit verrichtet, unmöglich sein. Er verschmähst daher sinnliche Genüsse keineswegs, betrachtet und behandelt Essen und Trinken nicht als Nebensache, und wenn er liebt, so liebt er nicht platonisch. Auch der schlesische Bauer ist daher so wenig ein Heiliger wie seine Standesgenossen von der österreichischen und der bayerischen Alm und vom pommerischen Ostseestrand, und erlaubt sich so manchen nicht ganz katechismuszugemäßen Genuß. In der Ehe sind die Gatten einander gewöhnlich nicht bloß treu, sondern leben in innigster Gemeinschaft. Wahrscheinlich gibt es in keinem Stande so wenig unglückliche Ehen wie bei den Bauern. Zunächst schon kennen die jungen Leute einander, dank der ländlichen Ungeniertheit, sehr genau, ehe sie heiraten, erleben daher nach der Hochzeit keine Enttäuschungen. Dann sind sie nicht sentimental, haben keine Romane gelesen, machen keine überspannten Ansprüche an einander, lassen sich durch einen kleinen Schönheitsfehler, den sie vielleicht gar nicht bemerken, nicht stören und verderben sich ihr Glück nicht durch verschrobene Einbildungen. Von großer Wichtigkeit, ja von entscheidender Bedeutung ist es endlich, daß das bäuerliche Eheleben ein Leben in gemeinsamer wirtschaftlicher Tätigkeit, eine Arbeitsgemeinschaft ist. Zu einem Bauernhofe gehören ein Bauer und eine Bäuerin,

eins so notwendig wie das andere. Ohne den Bauer kann der Acker, ohne die Bäuerin der Kuhstall und der Geflügelhof nicht gedeihen, und das Regiment über Knechte und Mägde, die Ordnung draußen und in Küche und Milkammer drinnen erfordern einen Mann und eine Frau, die sich in die Arbeit teilen. Diese beiderseitige Unentbehrlichkeit macht sie einander wert, und weil beide vollauf zu tun haben, werden sie einander nicht überdrüssig. Am innigsten ist die Arbeitsgemeinschaft beim Kleinbauern, dessen Frau nur einen Teil ihrer Zeit dem Stall, der Küche und der Milkammer widmet, die übrige Zeit des Sommers mit dem Manne auf dem Felde arbeitet. Auch hier sorgt die Art der Arbeit in freier Luft und in weitem Raume dafür, daß die Leute einander nicht satt bekommen oder gar wütend auf einander werden, wie das manchmal beim kleinen Handwerker der Fall ist, wenn Mann, Frau, Kinder und ein Lehrling in einem ungemütlichen engen Raume bei unangenehmer Arbeit in unbehaglichster Lage neben und halb auf einander hocken. Bei solchen Kleinbauern nimmt das Eheleben oft den Charakter einer förmlichen Symbiose an. Die Leute haben jung geheiratet, verwachsen in ihrer steten sie beglückenden Arbeitsgemeinschaft ganz mit einander und es begegnet dem Geistlichen wohl, wenn er zu den Hochbetagten gerufen wird, daß er Philemon und Baucis, gemeinsam den Tod erwartend, in ihrem Ehebett beisammen findet.

Es gehört zum Charakter des Landvolks, daß es an dem klassischen Grundsatz: *naturalia non sunt turpia*, festhält, und, soweit es nicht durch die Stadtleute verfeinert ist, die das freilich heutzutage als Sommerfrischler selbst in den entlegensten Dörfern besorgen, jedes Ding mit seinem richtigen Namen bezeichnet und sich nicht scheut, über alles zu sprechen, was zum menschlichen Leben gehört. Diese Naivität macht dem Gebildeten oft Kopfzerbrechen, weil sie eine von der seinen verschiedene Empfindungsweise zu bekunden scheint. Die Verschiedenheit liegt jedoch nicht in der Empfindung, sondern nur in den Ausdrucks- und Umgangsformen. Der Bauer heuchelt nicht eine Empfindung, die er nicht hat, und lügt nicht aus Höflichkeit. Ich begleitete einmal einen Trappisten (wie sich nachträglich herausstellte, war es ein Schwindler gewesen), der bei den Bauern für sein Kloster sammelte. In dem einen Hause, nachdem er die in seinem Orden üblichen Kasteiungen beschrieben hatte, besah sich die Bäuerin aufmerksam sein blühendes Gesicht und sagte: „Sie sahn mer nee a su aus, als wenn Se nisch affen täten“. So macht z. B. auch keins der Brautleute und ihrer Eltern ein Hehl daraus, wenn die Heirat eine Geldheirat ist. „S nu“, spricht wohl die Brautmutter, „wenn o der Kerl nisch taugt, hot er doch a schie Gutt“. Ihre Wünsche schüchtern zu verbergen, fällt den Landleuten nicht ein, und wenn man ihnen was schenkt, genießen sie sich nicht. Reicht man ihnen die Zigarrenkiste, so nehmen sie eine Handvoll. Ein kleines Geldgeschenk, etwa als Trinkgeld für eine Dienstleistung, weist auch der nicht ganz arme nicht zurück; gleich den alten Perserkönigen — und noch so manchem vornehmen Manne in einer nicht allzu weit hinter uns liegenden deutschen Vergangenheit, sehen sie jedes Geschenk als eine Ehrung an. Am wenigsten zieren sie sich an einem fremden Tische. Als in Sch. einmal ein ländlicher „Kirchvater“ im Pfarrhause mit uns aß, reichte ich ihm die Kartoffeln. Er stieß die Schüssel zurück und fuhr mich an: „Sie sein wull nee recht gescheut,

Herr Kaplan? War ich heute Alpenraffen! Die macht mer Meine olle Tage. Wie is Bessersch!" Damit machte er eine frische Attacke auf das köstliche Ragout, das uns die Kunst der Pfarrköchin bereitet hatte. Feinere und tiefere Empfindungen, namentlich innige Liebe zu Frau und Kindern, fehlen dem Bauern nicht; daß er sie besonders geschickt zum Ausdruck bringe, wenn er nicht vorzieht, sie schamhaft in sich zu verschließen, kann man von ihm nicht erwarten. Hegt er häßliche Empfindungen, so kann die Naivität, mit der er sie verrät, äußerst abstoßend wirken. Eine solche häßliche Empfindung, die nicht selten vorkommt, ist die Selbstsucht, mit der Eltern und Kinder sowie auch Geschwister ihre Vermögensansprüche gegen einander geltend machen. Es ereignet sich wohl, daß eine alte Frau das Geld, das sie sich auf ein recht schönes Begräbniß gespart hat, bei fremden Leuten versteckt, und daß die Tochter, die es erfährt, sich in rohester Weise über die alte . . . äußert, die gar kein anständiges Begräbniß verdiene.

Die hier hervorgehobenen Charakterzüge sind ja wohl nun allen Bauernschaften, wenigstens allen deutschen, mehr oder weniger eigen. Den schlesischen Bauern aber wird man es als Verdienst anrechnen, daß sie sich zersekenden Einflüssen gegenüber treuer bewahrt haben als z. B. die badischen, die schon sehr verstädtert sind, sich auf ihre Stehtragen, auf ihren Bürgermeistertitel, auf ihr kluges Politisiren, auf ihre Aufgeklärtheit in Sachen der Religion viel einbilden, von denen sich aber nur sehr wenige im Wohlstand mit den größeren schlesischen Bauern messen können. Vor den märkischen und pommerschen zeichnen sich die schlesischen durch größere Bildung und stärkeres Bildungsbedürfnis, vor den niedersächsischen durch ihr Gemüth aus. Der schlesische Bauer ist nicht so hart und hochmütig gegen Gesinde, Arbeiter und arme Leute wie der holsteinische und der hannoversche, und er würde es nie übers Herz bringen, gleich dem westfälischen seinem ältesten Sohne ein Majorat zu stiften, die andern Kinder mittellos oder mit dürftiger Ausstattung in die Welt zu stoßen und sie schon, so lange sie noch im Hause leben, den niedrigen Stand fühlen zu lassen, für den sie bestimmt sind. Von den thüringischen Landleuten unterscheiden sich die schlesischen durch ihren größeren Wohlstand, der ihrem ganzen Wesen ein anderes Gepräge gibt, von den Alpenbauern durch ihren Mangel an Lebhaftigkeit. Bei ihren Vergnügungen geht es ruhig und gelehrt zu; sie juchzen nicht und sie schuhplatteln nicht, das Raufen kommt zwar in der Betrunktheit vor, gehört aber nicht zur obligatorischen Sonn- und Festtagsfeier.

Die schlesische Bauernschaft ist noch ein gesunder Volksboden, der dem Nachwuchs die glücklichsten Bedingungen für leibliches und seelisches Gedeihen sichert, der seinen kräftigen Überschuß den andern Ständen abgibt und sie durch wohlthätige Blutauffrischung stärkt. Die Einschränkung oder gar Zerstörung dieses Bodens, wenn sie eintreten sollte, würde einen unheilbaren Schaden für den deutschen Volkskörper bedeuten.

Karl Jentsch.





Ein schlesischer Lichtenabend.



In Martini, wenn die Abende schon lang und die Feldarbeiten beendet sind, begann früher auf dem Lande in Schlesien ein geselliges Leben. Man kam bald bei diesem, bald bei jenem Nachbarn zusammen, man ging zum „Lichten“, gleichviel, ob eingeladen oder nicht. Den Glanzpunkt dieses geselligen ländlichen Verkehrs bildete aber ein Lichtenabend in der Schölzerei des Dorfes, und gewöhnlich war dann der größte Teil der Dorfbewohner zugegen. Bald nach dem Abendbrot fanden sich die Lichtengänger in der geräumigen Stube des Kretschams ein, wohin die Spinner schon vorher ihre Rockenstecken geschickt hatten, so daß sie nur mit Rocken, Spille oder Rad erschienen. Einige brachten auch nur eine Weise und ein Körbchen mit Garn, um dieses abzuweisen, während andere wohl ein Hechelgestühl herbeitrugen, um den Abend mit Hecheln zu verbringen. Ältere Frauen spannen mit Vorliebe über die Spille. Bei reichen Frauen waren die Spillen aus ausländischem Holze gedreht; der Wirtel, ein Hauptstück der Spille, mußte mit Silber und Edelsteinen besetzt sein. Mit den Spinnrädern wurde nicht weniger Luxus getrieben. Sie waren aus Nußbaum-, Pflaumbaum- oder Kirschbaumholz gefertigt und mit Perlmuttereinlagen oder Elfenbein reich verziert; das Schwungrad war wohl auch mit kleinen Glöckchen versehen. Ein solches schönes Spinnrad nebst dazu passendem Rockenstecken, mit Weise und Weispille gehörte zur Ausstattung jeder wohlhabenden Braut. Einfachere Spinnräder blieben roh, nur wurden sie bunt bemalt. Während man zum Flachspinnen die Spille und das kleinere Rad gebrauchte, wurde zum Werg ein etwas größeres und stärkeres benutzt, außerdem auch das hockförmige Rad, Ziegenbock genannt.

Die Spinner selbst bildeten um den in der Mitte der Stube brennenden Spanleuchter, der „Schlußaloichter“ (= Schleifenleuchter) genannt und vom Ruhjungen unterhalten wurde, einen Kreis. Die Spinnmeisterin, gewöhnlich eine der älteren Frauen, hielt auf Zucht und Ordnung. Auch von den älteren Männern beteiligten sich einige am Spinnen, und zwar spannen sie über die Spille; andere beschäftigten sich mit Weisen. Die jüngeren hingegen rissen vermittelst des großen

Schleifenhobels aus Buchenholz Schleifen, die duzendweise mit Strohseilen zusammengebunden und dann auf den Racheofen zum Trocknen gelegt wurden. Ein solches Duzend nannte man ein Schilg. Getrunken wurde dabei Kornbranntwein, der in einer grauen, tönernen Flasche auf den Tisch kam und in ein Glas eingeschenkt wurde, das dann die Runde machte. Die Spinner erhielten zur Anfeuchtung des Gaumens und der Lippen als „Neze“ gebackene Birnen und Äpfelspalten, Kirschen, Pflaumen und Schlehen, sowie welcke Wasser- und Mohrrüben.

Der Gesang fand in den Spinnstuben eifrige Pflege, und zwar wurden an den Lichtenabenden mit Vorliebe Volkslieder gesungen, teils in hochdeutscher Sprache, teils in schlesischer Mundart Jedes konnte eine Anzahl davon auswendig.

Die beliebtesten waren:

Wie schön ist das ländliche Leben,
Mein Häuschen auf gründer Flur,
Von schattigen Bäumen umgeben —
Wie glücklich macht mich die Natur!

* * *

Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Gaine,
Bittert nicht, ihr morschen Totenbeine,
Ja, wenn ich euch aus eurer Ruhe stör'.

* * *

Ich saß und spann vor meiner Tür,
Da kam ein junger Mann gegangen,
Sein braunes Auge lachte mir,
Und röter glühten meine Wangen,
Ich sah vom Roßen auf und sann
Und saß verschämt und spann und spann.

* * *

Im Dörschen, wo ich lebte,
Wie wonnevoll umschwebte
Pausinchen mich.

Ich bat, ihr Genius,
Sie oft um einen Kuß,
Ich küsse nicht, sprach sie, ich küsse nicht.

* * *

Mein guter Michel liebet mich,
Liebet mich mit deutscher Redlichkeit,
Mit deutscher Redlichkeit.
So wie er liebt, liebt sicherlich
Kein Burche weit und breit.

* * *

Wie die Blümlein draußen zittern
In der Abendlüfte Wehn,
Und Du willst mir's Herz verbittern,
Und Du willst schon wieder gehn;
Ach bleib bei mir und geh nicht fort,
An meinem Herzen ist der schönste Ort.

* * *

Des Schulzen Siegfried, gar lustig und fein,
Ging aus, um sich eine Braut zu frein.
Und als er kam bei des Nachbars Tor,
Da saß schön Gertrud spinnend davor.
Drehe Dich, Mädchen, nur hurtig und flink,
Klinget, ihr Glöckchen, klingling, klingling,
Klinget, ihr Glöckchen, klingling, klingling.

* * *

's stund a Bumla uffm Miste, huch Soadelbaum!
's triät viel Meppel und o Nüsse, huch Soadelbaum!
Schüttel und rüttel a gala Kli,
O weh, o weh 's werd immer grün,
Hir ich an Vogel pfeifa,
O weh, o weh, der Vogel pfeift no meh.

* * *

Sol ich a denn werklisch lieba, Mutter, diesa Christian,
Und ihr wollt mir ni durt drüba Nuppers hübschen Gottlieb gan?
Och jemerisch ne, och jemerisch ne, och, Mutter, ne, dan mag ich ne!

* * *

Mei Christian, doas is mei Laba,
 Se honn mer'n zu a Suldoata genumm,
 Ich koon mich ni zu gutte gaba,
 Ich laufe rim, wie rene tumm.
 Und ja ich mir'n Suldoata van,
 Do denk ich oa menn Christian.

* * *

Soaß a Obstmann do und horte
 Uff de Rejer oa am Morrte,
 Dar de Mejer-Jeremies
 Wegen jenner Sproche hieß.

* * *

Herr Pfarr, doas is a Teufelsweib, doas Ihr mir oageträut,
 Doas argert em de Seel' aus 'm Leib, noch ei ar kurzer Zeit.
 Och halft mer vo dam Weibe lusz,
 Sunst starb ich Euch no vo Verdruß,
 Herr Pfarr, doas is a Teufelsweib, doas Ihr mir oageträut.

Auch Wechselgesänge wurden angestimmt, z. B.

- | | |
|--|---|
| A. Wos bin ich uff mei Spinnroad stulz, | A. Wos is doch meine Leint ju floar, |
| B. Mei's is ernt o vo Pflaumbaumhulz, | B. Die meine immer weißer woar. |
| A. Wos is mei Flachs doch lang und fein, | A. Jan Schof hoa ich mir schun erpomm. |
| B. Der meine werd wull schinner sein. | B. Ich war 'r wull no meher honn. |
| A. Gorn wil a jedes honn vo mir, | A. 's Brautheide schneid ich jigt mir zu, |
| B. Lob Du Dich och ni goar zu fir. | B. Doas niächt ich eher mir wie Du. |
| A. Ma wil mer viel dervür o gan, | A. De Zücha kumma o dann droa, |
| B. Der Gornnoan werd sich's kaum vauzan. | B. Doas olles ich schun fertig hoa. |
| A. Wos hoa ich fer an schmucka Schoß, | |
| B. Menner goab mir hent o an Schmoß. | |
| A. U werd mer warn bal oagetrant, | |
| B. Do sein mir bede halt an Braut. | |

Reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung boten auch allerhand grußliche Geschichten von Gespenstern und „Imgiehdingern“. Unter anderem wurde folgende viel erzählt: 's is amol a Weib gewast, die hotte a su garne Geschlinke gegassa. Des enn schinn Tags spricht se nu zum Monne: Du, ich hoa an suna Gelist uff Geschlinke, gi och zum Flescher ei de Stoadt und hull mer es. Do nimmt sich der Moan is Deckelkörbla und wil es hulln. Wie a ei de Stoadt kimmt, trifft a an ala Bekannte, do gin se mitnander eis Wertshaus und durte warn se halt doas Geld, wu a dervire a Geschlinke kesa sullde, veraufsa, su doß a mit 'm liära Körbla wieder hemgin muß. Do muß a under Waigens bei am Golga verbeigin und do sitt a, doß a Gehangner droahängt. Halt denkt a, nu is mer no amol gehulsa, flink git a nuff zum Golga, schneit dam Gehangna is Geschlinke aus 'm Leibe und triäts hem. Durte gibt a's 'm Weibe, die sich's vurscheret und ist. Obends im a zwölfe pucht's uff emol, oa's Janster, do stit 's Weib uf und macht 's Janster uf, daß se sitt war do is. Do denkt euch a enzigmol, do stit a Moan draußa, dar hot kene Hore uff'm Kuppe und o keene Auga ein Gesichte. Wu hust denn Deine Hore? froit doas Weib. Der

Wind hot mir se verjoit, gibt ihr dar Moan zur Antwort. Wu hufst denn Deine Muga? De Kron homn se mer ausgehakt. Wu hufst denn Dei Geschlinke? Du hufst's gegassa, schreit a ei se nei. Do erschrickt doas Weib a su fir, doß se infällt und uff der Stelle tut is.

Nuch vom „Huckuf“, der an einer bestimmten Stelle den Leuten aufslauert und dann „aufhuckt“, wurde viel erzählt, ebenso von Schloßgespenstern, der weißen Frau, dem Feuermann, dem Irrlicht, dem Reiter ohne Kopf, dem Alp sowie der Wasserlisse, vor der man namentlich die kleinen Kinder warnte, weil sie Kinder ins Wasser zieht. Zur Abwechslung kamen auch Erzählungen vom Gromannla an die Reihe. Von Märchen wurden gern erzählt Schneewittchen, Dornröschen und Aschenbrödel, das immer sprach: „Vor mir Tag und hinter mir Nacht, auf daß mich niemand sieht“. Ebenso fehlte es nicht an allerhand Räubergeschichten, wovon wiederum eine häufig erzählt wurde, die den Titel führte: „Die dreiste Magd hat viel gewagt“. Auch Sagen vom Rübezahl gelangten zum Vortrag. Großer Beliebtheit erfreuten sich ferner die sogenannten „Geschichta zum Lacha“ (Lügenmärchen), von denen manche ein sehr hohes Alter verraten. Als Beispiel sei die „Verkehrte Welt“ angeführt:

Salte dozumol wie inse Roater junge Gänse ausgebritt hotte, 's woar groade, wie meine Mutter Bernakrin recherte, do schickt se mich no Messeln uff de letzte Imbriähe. Do mußt ich bei am Krautfelde verbeigin, do ging a Hoase mit ar Flinte uff de Joib, dar lauerte uff a Zaiger und dernaba sponnte a Uxe mit zwe Knechta oa. Do ging ich wieder a Stückla, do foam a Reiter oagesprengt, dar soaß aber ni uff'm Pfarde, ne 's Pfarde soaß uff'm Reiter. Do ging ich wetter und foam zu am Schlusse, do foam an Ente über a Schloßhof gewatschelt, die joite de Köchin in a Entastal, die sullde zur Kermis gemäst warn; ein Schlusse soaß die Schloßfrau ei am Vogelgebauer und verm Gebauer kafferte a Papagei, dar wulld'r Riäda larn. Do ramt ich oam Schloßbarge wieder droanunder und foam zu am Bauerhofs. Wie ich zum Tore neitroat, foam der Bauer aus der Hundehütte rausgerannt und ballte mich oa, und der Riätahund toat ei der Scheune mit a Koka drescha. Beim Burne woar a Mordspektakel, do mußt de Gänse de Wäsche woscha, und de Frau-völker boadta sich dernaba ei ar Pfütze. Wie ich zur Haustüre neiwullde, foam an Maus raus, die hotte de Bauersfrau ei ar Felle gefanga und wulld se groad drescha, und ei der Stube prügelse 's klene Kind 's Kinderweib, denn's wullde sich ni ei de Wiege liän. Do ich beim Sunnaseger, dar de hinger der Feuereffe hong, nochgesan hotte, wie weit ich no hätte, ging ich wetter. Do ich hingers Durf bei de Windmühle foam, die de mitta uff am Teiche schwam, trieb groade der Schafer an Harde Sperlinge uff de Wede, und de Schofe fluga uff an Kerschbaum. Durte begainte mir o a Ziegabot mit ar Sainse uff'm Rücken, dar joite: „Ich bin der Schulze vo Alsterwiz und gi uff a Winter zu, wenn der Teich werd gefroren sein, will ich mer druffe 's Rurn luszhaun.“

Zur weiteren Belustigung am Vichtenabende dienten verschiedene Frage- und Antwortspiele, bei denen eine Person die Fragen stellte, während die Antworten verschiedene Personen gaben.

Frage- und Antwortspiel.

- A. Woas macht denn dar Bauer, dar Essigkrug?
 B. Dar is ein Hese, a keist an Pflug.
 A. Got grüße dich, du Essigkrug.
 B. Schön dank, schön dank, ich keil an Pflug.
 A. Woas macht denn die Fraue, dar schworze Koppa?
 B. Die titt ein Hause Glachs sich Koppa.
 A. Got grüße dich, du schworzer Koppa!
 B. Schön dank, ich tu a Glachs mir Koppa.
 A. Woas macht denn de Köchin, dar Lodabof?
 B. Die is ei der Küche und stompt ein Trog.
 A. Got grüße dich, du Lodabof!
 B. Schön dank, schön dank, ich stomp ein Trog.
 A. Woas macht denn de Grufmoid, die dicke Strunze?
 B. Die milkt de Ziege beim Rupper Runze.
 A. Got grüße dich, du dicke Strunze!
 B. Schön dank, ich mall beim Rupper Runze.
 A. Woas macht denn de Mittelmoid, dar verliebte Rader?
 B. Die rupst ei der Stube oam Rocka wacker.
 A. Got grüße dich, verliebter Rader!
 B. Schön dank, ich rupst oam Rocka wacker.
 A. Woas macht denn de Menemoid, doas faule Geniste?
 B. Die is ein Hese und stit uff'm Miste.
 A. Got grüße dich, du faules Geniste!
 B. Schön dank, schön dank, ich sti uff'm Miste.
 A. Woas macht denn dar Küchjunge, dar Musje Fidel?
 B. Dar sitzt beim Leidster und hot Maulosfa sel.
 A. Got grüße dich, Musje Fidel!
 B. Schön dank, ich hot Maulosfa sel.
 A. Woas macht denn dar Stoaler, dar Muidefsak?
 B. Dar pfefft bei a Schimmeln a ganza Tag.
 A. Got grüße dich, du Muidefsak!
 B. Schön dank, ich pfeif a ganza Tag.
 A. Woas macht denn dar Rutsche, dar kinsche Zippel?
 B. Dar wergt de Köchin, die bise Zwippel.
 A. Got grüße dich, du kinscher Zippel!
 B. Schön dank, ich werg' an bise Zwippel.
 A. Woas macht denn dar Schafer, mit jennu Zwerfsoadenleib?
 B. Dar prügelt sei Weib zum Zeitvertreib.
 A. Got grüße dich, mit denan Zwerfsoadenleib!
 B. Schön dank, schön dank, ich prügel mei Weib.
 A. Woas macht denn dar Scheunknecht, dar Nimmerfoat?
 B. Dar schmoht ei der Scheune de Mittelmoad.
 A. Got grüße dich, du Nimmerfoat!
 B. Schön dank, ich schmoht de Mittelmoad.
 A. Woas macht denn dar Grufknecht, dar Fuselspruppa?
 B. Dar macht halt groade nisch ein Schuppa.
 A. Got grüße dich, du Fuselspruppa!
 B. Schön dank, ich mache nisch ein Schuppa.

Allerlei scherzhafte Gedichte in schlesischer Mundart benutzte man ebenfalls viel zum Zeitvertreib, und von Rätselfragen wurden folgende häufig zum Lösen aufgegeben:

Wie kommt de Schaloster übers Wasser?	Schedig.
's fällt ei a Burn und plumpst ni?	Die Feder.
's liegt ein Gulze und schreit ein Durse?	Das Kind in der Wiege.
's stit ein Acker, hält sich grau und wacker,	
Got sieben Häute, beßt olle Leute?	Die Zwiebel.
Gickerla, Gackerla, ging übers Ackerla,	
Do de liebe Sunne schen, ging Gickerla, Gackerla wieder hem?	Der Schnee.
Wer lebt vom Rauche?	Der Schornsteinfeger.
Wo steht der Nachtwächter, wenn er bläst?	Hinterm Horn.
Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zur richtigen Zeit fertig?	Der Seiler.
Ich wachse aus der Erde und kleide jedermann, Kaiser, König, Bürger,	
wie auch den Bettelmann?	Der Flachs.
Man tut bei mir so manchen Tritt und macht doch niemals einen Schritt,	
doch gleichwohl muß ich schnelle laufen, um meinen Kopf nur stets zu rauen?	Das Spinnrad.

Viel Vergnügen bereitete auch das Hersagen der mannigfachen Sprech- und Gedächtnisübungen, bei denen die Zungenfertigkeit der Spinner sehr in Anspruch genommen wurde. Beliebte waren folgende:

Herr Xaver Griesgramgrajelgamel von Schlingschlanfschlenkerling schritt nach der Stadt Strumstriftraftrafstrallerla zum Herrn von Vivatfebrifabrifvivivavallera und holte sich einen musizierenden, jubelierenden, trillerierenden Konstantinopolitanischen Dudelsackpfeifer-gejellen.

Der Ale-Köckriher Kihla Christjans krummerte Klingel Christas kringlichs Krauskupp.

De Koke tritt de Treppe krum, krum tritt de Koke de Treppe.

Für sechs Pfennige sechsundsechzig Schock sechsseitige sächsische Schuhzwecken.

Better Friß froaß fett Froschflesch, fett Froschflesch froaß Better Friß.

Fischers Friße fischte ei der Friße frische Fische, frische Fische fischte ei der Friße Fischers Friße.

Der Kottbusser Postkutscher pußt den Kottbusser Postkutschkasten, den Kottbusser Postkutschkasten pußt der Kottbusser Postkutscher.

Hons hackte Hulz, hinger Herrns Hingerhose hackte Hons hundert Hölzla Hoaselhulz.

Der Sperling sprach: Was machst du Wachtel, was machst du Sperling sprach die Wachtel.

Die dünne Drudelbrulle trug die dicke Drudelbrulle durch das dreckige Dorf durch, da dankte die dicke Drudelbrulle der dünnen Drudelbrulle, daß die dünne Drudelbrulle die dicke Drudelbrulle durch das dreckige Dorf durchtrug.

Handwerksburschen und Fuhrleute, die an einem solchen Abend im Gerichts-kretscham übernachteten, wurden natürlich mit zur Unterhaltung herangezogen und mußten insolgedessen auch irgend einen lustigen Schwank zum Besten geben. Den Höhepunkt der Fröhlichkeit erlangte der Lichtenabend, wenn der Schimmelreiter in die Stube geritten kam und auf die laut aufschreienden Frauen und Mädchen lossprengte.

Neuigkeiten und Ereignisse im Dorf und in der Umgegend waren gleichfalls ein Thema eifriger Besprechung. Befand sich eine Braut unter der Spinnngesellschaft, wurde für sie ein Brautrocken angelegt, wozu dann die Spinner das Material an Flachs oder Berg, Mandeln, Rosinen, „Pimpernüsslan“, Rockenbriesen und Bändern lieferten, ebenso fehlte auch niemals ein vom Schäfer schön geschnittener und bunt bemalter Rockenstecken.

Einen Brautrocken anlegen galt überhaupt für eine Ehre, und deshalb mußte dies dann immer die Spinnmeisterin besorgen. Beinahe ein ganzer Kloben Flachs wurde dazu verbraucht und stets der schönste und längste dazu gewählt. Damit es der jungen Frau beim Abspinnen des Klobens nicht an der nötigen „Neze“ fehle, wurde zwischen jede Lage Flachs eine Schicht Mandeln, Rosinen und „Bimpermüßla“ gestreut, sodann ein goldgemusterter Rockenbrief darumgehüllt und der Brautrocken mit einem buntseidenen Bande zusammengebunden.

Nachdem auf diese Weise einige Stunden in fröhlichem Beisammensein verflossen waren, gab die Spinnmeisterin das Zeichen zum Beschluß des Spinnens, worauf das gesponnene Garn gewieft wurde. Dabei sagte manche Spinnerin eigenartige Weissprüche her, von denen die bekanntesten folgende sind:

Es	1	Woas goab de Biege?	11
De Sunne schin heß	2	An Geltuel Milch.	12
Wu schin se hi?	3	Woas wurd' dervon?	13
Uff Rupperch Ali.	4	A großer Kase.	14
Wos wuchs denn durt?	5	Wu trug man hi?	15
A Büschel Groas.	6	Zu Morfte.	16
War hullt doas Groas?	7	War kaufte da Kase?	17
Des Rupperch Moid.	8	A feiner Herr.	18
War froas doas Groas?	9	Woas goal der Kase?	19
Des Rupperch Biege.	10	An Kreuzer.	20
Enner 1	Stunfa 6	Paula 11	Knarka 16
Zwenner 2	Grabla 7	Bräbs 12	Sieba 17
Drenner 3	Stabla 8	Dirfa 13	Bima 18
Berner 4	Rüda 9	Darka 14	Parla 19
Funka 5	Piefa 10	Bima 15	Puff 20

Nach Beendigung des Weifens forderte die Spinnmeisterin die Lichtengänger auf, den Feierabend zu singen. Während des Gesanges lehnten sie sich mit verschränkten Armen hintenüber.

Feierabendlied.

„Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!“
 Woas kriegt denn do der Rühjunge zum Feierobende?
 An Wechquorgschnite, die kriegt a mite,
 Die iest a o, die schmeckt'm no zum Feierobende.

„Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!“
 Woas kriegs de junga Burscha zum Feierobende?
 A Kannla Bier, doas schmeckt a fir,
 Doas kriegs se, doas miga se zum Feierobende.

„Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!“
 Woas kriegs de junga Maidel zum Feierobende?
 A Körbelein, a Müßla nein,
 Doas kriegs se, doas miga se zum Feierobende.

„Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!“
 Woas kriegs de junga Monne zum Feierobende?
 A Weibelein, a Weibelein,
 Doas kriegs se, doas miga se zum Feierobende.

„Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!“
 Woas kriegs de junga Weiber zum Feierbende?
 A Wiegelein, a Rindla nein,
 Doas kriegs se, doas miga se zum Feierbende.

„Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!“
 Woas kriegs de ala Boatern zum Feierbende?
 A Pfeifelein und Tobak nein,
 Doas kriegs se, doas miga se zum Feierbende.

„Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!“
 Woas kriegs de ala Muttern zum Feierbende?
 De Ufabank, Gott sei's gedankt,
 Die kriegs se, die miga se zum Feierbende.

„Feierabend werd gesunga, Feierabend koan jist sein!“

Nun wurde das Spinngerät bei Seite gestellt, und die Spinngesellschaft nahm an den in der Stube aufgestellten Tischen Platz, um sich mit Kaffee und Pfannkuchen bewirten zu lassen, die in großen Mengen herbeigeholt wurden.

Darauf ließen die eigens für diesen Abend bestellten Dorfmusikanten lustige Weisen ertönen, nach deren Klängen jung und alt eifrig tanzte. In jener Zeit waren folgende Tänze beliebt: Der Deutschtanz, ein Bauernreigen, der nach der Melodie getanzte wurde: Hinger Schulzas Schuppa do gits lustig zu u. s. w., Tanz och mit der Muhme, ei, woas werd der Wetter sein u. s. w., der Fuhrmannswalzer, nach der Melodie: Ich bin ein lustiger Fuhrmannsknecht, ich fahre so gern auf der Straß' u. s. w., der Würgevalzer, Krause Benjes (= Benjamins) Brauttanz, Sammtmanchester, nach der Melodie: Eins, zwei, drei, vier, Samtmanchester tanzen wir u. s. w., Herr Schmidt, Herr Schmidt, was bringt die Tulchen mit u. s. w., Freuet euch des Lebens, Winkpolka und Jungferntanz, der letzte nach der Melodie: Drei Rosen im Garten, drei Böglein im Wald u. s. w.

In heiterer Stimmung blieb man noch einige Stunden beisammen, bis ein jedes höchst befriedigt von dem Lichtenabende nach Hause ging. Noch lange Zeit hindurch bildete dann der Lichtenabend im Gerichtskretscham das Dorfgespräch.

W. Scholz.





Johann Christian Günther.



Es ist eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit der deutschen Litteraturgeschichte, daß sie so reich ist an Frühverstorbenen. Man denke an Schiller, Theodor Körner, Heine, Bürger, von Kleist, Hauff, Strachwitz. Wie der innen kranke Baum viele seiner Knospen weß zur Erde fallen läßt, so sterben junge Talente früh, besonders in Zeiten großer geistiger Erschütterungen, damit sie den Boden düngen, aus dem das Heil der Zukunft sprießen soll. Eine solche Knospe und zwar eine recht verheißungsvolle war auch Johann Christian Günther.

Er wurde am 8. April 1695 zu Striegau geboren, wo sein Vater Dr. Johann Günther ein vielbeschäftigter, aber nicht allzusehr mit irdischen Glücksgütern gesegneter Arzt war. Der Vater übernahm den ersten Unterricht seines Sohnes im christlichen Glauben, im Latein, im Griechischen, in der Mathematik und in anderen Gegenständen. Der Knabe machte überraschende Fortschritte und lernte alles gleichsam spielend. Günther gedenkt in späteren Jahren mit Dankbarkeit dieses glücklichen gemeinschaftlichen Lebens und Strebens, wenn er sagt:

„O wie mancher Abendstern sah mich unter deinen Lehren
Damals lernst' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren.
Alles konnt' ich nach und nach, so zu sagen, spielend fassen,
Was die Knaben sonst bewegt, daß sie Buch und Feder haßen.“

Der in dem Sohne ebenfalls früh erwachende poetische Trieb stieß aber auf den Widerstand des Vaters, der solche Neigung für verderblich hielt und darum sich bemühte, sie zu unterdrücken und im Keime zu ersticken. Erreicht wurde dadurch freilich nur, daß der Sohn das, wovon sein Herz am meisten erfüllt war, die Neigung zur Poesie, ängstlich vor dem Vater verbarg, wodurch natürlich die kindliche Unbefangenheit des Sohnes dem Vater gegenüber in gefährlichster Weise erschüttert werden mußte.

Zu Anfang des Jahres 1710 kam der fast fünfzehnjährige Knabe auf die lateinische Schule zu Schweidnitz, die unter dem Rektor Leubschner stand. In dem

Hause des Physikus Dr. Thiem, eines Freundes des alten Günther, fand der Sohn freundliche, unentgeltliche Aufnahme und von mancher anderen Seite Unterstützung durch Gewährung von Freistichen und Zuwendung von Geldmitteln zu seinem Unterhalte. Christian war fleißig und ordentlich, erwarb sich die Liebe seines Wohltäters Thiem, sowie seiner Lehrer und Mitschüler und führte ein heiteres, ungetrübtes Leben. Bald wurde er das Wunder der Stadt, und zwar nicht bloß wegen seiner Kenntnisse, sondern noch viel mehr durch seine angeborene Fertigkeit, Verse und Reime regelrecht zusammenzuschmieben; er wurde der allbeliebte Stadtpoet, der jedes Tagesereignis mit dichterischen Gaben zu schmücken wußte. In der Gesamtausgabe seiner Gedichte läßt sich eine ganze Reihe solcher Erzeugnisse nachweisen, die unbedeutenden Ereignissen vom 6. März 1710 bis zum Beginn des Jahres 1715 ihre Entstehung verdanken. Der reim-
lustige Poet gewann den Beifall der Menge, seine Mitschüler schrieben viele seiner Gedichte ab und lernten sie auswendig. Seine Jahre waren die glücklichsten seines Lebens.



Aber noch eine andere Schule als die gelehrte ward ihm während seines dortigen Aufenthaltes erschlossen; jene große Lehrmeisterin, die den Menschen, den Künstler, den Dichter bildet, nahm ihn in ihre Erziehung, — die Liebe. Im Sommer 1714 hatte er in Roschkowitz bei Kreuzburg auf dem Gute eines Herrn von Boß, dessen Sohn ein Schulfreund Günthers war, Neigung zu einer gewissen Leonore gefaßt, und als diese bald darauf nach Schweidnitz zurückkehrte, wurde das Verhältniß im geheimen fortgesetzt. Nun erwachte in Günther der wahre Dichter; die Welt der Gefühle rang nach Ausdruck. Gleichwie in einem Tagebuche sehen wir in seinen damaligen Gedichten die ganze Geschichte dieser Liebe sich entfalten, bis zu dem Punkte, wo die Liebenden sich für Zeit und Ewigkeit vereinigt fühlten und, um den Späheraugen und allen Klatschereien zu entgehen, auf dem Kirchhofe zwischen den Gräbern, bei den Siegeszeichen des Todes eine Freistätte für den Austausch ihrer Empfindungen suchten. Günther gedenkt jener Zeit später mit den Worten:

„Der Umgang wurd' uns sonst verboten,
Wir suchten die geheimste Bahn:
Wir riesen die verwandten Toten
Zu Zeugen unsrer Freundschaft an
Und ließen bei verschwiegner Pein
Den Kirchhof unsre Freistatt sein.“

Von dieser Leonore, die er unter den Namen Magdalis und Leonore besingt, wissen wir nur, daß sie bei ihren Eltern in wenig glänzenden Verhältnissen lebte und

sterin, die den Menschen, den Künstler, den Dichter bildet, nahm ihn in ihre Erziehung, — die Liebe. Im Sommer 1714 hatte er in Roschkowitz bei Kreuzburg auf dem Gute eines Herrn von Boß, dessen Sohn ein Schulfreund Günthers war, Neigung zu einer gewissen Leonore gefaßt, und als diese bald darauf nach Schweidnitz

später in Borau und Jedlig, wo Günther sie wiederjah, wahrscheinlich als Wirtschafterin in Diensten stand.

Ende September 1715 verließ Günther Schweidnitz, nachdem er noch vorher mit Bewilligung des Rektors Leubcher sein erstes und einziges Trauerspiel: „Die von Theodosio bereuete Eifersucht“ auf dem Schultheater hatte aufführen lassen. Er begab sich über Frankfurt a. D. und Berlin nach Wittenberg, um Medizin zu studieren. Er belegte verschiedene medizinische Vorlesungen und besuchte sie auch recht fleißig; bald aber vernachlässigte er sie, gab sie endlich ganz auf und stürzte sich in jenes Studentenleben, das, ein Niederschlag aller moralischen Folgen des Dreißigjährigen Krieges, man sich nicht roh und barbarisch genug vorstellen kann. Dichten und Singen, unmäßiges Trinken und Schwelgen waren bald seine einzige Beschäftigung; er ist der wildeste aller lustigen Brüder. Er gerät in Schulden und sieht sich gezwungen, als Gelegenheitsdichter von Profession für Geld zu reimen. Der Vater erhält Kunde von dem Leben und Treiben seines Sohnes und sendet ihm, weil er alle Hoffnungen gescheitert sieht, einen Fluch.

Im Sommer 1717 wandte sich Günther nach Leipzig, dem werdenden Mittelpunkt des deutschen Buchhandels und des litterarischen Lebens. Der Ruf seiner poetischen Leistungen verschaffte ihm hier viele Gönner, unter ihnen namentlich den Professor Mencke. Er beschäftigte sich mit Medizin; aber nur zu bald verfiel er wieder, wenn auch mit etwas Mäßigung, in sein Wittenberger Leben, was freilich nicht das rechte Mittel war, seines Vaters Haß zu beschwichtigen. Er dichtete auch wieder und fand in den beifälligen Beurteilungen Menckes neue Anregung dazu. Doch bald ist er wieder genötigt auf Broterwerb auszugehen; die Poesie muß aufs neue seine Retterin in der Not sein. Er dichtet für jeden, der es wünscht und gut bezahlt. Seit Jahr und Tag war nämlich jede Unterstützung seitens seines Vaters ausgeblieben, und im Frühjahr 1718 schwand vollends alle Hoffnung darauf, da bei einer Feuersbrunst in Striegau auch das Haus des alten Günther und damit seine ganze Habe in Flammen aufging.

Den Professor Mencke jammerte es des talentvollen jungen Mannes, und er suchte ihm den einzigen Weg zu erschließen, den es damals für einen Mann der schönen Künste und der Wissenschaften gab, um zu äußerem Glück zu gelangen: die Gönnerschaft hoher Patrone, die den Leistungen in Kunst und Wissenschaft, ehe sie Geltung fanden, erst den Stempel des Wertes aufdrücken mußten. Zu jener Zeit war aber der größte Mann in der öffentlichen Meinung Deutschlands der Türkenüberwinnder Prinz Eugen von Savoyen, der soeben den Passarowitz Frieden geschlossen hatte. Zur Verherrlichung dieses Ereignisses schuf Günther auf Menckes Antrieb ein umfangreiches und lange bewundertes Gedicht, ein Prachtstück nach damaligem Geschmack, das Günthers Ruhm begründete und ihn in Reih und Glied mit den ersten Dichtern jener Zeit stellte. Trotz alles Pompes der Sprache, trotz alles Wohllautes der Reime merkt man sofort, daß sein Herz nicht dabei war. Und der gehoffte Erfolg blieb leider auch aus; statt Zahresgehalt und goldener Ketten trafen aus Wien nur nackte Anerkennungsschreiben ein.

Mit einer Empfehlung Mendess ging Günther im Sommer 1719 nach Dresden, um am Hofe Augusts des Starken die Stellung eines Hofpoeten zu erlangen; als er vorgestellt werden sollte, zeigte es sich, daß er — betrunken war. Der Mißerfolg verstimmt ihn für den Augenblick sehr, da seine Aussichten für die Zukunft jetzt nach dreijährigem Studium recht kläglich waren. Nach Leipzig zurückzukehren schämte er sich, da er durch sein Betragen den Professor Mendke, der ihn empfohlen, bloßgestellt hatte. Zum Besuche einer anderen Universität fehlten ihm die Mittel, und so beschloß er, sich der Heimat zuzuwenden und bei seinem großenden Vater Vergebung und Versöhnung zu suchen.

Indem er aus der Ferne den Blick wieder der Heimat zuwandte, tauchte auch von neuem das Bild der fast vergessenen Leonore vor ihm auf, und damit erwachte zugleich die alte Leidenschaft, die alte Sehnsucht nach ihr. Am 2. September 1719 verließ er Dresden und eilte der Heimat zu. Er preist sich glücklich, daß der Himmel alles so geschickt und ihm die Heimat und seine Leonore wiedergegeben hat, und singt:

„Du aber, seliges Gefilde,
Sei hunderttausendmal begrüßt!
Nun seh' ich, wie gerecht und milde
Des Himmels weise Führung ist;
Nunmehr erfahr' ich dessen Freude,
Der dort den Rauch von Ithaka
Nach glücklich überstandnem Leide,
Wie ich mein Striegau, wieder sah.“

Er kommt ins Weistritzthal und erreicht am 25. September Schweidnitz. Alle alten Erinnerungen treten jetzt lebendig vor seine Seele. Er ruft aus:

„Seid tausendmal begrüßt, ihr Felder, Sträuch' und Bäume!
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehen,
Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommernächte.
Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur eine wiederbrächte?
Das wird wohl nimmermehr geschehn.
Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes wieder?
Berrät mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder?
Ich spüre keinen Schritt; die Sommerstüb' ist leer.
Wie traurig scheintst du mir, du nicht mehr schöner Garten!
Du hast ja zweien gehabt, was soll ich einsam warten?
Ach, stell' auch beide wieder her!“

Von Schweidnitz eilt er in das benachbarte Borau, und hier findet er seine Leonore wieder, die er seit vier Jahren nicht mehr gesehen. So groß ist seine Freude, daß er sich oft ein solches Wiedersehen wünscht:

„Ach, macht das Wiedersehn dergleichen süßes Leben,
So laß dir doch, mein Kind, noch öfters Abschied geben.“

Aber nur wenige Tage dauert die Freude des Wiedersehens. Er ermahnt Leonore zur Standhaftigkeit, eilt an Striegau vorbei, wo sein unversöhnlicher Vater nichts von ihm wissen wollte, und kommt nach Breslau. Hier fand er viele akademische

Freunde, deren Empfehlungen ihm in vornehmen Familien Zutritt und Unterstützung verschafften. Vor allen muß die Familie von Breßler erwähnt werden, in der Günther, so oft er wollte, freien Tisch und Geld erhielt; sogar die Gedichte, die er zu Ehren der Frau Mariana von Breßler, einer großen Liebhaberin der Poesie, machte, wurden mit mehreren Dukaten honoriert. Es ging ihm hier wieder einmal zu gut, und das vertrug seine Natur nicht. Er nahm sich im Verkehr mit seinen Protektoren zu viel Freiheiten heraus, weshalb man auf Mittel sann, ihn auf gute Weise loszuwerden. Man empfahl ihn dem Grafen Schaffgotsch zum Hofmeister seiner Kinder; aber als sich bei einem Gastmahle die erste Gelegenheit fand, Günther vorzustellen, war er wieder betrunken, so daß der Graf durch den bloßen Anblick davon überzeugt wurde, Günther taue nichts zu einem Informator in humanioribus.

Der leichtsinnige Gast fühlte nun selbst, daß seine Rolle in Breslau ausgespielt war. Unter Dankgedichten nahm er Abschied, erhielt ein ansehnliches Reisegeld und begab sich im Dezember 1719 mit einem neuen Bekannten, dem Studiosus Schubart, einem Freunde des freien, lustigen Lebens, in dessen Heimatsort Lauban, um sich dort als Arzt niederzulassen.

Mit Leonore hatte er von Breslau aus beständig in brieflichem Verkehr gestanden, und vor seinem Scheiden von hier besuchte er sie noch einmal in ihrem damaligen Aufenthaltsorte Zedlitz bei Trebnitz, wo er unter Versicherung seiner Treue zum dritten Mal schmerzlich Abschied von ihr nahm.

Wochenlang trieb er sich nun mit Schubart im Lande umher, von Stadt zu Stadt, von einem Dorfgeistlichen zum andern, bis sie endlich im Februar 1720 Lauban erreichten, freilich leer am Beutel. Günther wohnte nun bei den Eltern seines Reisegefährten, die sich in drückender Armut befanden und es ihn in der schonungslosesten Weise merken ließen, wie sehr er ihnen zur Last fiel. Obendrein wurde er hier krank, und bei der schlechten Pflege schritt seine Genesung nur langsam vorwärts.

Unter Krankheit, Not und Elend war der Herbst des Jahres 1720 herangekommen. Günther faßt abermals den Entschluß, Medizin zu studieren und bittet seine Breslauer Freunde, ihm ein Viatikum nach Leipzig zukommen zu lassen. Seine poetischen Bettelbriefe sind recht kläglich. Zu dem einen an Frau von Breßler heißt es:

„Ach, wenn sich doch nur bald ein Tag der Ostern fände,
An dem zum wenigsten die Hoffnung auferstände!“

Günther erreichte seinen Zweck; die alten Wohlthäter setzten ihn in den Stand, die Universität von neuem zu beziehen, rieten ihm jedoch, sich vorher mit seinem Vater auszusöhnen. Günther, sofort dazu bereit, eilte nach Striegau; aber sein Vater war unerbittlich, er wiederholte den Fluch. Abermals flieht der unglückliche Sohn hinaus in die fremde Welt, er hält sich des Bundes mit seiner geliebten Leonore für unwürdig und löst ihn freiwillig auf. Er spricht:

„Nimm also, liebstes Kind, dein Herz,
O schweres Wort! zurück
Und kehre dich an keinen Schmerz,
Womit ichs wiederhabe.
Es ist zu edel und zu treu,
Als daß es mein Gefährte sei.“

und an einer anderen Stelle:

„Es küsse dich ein andrer Mann,
Der zwar nicht treuer küssen kann,
Jedoch mit größerm Glücke
Dein würdig Brautkleid schmücke.“

Leonore nahm das ihr zurückgegebene Wort an, betrachtete sich fortan als frei und reichte nicht lange darauf einem anderen Manne die Hand, mit dem sie nach Anklam zog.

Damit hatte Günther auch den letzten Halt verloren. Von Striegau begab er sich über Breslau und Brieg, freilich mit längeren Pausen, nach Kreuzburg, um hier die medizinische Praxis auszuüben. Aber anstatt sich um Beschäftigung zu bemühen, trieb er sich bei Edelleuten auf dem Lande umher, wo seine geselligen Talente ihm überall die Tore öffneten. Besonders gefiel ihm der Aufenthalt bei einem Herrn von Nimptsch in Wischdorf, der ihn in das Haus des dortigen Pfarrers Wittmann einführte. Mit dessen Tochter Eva Christina knüpft Günther ein neues Liebesverhältnis an. Der anfängliche Widerstand des Mädchens und des Vaters wird besiegt, und im Frühjahr 1721 kommt es zu einer förmlichen Verlobung.

Günther ist abermals überglücklich. Er greift wieder zu seiner Leier und besingt seine Geliebte und jedes kleine Ereignis dieser glücklichen Tage. Doch unterscheiden sich diese Lieder gewaltig von denjenigen, die er einst seiner Leonore sang; an die Stelle natürlicher, unmittelbarer Empfindung tritt oft Reflexion.

Um, wie es scheint, dem Wunsche seines Schwiegervaters nachzukommen, will sich jetzt Günther den medizinischen Doktorgrad auf einer Universität erwerben und vorher die Ausöhnung mit seinem Vater herbeiführen. Er nimmt Abschied von Braut und Schwiegervater und eilt nach Striegau; doch abermals stößt ihn der Vater zurück. Tag und Nacht liegt er auf seiner Schwelle, Vergebung flehend, umsonst!

Dieser Grad väterlichen Hasses ist uns geradezu unerklärbar. Das Vergehen Günthers war doch nur, ein leichtsinniger Student gewesen zu sein. Der Grund muß tiefer liegen, zumal uns verwandte Situationen bei vielen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts begegnen, so bei Lessing und Schiller und besonders bei Goethe, dem der Vater bei weitem härter gegenüber trat, als die Schönmalerei in „Dichtung und Wahrheit“ es uns überliefern will, und sogar in jenem Königsschlosse, wo wenig fehlt, daß der Kopf eines Kronprinzen vor dem Zorn eines Vaters fällt: es ist der Kampf der alten mit einer neuen Zeit, der diese Konflikte erzeugt.

In seinen letzten Hoffnungen vernichtet, schämte sich Günther, seine Braut wiederzusehen. Er reiste jetzt in das schlesische Gebirge, wo er an verschiedenen Orten, namentlich in Landeshut und Schmiedeberg, von der Gnade einiger Gönner und Freunde und von den Erträgen seiner Gelegenheitsgedichte lebte. Im Herbst 1722 verließ er sein Vaterland, und noch vor Beginn des Winters erreichte er Sena, wo studierende Landsleute, namentlich ein Herr von Eben und Brunn, sich seiner annahmen, so daß er für einige Zeit Ruhe fand. Hier befränzte er die Reize seines Lebens noch mit einigen seiner köstlichsten Lieder, die zum Teil noch heute im Munde der

akademischen Jugend leben, wie „Brüder, laßt uns lustig sein!“ und „Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt“, frühlingatmende Boten der Freude, schäumende Tropfen aus der Fülle des Lebensgenusses. Ein letztes Aufflackern! Bald sollte alle seine Liebe und Sehnsucht, alle seine Freude beendet sein. Seit Anfang des Jahres 1723 nahmen seine erschöpften Kräfte schnell ab; die Vorboten des Todes zeigten sich, sein Geist aber blieb stets rege. Noch auf dem Krankenlager schrieb er an seinen Vater ein Gedicht, in dem das kindlich liebende Herz alles bereut, was er getan, und jeden segnet, der ihm Gutes erwiesen. Am 15. März 1723 erlöste ihn, der noch nicht 28 Jahre alt war, ein plötzlicher Tod von seinen Leiden. Seine schlesischen Landsleute ließen ihn auf ihre Kosten auf dem Kirchhofe vor dem Johannistore begraben; doch kein Denkmal bezeichnet die Stätte, wo er Ruhe fand. Aber versöhnend waltet auch hier die Geschichte: durch dieselben Gassen, deren Staub mit dem der Gebeine Günthers sich mischt, schreiten nach einem halben Jahrhundert Schiller und Goethe, denen Günther als „irrer Morgenstern“ vorangegangen war.

Was die zweite schlesische Dichterschule mit ihren Häuptern Hoffmann von Hoffmannswaldau und Kaspar von Lohenstein nicht besaß, nämlich poetischen Schwung, Wärme der Empfindung und tiefere Kenntnis des Menschenherzens, suchte sie durch pomphafte Sprache, erkünstelte Leidenschaftlichkeit und geschmacklose Übertreibung zu ersetzen. Günther aber zersprengte das erkünstelte Verserbauen, das man Dichtkunst nannte; er dichtete nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen; er ließ den ganzen Strom seines Lebens durch seine Dichtungen fluten; bei ihm fällt zum erstenmal wieder der Mensch und der Dichter ganz in eins zusammen. Darum sagt Goethe von ihm: „Günther darf ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden“.

Wenn wir erwägen, daß wir es nur mit Jugendwerken zu tun haben, die indes ein beständiges Fortschreiten in Form und Inhalt erkennen lassen, so ist die Annahme berechtigt, daß des Jünglings mit der Klarheit, Ruhe und Gedankentiefe des Mannes ausgestattetes poetisches Talent die reifsten und gediegensten Früchte gezeitigt haben würde. Daß er die Erwartungen, die man nach seiner reichen Begabung von ihm hegen durfte, nicht erfüllen konnte, war ein schwerer Verlust für die Entwicklung unserer Literatur. Er verdient übrigens mehr unser Mitleid, als unser Verdammungs-urteil; denn die Ungunst äußerer Umstände hat mehr als eigene Schuld ihn in seiner Blüte zerstört, so daß „ihm sein Leben wie sein Dichten zerrann“.

H. Schubert.





Schlesische Lokaldichtung.



Dem schlesischen Boden sind weltliche und geistliche Dichter in nicht unbedeutender Zahl entsprossen. Es ist der Charakter der Landschaft, der nicht nur die Stimmung der Bewohner im allgemeinen beeinflusst, sondern auch den Dichter zum Schaffen anregt. Mit Rücksicht hierauf sagt der bekannte geographische Schriftsteller Rügen: „Gegenden, wie die von Reisse, Frankenstein, Reichenbach, Schweidnitz und Striegau, sind von einem so feierlichen und zugleich lachenden Charakter, daß sie auch auf ein durch Naturschönheiten weniger entzündbares Gemüt erheiternd und erhebend zurückwirken. Inmitten dieser Landschaften oder doch in ihrer Nähe muß der Mensch sich wohl und heimisch fühlen, müssen Freundlichkeit, Milde und Heiterkeit sich in sein Herz hineinsenken, muß ein warmes Gemüt sein Erbteil werden.“ Unter den Dichtern, die aus diesem gesegneten Gaue hervorgegangen sind, gebührt Johann Christian Günther die Palme. Ihm ist in diesem Buche eine besondere Arbeit gewidmet. Ein recht glückliches vierteiliges Kleeblatt bildeten vor etwa einem Vierteljahrhundert in der Stadt Striegau Robert Rößler, Hermann Mantell, gestorben als Kreisgerichtsdirektor, Paul Ritter, Fürstlich Pleß'scher Generaldirektor in Schloß Ober-Waldenburg, und Heinrich Woldan. Alle vier vereinigten sich 1873 zur Herausgabe einiger ihrer Dichtungen „Aus der Güntherstadt“.

Aus einer Striegauer Lehrerfamilie stammte Pauline Weikert. Sie war die Tochter des 1830 verstorbenen Lehrers und Oberglockners Joh. Gottlieb Tschirner und starb als Ehefrau des Pastors Weikert in Groß-Wandritz Kreis Liegnitz. Ihre Gedichte, gewandt in der Sprache und edel im Inhalt, behandeln kirchliche und religiöse Verhältnisse, die Natur und heimatliche Geschichte. Im Striegauer Kreise hat ferner die schaffensfreudige Breslauer Schriftstellerin Frau Ida Mäger ihre Heimat. Ihr Vater war der katholische Kantor und Lehrer Fichtner in Olse. Sie war eine tüchtige Berufsschriftstellerin. Von ihren Gedichten sei besonders hervorgehoben „Muttermilch und Mutterpflicht! Ein herzliches Mahnwort an alle deutschen und christlichen Mütter“.

Zulezt sei noch der breiten Massen des Volkes gedacht, von denen Herder sagt: „Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen, der singt und dichtet niemals, der schreit nur und verstümmelt“.

Der schlesische Volkshumor macht sich in allerlei Versen Luft. „Striegauer Kind, Zauerscher Wind und Ziegnitzer Pferd sind alle drei nichts wert.“ „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Striegau.“ Den Grundhof in Schweidnitz ziert die Inschrift: „Mit Grunde hieß der Hof im Grunde der Grundhof schon seit jener Stunde, als Jägers Bogenstreit und Hunde, zum Fall des Ebers sich verbunde, bis Schweidnitz dann auf diesem Grunde, den Grundstein zu sich selber funde“. Von andern Städten und Ortschaften hat der Volksmund gedichtet: „Herzog Barthel ohne Land hat sich bei Ranth das Maul verbrannt.“ „Hätten die Freistätter Wasser und Holz, so wären sie noch einmal so stolz.“ „Obernitz liegt zwischen Sorge und Kummernick. Wer sich will ernähren, der muß suchen Pilz und Beeren; und wer diese nicht kann finden, der muß Besen binden.“

Ihr wißt ja wohl, wo Gleiwitz liegt,
Wo ritterliche Frauen einst brav und tapfer obgesiegt,
Ohn alle Furcht und Grauen.
Das Städtchen Weinsberg nicht allein,
Auch Gleiwitz will gepriesen sein.

Im Jahre 1626 goffen Frauen in Gleiwitz bei einer Belagerung durch die Dänen siedende Hirse auf diese Feinde. In der Grafschaft Glatz ist folgendes Liedchen üblich:

Wer durch Lewin fährt und sieht kein Kind,
Wer durch den Hummel kommt ohne Wind,
Wer durch Reinerz kommt ohne Spott:
Der hat Gnade bei Gott.

Nach dem Kreise Wohlau führt uns das Gedicht:

Nach Gott vom Himmel! Hätt' ich Ischessen und Himmel,
Hätt' ich Hühnern und Dachau, hätt' ich Froschen und Lachau,
Hätt' ich Groß-Panken und Klein-Panken, wölk' ich Gott im Himmel danken.

Aus mir unbekanntem Grunde wird oft noch schlagwortartig gesagt:

Es gibt gute und böse Menschen, aber auch Langenbielauer.

Im Bobertale und an der Schnellen Deichsa kommt als Neckerei vor:

In Zota hot's grobe Anota; im langen Neudorf nunder hot's och mitunder; ei der Orma-
ruh rechn sie o no zu.

Dagegen ist nur noch zeitweise wahr und wird bald ganz der Vergangenheit angehören: In Laasan hat es mehr Dreck als Nasen, und ebenso: Damsdorf ist Pamsdorf.

In früheren Zeiten war auf die Krautdörfer um Schweidnitz als Gesindespruch anwendbar:

Heut hom mir Sauerkraut, alle Tage Sauerkraut!
Doas hätt' ich dem Bauer nich zugetraut,
Doaß a su viel Kraut d'r baut,
Do ich zu'm foam ei die Witte;
Do versprach er lauter Witte.
Zikung hommer immer Kraut,
Alle Tage Sauerkraut!

In vergangenen Zeiten nur paßte vielleicht:

Ei Hede hot's Klevieh und wenig Bede, schlechte Zäume und nißt ei der Scheune.

Auf zeitweise böse Verhältnisse und recht scharfes Urtheil weist folgendes Wort hin:

In Streit ist der Teufel nich weit, doch im heil'gen Järschau, da ist er auch.

Zwei nahe gelegene Dörfer sind heut ganz anders als früher, wenn es heißt:

In Olze backen sie die Pelze; in Thomswahl

Will'n sie backen, 's hot ke Mahl.

Auf vergangene und ungünstige Verhältnisse weist hin:

Ich bin aus Kaltthaus; ich mach mir 'n Dreck draus.

Recht gern verbindet schlichter Sinn die Ortsnamen zu rätselhaften Gestaltungen wie:

Gutschdorf und Hede, rosa olle bede;

Groß-Bauz und Kle-Bauz, wie viel Dörfer sein dauz?

Ein geflügeltes Scherzwort ist:

Seh'n wir uns nicht in dieser Welt, so treffen wir uns in Königszell.

Vom Zobten heißt's:

Der Zobten dort, ein feiner Kunde,

Ist nicht gelaunt zu jeder Stunde.

Auf die Striegauer Berge, besonders auf den Kreuz- oder Spitzberg, beziehen sich drei Dichtervorte, zwei ältere und ein neueres; sie betreffen das Schlachtfeld, das Kreuz und die Stufen. Die zwei älteren:

Die dort drüben im Tal sich feindlich besiegten und starben,

Schlafen vereinigt in Ruh. Schlummert im Pflichtgefühl sanft!

und:

Lieblieh öffnet sich dir, o Pilger, die Gegend zum Anschau;

Doch den höchsten Genuß bietet der geistige Blick.

Die jüngere Dichtung schmückt die vor zwei Jahrzehnten von den Steinbruchbesitzern auf Anregung des Verschönerungsvereins geschenkten Granitstufen, deren Zahl über hundert beträgt. Auf der untersten Stufe lesen wir die Inschrift einer Eisenplatte:

Diese Stufen sind Gaben der Liebe;

Gaben der Liebe sind Stufen zum Himmel.

In recht weihedvolle Stimmung werden wir durch ein Gedicht des schon erwähnten Paul Ritter versetzt.

Gang auf den Kreuzberg.

(Am Jahrestage der Hohenfriedberger Schlacht.)

Der Morgen graute schon herein in meine Zelle,

In der ich durch die Nacht Gedanken niederstriebe.

Kings wedte die Natur des neuen Tages Helle,

Da zog es mich hinaus mit unbegrenztem Trieb,

Hinauf zu unsern Bergen begann mein Morgenwallen;

Ich habe diese Berge der Vaterstadt so lieb,

Hoch oben stand ich nun, hoch oben über allen,

Wo niederwinkt ins Tal das Kreuz vom Quaderstein,

Und ließ in freier Luft mein Morgenlied erschallen

Da war's, als fänden sich des Krieges dunkle Spuren;

Ein blutiges Gefild, durchwühlt von heißer Schlacht.

Ich sah's, und wie die Blitze wild durch einander fuhren,
Und wie den Boden stampfen unwirsch der Rosse Hufe —
Dieweil, den Stock erhoben, der große Friedrich winkt
Von jenes Mühlenhügels erhabener Felsenstufe.
Und wunderbar ertönt fernher noch sanft und leise
Der Kirchen Glockenlang, der Waller heiliger Sang,
Es gilt dem Vergeskreuz, dem friedlichen, zum Preise.
Bewegt stieg ich hinab von meiner Felsenbank.
Wohl hatt' der Nachtwach Fieber mich in die Schlacht gezaubert,
Bis sich aus meiner Seele des Kreuzes Frieden rang.

Wir verlassen jetzt die Vergeshöhen und steigen in die Täler der Flüsse. Max von Schenkendorf hat in seinem Gedicht „Die deutschen Ströme“ Rhein und Main, Neckar und Donau, Elbe und Weser, zuletzt auch die Oder besungen:

Es sei der Oder jetzt gesungen
Der letzte schallende Gesang;
Einst hat ja laut um sie geklungen
Das deutsche Volk im Waffenklang.
Als es sich still und stark erhoben
In seiner ganzen Riesenmacht,
Da half der Helfer ihm von oben,
Geschlagen ward die Völkerschlacht.

Sehr oft wird die Raabach in der vaterländischen Dichtung genannt. Ernst Moritz Arndt singt in dem allbekannten Liede von Feldmarschall Blücher:

Am Wasser der Raabach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

Hierbei ist auch Julius Sturm mit seinem Gedicht: „Vor Blüchers Statue“ zu erwähnen. Da heißt es:

Die Raabach, Jungen, kennt ihr doch? Dort war sein schönster Tag,
Da gab es Feinde überg'nug, da traf wohl jeder Schlag;
An dreißig Tausend kamen um, da war die Jagd vorbei,
Der Blücher wischte sich ab den Bart, und Schlessen war frei.

Von meiner Steinauer Seminarzeit her ist mir das oft und gern im kräftigen Chor gesungene Lied: Raabach und Raabach treu im Gedächtnis geblieben.

Nehmt euch in acht vor den Bächen,
Die da von Tieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Raabach, da haben wir den Raaken
Abgehauen die Tacken, daß sie nicht mehr kragen,
Da ist Blut geflossen in rechten Bach.
Kein Hieb ging schach.

Vor solchem Ruhm der Raabach müssen alle Gewässer der hiesigen Gegend erblassen, denn weder Heldentaten noch Herrlichkeiten haben einen Bund mit ihnen geschlossen; dennoch sind sie nicht liederleer. Schon das Tal zwischen Striegau und Hohenfriedeberg einerseits und der Wittenben Reife und dem Streitberge andrerseits,

das Schlachtfeld vom Freitage vor Pfingsten 1745, hat an Lüttinghaus einen Sänger gefunden. In seinem Gedicht Die Hohenfriedeberger Schlacht lauten die Schlußworte:

Und wie wildes Hagelwetter niedermäht das Ahrenfeld,
Stürzen hin die Sachsenkrieger von dem Preußenschwert gefällt.
Drauf die Österreicher nahen, sind heut etwas spät erwacht,
Eilig kommen sie gelaufen, und aufs neue tobt die Schlacht.
Und der Preußen Bajonette, funkelnd in der Sonne Glut,
Sausen in der Feinde Herzen, daß draus sprudelt helles Blut,
Und in wilder Flucht enteilet, was nicht deckt das Leichenfeld.
Einen neuen Sieg nun feiert König Friedrich, Preußens Held.

Damit sind wir bereits in das Gebiet der Quellengegend des Striegauer Wassers gekommen. In Duolsdorf denken wir an den schon genannten mundartlichen Dichter Tschampel, dessen Gedichte seinerzeit besonders in bäuerlichen Kreisen sehr beliebt waren. Ein sehr altes Verswort ist an der katholischen Kirche in Hohenfriedeberg zu lesen:

Nikolaus von Tscheschhaus erbaute dieses Gotteshaus.

Seine Vaterstadt Striegau besingt Christian Günther in seinem in lateinischen Distichen verfaßten Lebenslaufe, den er dem Dekan der Universität Wittenberg eingereicht hat, also: „Inferior qua se mediam fere vallibus infert Elysia el virides Polsnia voluit aquas, Finitimus inde, reor, nomine Strega venit. Magna foret nisi, magna suis foret ipsa ruinis; Pars nil, pars tumulus, pars que superstes adest“ d. h.: „Striegau in Niederschlesien, vor dem Zusammenflusse seines grünlich schimmernden Wassers mit der Polsniz gelegen, mit dreifach umgebender Mauer am Fuße dreier, aus beinahe der Mitte von Schlesiens Niederungen hervorragender Berge, von denen sie ihren sarmatischen Namen Stregon (lateinisiert Strega) vermutlich trägt, würde als Stadt an und für sich groß sein, wenn sie nicht groß wäre in ihren Ruinen. Ein Teil derselben ist nicht mehr vorhanden, ein anderer ist ein Schutt- und Trümmerhaufen, nur ein dritter steht noch.“ Folgen wir dem Laufe des Striegauer Wassers bis zum Raben- und Pitschenberge, so treffen wir auf dem fetten Moorboden am Rande des Parkes von Sasterhausen eine mächtige, greisenhaft aussehende Eiche. An ihr sind zwei Blechtafeln mit Inschriften angebracht. Die erste Inschrift ist der Anfang eines Gedichtes von Georg Gustav Fülleborn:

Unter deines Schattens heiligem Düster,
Das so freundlich mir zur Stelle winkt,
Wo der Lüfte Wehn im Blattgeflüster
Mir wie frommer Geister Nähe dünkt,
Sinn' ich schauernd deinem Sein und Werden,
Der Geschichte deines Lebens nach,
Sprich: Wie war es damals hier auf Erden,
Als dein Keim aus diesem Boden brach?
Wohl ein halb Jahrtausend ist verflossen,
Seit dein junger Schößling aufwärts stieg;
Wie viel Tränen sind seitdem vergossen,
Wie allmächtig tobten Pest und Krieg!
Wie verwandelten sich die Gestalten
Dieses Landes, das die Nahrung gab!
Wie viel Sitten habest du veralten,
Wie viel Völker traten auf und ab!

Fülleborn, ein hervorragender populär-philosophischer und Romanschriftsteller, wurde am 2. März 1769 zu Glogau geboren und starb am 6. Februar 1803 als Gymnasialprofessor zu Breslau. Die Antwort auf der zweiten Tafel hat Prinz Karl, der Bruder des Kaisers Wilhelm I., gedichtet. Als noch die merkwürdige Frau Sophie Flügel-Hasenclever-Ruck auf Safterhausen residierte, wurde das Schloß bei einem der großen Herbstmanöver als Stabsquartier in Anspruch genommen. Der zur Suite gehörige Prinz bekundete besonderes Interesse für den schönen Baum und ließ eines Tages Frau Flügel auf silbernem Teller die von ihm gedichtete Beantwortung der Füllebornschen Frage überreichen. Diese Antwort wurde dann auf einer andern Tafel am Stamm angebracht;

Sprechen soll ich, wie es damals war auf Erden,
Als mein Keim aus diesem üpp'gen Boden brach:
Nun so höre! Denn von den Gefährten
Meiner Jugend denkt wohl keiner mehr darüber nach.
Wohl sind fünf Jahrhunderte verflossen,
Seit die Mutter Erde mich als Kind erzog,
Blut und Tränen ohne Maß vergossen;
Doch der Geist umsonst der Dinge Lauf erwog.
Denn die Torheit und der Leidenschaft Gedränge
Prävalierten damals — glaub es mir — wie heut.
Nach und wenn ich tausend Jahre noch die Gänge
Dieses Parks verschönte, meine Gipfel weit,
Weit und hehrer noch die Gegend überschauten,
Dennoch würden jene Götter immerdar
Mächtig walten über Menschenbauten,
Und dem Auge würd' es nimmer klar,
Was das wunderseftame Getreibe
Wohl bezwecken mag im Plan der Welt,
Und warum das Kind im Mutterleibe
Wie der Mann, ins Dunkel ist gestellt.

Rechts vom Striegauer Wasser verdient die wasserreichere Polznitz eine besondere Beachtung, denn ihren Hauptquellfluß, die muntere Gellebach, zieren am Anfang und Ende „Burgen stolz und kühn“: Neuhaus und Fürstenstein, letztere über dem Fürstensteiner Grunde, dessen Lob ein Dichter also gesungen hat:

Schöner Fürstensteiner Grund,
Machst mir Seel und Leib gesund;
Kühlung, Schatten, süße Ruh
Reichlich hast geschenkt mir du.

Altes Leben, neue Zeit
Seh' ich um mich hocheifreut,
Frischens und Lufzens Spur,
Und vor allem dich, Natur.

Gründe sah in Meng ich wohl
In der Schweiz wie in Tyrol:
Deine stille Herrlichkeit
Läßt sie hinter sich so weit.

Waldeshauch und Waldesduft
Füllen überall die Luft;
Friede herrscht in dem Revier,
Friede wird im Herzen mir.

Deine Wellen, heller Bach,
Sich sie gleiten, bald gemacht,
Bald mit Ungeflüm, — und wie
Meinem Leben gleichen sie.

Grüß dich Gott, du schöner Grund!
Bleib erhalten manche Stund!
Siehe ferner deine Lust
Noch in manche Menschenbrust.

Im rechtsseitigen Mündungswinkel der Polsnitz macht Jahr um Jahr die Runde eine Dichtung, die der Forscher und Schriftsteller Dr. Rudolf Dröschner in den Schlesischen Provinzialblättern seinerzeit veröffentlicht und nach dem Dorfe Tschachen bei Königszell das Tschachener Christkindelspiel genannt hat. Rudolf Dröschner schreibt selbst also:

Acht bis vierzehn Tage vor dem heiligen Christabende erscheinen nach geschener Verabredung mit den Eltern in solchen Häusern, wo kleine Kinder sind, spät des Abends vier vermummte Gestalten, gewöhnlich Diensthoten des Hauses oder erwachsene Familienglieder, Freunde des Hauses, außen vor der Stubentür. Durch Vermittelung der Mutter erhalten sie vorher allerlei Naschereien, vorzugsweise aber Äpfel, Nüsse, Pfefferkuchen zugestellt. Den Kindern in der Stube wird bedeutet, still zu sein, und es erscheint durch die geöffnete Tür zuerst der Engel Gabriel, stets von einem erwachsenen Mädchen dargestellt, in langem weißen Gewande, den Kopf durch einen weißen Schleier verhüllt, in der Hand einen vergoldeten Stab mit einem blühenden Stern von Goldpapier.

Er singt mit hoher Diskantstimme nach selbstgewählter Melodie:

Ein'n schön'n gut'n Abend geb' euch Gott! Ich komm herein ohn' allen Spott,

Ich komm herein zu dieser Frist, Drum schickt mich auch der heil'ge Christ.

Gabriel werd' ich genannt, Das Zepter führ' ich in meiner Hand.

Wollt' bei der Frau Mutter fragen an, Ob das liebe Christkind auch reinkommen kann.

Das Christkind tritt ein, stets von einem erwachsenen Mädchen dargestellt, gekleidet wie Gabriel, doch auf dem tiefverschleierte Haupt einen Blumenkranz. Es singt in derselben Weise wie Gabriel: Ein'n schön'n gut'n Abend geb' euch Gott! u. s. w. Im Verlaufe kommen noch dazu St. Petrus und „der ale Zusage“. Nach mehrfachem Einzelgesange stimmen alle an, womöglich mit verteilten Stimmen:

Hinfort, hinfort steht unser Sinn.

Gen Himmel, gen Himmel, da ziehn wir hin.

Wir ziehn auf einen Rosenplatz.

Wir wünschen euch allen eine schöne gute Nacht,

Von Pfefferkuchen eine Tür,

Von Muskatnüssen einen Riegel dafür,

Eine schöne gute Nacht! Glückselige Zeit,

Die der himmlische Vater uns allen hat bereit!

Der heilige Abend ist nicht mehr weit!

(Nun gehen alle ab.)

Doch kehren wir wieder nach der Stadt Striegau zurück, deren großartigster Bau, die katholische Pfarrkirche, bereits 1857 den oben genannten Hermann Mantell zu folgender Dichtung anregte:

Soll dieser schöne Bau,
Soll diese Tempelpracht,
Mühsam emporgebracht
Bis in des Äthers Blau
Von Maltes' edlen Rittern,
Verkommen und verwitern?

Seht die Portale nur
Hochgotisch hingestreckt,
Seht hier vom Sturm besetzt
Die seltsame Skulptur,
Die hohe Felsenmauer
Getürmt auf ewge Dauer.

Wie endlos gießt der Raum
Sich lang und hoch hinaus!
Das weite Gotteshaus
Erfast das Auge kaum
Durch diesen runden Bogen,
Dem Chorstuhl unterzogen.

Und weiter nun hinein,
Das Prachtwerk anzusehn!
Wie stark und markig stehn
Die beiden Säulenreihn,
Von denen, leicht getragen,
Hoch die Gewölbe ragen.

Schaut diese Fenster nur,
Wie ist die Gotik reich!
Keins ist dem andern gleich
An Fassung und Struktur.
Ein jedes kann von ihnen
Zum Baufunstmuster dienen.

Seht diese steile Bahn
Des Hochdachs, dessen Halt
Ein ganzer Lärchenwald,
Der Türme stolzen Plan,
Den Wolken zugewendet;
Nun kaum halb vollendet.

Setzt in den Tempel! Seht!
Nicht Kirche, Dom ist er,
Wie licht, wie hoch, wie hehr!
Ein Bau von Majestät;
Soweit Silesia reicht,
Giebt's keinen, der ihm gleicht.

Der bunten Scheiben Pier,
Des Ganzen Plan und Ziel,
Und der Musik Spiel,
Ja, alles Schöne hier
Mit würdgem Wort zu schildern,
Gebriecht es mir an Bildern.

Und du, der deutschen Kunst
Sechshundertjähriger Ruhm,
Du heilig Altertum,
Sollst durch der Zeiten Ungunst,
Weil du entblüht von allen
Einst reichen Mitteln, fallen?

Zum Zeugen alt genug
Warst du schon sicherlich,
Als sieghaft Friederich
Die Schlacht von Striegau schlug.
Sie machte dich nicht zittern,
Und jetzt sollst du verwittern?

Um alles in der Welt,
Hier helfst, so viel ihr könnt,
Daß dieses Monument
Der Baukunst nicht zerfällt!
Mit ihm fiel eine Schande
Auf jeden Mann im Lande!

Durch Johann Christian Günther erfahren wir, daß das Wesen der schlesischen
Betekinder vom Jahre 1707 sich auch in Striegau zeigte:

Der Schweden Beispiel weckt' einmal
In uns viel Andachtsflammen.
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zusammen.
Der Eifer war mehr Ernst als Schein,
Und unser täglich Himmelschrein
Hat etwan auch viel Plagen
Des Vaterlands verschlagen.

Dieser vielgereifte Günther lenkt seinen Dichterblick von der Vaterstadt Striegau
auf sein Heimatland Schlesien und singt:

Dein angenehmer Kreis, dein schmeichelndes Gefilde,
In welchem, wenn der Süd auf dem Getreide schiffet,
Die Einsalt der Natur den Maler übertrifft,
Macht unser Schlesien zu Edens Ebenbilde.

J. Kunick.



Goldberg und seine Umgebung.



Goldberg ist eine urdeutsche Gründung und eine alte Stadt; sie erhielt schon 1211 das Magdeburger Recht. Aus jenen längst vergangenen Jahrhunderten sind uns an Gebäuden nur noch zwei Kirchen übrig geblieben, die evangelische Stadtpfarrkirche und die Kirche St. Nikolai, die heutige Begräbniskirche. Die Stadtpfarrkirche zeigte die Form einer dreischiffigen, bezüglich des Kreuzschiffes und Chores einschiffigen Kreuzpfilerhallenkirche, errichtet in edlen frühgotischen, gegen Westen fortschreitend hochgotischen Formen. Unbedenklich ist das Innere wegen der schlichten überzeugenden Klarheit als der schönste mittelalterliche Kirchenraum in Schlesien zu bezeichnen.

Auf einer Linie von wenig über dreißig Kilometer finden wir von Liegnitz das Razbachtal aufwärts nicht weniger als vier romanische Kirchen, Kirchen, in einem Baustile errichtet, der schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts durch die Gotik verdrängt worden ist, nämlich zu Röchlitz, Goldberg (zum Teil noch romanisch), Neuf Kirch und Röversdorf bei Schönau.

Wer von Liegnitz mit der Eisenbahn nach Goldberg fährt, erblickt zur linken Seite einen niedrigen Gebirgszug, der sich in der Richtung nach Sauer hinzieht. Aus ihm treten hervor der Wolfsberg, der Ziegenberg, der Hochberg bei Willmannsdorf und die Heßberge. In der Ferne sind bei klarem Wetter der Hochwald und der Zobten sichtbar. Von der Station Rosendau aus bietet der Blick auf Röchlitz ein angenehmes Bild. Das Dorf liegt an einer sanften Berglehne; aus grünem Laubwerk schauen die Häuser hervor. Am höchsten Punkte der Lehne steht die Ruine der Hedwigskapelle, die uns an die Zeit der heiligen Hedwig erinnert. Durch eine Einsenkung des Vorgebirgszuges erblickt man in weiter Ferne die Schneekoppe, die als Beherrscherin der Berge majestätisch herübersehaut.

Blickt man nach der rechten Seite, so schweift das Auge über eine weite Ebene, aus der der Gräbzigberg mit dem davor liegenden Mönchswalde hervorragt. Links davon läßt sich der Probsthayner Spitzberg sehen.

Hat der Bahnzug Rosendau verlassen, so geht es in weitem Bogen und mit starkem Gefälle die Liegnitzer Höhe hinab in das Ratzbachtal, das die Bahnlinie bis Retschdorf nicht mehr verläßt, nur mit einer einzigen Ausnahme zwischen Alt-Schönan und Nieder-Rauffung, wo sie das Lauterbachthal durchstreift.

Die Station Bürgerberg veranlaßt uns, den Zug zu verlassen, um in zwanzig Minuten nach dem Bürgerberge zu wandern. Dieser Berg, ehemals Galgenberg genannt, gewährt uns einen Blick auf die im Vordergrunde liegende Stadt Goldberg und auf den Wolfsberg. Links von diesem zeigt sich die Schneekoppe, und rechts davon erblicken wir den westlichen Teil des Riesengebirges und einen Teil des Hs-

gebirges. Die prächtigen Parkanlagen des Bürgerberges laden zu Spaziergängen ein.

Eine am Eingange zur Restauration an einer Eiche angebrachte Tafel befehrt uns, daß der nächste Weg nach dem Wolfsberge durch die Stadt führt. Wir schlagen ihn ein, um ein Bild von der innern Stadt zu gewinnen. Gebäude aus alter Zeit sind nur noch sehr wenige vorhanden. Die Plünderung im Dreißigjährigen Kriege am 4. Oktober 1633, die Not der drei Schlesischen und der Befreiungskriege haben schwer auf dem Orte gelastet, und in unzähligen



Evang. Stadtpfarrkirche.

Bränden wurden die menschlichen Wohnungen zerstört. „Nur die Kirchen haben meist alle Stürme überstanden, aber in verständnislosen Jahrhunderten ihre reinen Formen vielfach eingebüßt. Die Natur jedoch ist dieselbe geblieben, und auch die Steinbrüche und Bergwerke haben wenig an ihrem Antlitz geändert. Mitten aus den sanften Lehnen der Kalk-, Sandstein- und Tonstieferberge ragt jenseits der Stadt der steile Basaltkegel des Wolfsberges empor, und er grüßt seine Brüder von gleichem Geschlecht im Lande, die Wacht halten an dem Saume der fruchtbaren Ebene, den Grödigberg und den Propstshayner Spitzberg im Westen, den Heßberg und Ratzberg im Osten.“

Wir verlassen die Stadt durch das Obertor, begrüßen einen stummen Zeugen aus alter Zeit, den Schmiedeturm, und wenden uns nach dem Wolfsberge, zu dem ein gut angelegter Kiesweg emporführt. Von der Stadt aus ist der 373 Meter hohe Wolfsberg bequem in dreiviertel Stunden zu ersteigen. In zwei Bänden, der

Wilhelms- und der Wolfsbaude, findet der Wanderer Erquickung. Von der auf der Nordseite liegenden Wilhelmsbaude hat man einen hübschen Blick auf die Stadt und die nördlich und östlich von ihr gelegenen Dörfer. Ganz im Hintergrunde ragt der dunkle Kirchturm von Haynau empor, der aber nur bei klarem Wetter sichtbar ist. Weit rechts davon erblickt man in weiter Ferne die hochliegende Kirche von Winzig.

Bei der Wilhelmsbaude steht ein einfaches, aus Basaltsteinen erbautes Denkmal in Form einer Pyramide. Es trägt vier Inschriften:

Nordseite

Heil Preußens tapfern Kriegern!
Renoviert unter der glorreichen Regierung Wilhelms I., des Siegreichen,
Kaisers von Deutschland, Königs von Preußen.
Gingeweiht am 18. Oktober 1875.

Westseite

Goldbergs denkwürdigste Ereignisse.

1. Bergbau 1150.
2. Mongolenschlacht 1241.
3. Schwarzer Tod 1355.

Südseite

Gestiftet von W. Höfler. A. Hoffmann 1844.

4. Hufiten 1430.
5. Trokendorf 1550.
6. Wallenstein 1633.

Ostseite

Goldbergs und dieser Umgegend denkwürdigsten Tagen geweiht. 1813.

7. Friedrich der Große 1763, 77, 85.
8. Feuersbrünste 1863—64.
9. Kaiserparade 1875.

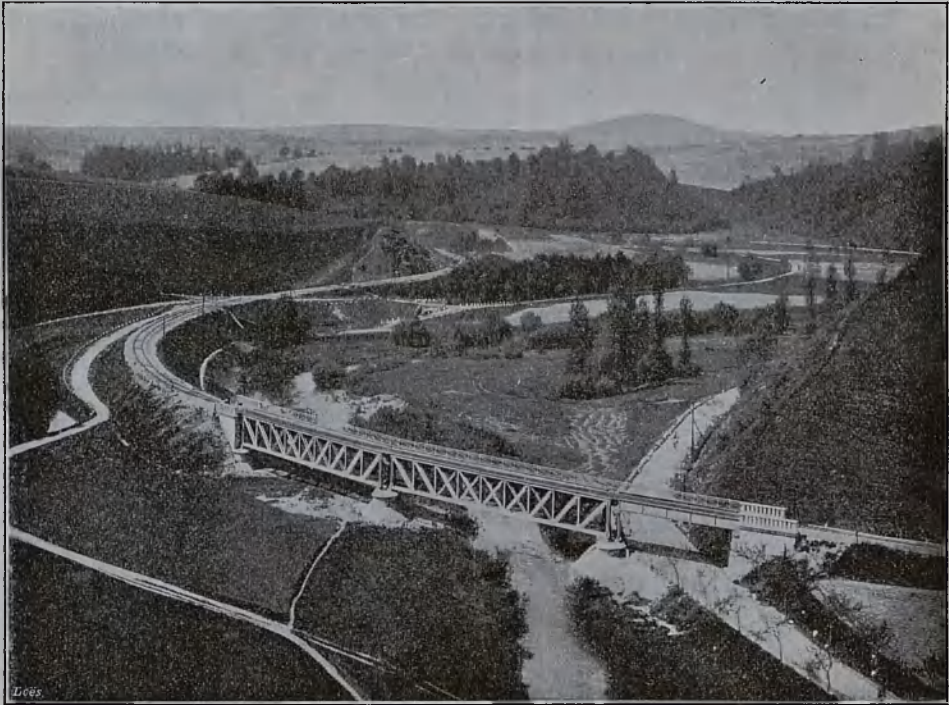
Das sind die Marksteine in der Geschichte Goldbergs.

Von der Wilhelmsbaude führt ein Weg über den steinigten und baumlosen Gipfel nach der Wolfsbaude. Von dem Gipfel und auch von der Baude aus hat man einen herrlichen Blick auf das Hochgebirge und seine Vorberge. Zu unsern Füßen breiten sich die Fluren und Tristen wie ein bunter Teppich aus, und weiterhin erhebt sich ein Bergland, das am Horizonte mit dem mächtigen Walle des Riesengebirges abschließt, von dem die Koppe grüßend zu uns herüberwinkt. Die vor der Wolfsbaude von dem Riesengebirgsverein Goldberg aufgestellte Aussichtstafel erleichtert das Auffinden der Berge. Am schönsten ist die Aussicht im Frühjahr, wenn das Hochgebirge noch im vollsten Winterschmucke prangt, während im Tale schon der Frühling seinen Einzug gehalten hat.

Berühmte Persönlichkeiten haben den Wolfsberg besucht, so der Geograph Karl Ritter. Er kam auf seiner schlesischen Reise 1796 nach Goldberg, wo er allerlei

historische und statistische Notizen über den Bergbau und die Weberei machte. Vom Wolfsberge und Goldberg schreibt er: „Nahe daran stößt der vulkanische eingestürzte Wolfsberg, der aus Basalt besteht. Auch Schächte des Goldbergwerks sind sichtbar.“

In Säulen tritt Basalt nur an wenigen Stellen auf der Nordseite auf; die Südseite zeigt uns eine Anzahl von formlosen Basaltstücken und Klumpen, die den ganzen domartigen Berg zusammenzusetzen scheinen. Die Masse des Basalts ist feinkörnig und dicht, zeigt Einschlüsse von Olivin, mitunter auch büschelförmige von Mesotip. An seinem Fuße wurden kleine Säulen von ein drittel Meter Länge mit



Katzbachtal mit Eisenbahnbrücke nach Hermsdorf.

trapezoidischem Durchschnitte und ebenso als Seltenheit eine dreiseitige Säule gefunden. Bei der Anlage eines Kellers bei der Wilhelmsbaude fand sich Basalttuff von grauer Farbe, gelben Bolus einschließend.

Der um die Geschichte Schlesiens verdiente Geheime Archivrat Professor Dr. Grünhagen schreibt über den Wolfsberg: „Noch einen Blick auf das freundliche Städtchen von der Basaltkuppe des zu 1156 Fuß aufsteigenden Wolfsberges, dessen Lage zur Stadt lebhaft an die der Landeskronen zu Görlitz erinnert, nur daß hier merkwürdigerweise, wie es scheint, niemals die Gunst der straßenbeherrschenden, isolierten Lage zur Anlage einer Burg benutzt worden ist. Ich darf den Berg umsomehr erwähnen, als ihm nicht jede historische Bedeutung fehlt, insofern eine Pyramide am Abhange von einem Gefechte aus den Freiheitskriegen meldet, dessen Opfer hier

begraben liegen. Auf dem Gipfel aber unter den schwarzen Basaltsteinen liegt etwas andres begraben, nämlich, wie uns die Inschrift eines Denksteins meldet, Reid und Streit. Die Inschrift lautet:

Hier liegen Reid und Streit begraben,
Nun wollen wir Fried und Ruhe haben.

Ich glaube, es hindert uns niemand, hierbei nicht bloß an den kleinen Grenzstreit der beiden Unterschriebenen, Joh. Sophie Fritschin und Gottlieb Willenberg, zu denken, sondern an den schweren, großen siebenjährigen Kampf, dem das Jahr 1763 glücklich ein Ende bereitete.

Die Urteile Ritters und Grünhagens über den Wolfsberg zeigen uns, mit welchen Augen der Geograph, mit welchen der Historiker den Berg betrachtet.



Goldberg mit Bahnhof.

Wir verlassen den Wolfsberg und steigen den durch das Trümmerfeld führenden „Sturmweg“ über die Wolfsgrotte, die Renner- und die Bärenhöhle nach dem Seifental hinab. Das Seifental ist ein Quertal des Ragbachtals und erstreckt sich von Bad Hermsdorf in der Richtung nach dem Wolfsberge etwa eine Viertelstunde weit. Rechts und links begleiten uns hohe Sandsteinfelsen. Am Fuße sind sie umsäumt von grünem Buschwerk, und auch oberhalb werden sie von grünem Laubholz gekrönt. Hier und da tauchen dunkle Nadelhölzer auf und bieten dem Auge eine angenehme Abwechslung. Dicht hinter dem Bahnhofe Hermsdorf liegen die Sandsteingebilde, die unter dem Namen Rabendocken bekannt sind. Der Hintergrund des Tales wird von dem Wolfsberge abgeschlossen. An der schönsten und vor allen Winden geschützten Stelle des Tales liegt das Waldschloß, gerade da, wo sich die Verbindungsstraße nach der Löwenberger Chaussee abzweigt. Es ist eine beliebte und gesuchte Sommerfrische. Von der Kolonnade aus genießt man einen herrlichen Über-

blick über das reizende Seisental. Zu den Füßen liegen grüne Wiesen, und drüben schauen aus dem herrlichen Laubwalde kahle Sandsteinfelsen hervor. Wer den hinter dem Waldschlosse gelegenen Wald durchstreift, kann an den merkwürdigen Hügelbildungen bemerken, daß sie nicht natürlich sind. Ein geübtes Auge wird in ihnen alte Halben erkennen. Fleißige Hände haben vor Jahrhunderten den losen Sand nach blinkenden Goldkörnern durchwühlt, und die Sage erzählt, daß zu Seisenaun an der Ragbach eine Goldwäse gewesen sei. Der kleine Ort soll überhaupt Bergleuten seine Entstehung verdanken. Heute aber suchen wir den Reiz der Gegend nicht in sondern über der Erde. Hatte doch schon der große Goldberger Rektor Valentin Trozendorf die Schönheit dieses Tales erkannt; denn er führte seine Schüler zur Sommerszeit allwöchentlich auf eine Wiese bei Seisenaun, um sich hier mit ihnen dem Jugendspiele hinzugeben. An diese Tatsache erinnert der Trozendorfsbrunnen, an dem die Straße nach Hermisdorf vorüberführt. Das klare Wasser des Brunnens spendete Trozendorf und seinen Schülern die nötige Erquickung.

Dicht bei Bad Hermisdorf liegt der Niederhof. An seinem Eingange sehen wir an der Felswand zwei merkwürdige, aus alter Zeit stammende Steinbilder. Sie sind vom Riesengebirgsvereine durch eine Tafel mit folgender Inschrift kenntlich gemacht worden:

„Wolfgang von Bock, Kanzler Herzog Friedrichs II. von Siegnitz, geistiger Urheber der Erbverbrüderung, der schlesische Perikles und Besitzer von Hermisdorf, gestorben 1560. Links in der Ecke: Wahrscheinlich das Bild eines polnischen Fürsten.“

L. Sturm.





Durch die Sommerfrischen des schlesischen Riesengebirges.



Kirche Wang.

Im Liebauer Berglande beginnen wir unseren Sommerausflug. Golden flutet der Sonnenschein aus klarem Blau und verklärt den Berg- und Waldzauber einer Hochgebirgslandschaft. Von der Höhe können die Blicke schweifen, weithin über quellschäumende Matten und waldbefränzte Berglehnen. Da winken die Adersbacher Felsen; da grüßen aus blauen Fernen die Glazer Berge und der Vater Zobten; da thront majestätisch in ziemlicher Nähe die Schneekoppe über stufenweis geschichteten Höhen. Und drunten lagern im stillen Frieden die freundlichen Orte mit ihren traumumfangenen Bauernhöfen.

„Und in der Brust im tiefsten Herzen,
Da wird es licht und sonnenhell!“

Jetzt verstehen wir es, warum schon lange vor der Zeit der modernen Sommerfrischler wandernde Scharen so gern durch das Liebauer Land zogen, warum sie hinauf zur Koppe, hinunter zu den Adersbacher Steingebilden wallten. Das war damals ein bewegtes Treiben auf dem alten Touristenwege. Der Wandererstrom aber brachte Geld in die Orte, durch die er flutete, und förderte deren Entwicklung. Nach Eröffnung der Bahn Trautau—Freiheit war es einsam im Liebauer Berglande, bis die erholungsbedürftigen Sommergäste hier ihren Einzug hielten und Allersdorf, Michelsdorf und Hermisdorf städt. nach und nach aufstrebende Sommerfrischen wurden. Bei einer Talhöhe von 650 bis 750 m sind ja hier auch alle Bedingungen für klimatische Kurorte gegeben. Möge diesen schönen Orten ein eben

solcher Aufschwung beschieden sein, wie den Sommerfrischen des eigentlichen Riesengebirges, deren erstaunlich rasches Emporblühen folgende Zahlen zeigen:

	1883	1901
Krummhübel . . .	414	Sommergäste, 6340
Agnetendorf . . .	200	" 3404
Hain und Saalberg	10	" 3129
Petersdorf . . .	372	" 3220
Hermisdorf . . .	718	" 5538
Schreiberhau . .	1006	" 6550
Tannowitz . . .	174	" 1060
Brüdenberg . . .	53	" 3454

Dies bedeutet für diese Orte ein Anwachsen der Gesamtbesuchsziffer von 2947 auf 32695!



Tannowitz und die Falkenberge.

Der Bahnzug hat uns von Liebau über Ruhbank nach Tannowitz gebracht. Es liegt eingebettet in eins der herrlichsten Gebirgstäler, wohlgeborgt vor des Berggeistes Wetterlaunen. Nur milde Westwinde haben Zutritt. Vom Bober bringen sie in den Tannenduft feucht ozeanische Lüfte und schaffen so just das rechte Wetter für franke Nerven. Von hohen Bergen schauen wir das Hirschberger Tal mit den hundert Hügeln und Bergen, den silberglänzenden Bächen und Teichen, den stattlichen Dörfern und stolzen Schlössern. Dahinter aber steigt der imposante Riesenwall empor. So bequem läßt sich keine Sommerfrische erreichen als Tannowitz. Nach zwei Seiten verbindet es die Gebirgsbahn mit den Schlagadern des großen Verkehrs. In 20 Minuten ist Hirschberg, in 2½ Stunden Breslau zu erreichen. Deshalb ist Tannowitz schon seit Jahren ein vielbesuchter Erholungsort. Bekannt wurde es, nachdem hier im Jahre 1899 der Nervenarzt Dr. Woelm in idyllischer Parklandschaft ein

Sanatorium für Nervenkranke errichtet hatte. Nun wandern wir froh und frisch hinein in das Hirschberger Tal an den Felsenpyramiden der Falkenberge vorbei, und streifen die Herrnsitze von Fischbach, Erdmannsdorf und Buchwald.

Es winkt uns von fern Schmiedeberg. Die Schönheit dieser Gebirgsstadt rühmt schon Dr. Goser in seiner bedeutungsvollen Beschreibung des Riesengebirges, die er 1803 herausgab. Dort lesen wir: „Für den Spaziergänger ist nächst Hirschberg kein genußreicherer Ort im Riesengebirge als Schmiedeberg“. Können auch wir, die wir unsere Berge durchwandert, diesem Urteil nicht ganz beistimmen, den Ruhm müssen wir Schmiedeberg lassen, eine Perle unserer Sommerfrischen zu sein. Noch besitzen die nahegelegenen Friesensteine den alten Fernsichtszauber, den hier einst Preußens großer Friedrich in den Ausruf faßte: Es giebt nur ein Schlessien!



Schmiedeberg.

Gern weist darum der Sommergast dort oben. Gern rastet er auf der sonnenbeschienenen Matte der Forstbauden. Er freut sich der herrlichen Talblicke und ergötzt sich an den vielen bunten Gebirgsblumen, die sommerfroh ihn anlachen. Schmiedeberg sieht gar nicht so stadtmäßig aus; es hat die ländlichen Reize aus seiner dörflichen Jugendzeit bewahrt: von den Halben der Magneteisengruben bis hinunter zum Schlüsselberge ziehen sich zwei lange durch Gärten unterbrochene Häuserreihen entlang an der munteren Egglitz. Darunter ist manch vornehmes Haus aus der Zeit der alten Patriziergeschlechter. Damals schenkte der Webstuhl auch den Schmiedeberger Handelsherren blanke Dukaten in Menge. Also Schmiedeberg ist eine dörfliche Sommerfrische mit städtischen Bequemlichkeiten. Trotzdem muß es sich gewaltig anstrengen, um nicht von Hohenwiese, das dicht mit ihm zusammenhängt, an Fremdenzahl überflügelt zu werden. Bald wird dieses wundervoll gelegene Dörfchen ständige

Gäste jahraus, jahrein haben, denn die Alters- und Invaliditätsversicherungsanstalt der Provinz Schlesien errichtet hier ein Genesungsheim. Ebenso findet Arnzberg, das sich an der oberen Eglitz hinzieht, immer mehr Beachtung, seitdem die Eisenbahn die Sommerfrischler in das Schmiedeberger Tal bringt.

Freilich hat dies denjenigen Orten zum Nachteil gereicht, durch die die alte Koppenstraße ging, die, am Kavallerberge bei Hirschberg beginnend, über Stonsdorf und Seidorf hinauf nach Wang führte. Diese Dörfer, die unser nächstes Wanderziel sind, blieben in der Zahl ihrer Sommerfrischler gegen die bequem zu erreichenden



Hermsdorf und der Kynast.

benachbarten Orte zurück. So konnte Stonsdorf seine Ursprünglichkeit bewahren, konnte mit seiner Kette grüner felsgekrönter Hügel und seinen freundlichen Häuschen ein echtes Gebirgsdorf bleiben. Bekannt ist aber der Brudel, einer jener vielen Altane in dieser Gegend, von denen aus unser Blick wundervolle Fernsicht genießt. Im letzten Jahre hat er noch eine besondere Weihe und Anziehungskraft durch das Bismarckdenkmal erhalten, das in seiner massiven Einfachheit der Persönlichkeit des großen Kanzlers entspricht. Lohnender als vom Brudel ist die Aussicht von der nahen Heinrichsburg. Sie ist die Schöpfung eines Prinzen Reuß, und viele meinen von hier aus den herrlichsten Anblick des nahen Hochgebirges zu haben. Wir stimmen ihnen bei, freuen uns aber nicht weniger, wenn wir hinunter auf das Dörfchen Seidorf schauen. Mit seinen weißen Häusern, seinen blaugrauen Schiefer- und roten Ziegeldächern präsentiert es sich wie ein Schmuckkästchen im reichen grünen Laubkranz.

Beim Abschiednehmen von Stonsdorf aber berühren uns alte Erinnerungen wehmutsvoll. Wir denken an des Dörfleins entschundene Glanzzeit. In Massen zogen damals die Touristen hindurch auf die Berge, und die Hirschberger Bürger und Warmbrunner Badegäste vereinigten sich froh geschart in den geräumigen Hallen der Brauerei zu heiterer Geselligkeit. Das bescheidene Talröslein bleibt jetzt unbeachtet, weil es fern vom Verkehrsströme blüht.

Doch Stimmungen wechseln beim Wandern oft, wechseln wie die Wanderbilder. Vor uns entfaltet sich das glänzende Talgemälde Warmbrunn-Hermisdorf. Da blinken aus ährenstrogenden Feldern schilfumsäumte Teiche; da leuchten aus umbuschten



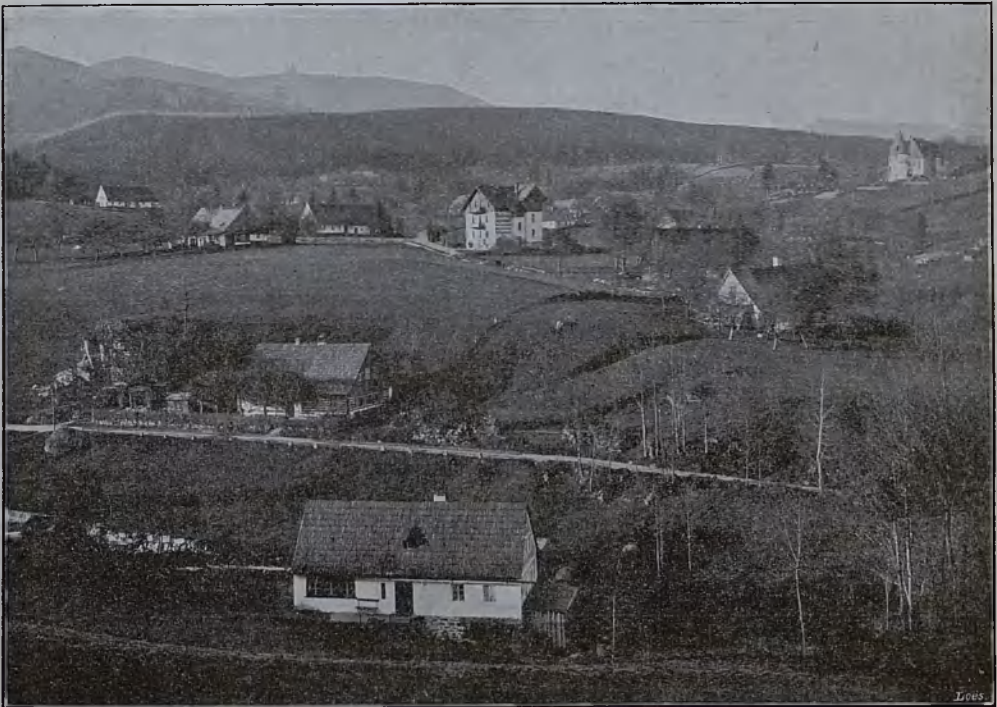
Schreiberhau.

Gärten stattliche Häuser, und in der Ferne zeigt sich das Hochgebirge in einer solchen Ausdehnung, wie man es sonst nirgends schaut. In des Tales Mitte aber thront mit altersgrauer, fagenumspinnener Mitterfeste der Rhnast. Warmbrunn ist ebenso wie Hermisdorf ein Lieblingsort für die, denen Alter oder Krankheit den Besuch höher gelegener Sommerfrischen unmöglich machen. Eine stark frequentierte elektrische Straßenbahn bewältigt im Verein mit der Staatsbahnstrecke Hirschberg-Landesgrenze den gewaltigen Fremdenverkehr.

Wir wandern nun den Rücken aufwärts durch Hermisdorf nach Petersdorf. Petersdorf gehört zu den Erholungsorten, die einen Übergang von den Sommerfrischen des Tales zu denen des Hochgebirges bilden. Auf der einen Seite des Rückens liegen noch weite, fruchtreiche Gefilde ebenen Landes, umsäumt von den Bergzügen des Hsgebirges, auf der anderen bedeutende Berge, die dicht an den Fluß

herantreten. Auf einer solchen Höhe liegt die Kolonie Niesewald. Als Sommerfrische ist sie erst in den letzten Jahren bekannt geworden. Wir wandern am Backen entlang. Ein echtes, rechtes Bergkind erscheint uns der Fluß in Petersdorf schon. Wie flink eilt er über die mächtigen Felsgesteine; wie schnell dreht er in stürmischer Jugendkraft manch schweres Rad! Unter seiner Begleitung kommen wir nach Schreiberhau.

Schreiberhaus Ruhm vermag ich nicht zu künden; es ist die Königin unter den schlesischen Sommerfrischen. Malerisch in der Lage und im Aussehen sind die Villen, die stattlichen Logierhäuser und die Heimstätten für Erholungsbedürftige; schlicht



Agnetendorf.

Gerhard Hauptmanns Haus.

und schmuck schauen die Dorfhäuser im Schatten uralter Linden und Rüstern aus. Dazwischen laubholzbeschattete Hügel, mit Felsblöcken ordnungslos bestreut, und zahllose Gießbäche, die grasfreie Matten in ihren Armen halten. So liegt Schreiberhau, einer bunten Insel gleich, im grünen Waldmeer, in unmittelbarster Nähe des Riesengebirges und seiner Schneegruben. Kaum würde dieser Ort sich so rasch und kühn entwickelt haben, hätte die frühere Zeit nicht schon einen soliden Wohlstand hierher gebracht. Es war die Glasfabrikation, die für die Bewohner des Dorfes zum Segenspender wurde.

„Auf unseren Bergen wächst kein Wein,
Doch Fichtenholz und Quarzgestein,
Ulm klares Glas zu machen.“

(Dr. Baer.)

Im Zackental hatte die Glashütte seit alten Zeiten ihren Platz und führte zur Gründung von Schreiberhau. Immer höher rückte sie später hinauf, bis zur Iser. Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erbaute Graf Schaffgotsch die Josephinenhütte, in der unter kundiger Leitung Stoff, Form und Schmuck des Glases veredelt und vervollkommenet wurden. So wurde die Glashütte zu einem kunstindustriellen Musterinstitute, zur vornehmsten Glasfabrik des deutschen Reiches.

„Drum trinkst du Wein vom deutschen Rhein,
Der Becher soll vom Zacken sein,
Dann wird das Herz dir lachen.“

(Dr. Baer.)



Hain.

Uns lacht das Herz schon, wenn wir hinein in die ständige Ausstellung der Josephinenhütte treten und wahre Pracht- und Kabinettstücke der Glastechnik schauen dürfen. Das blitzt und blinkt in allen Farben!

Noch einmal durchschreiten wir Schreiberhau, und dann, nachdem wir Mariental hinter uns gelassen haben, umfängt uns wieder tiefer, einsamer Hochwald; wir sind auf dem Leiterwege, der nach Agnetendorf führt.

Agnetendorf ladet auf den ersten Blick zum Sommeraufenthalt ein. Entzückend schaut es im Rahmen seiner Wälder aus, an die es sich so traulich hinschmiegt, in malerischer Schlucht, am rauschenden Bach entlang. Oben auf den Bergwiesen breitet es dann seine letzten Häuschen aus, als wollte es der schmucken Baude auf der Bismarckhöhe einen Gruß zuwinken. Über ein unermeßliches Waldmeer schauen wir von da gerade hinein in die nahen Schneegruben. Sie geben unserem Wilde einen charaktervollen Reiz. Darum hat auch Meister Dreßler sein herrliches Riesengebirgspanorama, dessen

zwanzig Meter lange Originalskizze die Prinz-Heinrich-Baude ziert, von der Bismarckhöhe aus auf der Steinwand festgehalten. Der Künstler liebte diesen Ort sehr, wieweil das Baudendörfchen drüben, das freundliche Hain, sein und vieler andrer Maler Idyll blieb.

Hain ist die Sommerfrische und Arbeitsstätte der Maler. Hier sitzen sie im dunklen Walde, wo es am einsamsten ist. Sie belauschen den Sprudel des klaren Wassers und das rieselnde Licht, das durch das Baumgäste flutet auf moosige Granitfelsen, auf schwellende Farne und auf blauen Enzian. — Auf sattgrünen



Die Baberhäuser.

Matten, umrauscht von Wildbächen, erheben sich die freundlichen Häuser von Hain und Saalberg. Ihre Gärten beschatten der Obst- und Nußbaum noch in einer Höhe von 600 m. Und wenn Saalberg im Maiengrün und im Schnee seiner Kirschbaumblüten frühlingstfroh hinauflacht zu den winterweißen Firnen des Kammes, dann haben wir ein Gemälde ureigener Art. Dann können wir es wohl verstehen, warum in dieser Zeit so viele Menschen aus dem Tale heraufkommen, um hier oben das Frühlingsfest zu feiern. So sind Hain, Saalberg und das obere Giersdorf die anmutigsten unter allen Sommerfrischen. Daher auch das Interesse und die Begeisterung Dreßlers für sie. Er war es, der diese Zauberwelt erschloß und für die Entwicklung dieser Sommerfrischen ebenso bedeutungsvoll wurde, wie Max Heinzel für die der benachbarten Baberhäuser.

Die zweiundvierzig Baberhäuser lagen lange ungekannt und von dem Verkehr abgeschlossen. Da kam Max Heinzel dahin. Das stille, hochgelegene Waldtal

gefiel ihm und auch die knorrige Eigenart der Bewohner. Gar manches Mal hat der Sänger hier im Frieden der Berge seine Niederharfe gestimmt.

Krummhübel ist für den Osten das, was Schreiberhau für den Westen: eine vornehme Sommerfrische. Der Sommergast findet hier das erhabenste, imposanteste Landschaftsbild aller Hochgebirgssommerfrischen; es wird von der Kuppe beherrscht und von majestätischen Gebirgswällen eingefaßt. Längst ist Krummhübel nicht mehr der Ort mit den duftenden Gärten, wie ihn Körner nannte. Als die Laboranten ihr Geschäft einstellten, verschwanden auch die Heilkräuter, die man auf das Beet beim Häuschen gepflanzt. Nur hier und da erinnert noch eine offizinelle Zierpflanze zwischen Bevkloien und Asten an jene Zeit. Auch sonst hat Krummhübel, wie Schreiberhau, ein durchaus modernes Kleid, und mächtig ist es mit seinen stattlichen Villen in die Berge hineingewachsen. So kann jeder nach eigenem Naturempfinden wohnen, hoch oben im geschützten Waldbale mit prachtvoller, aber begrenzter Aussicht oder unten im Niederdorf mit freiem Blick über Berg und Thal. Wer sich in dem flutenden Menschengewirr nicht behaglich fühlt, sich aber von der Kuppenlandschaft nicht trennen will, der suche sich ein Ruheplätzchen in den nahegelegenen Dörfern Querseiffen, Birkicht, Steinseiffen, oder er steige noch etwas höher hinauf nach Brückenberg.

Brückenbergs Blockhäuser verteilen sich anmutig auf wiesenbedeckte Abhänge; doch hat sich auch zwischen ihnen die moderne Baukunst festhaft gemacht. Zu dem altnordischen Kirchlein Wang will allerdings das neue Gewand Brückenbergs nicht recht passen. Die Geschichte des Kirchleins ist bekannt. Es war eine glückliche Idee des Königs Friedrich Wilhelm IV., daß er es vom Wanger See in Norwegen, wo es 700 Jahre gestanden, auf unsere Berge bringen ließ. Unser Herz weitet sich immer, wenn wir bei dem kunstvollen Gotteshause stehen, in dem nationale und christliche Ideen zu wundervoller Harmonie sich vereinigen. Bilder aus der Frithjofsage ziehen an uns vorüber. Beim Anblick der Drachenköpfe am Kirchdache gedenken wir der abenteuerlichen Wikingerfahrten der Nordlandshelden, wie sie auf ihrem schwarzen „Drachschiff“ dem Wege der Schwäne folgten. Die Glocken des Kirchleins laden Wandende und Sommergäste hier oben schon sechzig Jahre zum Gottesdienst ein.

„Mich reut kein Tag, den ich auf Berg und Hügeln
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt,
Im Sturm umbraust von seiner Allmacht Flügeln,
Im Sonnenschein von seiner Günst gewärmt.
Und wars kein Gottesdienst im Kirchenstuhle
Und wars kein Tagewerk im Joch der Pflicht,
Auch auf den Bergen hält die Gottheit Schule;
Es reut mich nicht.“

W. Raupach.





Der Wald des Riesengebirges als Förderer der wirtschaftlichen Wohlfahrt.



Der Wald des Riesengebirges ist, entsprechend seiner Bedeutung als Landschaftsformer, von einer ungeheuren Ausdehnung, die nur nicht überall auffällt, am wenigsten, wenn man der Gebirgsmauer gegenübersteht und die Entfernung des Fußes vom Kamm nicht zu erfassen vermag. Die nördliche Böschungslinie des Gebirges hat keine gleichmäßige Neigung. In etwa 600—1000 m Seehöhe nähert sie sich auf mehr oder minder große Entfernung der Wagerichten, um darauf steil zum Tale abzufallen. Der Beginn dieses von vielen Flußtälern durchbrochenen Steilabfalles trägt im äußeren Aufbau Kammcharakter und gewährt von seinen Wällen einen sehr guten Überblick über die großen Waldungen, die sich von hier aus an dem im Mittel etwa 3 Kilometer entfernten Hauptkamm hinaufziehen. Bismarckhöhe, Rynast, der Gölner bei Hain und der Hohenzollernfels oberhalb Wang sind zur Orientierung geeignete Punkte. Von ihnen aus wird es begreiflich, daß von den 47 000 ha, die der Kreis Hirschberg umfaßt, mehr als die Hälfte, nämlich 24 814 ha, mit Wald bestanden sind. Noch mehr springt der Waldreichtum ins Auge, wenn man das ruhbare Ackerland, einschließlich Wiese, Weide und Gärten, zum Vergleich heranzieht und erfährt, daß der Forst nahezu das $1\frac{1}{2}$ fache der landwirtschaftlich zu verwertenden Bodenfläche ausmacht. Der 40. Teil aller Waldungen der gesamten Provinz liegt im Kreise Hirschberg, und das bedeutet wieder $\frac{1}{14}$ des Waldbodens des an ausgedehnten Forsten nicht armen Regierungsbezirks Liegnitz. Noch bedeutender ist die Bewaldung des Isergebirges. Auf seinen Parallelkämmen und in den Längstälern zwischen ihnen strebt Baum an Baum zum Himmel empor, und menschliche Niederlassungen sind hier meilenweit von einander entfernt.

Ähnliche Verhältnisse herrschten ehemals auch im Hirschberger Tale. Kurz vor der Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen jagte man in der Nähe Hirschbergs noch Hirsche, und ein Hermsdorfer Förster konnte einen Wolf auf seine

Schutzliste setzen. Je weiter wir rückschauend von der Gegenwart uns entfernen, eine desto größere Waldwildnis tritt uns entgegen, und zur Zeit Kaiser Rotbarts, unter dem die Besiedlung Schlesiens mit Deutschen schüchtern anhebt, war das ganze Gebiet zwischen dem oberen Bober und den vom Abhange des Riesengebirges ihm zufließenden Nebenflüssen noch ein undurchdringlicher Urwald. Die Slaven, die Herren des schlesischen Bodens, fanden hier nichts zu holen. Mit ihrem gebrechlichen hölzernen Pfluge vermochten sie nicht die Wildnis urbar zu machen. Aber von Lähn aus, der angesehensten polnischen Gründung der ganzen Gegend, hatten sie einige Posten vorgeschoben und an unbewaldeten Flußufern Niederlassungen angelegt, wie Straupitz (Flußdorf), Lomnitz (Steinbruchdorf), Kemnitz (Steindorf) und Reibnitz (Fischdorf). Den Tribut an den Grundbesitzer zahlten die Hörigen anfänglich in Fellen, in der Lähnener Gegend hauptsächlich in Fellen von Eichhörnchen; erst 1217 beanspruchte man Getreide. Inzwischen hatte die deutsche Kolonisation immer weitere Fortschritte gemacht. Während das Haus der Hohenstaufen in Italien verblutete und dieses Land der Sehnsucht den deutschen Herrschern endgiltig verloren ging, entstanden in Schlesien deutsche Dörfer und Städte in unglaublich kurzer Zeit. Als der Ansturm der Mongolen auf der blutigen Walsstatt bei Liegnitz sich brach, war der ganze Nordsaum des Bober-Nagbachgebirges mit deutschen Siedelungen besetzt. Bald darauf drangen die Kolonisten auch in das walddurchrauschte Hirschberger Tal ein. Unter den Schlägen ihrer Art lichte sich das Dickicht. Die Ebenen an Zacken und Lomnitz lohnten den Schweiß der Pioniere. Bald war der Fuß des Gebirges erreicht; nur höher hinauf wagte man sich nicht. Die ragenden Felsen und wüsten Steintrümmer, die dunklen Schluchten und tosenden Bergwässer, Sturm und Wolkenzug auf den Höhen verursachten auch dem kühnsten Eindringlinge Unbehagen, Furcht und Grauen, und zur Besiedlung durch Ackerbauer eignete sich der steinige Gebirgsabhang noch nicht einmal. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts sind fast alle Dörfer vorhanden, die innerhalb des Hirschberger Tales liegen, und sie alle zinseln schon dem Bischof in Breslau.

Dem Kolonisten auf jungfräulichem Boden tritt der Wald sehr feindselig gegenüber. Immer wieder sprießt das für bezwungen gehaltene Gesträuch hervor, und es bedarf der größten Geduld und des angestrengtesten Fleißes, um endlich des Gestrüpps Herr zu bleiben. Auch jenen Ostfranken und Thüringern, die vor 700 Jahren unser Gebirge der Kultur erschlossen haben, wird das Ringen um die Scholle schwer genug geworden sein. Dennoch war der hart bekämpfte Wald, der ihnen so feindlich entgegentrat, in anderer Hinsicht wieder ihr Wohltäter. Seine schlanken Stämme fügten sich leicht zum schützenden Blockhause, das im Winter so warm hält. Die zähe Fichte bot der Herstellung von Schindeln zur Dachbekleidung wenig Schwierigkeiten. Am Holze des Waldes kochte der mühsam mit Art, Pflug und Spaten arbeitende Kolonist sein einfaches Mahl; das Holz heizte ihm in der rauhen Jahreszeit den Wohnraum und lieferte das Material zu dem Hausgerät, das, so einfach es auch sein mochte, doch unentbehrlich war. Aber noch mehr. Der Wald da oben auf dem Gebirge, in den der Mensch nur ungern tiefer eindrang, zwang die Wolken, die Felder des Wandmannes im Tale zu befeuchten. Er hielt die stürzenden Wasser auf und ließ sie

allmählich zur Tiefe rinnen, damit sie nicht den Fleiß des Bauern vernichteten. Der Wald sammelte die Tropfen zu Quellen, Bächen und Flüssen, an deren Ufern das Gras in üppiger Fülle wuchs und deren Kraft die Mühlen trieb, die das Getreidekorn in Mehl verwandelten und die Bäume des Waldes in nutzbare Bretter zerschnitten. An diese Segnungen des Waldes dachte der Mensch damals freilich noch nicht. Sie sind ja auch nicht mit den Händen zu greifen und mit den Augen zu sehen. Erst die Wissenschaft lehrt sie uns erkennen, und die beschäftigte sich damals mit derartigen Dingen nicht.

Übrigens müssen die bäuerlichen Kolonisten des Hirschberger Tales in der Technik verschiedener Gewerbe nicht unerfahren gewesen sein, oder es sind ihrem Zuge alsbald Handwerksleute gefolgt, die nach mineralischen Schätzen spähten; denn schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts werden uns im Ostflügel des Riesengebirges das Bestehen eines „smedenwerks“ und im Westflügel der Verlauf einer „glasehütte“ in dem „Schribirshan“ urkundlich bezeugt. Mit der landwirtschaftlichen Erschließung unserer Gegend stellte sich also auch gleich die Industrie ein, und bei dieser Mischung ist es bis zum heutigen Tage geblieben, wenn auch mit der Zeit das Verhältnis sich derartig verschoben hat, daß nach der Berufs- und Gewerbe-zählung von 1895 nur 9843 Personen in landwirtschaftlichen Betrieben tätig sind, 24323 Menschen aber dem Handel und der Industrie ihren Lebensunterhalt verdanken. Die Industrie der ersten Jahrhunderte konnte ohne den Wald nicht leben. Große Mengen von Holz waren nötig, um den an den Abhängen des Landeshuter Rammes bei Schmiedeberg, Kupferberg und Rudelsdorf gewonnenen Erzen die nützlichen Metalle zu entreißen. Ja selbst beim Brechen der Erze leistete das Feuer wesentliche Hülfe, indem die Hitze das Gestein lockerte; denn noch sah sich der Bergmann allein auf seinen Schlegel angewiesen.

In ähnlicher Weise war die Glasbereitung an den Wald gebunden. Nur in einer gewaltigen Glut schmilzt der harte Quarz, und wie anders ließ sich diese in früheren Jahrhunderten erzeugen als mit Holz, das aber billig genug sein mußte, um es bei der primitiven Konstruktion der damaligen Glasöfen verschwenden zu können. Der Wald lieferte ferner das zur Erzeugung des Glasflusses nötige Kali in Gestalt von Pflanzenasche, und so ist es selbstverständlich, daß die „glasehütte“ in dem „Schribirshan“ dem zurückweichenden Walde beständig nachrückte; denn auf weiten und umständlichen Holztransport ließ man sich damals nicht ein, das hätte die Kosten nicht im entferntesten getragen. Anfänglich stand die Glashütte zwischen Petersdorf und Kaiserswaldau; beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges finden wir sie im Weißbachtale, und 1754 rückte man sie sogar bis zur Kleinen Eser vor. Nach etwa siebenmaligem Wechsel des Standortes hat sie endlich 1842 als Josephinenhütte ihren festen Platz am Großen Zacken erhalten. Unter den heutigen, völlig anders gearteten Verhältnissen könnte sie natürlich auch ohne den Wald auskommen; aber da das Riesengebirge noch immer seines Holzreichtums sich rühmen darf, überrascht es uns nicht, zu hören, daß der Betrieb der Josephinenhütte jährlich etwa 5000 rm Stockholz und 3000 rm Scheitholz verschlingt.

Bergbau und Glasfabrikation sind der wirtschaftlichen Entwicklung des Girschberger Tales sehr förderlich gewesen. Zunächst veranlaßten sie die Besiedlung solcher Gegenden, in denen von einem nennenswerten Ackerbau nicht mehr die Rede sein konnte. Um das „smedenwerk“ entstanden Schmiedeberg und Arnsberg, und wo die Glashütte mit dem Walde aufgeräumt hatte, setzten die Arbeiter ihre Blockhäuser hin, die sie auch stehen ließen, wenn die Hütte verlegt werden mußte. Schreiberhau in seiner ganzen großen Ausdehnung ist lediglich eine Schöpfung der Glasindustrie jener früheren Jahrhunderte. Mit den Menschen kam aber Arbeitskraft ins Land, und der allmählich entstehende Überfluß der Bevölkerung entwickelte die verschiedensten Erwerbstätigkeiten. Man kultivierte den ehemaligen Waldboden um die Heimstätte, legte ein Gärtchen an, versuchte es, eine Wiese zu schaffen oder wohl gar ein wenig Ackerland, wo Frau und Kinder ihre Kräfte verwerten konnten. Den Männern gab die Erzeugung von Eisen und Glas Gelegenheit, durch Verarbeitung dieser Rohstoffe den Lebensunterhalt für sich und die Familie zu gewinnen. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Blütezeit des Bergbaues im Riesengebirge, waren in Schmiedeberg elf Eisenhämmer im Betrieb. Sie verarbeiteten jährlich etwa 3000 Zentner mit einem Reingewinn von 10000 Gulden. Ihnen schlossen sich in der ganzen Umgegend zahlreiche Handwerksstätten an, besonders in Steinseiffen. Hier rauchte fast in jedem Gehöft eine Schmiedeesse, und viele Hunderte von Menschen hatten ihr gutes Auskommen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die altberühmte Steinseiffener Eisenwarenfabrikation schon sehr stark zurückgegangen war, gab es in diesem Gebirgsdorfe noch 40 Meister als Bohrer-, Zeug-, Striegel-, Blech-, Pfannen- und Schellenschmiede mit etwa 60 Gesellen und 10 Lehrlingen. Die erzeugten Waren hatten einen Wert von 54—60000 Mark. *) Zum Betriebe dieser Werkstätten gehörte Holzfohle, und so ergab sich für höher gelegene Waldbezirke die Köhlerei als natürliches Gewerbe. Krummhübel und Hain verdanken wohl in erster Linie der Kohlenbrennerei ihr Entstehen; aber auch Schreiberhau weist in der Nähe des Rochelfalls einen Ortsteil auf, der den bezeichnenden Namen „Die Brände“ führt.

Die Glashütte gab gleichfalls Gelegenheit zur Entwicklung lohnender Gewerbe. Im benachbarten Böhmen verstand man schon frühzeitig die Kunst der Veredlung des Glases durch Schleifen, Gravieren und Malen, und bei dem beständig regen Verkehr mit dem Nachbarlande konnte es nicht ausbleiben, daß man diese Kunst auch zu uns verpflanzte. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts finden wir schon zahlreiche Schleifer in Schreiberhau. Die vom Walde genährten Bächlein trieben ihnen geschäftig die kleinen Räder, mit deren Zähnen sie durch geschickte Handhabung dem Glase das kristallene Aussehen gaben. Ihre Kunst übertrumpft aber noch der Glasschneider, der Graveur. Er ist nicht an Wasserkraft gebunden. Sein Fuß setzt die einfache Maschine in Bewegung, die die winzigen Rädchen dreht, damit sie in die Glasflächen auch die verschlungensten Zeichnungen graben. Im achtzehnten Jahrhundert war Warmbrunn der Hauptsitz dieser Künstler. Hier lebten sie als angesehenere Freimeister und fanden in

*) Paul Werth, Handelskammer zu Girschberg von 1850—1900. Dieser Schrift entstammen auch viele der übrigen Zahlenangaben.

dem eleganten Badepublikum, das sich zur schönen Sommerszeit an den warmen Schwefelquellen aus aller Herren Länder, vornehmlich aber aus Polen und Rußland, einfand, gut zahlende Abnehmer.

Noch heutigen Tages ist die Gewinnung und Verarbeitung mineralischer Produkte eine sehr ansehnliche Erwerbsquelle für zahlreiche Bewohner des Hirschberger Tales. Freilich, die Glanzzeit des Bergbaues scheint endgiltig vorüber zu sein; doch hat man im Jahre 1898 in der Schmiedeberger Grube mit einer Belegschaft von 195 Mann wieder 23 475,5 Tonnen Magneteisenerze im Werte von rund 300 000 Mark gefördert, und auch die Grube bei Kupferberg ruht nicht ganz. An Stelle der handwerksmäßigen Eisenwarenfabrikation ist der Fabrikbetrieb getreten, der gegenwärtig etwa 1000 Menschen beschäftigt und jährlich gegen 200 000 Zentner Metall verbraucht.

Die glänzendste Entwicklung ist jedoch der Glasindustrie beschieden gewesen. Ursprünglich nur von lokaler Bedeutung, haben ihre Erzeugnisse sich allmählich einen Ruf über Deutschlands Grenzen hinaus erworben, und heute sind die Josephinenhütte in Schreiberhau und Heckert in Petersdorf Weltfirmen, bei denen nicht bloß englische Lords und amerikanische Milliardäre, sondern auch Könige und Kaiser kaufen. Fürwahr, der Wald hat nicht schlecht für die Nachfolger derjenigen gesorgt, die im Vertrauen auf seine Unterstützung die erste Glashütte in die Wildnis setzten!

Und noch für eine dritte große Industrie, die ehemals bedeutendste des Gebirges, lagen die Wurzeln der Kraft im Vorhandensein eines weiten Waldgebiets. Zu der Zeit als die Fugger in Augsburg mit Leinwandfabrikation und Leinwandhandel den Grund zu ihrem Riesenvermögen legten, fing man längs des schlesischen Gebirges an, die in jedem deutschen Bauernhause von alters her geübte Tätigkeit des Spinnens und Webens gewerbsmäßig zu betreiben. Der Flach was in vielen Kreisen eins der hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse. In der feuchten Waldluft der Gebirgsgegenden entwickelte sich ein ungemein dichter Rasenteppich; zahlreiche Bergflüsse sorgten für klares Wasser; die Luft hatte einen bedeutenden Ozongehalt: und so bleichten Garn und Leinwand nirgends besser als in den waldumsäumten Tälern der Sudeten. Die Freude an der Güte des Produkts und der damit zusammenhängende lohnende Absatz führten zunächst zur Herstellung überaus feiner Garne, namentlich um Greiffenberg. Viel davon ging nach Holland, wo die Leinweberei schon seit Jahrhunderten blühte. In dieser Zeit nun kam ein Hirschberger Schuhmachergeselle namens Girth auf der Wanderung nach Haarlem. Der Mann muß etwas von dem Geiste solcher Menschen besessen haben, die unter den heutigen Verhältnissen eine ganze Industrie ins Leben rufen. Bei den „Mynheers“ hatte er Gelegenheit, die Fabrikation einer sehr feinen Leinwand, Schleier genannt, kennen zu lernen. Kurz entschlossen warf er Leisten und Ahle beiseite und wurde Weber, aber nicht, um nun der Abwechslung halber als Leinwebergeselle die Welt zu durchziehen, sondern weil die Erinnerung an die vorzüglichen Garne seiner schlesischen Heimat in ihm den Gedanken erweckte, die Fabrikation der begehrten Schleier dort zu betreiben, wo man so vorzüglich zu spinnen und zu bleichen verstand. Fürsorglich wurde das Modell eines Webstuhls aus Holland mitgenommen und 1570 in Hirschberg die erste

Probe angestellt. Die Sache ging. Zwar war das Bleichen noch etwas unbequem, weil man damit bis nach Zauer mußte; aber als dort das Holz mangelte, bleichte man an den heimischen Flüssen. Sie hatten ja an beiden Ufern prächtige Graspläne und auch während des Sommers ausreichend Wasser. Der Gebirgswald lieferte das Holz zur Bereitung von Aschenlauge und zum Kochen der Gewebe in jeder gewünschten Menge und zu einem ungemein billigen Preise. Die neue Industrie mußte in Blüte kommen, zumal sie jede Hand der Familie brauchen konnte. Bald webte man auch in den Dörfern um Hirschberg und endlich überall im ganzen Tale. Die Schleier wurden immer feiner; in Seidorf machte man 1711 den Anfang mit gemusterten Geweben. Ströme von Gold flossen ins Hirschberger Tal, zum größten Teile freilich in die Taschen der den Vertrieb besorgenden Großkaufleute, die mit England, Spanien und Amerika in direktem Verkehr standen, ja sogar nach der Küste von Guinea ihre Waren sandten. Aber jedes Haus, jede Hütte erhielt auch einen angemessenen Teil, und allenthalben herrschte Wohlstand. Die Bevölkerung des Riesengebirges wuchs weit über die Zahl hinaus, die der Boden, auf dem sie saß, zu ernähren vermochte. Hirschberg baute seine herrliche Gnadenkirche und mit Schmiedeberg stattliche Patrizierhäuser. Seine Kaufleute konnten infolge des Erdbebens von Lissabon 300 000 Taler verlieren und bald darauf im Siebenjährigen Kriege Brandschatzungen sondergleichen aushalten. Der hohen materiellen Kultur folgte eine nicht gering anzuschlagende geistige. Das Hirschberg des achtzehnten Jahrhunderts war eine Pflegstätte von Kunst und Wissenschaft wie wenige Orte gleicher Größe. Zu einer solchen Blüte kann es kommen, wenn die in einer Landschaft liegenden natürlichen Verhältnisse vom schaffenden Menschenggeist unter Berücksichtigung der Zeitumstände ausgenutzt werden.

Aber das Leben ist ein beständiges Auf und Ab, eine fortlaufende Entwicklung und Umformung. Heute herrscht in einer Gegend die höchste materielle Wohlfahrt, und morgen grinst uns eben dort das Gespenst des Hungers an. Auch das Hirschberger Tal weiß davon gar eindringlich zu erzählen. Seine Wohlhabenheit im achtzehnten Jahrhundert beruhte auf einer Spezialindustrie, die zahllose Menschenkräfte an sich gezogen hatte. Andere Erwerbstätigkeiten vermochten ihr nicht die Wage zu halten, auch die Landwirtschaft nicht. Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg rüttelte zuerst an den Fundamenten des Leinwandhandels. Napoleons Eroberungszüge, die zwei Jahrzehnte lang die Ruhe des Erwerbslebens störten, und das gegen Englands Welt-handel gerichtete System der Kontinental Sperre brachten diese Grundmauern zum Einsturz. Dampfmaschine, Fabrikssystem und Baumwollenindustrie aber untergruben die auf der Hausindustrie beruhende Fabrikation der Leinwand in Schlesien. Im Jahre 1752 hatten 70 Hirschberger Kaufleute 355 290 Stück Leinen (29 500 Zentner) im Werte von 2 687 809 Taler versandt; aber schon 1802 betrug der Export nur noch 13 225 Zentner, 1815 sank er auf 4 155 Zentner und erreichte 1847 mit nur 670 Zentner seinen tiefsten Stand. Wieviel Existenzen müssen da im Laufe von hundert Jahren vernichtet worden sein! Die stolzen Kaufmannshäuser standen entwertet und hatten ihre Besitzer wechseln müssen. Die Geschlechter der reichen Handelsherren waren verarmt. Die kleinen, ehemals gut gehaltenen Häuschen der Weber verfielen; die Schar der Almosenempfänger wurde immer größer. Rother, der Minister Friedrich Wilhelms III.,

juchte 1840 dem Elend durch Errichtung zweier mechanischer Spinnereien und Webereien in Erdmannsdorf und Landeshut zu steuern; aber viele Jahre hindurch machte sich die Einwirkung dieser Gründung nicht mehr bemerkbar wie ein kurzer, feiner Sprühregen auf ausgedörrtem Erdbreich. Deshalb erschien im Jahre 1849 ein Aufruf angesehenen Männer, die im Kreise Hirschberg eine Massenauswanderung nach den Vereinigten Staaten ins Werk setzen wollten. Glücklicherweise kam es dazu nicht. Die vorhandenen Arbeitskräfte waren im Vaterlande sehr gut zu brauchen, es mußte nur für geeignete, den Zeitverhältnissen entsprechende Beschäftigungsformen gesorgt werden. Der Fabrikbetrieb bürgerte sich denn auch immer mehr ein. Die Leinenindustrie erhob sich; neue Erwerbszweige entstanden. Die wohlfeilen Arbeits- und Wasserkräfte lockten zahlreiche Unternehmer, und als erst das Gebirge im Jahre 1866 durch eine Eisenbahn mit dem großen Verkehr in Verbindung gebracht worden war, begann eine industrielle Entwicklung, die alsbald aller Not ein Ende machte. Vor 50 Jahren bedeuteten die 60 000 Einwohner des 11 Quadratmeilen großen Hirschberger Kreises eine außerordentliche Übervölkerung; heute leben auf diesem Raume 75 000 Menschen in einem beneidenswerten Wohlstande.

Zu den ursprünglichen, in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens begründeten Gewerben sind neue getreten, die ihre Rohprodukte aus der Ferne beziehen; aber es haben sich auch solche entwickelt, die in ihrer Existenz wieder ebenso vom Walde abhängig sind, wie die Glasfabrikation, Erzgewinnung und Leinenindustrie der früheren Jahrhunderte. Das gilt besonders von der Papierbereitung, die seit der Erfindung des Holzstoffes geradezu zum hervorragenden Erwerbszweige im Hirschberger Tale geworden ist. An allen Flüssen und Bächen arbeiten Maschinen an der Zersäuerung des Holzes, das der Bergwald liefert. In mächtigen Kesseln wird das Material gekocht und dann durch gewaltigen Druck zu Papier aller Art gepreßt. Grobe Dachpappen und Luxusbriefbogen, dünnes Zeitungspapier und die festen Blätter der Reichsbanknoten haben ihre gemeinsame Heimat im Riesengebirge. Im Handelskammerbezirk Hirschberg-Schönau sind insgesamt 21 Holzschleifereien, 1 Strohstoffabrik, 2 Zellulose- und 12 Papierfabriken im Betriebe, die rund 1800 Personen mit 2750 Angehörigen Arbeitsgelegenheit bieten. Daran schließen sich eine schwungvolle Fabrikation von Papierwaren und ein bedeutender Großhandel, die beide wieder zahlreichen Menschen Brot geben.

Weniger entwickelt ist die Holzwarenindustrie. Zwar haben die Bewohner der höher gelegenen Gebirgsorte schon vor Jahrhunderten in der langen und ehemals arbeitslosen Winterszeit Löffel, Teller und Schachteln aus Holz handwerksmäßig verfertigt, auch zierliche Drechslerarbeiten hergestellt, und ein Steinseiffener, namens Kahl, hat im achtzehnten Jahrhundert mit seinem Messer sogar ganz hervorragende Kunstwerke, u. a. ein Modell des Riesengebirges, geschaffen; aber im allgemeinen ist es zu künstlerischen Leistungen bis jetzt nicht gekommen. Eine Spezialität des Riesengebirges sind kleinere hölzerne Gebrauchsgegenstände, die man in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit kleinen, auf lithographischem Wege hergestellten Landschaftsbildchen aus den besuchtesten Weltbädern schmückte. Sie wurden Modeartikel wie heute die viel vollendeteren Ansichtspostkarten und gingen in alle Welt. Jetzt ist ihre Rolle

ausgespielt; auch mit den aus Holz, Rinde, Moos u. dergl. hergestellten „Walbsachen“ mit einem steifbeinigen Rübezahl aus gleichem Material als Hüter der in den Verkaufsbuden aufgestapelten „Gebirgserinnerungen“ ist kein besonders umfangreiches Geschäft zu machen. Aber moderne Mittel werden die alte Tradition beleben. In Warmbrunn ist im Jahre 1902 eine staatliche Holzschnitzerschule eröffnet worden, die den Zweck verfolgt, gut beanlagte Holzschnitzer zu künstlerischer Produktion heranzubilden.

Zu all den gewerblichen Tätigkeiten, die uns in ihrer ganzen Existenz oder doch wenigstens in der geschichtlichen Entwicklung immer wieder auf den Wald verweisen, kommt nun noch eins: der Fremdenverkehr. Auch er wäre ohne Walbschatten und Walbskühle zu so großer Entfaltung nicht gelangt.

Vieles hat unser Gebirgswald gesehen, seit Menschen sich ihm naheten. Bereitwillig spendete er seine Schätze zum Bau der Wohnhäuser, half Erze gewinnen und verarbeiten; gewaltige Feuer seines Holzes verbanden Quarz und Asche zu blinkendem Glase. Dem Waldversteck entriemen die Bäche und Flüsse, an deren grasbewachsenen Ufern unter der Einwirkung von Sonne und Ozon die graue Leinenfaser bleichte. Der Wald regelt die Wasserkräfte, die unten im Tale mit Hilfe der Maschine dem Menschen die schwersten Arbeiten abnehmen. Tausende und abertausende genesen in seinem erquickenden Hauche. Wenn unser Blick von hoher Felsenwarte über die langen Ketten blühender Städte und Dörfer schweift, wenn wir dem Gewerbesleiß in den Tälern bewundernde Anerkennung zollen und voller Freude das bunte Sommerleben betrachten, dann müssen wir des Waldes gedenken, der zu solch einer herrlichen Entfaltung menschlicher Kultur ein gut Teil beigetragen hat. „Schirm dich Gott, du deutscher Wald!“

W. Fiedler.





Alt-Krummhübel, ein Apothekerdorf.



Krummhübel, Rübezahls Heimatsort, dessen enge Häuserreihe einst nur eilige Touristen auf Koppensfahrten durchzogen und in dessen bescheidenen Hütten vor kaum fünfzig Jahren höchstens Naturforscher studienhalber kurze Zeit rasteten, hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten wunderbar verändert. Die imposante Lage am Fuße der Schneekoppe, die schmucken, im Gebirgsstil erbauten Gasthäuser und Villen an der Straße, an den Lehnen und im Walde, sowie mancherlei vorhandene und noch im Entstehen begriffene Wohlfahrtseinrichtungen verleihen dem Örtchen das Gepräge einer Gebirgs-Sommerfrische ersten Ranges. Im lieben Schlesierlande kennt wohl jeder diese Perle des Riesengebirges, sei es auch nur dem Namen nach.

Wenn das Krummhübel von heute als Luftkurort beinahe Weltruf genießt, so entbehrt indessen auch Alt-Krummhübel nicht einer gewissen Berühmtheit. War das arme Gebirgsdörflein doch schon im siebzehnten Jahrhundert weit über die Grenzen unserer heimatlichen Provinz bekannt als das Dorf der „Medizin- und Wurzel-männer“, die bis vor fünfzig Jahren allenthalben auf den Jahrmärkten ihre Kräuter, Wurzeln, Essenzen und Pulver feil hielten. In einem anscheinend unvollendet gebliebenen, novellistischen Werke Benjamin Werners vom Jahre 1799, das eine schlesische Geschichte aus den Jahren 1622—1675 zum Inhalte hat, findet sich folgende Notiz: „In welche Winkel Deutschlands dringen nicht die hier bereiteten Arzneien in versiegelten Gläsern? Welcher Jahrmarkt, weit und breit, preist nicht Krummhübels Lob auf den kleinen, aromatischen Schächtelchen mit der weltberühmten Inschrift: „Dieses gerechte Hauptpulver des Magens in die Nase gezogen, stärket das Haupt, verzehret alle Hauptflüsse u. s. w.“ Hast Du nie von seinen Laboranten gehört, von welchen die Kinder ihren Rhabarber-Zucker und die Bauern ihr Magen-Elixir holen? In Polen, Böhmen und ganz Deutschland fragst du nicht umsonst nach Krummhübeler Medikamenten. Ob noch irgend ein Dorf, was statt Bauern — Apotheker zählt, aufzufinden ist, weiß der Himmel!“

Von dieser geographischen Merkwürdigkeit ist heute in Krummhübel kaum eine Spur mehr vorhanden. Das ehemalige „Apothekerdorf“ besitzt jetzt sogar als Luft-

kurort nicht einmal eine Apotheke; alle Versuche, für die Sommermonate auch nur eine Dispensieranstalt zu erlangen, schlugen bisher fehl. Muß es da nicht Wunder nehmen, daß man in Krummhübel fast gar nicht mehr der „guten alten Zeit“ gedenkt, da fast jedes Haus eine Apotheke barg! Die alte Berühmtheit des Apothekerdorfes mußte eben mit dem schnellen Aufblühen zu einem vielbesuchten Luftkurorte immer mehr in den Bereich der Vergangenheit und Vergessenheit rücken, wie auch das Laborantentum, jene charakteristische „Blume des Gebirges“, schon längst nicht mehr in Mübezahl's Heimat blüht.

Düster und sagenhaft sieht es um die nur in spärlichen Traditionen erhaltene Entstehungsart jenes Erwerbszweiges aus, der beinahe zwei Jahrhunderte hindurch die Bewohner von Krummhübel ernährte. Während das Einsammeln von heilkräftigen Kräutern und Wurzeln, sowie deren Verkauf im Flachlande bereits im siebzehnten



Gesamtansicht

Jahrhundert ein eigentümlicher und zugleich äußerst einträglicher Erwerbszweig der alten Krummhübeler war, soll das Verarbeiten der Arzneipflanzen erst um das Jahr 1700 seinen Anfang genommen haben. Die am meisten verbreitete Sage über die Begründung der Laborantenkunst geben sowohl die „Schlesischen Ökonomischen Nachrichten“ vom Jahre 1774, als auch die „Schlesischen Provinzialblätter“ vom Jahre 1797 wieder. Um das Jahr 1700 sollen zwei Mediziner der Universität Prag infolge eines Duells flüchtig geworden sein und in Krummhübel bei einem Wurzelmann namens Melchior Großmann Unterschlupf gefunden haben. Unter den Namen Nicolaus und Salomon hielten sie sich hier bis zum Ende des Prozesses auf und wurden in der Folge die größten Wohltäter ihrer Gastgeber. Die beiden Flüchtlinge streiften in den einsamen Bergen und Gründen umher und erkannten die reichen Schätze, die die Natur hier so verschwenderisch ausgestreut hatte. Da sie durch eingehendes Studium der Botanik volle Kenntnis der Natur und des Gebrauches der verschiedensten Kräuter und Wurzeln besaßen, so entdeckten sie in dem verborgenen Erdenwinkel eine reiche Erwerbsquelle; denn bald verwerteten sie ihre botanischen

Kenntnisse praktisch und bereiteten auf einfache Weise aus den gesammelten Kräutern und Wurzeln die mannigfachsten Arzneien. Diese wurden durch die im Flachlande umherziehenden „Wurzel männer“ an die „leidende Menschheit“ abgesetzt. Im Laufe der Zeit erlernten auch die wohlthätigen Gastgeber von den beiden Flüchtlingen die Kunst, aus Kräutern und Wurzeln alle möglichen Medikamente zu ziehen, was man schon damals mit „Laborieren“ bezeichnete. Alten Überlieferungen zufolge sollen Melchior Großmann und Jonas Exner die ersten Laborantenlehrlinge gewesen sein; wie lange indessen die beiden Begründer des Laborantentums in Krummhübel gewohnt haben, ist nicht bekannt. Wohl aber erkannten ihre zurückgelassenen Freunde, wie einträglich der Handel mit den von ihnen hergestellten Arzneien war. Kein Wunder, wenn sie aus Furcht vor Konkurrenz das Geheimnis ihrer Kunst streng bewahrten und das „Laborieren“ als Erbgut ihrer Familien ansahen. Da sich aber mit der



von Krummhübel.

Zeit diese Familien immer mehr verbreiteten und ihre Geheimnisse zu ihrem Schaden dadurch Gemeingut der Welt hätten werden können, so vereinigten sich die Laboranten auf Anraten des Kreisphysikus Ludwig in Hirschberg zu einer geschlossenen Zunft. Diese Zunft nahm, wie andere Innungen, Lehrlinge auf, die sich nach fünfjähriger Lehrzeit vor dem Königlichen Collegio medico einer Prüfung zu unterziehen hatten. Ein „freigelernter“ Laborant durfte seine Kunst aber erst dann selbständig ausüben, wenn er durch den Tod eines alten Zunftgenossen in eine der im Jahre 1740 behördlicherseits anerkannten dreißig Stellen statutengemäß eingerückt war. Auch bedurfte er zum selbständigen Betriebe noch der staatlichen Erlaubnis; deshalb mußte er bei der zuständigen Behörde erst die auch als Legitimation dienende „Concessio zum Laborieren und Medizinverkauf“ nachsuchen.

Die Oberaufsicht über die „Halb- oder Aelterapotheker“ führte das Königliche Collegium medicum, später der Kreisphysikus. Er unterzog alljährlich in Begleitung eines Apothekers die Vorräte der Laboranten einer eingehenden Revision. Von dem Collegio medico war die Zahl der Medikamente, die die Laboranten

führen durften, genau vorgeschrieben; sie betrug anfänglich 46. Auf Betreiben der Apotheker wurden die 46 erlaubten Präparate durch eine Allerhöchste Kabinetsordre vom 30. September 1843 auf 21 herabgesetzt. Alle gangbaren Medicamente trugen auf der Verpackung eine Etikette mit einer äußerst marktstreuerischen Beschreibung und Anpreisung. Von dem allgemein begehrten „Brust- und Blutreinigungsthee“ meldete die Aufschrift u. a., „daß derselbe zwar nicht allein von schönen Kräutern, sondern auch mit lieblichen Specibus verbessert, daher seines angenehmen Geschmacks und Geruches, insonderheit dessen guten Effects wegen sich wohl rekommandiret bei Melancholei, Gicht, Lungen- und Brust-Krankheiten und Scharbok.“

Die Medicamente wurden aus Wurzeln und Kräutern hergestellt, die die Laboranten von den „Wald- oder Wurzelmännern“ bezogen. Auch verwendeten sie dabei mineralische Stoffe und selbst ausländische Produkte, die ihnen Schmiedeberger Kaufleute oder Breslauer Drogisten lieferten; in großen Mengen sollen sie besonders Hirschhorn benutzt haben.

Die Wohnstätten der Laboranten unterschieden sich dem Äußern nach nicht wesentlich von den übrigen Dorfhäusern; ihr Inneres zeigte jedoch die eigentümliche Beschäftigung der Inassen an, bot in allen Teilen des Hauswesens eine größere Bequemlichkeit und verriet auch den höheren Bildungsgrad der Bewohner. Vor jedem Laborantenhause lag ein sauber gepflegtes Gärtchen, das die seltenere Gebirgsflora und mancherlei andere gebräuchliche Arzneipflanzen aufwies, wie Engelwurz, Liebstöckel, Meisterwurz, Baldrian, Bärwurz und Mant. In den Dachräumen des Hauses wurden die gesammelten Kräuter und Wurzeln getrocknet und in besonderen Vorratskammern aufgespeichert. Die Verarbeitung der Vorräte geschah in einem laubenartigen Nebengebäude, dem Laboratorium, das ohne weitere Abtheilung die verschiedenen Apparate zum Kochen, Destillieren und Filtrieren enthielt. Die fertigen Arzneien wurden in der Wohnstube aufbewahrt; hier standen in gedrängten Schlachtreihen, allen körperlichen Übeln Vernichtung drohend, auf und in bunt bemalten Spinden die Medicamente, in Gläsern von verschiedener Form und Größe, in Büchsen und bemalten Schachteln, die sorgsam bezettelt waren.

Die Arbeit der Laboranten war eine rein mechanische; ohne alle chemischen Kenntnisse, „laborierten“ sie nur nach den von ihren Vorfahren ererbten Formeln und Rezepten. Trotz ausdrücklichen Verbotes griffen sie sogar oft in den Beruf der Ärzte ein. Weil sie die Medizin anfertigten, so hielten sie sich auch für berechtigt, solche zu verordnen; meinten doch auch die Patienten, daß der, der die Medizin bereitet, klüger sein müsse als der, der sie nur verschreibt. Immerhin waren die Laboranten in allgemeiner Bildung den übrigen Dorfbewohnern weit voraus; deshalb standen sie auch allenthalben in gewissem Ansehen. Wenn sie ihre Kunst auch nur als Erfahrungskundige betrieben, so waren sie doch bestrebt, sich mancherlei Kenntnisse anzueignen, die ihnen für ihr Gewerbe als nützlich erschienen. Vor allem beileißigten sie sich des Studiums der lateinischen Sprache und beherrschten darum auch die Kunstnamen der Kräuter und Wurzeln, sowie der daraus gezogenen Arzneien. Für einen wesentlichen Teil ihrer Kunst hielten sie die lateinische Sprache; deshalb wurde ihr schon in der Schule die gebührende Pflege zuteil, indem man als

Lehrer gewöhnlich einen zum Schulfach übergetretenen Theologen anstellen ließ. Mit Rücksicht auf ihre Kunst mußten sich auch die Lehrlinge der Laboranten in der Kunstsprache weiterbilden und erhielten daher von ihren Lehrherren besondere Unterweisung in dem Gebrauche der lateinischen Sprache. Von ihren lateinischen Kenntnissen machten die Laboranten übrigens den häufigsten Gebrauch; bei jeder Gelegenheit wußten sie sie mit der ihnen eigenen Prahlerei zu verwerten. So nannten sie sich selbst nur „Laboranten“, sie „laborierten“ und zogen ihre „Liquores“ und „Aguas“ aus „Herben“ und „Radioen“; mit ihren „Speciebus“ vertrieben sie jedwede „dolores“.

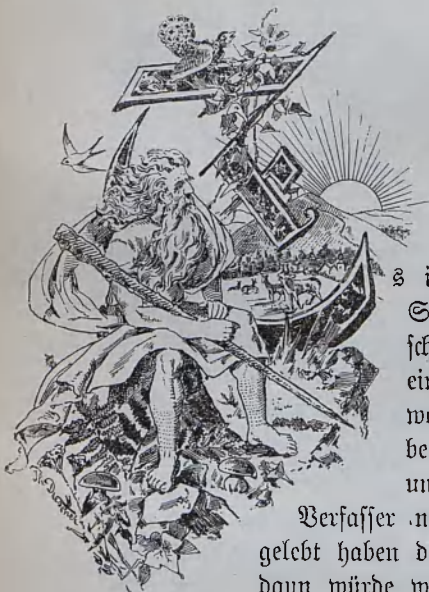
In ganz Schlessien und darüber hinaus bezogen die Laboranten die Märkte und hielten ihre Tropfen und Pulver in Buden öffentlich feil. Dabei hatten sie die größten Märkte unter einander verteilt, so daß keiner vor dem Tode des andern seine Ware an oder neben dessen Plage ausstellen durfte. In Schlessien besuchte man regelmäßig die Märkte von Breslau, Frankenstein, Reichenbach, Schweidnitz, Oppeln, Neisse, Liegnitz, Bunzlau u. a. m. Des niedrigen Preises wegen fanden die „Krummhübler Tropfen“, der „Brust- und Blutreinigungstee“, sowie die anderen Arzeneien überall den reichlichsten Absatz, und so gelangten die Laboranten durch das flotte Geschäft sehr bald zum Wohlstande. Da die Apothekenbesitzer durch die „Krummhübler Quacksalber“ in ihren Einnahmen erheblich geschmälert wurden, boten sie alles auf, sich dieser gefährlichen Konkurrenz zu entledigen. Auf ihr Betreiben wurde den Laboranten schon im Jahre 1809 untersagt, mit ihren Medicamenten zu hausieren; auch durften sie fortan nur die Märkte Niederschlesiens besuchen. Später wurde dieses Verbot noch verschärft, und es war ihnen nach einer Verfügung vom 21. April 1819 nur noch erlaubt, die Marktplätze zu besuchen, in denen ein Kreisphysikus seinen Wohnsitz hatte. Eine Kabinettsordre vom 30. September 1843 gab dem Laborantentume den Todesstoß; denn neue Konzessionen wurden fortan nicht mehr erteilt, ja es sollte sogar den bis auf sechs zusammengeschmolzenen Laboranten die Konzession ohne weiteres entzogen werden. Auf Verwenden der Gräfin von Reden auf Buchwald wurde ihnen schließlich gestattet, ihre Kunst noch bis zu ihrem Tode zu betreiben.

So ging das berühmte Laborantentum rasch seinem gänzlichen Verfall entgegen; sehr bald nahte die Zeit, in der diese Blume des Riesengebirges verwelken sollte, die über 150 Jahre zum Heile der Menschen geblüht hatte. Als am 28. März 1884 der letzte Laborant, E. M. Bölsel, verschied, da wurde mit ihm eine Kunst zu Grabe getragen, deren Aussterben besonders von den „kleinen Leuten“ aufrichtig bedauert wurde.

Ob die Wirksamkeit der Laboranten vom medizinisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus als nützlich anerkannt werden muß, sei dahingestellt; soviel aber steht fest, daß das Laborantentum an der fortschreitenden Kultur Krummhübels einen bedeutenden Anteil genommen hat.

B. Eberhardt.





Rübenzägel.



Es ist mit den Mythen ähnlich wie mit den Volksliedern. Sie sind ein Ausdruck der Eigenart einer größeren Gemeinschaft. Aber die Volkslieder sind nicht auf einmal von einer ganzen Gemeinde zusammen erfunden und gesungen worden; sie müssen einen bestimmten musik- und poesiebegabten Urheber haben. So ist es natürlich grundfalsch, unter einem echten Volksliede ein solches zu verstehen, dessen Verfasser nicht bekannt ist. Einerlei, ob bekannt, ob unbekannt, gelebt haben diese Verfasser doch. Würden wir immer ihre Namen, dann würde wahrscheinlich die Achtung vor dem Dorfschulmeister auf einmal gewaltig steigen. Und zudem, wissen wir denn nicht, daß Silcher echte Volkslieder geschaffen hat? Aber freilich nur als Lied geschaffen, zum Volksliede macht es das Volk selber, dem das Lied gefällt, so daß es gesungen und wieder gesungen wird, bis kindlicher Undank, auch ein echter Zug der Volksseele, des Verfassers Namen vergessen hat. Aber diese unbewusste Pietätlosigkeit geht weiter; nicht nur der Schöpfer, auch die ursprüngliche Gestalt seiner Schöpfung wird vergessen. Denn indem das Volk sie sich zu eigen macht, zur Volkschöpfung abstempelt, ändert es sie nach seinem jeweiligen Geschmacke, setzt z. B. Dir-Lieder in Moll um, wie es in Skandinavien geschehen ist. Auch der Mythos — im weitesten Sinne — wird zunächst von einem geschaffen, vom Volke angenommen und umgebildet. Der Spieß der Göttersage wird zum Schwert der Heldensage, der Donnerkeil zur Kanone des Märchens. Wäre die altgermanische Dichtung bei uns nicht abgestorben, dann hätte wohl der wilde Jäger als jüngstes Reiz den wilden Lokomotivführer angeeignet. Und doch ist es möglich gewesen, daß Mythologen gewisse derartige Erdichtungen ausschalteten, weil es nur „Fischerfagen“ seien.

Eine solche Gedankenlosigkeit hat auch der Rübenzählforschung in vielen Fällen geschadet. Die Legende — oder, wie ein verdienter neuerer Mythologe sagen würde,

die „Rede“ — vom Rübenzägel nimmt in ihrer Entwicklung scheinbar eine Ausnahmestellung ein. Vielleicht nur scheinbar, denn was wir bei ihr noch verfolgen können, das mag wohl bei mancher anderen „Rede“ in nur nicht mehr erreichbarer Zeit auch geschehen sein. Ihr Wachstum erinnert mehr an das eines Kristalles, als an das einer Pflanze. Die Gestalt des Rübenzägels scheint wirklich aus verwandten Bestandteilen erst zusammengefloßen zu sein, weist aber offenbar einen Urkern auf, dessen Zusammenhang mit der germanischen Mythologie sich noch feststellen lassen wird. Dieser Urkern dürfte, wie wir zu zeigen versuchen wollen, eine Abzweigung Wotans darstellen.

Gegen Ausgang der Entwicklung der germanischen religiösen Mythologie tritt die Gestalt Wotans derartig in den Vordergrund, daß man fast von einem deutschen Monotheismus reden darf. Es liegt nahe, anzunehmen, daß sie unter der Einwirkung des Christentums, im Gegensatz zu diesem geschah. So zeigt denn die Sage von Faust, von Eulenspiegel, vom Rattenfänger, vom Kaiser Friedrich Züge, die von Wotan entlehnt sind, und was von erklärbarem Aberglauben heute noch vorliegt, scheint keine andere alte Göttergestalt mehr zu kennen, als eben Wotan. Sind also auf Rübenzägel Züge, die ihm ursprünglich nicht angehörten, übertragen worden, so können wir kaum andere erwarten als solche des Wotankreises, neben dem die wenigen Spuren von Donar verschwinden. Ja, selbst von diesen ist es fraglich, ob sie nicht bereits auf Wotan übertragen worden waren.

Wenn also heute Rübenzägel den unverfälschten Eindruck einer Teilgestalt Wotans macht, so wird es doch sehr schwer sein, zu erkennen, welche Züge ihm ursprünglich angehörten und welche dem Bilde erst nachträglich als freilich richtige Ergänzungen zugefügt worden sind. Daß außerdem noch der slawische „gute Teufel“ einiges hergeliehen haben könnte, kommt dem obigen gegenüber nicht in Betracht.

Schon durch die falsch verschriftdeutsche Form Rübzahl (statt Rübenzägel) für schlesisch Rübazal verraten sich die heutigen Überlieferungen vom Herrn der Berge als ein Gerede der „Gebildeten“. Aus dem Volke ist heute nichts mehr zu schöpfen, die Überlieferung ist nur noch eine schriftliche und schon bei ihrer Aufzeichnung, durch die damaligen Gebildeten beeinflusst, eine Gebildetensage geworden, die wir freilich ebenso wenig verwerfen dürfen wie eine Fischersage. Als eine Gestalt südwestdeutscher Bergleute ist Rübenzägel nach Schlessien gewandert, wo Holzfäller und Kräutersammler sich seiner annahmen, nachdem sie seine Macht verspürt hatten.

Rübenzägel war also der Herr der unterirdischen Schätze, was ihn von vornherein mit Wotan, aber eben auch nur mit diesem, gleichstellt. Nun besteht aber eine eigentümliche Beziehung zwischen dem Schätze und gewissen Pflanzen. Wie man sich von der Schlüsselblume erzählte, daß sie nur einmal, und zwar gewöhnlich in der Johannisnacht, eine blaue Blüte hervorbringe, die den glücklichen Finder alle unterirdischen Schätze erblicken und alle sonst unsichtbaren Tore der Schatzkammer im Berge vor ihm aufspringen lasse, so wächst auch der Schatz selber und blüht in der Johannisnacht in einem blauen Flämmchen über der Erde. Diese Vorstellung verbindet den Bergmann und Schatzgräber mit dem Kräutersucher. Beide suchen etwas, das für gewöhnlich unterirdisch, unterbirgisch ist und nur selten gesehen werden

kann. Was unter der Erde, dem Tageslichte unerreichbar, wächst und reift, das birgt den geheimnisvollen Zauber, dessen man theilhaftig werden will. Kein Wunder, daß man es außer der blauen Blume auch auf die Wurzel abgesehen hat, auf die Springwurzel, die ja die gleichen Eigenschaften hat, wie die Wunderblüte. Wie aber die wundertätige Springwurzel Schätze nachweist und überaus schwer zu erlangen ist, so erzählt man das Gleiche von einer anderen Wurzel oder Rübe. Es ist eine schauerliche Sage, die wir hier nicht noch einmal erzählen wollen, da sie bekannt genug ist, die Sage vom Alraun, vom Wurzelmännchen. Ein Rübenschwanz, ein Rübenzagel ist der Alraun, und er führt uns wieder zu Wuotan hinüber, zu Wuotan am Galgen, wie der Alraun auch Galgenmännchen heißt von der Art, wie man ihn erlangt.

Haben wir so die mythologisch belegbaren Voraussetzungen geschaffen, so wird es nicht schwer sein, von diesem Standpunkte aus die Gestalt Rübenzagels zu begreifen.

So hängt Rübenzagel zu Hirschberg am Galgen, so hat er seinen Wurzgarten, dessen Inassen er wie die Alraune in Menschenbilder verwandeln kann. Er spendet Kohlen, die sich in Gold verwandeln und wieder zu Kohlen werden, wie es Wuotan so oft tut. Er hat seinen mit Schätzen gefüllten Palast im Berge wie Wuotan und herrscht über Wind und Wetter wie dieser. Wie Wuotan nimmt er verschiedene Gestalten an und geht als Spielmann, als Wanderer unter den Menschen umher, in deren Schicksal er eingreift. Er hat sein Wunderroß, das ihn und seine Schützlinge durch die Lüfte trägt. So erklärt sich die Sage von der geraubten Emma im Berge, Rübenzagels Auftreten als Roßtäuscher oder Rittmeister, als Wurzelhändler, als Laborant.

Wir glauben also, daß wir aus inneren Gründen ein einheitliches Bild von Rübenzagel noch immer gewinnen können, lassen es aber dahingestellt, welche Züge diesem Bilde später zugewachsen seien und welche die ursprünglichen gewesen sein mögen. Jedenfalls sind nur zusammengehörige Teile später wieder vereinigt worden und ergeben wieder die Gesamtgestalt des oft launischen, im ganzen aber doch gerecht und zum Segen der Menschen waltenden großen Gottes Wuotan.

Dr. Hüfing.





Entstehungsgeschichte der meteorologischen Station auf der Schneekoppe.



Schlesien hat der meteorologischen Forschung von jeher großes Interesse entgegengebracht, so sehr, daß einer ihrer begeistertsten Verehrer 1804 verzückt ausrief: „Vielleicht erhält Schlesien den Ruhm, eine neue, für die ganze Menschheit nützliche Erfahrungswissenschaft, die Meteorologie, in seinem Schoße gebildet zu haben“.

Schon um das Jahr 1700 wurden, wie eine Handschrift kündigt, in Schlesien Beobachtungen gemacht, deren Wert aber in Ansehung der unvollkommenen Instrumente nahezu gleich Null ist. Von 1733 ab brachten die „Ökonomischen Nachrichten der Patriotischen Gesellschaft in Schlesien“ eine ständige Rubrik: „Schlesische harmonische Wetterbeobachtungen zu Sagan, Breslau und Hirschberg und deren Vergleichung mit den Wittenbergischen“; andere Orte reihten sich in schneller Folge an. Wie sehr die Meteorologie in unserer Provinz in Aufnahme kam, beweisen die Bulletins der naturwissenschaftlichen Sektion der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur“, beweist Galle in seiner Klimatologie, beweisen die vielen Arbeiten auf diesem Gebiete, die Joseph Partsch in seiner „Literatur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien“ anführt.

Zu den Beobachtungsorten der „Schlesischen Gesellschaft“ gehörte seit 1824 auch die Schneekoppe, die dem Volke von alters her als meteorologischer Punkt galt. „Sie ist ein Wetteranzeiger oder Kompaß, indem das gemeine Volk mit dem Gewitter sehr sich pflegt danach zu richten“, berichtet Schwendfeld im Jahre 1600. „Ist's um die Köppe hell und klar, hoffen sie heimlich und beständig Wetter. Trübe und genäbelt und wenn die Köppe sich gar einhaubet, ist ein Regen nicht weit oder unbeständiges Wetter.“ Das war kurz und bündig, den Gelehrten wie dem Laienvolke einleuchtend, und man zerbrach sich nicht weiter den Kopf darüber. Erst nach fast zwei Jahrhunderten erschütterte Almanns kritischer Beobachtungsggeist dieses Dogma des meteorologischen Volksglaubens, indem dieser Forscher auf die Nebelmeere hinwies, über

denen die freien Bergeshöhen im Sonnenschein erglänzen. Sonst bezeichnete auch er die Koppe in Bezug auf die Wolken als einen „nicht unwichtigen Lehrer der Witterungskunde“.

Schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war die Schneekoppe ein Ausgangspunkt für Forschungen der praktischen Wissenschaften geworden, in erster Linie barometrischer Höhenmessungen. Sie knüpften sich 1760 zuerst an den Namen des Pastors Tobias Volkmar in Petersdorf i. R.; durch Männer, wie den Abt von Felbiger, den Meßersdorfer Gutsherrn von Gersdorf, den General von Lindener, den unermüdblichen Kanonikus und Professor Jungniß, den Prämonstratenser-Chorherrn und Königlich Böhmischem Astronomen Alois David in Prag und andere erhielten sie erst Bedeutung. Wir lassen diese Bestrebungen trotz ihrer nahen Beziehungen zur Meteorologie auf ihren Würden und Unwürden beruhen und betrachten den historischen Werdegang der meteorologischen Station, die heute vom Koppenkegel weit hineinblickt ins schöne Schlesiensland.

Im Jahre 1824 hatte der Lederhändler und „Coffetier“ Siebenhaar aus Warmbrunn das Hospiz auf der Schneekoppe für drei Jahre gepachtet. Der Chirurg Manger, ebenfalls Warmbrunner, machte der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, deren rühriges Mitglied er war, davon Anzeige und gab der Hoffnung Ausdruck, daß das Koppenhaus wenigstens mit den unentbehrlichsten Instrumenten und Apparaten zu meteorologischen und astronomischen Beobachtungen versehen werde. Mit gutem Erfolge, denn in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Sektion dieser Gesellschaft am 10. November 1824 wurde beschlossen, dem Siebenhaar für den Sommeraufenthalt in der Schneekoppenkapelle ein Barometer und ein Thermometer auf Kosten der Gesellschaft zu verabsorgen. Das war der Anfang einer ständigen meteorologischen Station auf dem höchsten Gipfel des nördlichen Deutschlands. Die Schlesische Gesellschaft ging aber noch weiter, sie sandte das Bulletin der November-Sitzung von 1824 der Königl. Regierung in Liegnitz ein, die, „indem sie die Möglichkeit erwog, daß die Erfüllung dieses Wunsches sich successive wohl realisieren lassen dürfte, insofern die damit verbundenen Kosten nicht allzu bedeutend sind“, Bericht einforderte, welche Instrumente am dringendsten nötig wären, welche Künstler sie tadellos anfertigten und gegen welchen äußersten Preis man sie beziehen könnte. Nach diesen Feststellungen wendete sich die Königl. Regierung in Liegnitz unter eingehender Darlegung der näheren Umstände an das Kultusministerium in Berlin mit der Bitte um Überweisung des erforderlichen Geldbetrags zur Beschaffung der als unentbehrlich anerkannten Instrumente in Höhe von 235 Talern. Das Ministerium war geneigt, die Bewilligung der beantragten Summe bei des Königs Majestät nachzusuchen, wenn angemessene und sichere Räumlichkeiten für die Instrumente da wären und eine sachkundige Person die Beobachtungen auf eine ihrem Zwecke entsprechende Weise ununterbrochen ausführen würde. Nach beiden Richtungen hin vermochte die Schlesische Gesellschaft befriedigende Versicherungen zu geben. Zur Aufstellung und Sicherung der Instrumente sollte ein Platz in der Kapelle von den Wirtschafts- und Herbergsräumen abgesondert werden; auch war Graf Schaffgotsch bereit, wenn Siebenhaar, dessen Akkuratess und Geübtheit im Ablesen Fachleute wiederholt anerkannten, sich

weiter bewährte, das Pachtverhältnis um neun Jahre zu verlängern, andernfalls die Pachtung nur einem Manne zu überlassen, der den Anforderungen des Ministeriums und der naturwissenschaftlichen Sektion genügen würde.

Um für die Immediatvorstellung beim Könige nach jeder Seite gerüstet zu sein, holte das Ministerium noch ein Gutachten der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ein, die die Ausführung des Planes empfahl, aber eine Beschränkung der Beobachtungen auf Barometer, Thermometer, Hygrometer und Anemometer befürwortete. Bei den folgenden Verhandlungen ist es besonders erfreulich zu sehen, mit welchem Eifer die Königliche Regierung in Biegnitz für die Verwirklichung des Planes eintrat und wie sie sich in Zukunfts träumen wiegte, aus denen sie leider jäh und unerwartet erwachen sollte. Von gleicher Zuversichtlichkeit war auch die meteorologische Kommission der Schlesischen Gesellschaft getragen. Indessen trotz aller Feststellungen bis ins einzelne und der eingehendsten Erläuterungen wurde die Behandlung der Angelegenheit seitens des Kultusministeriums immer schwerfälliger, und die Entscheidung zog sich bis ins Jahr 1827 hin. Sie war ablehnend.

So endete, gegen aller Erwarten, der erste so hoffnungsfreudig begonnene Versuch, auf der Schneekoppe ein meteorologisches Observatorium für die Sommermonate zu errichten. Aber die Königliche Regierung in Biegnitz fand einen Ausweg. „Die Gemeinwichtigkeit des Gegenstandes läßt uns vermuten“, so schrieb sie an die naturwissenschaftliche Sektion der Schlesischen Gesellschaft, „daß eine wohlthätige meteorologische Kommission denselben nicht werde fallen lassen, sondern bemüht sein werde, anderweit, z. B. im Wege einer Subskription oder durch Einziehung von freiwilligen Beiträgen abseiten solcher Individuen, welche die Kapelle auf der Schneekoppe besuchen, zur Realisierung einer in ihrer Art einzigen Anstalt die erforderlichen Fonds zu gewinnen“. Der Vorschlag fand Gehör, die Vaterländische Gesellschaft machte die Sache zu der ihrigen und eröffnete eine Subskription, um die notwendigsten Mittel zur Ausführung des Unternehmens zu erlangen. Der Dank der Königlichen Regierung für diese Bereitwilligkeit ist in den Akten der naturwissenschaftlichen Sektion das letzte Schreiben über diesen Gegenstand.

War durch die ergebnislosen Verhandlungen mit dem Ministerium die planmäßige Durchführung des gemeinnützigen Unternehmens nur verzögert worden, so wurde sie um so mehr gefördert, als die Schlesische Gesellschaft nunmehr allein bestimmen durfte. Auf das Gutachten des Bauinspektors Hedemann in Landeshut wurde die Kapelle, da ein Umbau zu kostspielig war, durch eine Balkendecke in zwei Etagen geteilt; im unteren Raume wurden nach Norden und Osten zwei Fenster durchgebrochen und so ein gesonderter Raum für den Beobachter und die Instrumente geschaffen. Um der Feuchtigkeit zu begegnen, wurde die Wand durch zweizöllige, mit Olfarbe bestrichene und mit Moos unterstopfte Bohlen verkleidet.

Die Ausrüstung des Koppenshospizes als meteorologische Station war anfangs recht einfach; sie bestand 1824 aus einem vom Badearzte Dr. Schmidt in Warmbrunn geliehenen Barometer und einem Thermometer; 1825 schenkte die naturwissenschaftliche Sektion solche Instrumente in guter Ausführung und im folgenden Jahre einen Wind- und Regenmesser. Siebenhaars Beobachtungen, die um sechs, zwölf und

acht Uhr täglich stattfanden, erstreckten sich auf die genannten Instrumente und die Witterung; auch führte er ein regelmäßiges Verzeichnis über den Aufgang und Untergang der Sonne. Seine Aufzeichnungen sandte er an die naturwissenschaftliche Sektion der Vaterländischen Gesellschaft in Breslau und von 1826 ab auch nach Prag. Im Jahre 1830 faßte zuerst Professor Frankenheim die Resultate zusammen, die sich aus Siebenhaars Beobachtungen von 1824—1829 für das Klima der Schneekoppe ergaben. Später, 1857, ließ Galle in seinen „Grundzügen der schlesischen Klimatologie“ aus den in den Sommermonaten von 1824—1834 gewonnenen Reihen die Tagesmittel der Wärme einzeln in einer Tabelle zusammenstellen, die zugleich zeigt, welche Tage und Monate in den einzelnen Jahren fehlen und inwieweit die übrigen Tabellen vollständig und zuverlässig sind. Die Anzahl der in jedem dieser Sommer beobachteten Gewitter, im Durchschnitt neun, ist auch beigelegt.

Am 16. August 1834 zerstörte ein Blitz das Barometer. Die übrigen Instrumente, soweit sie in der Kapelle untergebracht waren, hatten durch die beständige Nässe in ihr empfindlich gelitten und funktionierten ungenau, und um zweifelhafter Ergebnisse willen waren die Aufwendungen für kostspielige Ausbesserungen und Erneuerungen, die sich jedes Jahr unangenehm wiederholten, schließlich denn doch zu groß. So stand man von weiteren Beobachtungen ab.

Nahezu ein halbes Säkulum war verflossen, als im Sommer 1880 das Königlich Preussische Meteorologische Institut seine neuerlichen Bemühungen, auf dem höchsten Gipfel des nördlichen Deutschlands eine meteorologische Station einzurichten, von Erfolg gekrönt sah. Herr Kirchschläger, der österreichische Telegraphist auf der Schneekoppe, der mit seiner Familie Sommer wie Winter oben wacker haushält, wurde mit dem Beobachten betraut und hat sich das ehrenvolle Zeugnis erworben, durch zwei Jahrzehnte gewissenhaft und treu seines Amtes gewaltet zu haben. Die Instrumente wurden in der böhmischen Baude, seinem Winteraufenthalte angebracht; natürlich waren sie, entsprechend der fortgeschrittenen Technik und den reicheren Mitteln des meteorologischen Instituts durchweg vollkommener als zu Siebenhaars Zeit. Zwei Stationsbarometer, die dreimal im Monate mit einander verglichen wurden, hingen auf der Südseite des Ostfensters des Telegraphenbureaus. Das Zimmer wurde im Sommer durch einen in der den Barometern abgewandten Ecke stehenden eisernen Ofen geheizt, infolgedessen die Temperatur des Quecksilbers leider ziemlich großen Schwankungen ausgesetzt war. Im Winter blieb das Zimmer ungeheizt, und die Temperatur ging bisweilen unter -10° herab. Seit Oktober 1886 befand sich dort auch ein Richardscher Barograph, der in einem doppelwandigen und mit schlechten Wärmeleitern angefüllten Kasten stand, um die Temperaturschwankungen zu mildern.

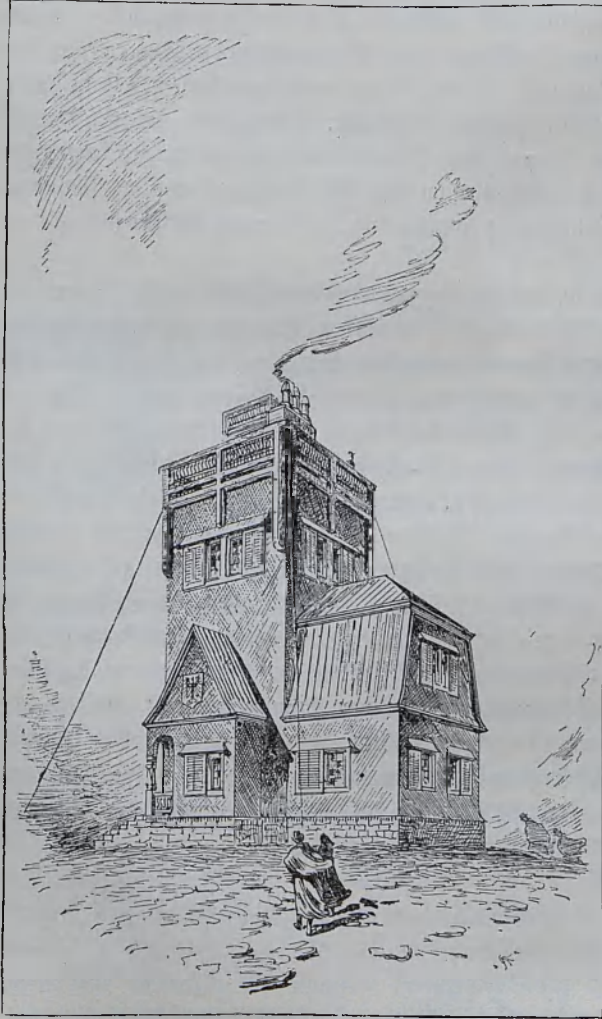
Im Norden stößt an das Telegraphenbureau ein niedriger Holzbau, an dessen fensterloser Nordseite die Thermometer angebracht waren. Die das Psychrometer bildenden Thermometer hingen in einem gußeisernen Gestell in 2,05 m Höhe über dem Rasenboden so, daß der Beobachter, der auf einer fest angebrachten Leiter einige Stufen in die Höhe steigen mußte, sowohl diese, als auch die daneben angebrachten Extremthermometer bequem ablesen konnte. Ein Haarhygrometer, das mehrere Jahre hindurch versuchsweise beobachtet worden war, wurde wieder zurückgezogen, weil die

Inkrustation des Haares durch Raufreif, hier „Unraum“ genannt, auf keinerlei Weise zu vermeiden gewesen war.

Der Regenmesser mit $\frac{1}{20}$ qm großem zylindrischen Auffanggefäß stand in einem gußeisernen Gestell mit Dreifuß an einer freien Stelle der Koppe südlich von der

Kapelle. Eine Windfahne war auf besonderem Maste errichtet, doch ließ sie im Winter im Stich, weil der ungewöhnlich starke „Unraum“ sie mit einer festen unförmlichen Eis- und Schneemasse umgab.

Wir sehen, daß für die Bedürfnisse einer meteorologischen Station zweiter Ordnung auf der Schneekoppe ausreichend gesorgt war. Indessen die Fortschritte der Meteorologie in den letzten Jahrzehnten und die augenfällige Wichtigkeit eines solchen Gipfels für Wetterbeobachtungen verlangten mehr. Das allerdings stand von vornherein außer Frage, daß eine Vergrößerung dieser Station durch bloße Vermehrung oder Vervollständigung der Instrumente den Endabsichten nicht entsprechen würde. Dort hinauf, darüber herrschte kein Zweifel, gehörte ein eigens für meteorologische Zwecke hergerichteter Gebäude und eine nach dem heutigen Stande der Meteorologie besonders vorgebildete Persönlichkeit, die den Beobachtungen ausschließlich sich widmen konnte. Das war



Meteorologische Station auf der Schneekoppe.

das Endziel, dem man zustrebte und das heute erreicht ist. Jetzt steht das Gebäude fertig da, die Instrumente sind aufgestellt und angebracht, und der jeweilige Verwalter der Station reißt Zahl an Zahl und Kurve an Kurve, sicher wertvolle Beiträge zur Erforschung unsers heimischen Klimas.

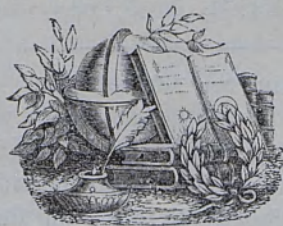
Das Gebäude ist genau nach den Himmelsrichtungen gestellt und besitzt ein Kellergeschoß mit Vorratsräumen, ein Erdgeschoß und ein erstes Stockwerk mit Küche,

Wohn- und Schlafräumen, ein zweites Stockwerk mit dem Beobachtungsraume und schließlich einen der Himmelschau dienenden Turmaufbau. Die Plattformen auf dem Hause dienen ebenfalls der Beobachtung im Freien. Das Bedürfnis an Räumen, deren Größe auf das nötigste beschränkt ist, ergab sich aus der Forderung, daß der Beobachter seinen ständigen Aufenthalt in dem Gebäude auch während des Winters nehmen muß, wo der Verkehr mit dem Tale schwierig, zuweilen unmöglich ist. Selbst die Telegraphenleitungen nach dem nächsten Orte Krummhübel werden wegen der starken Eisbildung, die die Drähte zum Reißen bringt, während dieser Zeit beseitigt.

Die Instrumente sind natürlich gut und vollzählig. Barometer und Barograph, Thermometer, Thermograph und Hydrograph, Aspirationspsychrometer, registrierender Regenmesser nach Hellmann-Tueß, Handanemometer, Wolkenspiegel u. a. m. sind vertreten. Sobald erst weitere Erfahrungen gewonnen sind, sollen noch Messungen anderer Art ausgeführt werden.

So sind endlich die Wünsche und Hoffnungen weiter Kreise erfüllt; denn un-
leugbar hat die meteorologische Wissenschaft allenthalben Eingang gefunden, hat die
wachsende Erkenntnis ihres Nutzens in den breitesten Schichten Wurzel gefaßt, und
es gebührt der Dank dem Königlich Preussischen Staatsministerium und der Reichs-
gräflich Schaffgotschischen Verwaltung, denn sie waren die Hauptfaktoren, ohne die
das Werk nicht zustande gekommen wäre. Dank gebührt für die fördernden Be-
mühungen dem Direktor des Königlichen Meteorologischen Instituts, Geheimen Ober-
regierungsrat Professor Dr. von Bezold und den beiden Abgeordneten des Hirsch-
berger Kreises, Baensch-Schmidtlein und Landgerichtsrat Seidel, die zur zweiten
Beratung des Kultussetats am 29. April 1897 den Antrag stellten, die „Königliche
Staatsregierung aufzufordern, in den Etat für 1898/99 diejenigen Geldbeträge ein-
zustellen, die erforderlich sind zur Einrichtung und Unterhaltung einer meteorologischen
Station erster Ordnung auf der Schneekoppe“. In der Sitzung vom 22. Juni wurde
dieser Antrag angenommen. Gern sei auch die Mitwirkung des Riesengebirgsvereins
bei dem Zustandekommen des Observatoriums anerkannt, das am 5. Juli 1900 in
Gegenwart des Kultusministers Dr. Stadt und des Oberpräsidenten der Provinz
Schlesien, des Herzogs von Trachenberg, eingeweiht wurde.

Dr. H. Wentwig.





Grüssau.



In einem Seitentale des Landeshuter Keßels erheben sich die Thürme der Klosterkirche von Grüssau. Still verborgen ruht hier eine Blüte der Kunst in Schlesiens Gauen, von einzelnen beschaut und von wenigen verstanden. Denn die Hauptkirche des Klosters, die Marienkirche, ist im Barockstil erbaut worden. Noch vor zwanzig Jahren hatte das Wort „Barock“ einen üblen Beigeschmack. Man verstand darunter in der Regel eine Übertreibung der Formengebung und eine Überladung mit wunderlichem Schmuckwerk bis zum Verirrten und Verwerflichen. Darum glaubte jeder Jünger der Kunst über solche Bauwerke den Stab brechen zu müssen. Heute ist man zu einer angemessenen Beurteilung zurückgekehrt. Die Gegenwart bemüht sich, jenen Kunstwerken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man beginnt zu verstehen, wie in Italien, dem Lande der Kunst, sich naturgemäß aus der Renaissance der Barockstil entwickeln mußte. Reichbegabte Künstler, wie der geniale Michel Angelo, empfanden es als einen beengenden Zwang, sich ausschließlich in den ausgefahrenen alten Geleisen des strengen Stiles zu bewegen. Der Drang zur unabhängigen Fortentwicklung ruht doch in keiner Kunstepoche. Das wiedererwachte kirchliche Interesse kam diesem Streben entgegen. Der kirchliche Kultus forderte mächtige und phantasievolle Eindrücke. So entwickelte sich aus der Spätrenaissance der Barockstil. Wir können auch diese Kunstform nur verstehen im innigsten Zusammenhange mit dem allgemeinen Kulturleben und den herrschenden Geistesströmungen ihrer Zeit. Nur so wird die stürmische Begeisterung, mit der dieser Baustil überall aufgenommen wurde, und die ungewöhnlich schnelle Verbreitung erklärlich, die er in allen Ländern gefunden hat.

Nur wenige Jahre später, als in Dresden unter August dem Starken der phantasievolle Böttgermann den Zwinger errichtete als einen in üppigster Prunksaal- Dekoration gehaltenen Prachtbau und doch auch zugleich als ein hochbedeutendes Denkmal eigenartigen deutschen Geisteslebens, da erhielt auch unser Schlesien eine Perle der Baukunst jener Epoche in der herrlichen Marienkirche des Klosters zu Grüssau.

Die Cistercienser-Abtei Grüssau war von dem Herzoge Bolko I. von Schweidnitz 1292 gegründet worden. Auf die Stürme des Hussiten- und des Dreißigjährigen Krieges waren ruhige Zeiten gefolgt. Allmählich griff die Herrschaft des Klosters über das Landeshinter Tal hinaus, während der Wohlstand auch im Innern wuchs. Da beschloßen die gefürsteten Äbte im edlen Wettstreit mit der Bautätigkeit benachbarter Fürsten den Neubau der Marienkirche. Sie sollte ein Zeichen blühender Macht und eine Verherrlichung des Ordens werden.

Vor vielen anderen Bauwerken hat sie eins voraus. Nicht verschiedene Zeitalter haben an ihr gearbeitet, sondern das Werk ist wie aus einem Gusse geschmiedet. Ein leises Nachklingen der Hochrenaissance ist nicht zu verkennen. Die griechische Kreuzesform mit verlängertem Hauptschiff liegt dem Bauplan zu grunde. Aber andererseits treten auch die Zeichen des Barockstils sofort hervor. Größe der Erscheinung, monumentale Wucht und überraschende Wirkung bilden die Hauptgesichtspunkte des Archi-



Kloster Grüssau.

tekten. Überall zeigt sich das Bestreben, Baukunst, Bildhauerei und Malerei einem einzigen Zwecke gleichmäßig dienstbar zu machen, jede Einzelform nach ihrer dekorativen Brauchbarkeit zu verwenden und den ganzen Eindruck zu höchster und malerischer Wirkung zu steigern.

Der kunstsinige König Friedrich Wilhelm IV., der im September 1841 die Stiftskirche besichtigte, äußerte sich über sie mit folgenden Worten: „Ich habe schon viele schöne Kirchen gesehen, aber noch nie hat eine Kirche einen so gewaltigen und hohen Eindruck auf mich gemacht, wie diese hier; schon das Portal ist prächtig.“ Schade, daß gerade dieses den Witterungseinflüssen besonders ausgesetzt ist. So schön es auch jetzt noch in seiner Gesamtwirkung erscheint, unwillkürlich steigt bei der Betrachtung der Gedanke auf: wie herrlich muß einst dieses Kunstwerk auf den Beschauer herniedergeblickt haben, als noch alle Einzelheiten ihren vollen malerischen Schmuck zeigten. Da die Kirche, wie schon erwähnt, nach einem einheitlichen Plane gebaut ist, so führt schon das Portal die Idee gleichsam als Ouvertüre dem Beschauer vor die Seele. Die oberste Gruppe zwischen beiden Türmen, die in vollendeter Weise in das Portal mit einbezogen sind und dessen Gesamtwirkung erhöhen, bildet die

Darstellung des Hauptdogmas der christlichen Kirche: der heiligen Dreieinigkeit. Da das Gotteshaus der Maria geweiht ist, so prangt in der Mitte unter der genannten Gruppe die hoheitsvolle Gestalt der Himmelskönigin. Sie nimmt den Mittelpunkt des ganzen Aufbaues ein. Jubelnde Engel umgeben sie. Hauptbegebenheiten aus ihrem Leben, die Verkündigung des Engels und ihr Besuch bei Elisabeth, sind auf



Die Stiftskirche.

(Nach Photographie von F. Pieschmann in Landeshut i. Schl.)

den beiden Seiten dargestellt. Durch ein reiches Gebälk wird dieses Feld von der nächsten Abteilung getrennt. Der Haupteingang in die Kirche ist oberhalb, noch weit über Manneshöhe, mit sechs hohen Säulen in geschmackvoller Weise geziert, je drei stehen auf jeder Seite, und zwischen diesen Säulen befinden sich sechs überlebensgroße Standbilder. Die Figuren auf der linken Seite sind: Moses mit den Gesetzestafeln und dem Opferlamm, der Repräsentant des alten Bundes, — Benedikt, der Begründer des ältesten Mönchsordens, — Scholastica, die berühmteste Klosterfrau dieser Gemeinschaft; ihnen gegenüber erblicken wir auf der rechten Seite: Papst Gregor den Großen mit den Abzeichen der hohenpriesterlichen Würde, zu dessen Füßen ein

Engel Kelch und Hostie hält, als Vertreter des neuen Testaments, — Bernhard, den Repräsentanten des jüngeren Zisterzienserordens, dessen Lanze auf den von ihm veranlaßten zweiten Kreuzzug hinweist, — und Lutgardis, eine ausgezeichnete Jungfrau dieses Ordens. Die Herzogskrone über dem Eingange deutet die fürstliche Gründung an. Deutlich tritt in der Mitte auch die Inschrift hervor „Domus gratiae Mariae“, Gnadenhaus der Maria. Und nun noch einen Blick auf das Ganze. Reicher bildnerischer Schmuck an Figuren mit flatternden Gewändern, pausbäckige Engel auf Wolkengebilden, Glorien

mit Schilden finden sich in den Nischen, auf den Krönungen und Gefirnsvcrkröpfungen in ausgiebigster Verwendung. Säulen und Pfeiler sind schräg nach außen gestellt und mit entsprechendem Gefirnsaufsatz versehen, an den Verdachungen meistens in der Mitte durchbrochen. Der Eindruck wird durch die Wirkung des Innenraumes der Kirche durch die Fülle und Großartigkeit der Kunstwerke noch erhöht. Der Schöpfer der Freskomalereien ist Georg Wilhelm Neunherz aus Prag, ein Schüler und zugleich Enkel Willmanns, des schlesischen Raphaels. Sowohl in den Gemälden, wie in den Werken der Bildhauerkunst im geistlichen Chöre und im Presbyterium finden wir die eine Hauptidee zum Ausdruck gebracht: „Die Quelle des Heils ist dem gefallenem Menschengeschlechte in Maria gegeben, die auch den Cisterzienserorden so außerordentlich gesegnet hat“. Deshalb nehmen den Hauptraum in den Gemälden der acht flachen Bölbungen oder Schalen die Darstellungen aus dem Leben der Maria ein: Maria als Himmelskönigin, die heilige Familie, Maria stellt Jesus im Tempel dar, Maria mit dem Jesuskinde auf der Flucht nach Ägypten, Mariens Ankunft im himmlischen



Innere der Kirche.

(Nach Photographie von F. Pfetschmann in Landeshut i. Schl.)

Jerusalem, Maria und der heilige Bernhard, Maria auf dem turmartigen Throne und die Märtyrer von Grüssau, die Krönung Mariens als Himmelskönigin. In innigster Beziehung zu dem letztgenannten Bilde steht das große Gemälde des Hauptaltars: die Himmelfahrt der Maria von Peter Brandel. Mit diesen Darstellungen sind verwandte Ereignisse aus dem alten Testamente und aus der Geschichte des Cistercienserordens, die sich zu beiden Seiten des Hauptbildes finden, innig verschlungen. Eine besondere Erwähnung verdient die fünfte Schale in der Kreuzung des Längs-

und Querschiffes. Das Gemälde darin zeichnet sich durch seine Größe, 63 m Umfang, und seine großartige Perspektive aus. Unter diesem Gewölbe steht das geistliche Chor, die einstige Andachtsstätte der vierundzwanzig Mönche beim Gottesdienst. Die Ornamentik dieses Chores ist in Bezug auf Erfindung, Ausschmückung und symbolische Bedeutung von außerordentlichem Werte.

Die Kirche besitzt zwanzig Altäre und zwar drei im Presbyterium, acht im Querschiff, acht im Hauptschiff und einen in der angefügten Loretokapelle. Die Altarbilder sind durchweg von künstlerischem Werte. An der Decke und der gegenüberliegenden Wand sind Darstellungen aus dem Leben der Heiligen malerisch zur Verwendung gelangt. Auch die Kanzel ist ein Kunstwerk sowohl in Bezug auf ihre Komposition als auch auf die Ausführung. Sie ist ein Werk desselben Meisters Prokoff aus Prag, von dem das Portal stammt. Der gesamten Ausstattung des Innenraumes ist die Orgel angemessen. Sie reiht sich den größten und klangvollsten Werken Schlesiens würdig an. Ihr Erbauer Michael Engler aus Breslau hat seine Meisterschaft nicht nur dadurch bewiesen, daß er ein großes Orgelwerk mit fünfzig klingenden Stimmen und drei Manualen in einem verhältnismäßig engem Raum erbaute, sondern auch dadurch, daß sie sich als außerordentlich dauerhaft erweist.

Die Dankbarkeit der Grüssauer Mönche hat dem Stifter und den Gönnern ihres Klosters auch ein würdiges Mausoleum geschaffen, das durch Großartigkeit und Schönheit die Grabstätten mancher berühmten Fürstengeschlechter übertrifft. Hier ruhen Herzog Bolko I. von Schweidnitz, sein Enkel Bolko II., Boleslaus das Kind, ein Freiherr von Zedlitz und Beatrix, eine Tochter Ottos des Langen, Markgrafen von Brandenburg. Am Ende der Gruft gegen Morgen steht ein zu Ehren der heiligen Hedwig errichteter Altar. Es empfiehlt sich nicht, sofort nach dem Besuche der Marienkirche einen Blick in die benachbarte Josephskirche zu werfen, weil die Eindrücke sich verwischen würden. Diese ist aus einem anderen Geiste geboren. Sie ist einfacher gehalten. Nichtsdestoweniger ist auch ihre genaue Betrachtung dringend geboten. Denn sie enthält ja die Gemälde von Willmanns Hand. Er selbst hat die meisten Altarblätter gemalt, während die umfangreichen Deckenmalereien wohl teilweise von seinen Schülern nach seinen Angaben ausgeführt worden sind. Sie stellen die Abstammung Josephs und seiner Verwandtschaft durch die Vermählung mit Maria dar. Das Riesenbild des Hochaltars ist eine Darstellung der Weisen aus dem Morgenlande.

Auf der Südseite der Marienkirche erhebt sich das stattliche, aber nicht vollendete Konventsgebäude. Es besteht aus vier Stockwerken. Die Architekturteile sind aus gelbem Sandstein aufgeführt.

Für des Leibes Nahrung und Notdurst sorgt die Grüssauer Brauerei mit ihren kühlen Gewölben. Lohnend ist auch ein Ausflug nach Bethlehem, dem Erholungs-orte der Mönche, herrlich im Walde gelegen.

E. Menzel.





U Gedenkbloot fer a Dukter Robert Rößler.



Srußburg is a hübsches Durf, sechs Viertelwaigs hinger Strahln uf Brassel zu. Durte hauste vergangas a Bauer, dar sich Rößler benoamfte. Is woar 'n ahle, gude schläsche Haut, dar Moan, immer woar a freindlich und fideel, a lachte lieber amool haller Holses, als wie doß a Kupprizien machte. Na, und warum sulld a denn a Rupp uf de Tieschkante län, der Boater Rößler? A hott's ju nich nutwendig, daß a und a machte Kalender, denn de Schöhlzerei mitfomt 'm Kratschem gehurrt 'm, und is ging 'm gutt uf dar Hecke.

Doas eene Mool — is woar a irschta März achtzahundertacht'ndreißig — foam der Sturch uf Grußburg. Boater Rößler stoand groade ver der Türe und soag doas langbeenige Gespenste kumma. A oahnte nisch Guttz. Und richtig! Ehb a o joate mit beeda Orma, ehb a o de Mütze und Klumpa und Steene ei de Hieschmieß, doß doas Biebst und sullde nich ent uf tälsche Gedanka kumma, is nuzte nisch, dar Vogel flug sen'n Poßgang furt, schnurstracks uf Rößlers Haus zu und pardauz! ei der Feuereffe nunder.

Nu woar der kleene Junge do. Woas hoalf's, doß der Ahle und a machte a äppellatschiges Gesichte, a mußt' sich da Schoabernaak äben gefolln lohn, vungemool, do 's a Junge woar, wärsch 'n Uwagucke gewast, do hätt' a freilich erscht awing gewatert. Robert wurde der kleene Karle benoamt, und is tauerte ni lange, do wurd a vom Stöppel und Milchpappe dicke und stromplig wie 'ne Blimpelwurscht.

Raun woar aber dar kleene Trupper zwee Joahre ahlt gewurn, do mußt' a schunt is irschte Mool sterza. Der Boater hotte nämlich ei Grußburg sei Gutt verkooft, weil a woas derbeine pruwetierete, und a hott' sich de Schöhlzerei ei Gleims vangeton. Gleims is nämlich a hübsch Bauerdörfla, woasde ni weit vom Zotaberge leit. Dozumool und lange dernooch woar doas Naast zahn Meiln zengstrüm bekannt wägen a „Gleimßer Musseganta“, diebe underm „Weidlich Joseffe“, woasde der Kapallmeester woar, 'n siehr 'n hübsche Musik machta, überhaupt uf der Klannette und uf der Trumpete, do bliffa se schunt, doß eem urntlich is Plooster zusproang.

Wie Robert sechs Joahre ahlt woar, ging a zum ahla Rober ei de Schule. De Schule woar zwoar kattolsch und Robert ew'geelsch, aber der Woater meente, her wulln ju olle ei a Himmel kumma, und is wird wull egoal sein, wu der Junge is Abe und 's Gemoolees lern. Wenn a wird awing mächtiger sein, nu vermeinz-
wägen, do foan a ju uf Foodsmühle nüber ei ünse Schule giehn, do ho a nich derwider, aber jizunder, weil a noch kleen is, do derfriert mer ju dar Kroop im Winter.

Und doderbeine bleebs, Robert ging also derweilt zum ahla Rober ei de Schule.

's woar a fiffiger Bursche, dar kleene Rößler, a lernte roasnig gutt ei der Schule. Ich hätt's 'm freilich aber o nich rota wulln, wenn a doß a und a hätt' sich uf de faule Seite gelät. Der ahle Rober woar a Schullehr'r, dar ei dam Dinge ken'n Spoß verstoand. Heutzutage flanzt ma ei a Schulgoarta Zwergobst, Geerflauma, Aperfosa und ander' leckerfegiges Zeug, aber zu jener Zeit, wie Rößler Robert de Schulbanke druckte, do stoand a vul Hoaselnußsträucher. Warum? Entwägen a Nüssa? 'm! schmecka wärsch. Nee, wägen a Stecklan, und die spoarte deswägen o der ahle Rober ni; überhaupt wenn a's wußte, doß der Junge und a frigte vo derheeme keene Hilfe, nohrt' schmiert' a uf, doß's ock asu sumnte.

Wenn a Junge und a is undis begoobt, war weß wie siehr, und a hoot dernohrte o noch 'n dichtiga Viehrer, nu do foan freilich woas aus 'm warn. Asu woarsch o bem Rößler Roberte. Woater und Schullehr' hotta ihre pure Freede über da Junga. Aber asu gescheut wie a ei der Schule woar, asu wüzig und siebalistig woar a o derheeme Übervale, wu a nischtnitziges Stückla auszuhecka woar, do salte o Robert nich derbeine. Die ahla Weiba schluga schunt is Kreuze, wenn se doas durchtriebne Gefiße soaga.

Ei der en'n Hand 'n lange Strangpeitsche, ei der andern 'n Schniete üms ganze Brut mit Butter und Quorg hübsch fett geschmiert, 'n gruße Heffa Kallsoahnige üm sich rüm, asu kunn'd' ma Woater Rößlers sen'n Robert goar uffte sahn eim Summer de Rüh, de Ziega, de Nuckerla und de Wulla hütta. Do gings lustig zu bei dar Gesellschaft. Ges machte a Feuerla, ees foang Mäuse, enner grub 'n Ardhund aus, der andre wullde a Hummlernaast ausnahma, und underdessen ging nattirelich is Viehch zu Schoada.

Kurz ver der Ahn hut'te Robert amool is Rüsselviehch uf der Brooche. Weil a do und a hotte wieder doas und jes derbeine zu tun, do merkt' a's nattierlich nich, doß a und a hotte üm de Wasper asu 'n gruße Sau zu wing. Verpucht noch amool, koom a do ei de Brenne, wie a's gewoahr wurde, dar Patron! A ruffte ei em weg: „Nuckerla, nuck, nuck, nuck, nuck!“ aber is Nuckerla foam nich azu. Der-naba hott's 'n grußmächtige Fleck Kurn, und do mußt' sich's äben drinne verfrucha hoan. „Nu hoot der Prügel amool urntlich Kirms“, duchte Robert, und deswägen geducht a sich o aus 'm Stooche zu macha. A joate seine Vorschtaviehcher ei a Hof und verfruch sich, wie sei verlornen Stußschwanz, bale do-, bale durthien. Aber 's hoalf nisch, zulezt foam a doch 'm Woater ei de Quare. Der Ahle hotte de Hände uf'm Rücka, weil a und a hielt durte woas verstaekt. Robert ruch wull o bale Lunte, aber zum Ausrücka woarsch zu spät. Wie a geälter Bliß asu flink bruchte

der Boater jikt a viersechtiga Straug hingerim Rücka abür und schwopp, schwopp! krigte dar vome Zunge Homf, daß a de Engel im Himmel singa hurte.

Nu ja, zu verdenka woarsch 'm Boater Rößler freilich nich, wenn a und a woar awing grätig; denn doas vermolbeite Tier machte lauter Vootscha und Siele im Rurne, und wenn's ees hätte wulln rausjoan, do wär der Schoada bluß no grisser gewurn. Aber halsa thoat die Draschafe nattierlicherweise o nisch meh, denn doas Ruckerla koam äben orscht raus, wie's 'm poßte, und doas tauerte drei Tage.

Zikt ließ der Boater nattierlich seine Buhst oam Schweine aus; nich ent, doß a 's getraktiert hätte, nich doch, doas macht' a nich, aber a ließ a Flescher kumma, und dar muß' 'm a Zoahlaus gahn. Nu soakt's also bei Rößlern unverhuffts woas zu spachteln. Aber doas woar sicher, keene Wurscht und kee Wellfleisch hoot wull 'm Robert je amool asu schlecht, asu gollerbitter geschmackt, als wie groade doasmool. Nu, ma koan sich's wull ent denka.

Underdessen woar Robert zahn, zwölf Zoahre gewurn, und weil a und a kumde gutt feisa und singa, do muß' a zum „Weidlich Joseffe“ ei de Geigestunde giehn. Aber wenn o Robert funster und a woar siehr musjekalisch, uf der Geige hott' a ni viel Glücke mit fennier Kunst, do fing der Hund schunt oan zu heuln, wenn ha a Geigeboga mit Kollodium eischmierte. „Ja, Boater“, meent' a doas eene Mool, „wenn doas verpuchte Fingern nich wär, do geigt' ich recht schien, aber asu do war ichs wull ni weit brenge uf dar ahla Rutsche.“

Na, und der Boater hotte a Eisahn. Robert brauchte nimme ei de Geigestunde zu giehn, aber a krigte jikt 'n neue finklige Trumpete, denn Weidlich Josef meente, doberzune hätte Robert meher Geschicke als wie zum Geiga.

Und richtig, Robert blies jizunder, doß 'm de Dga zum Ruppe rausstoanda, und ei zwee Zoahren trumpeter' a schunt asu hübsch, doß a sei Kapallmester, weil dar und hotte immer viel zu tun, miete uf de Rirms noahm zum Musikmacha. Nooch und nooch blies dar neugebackne Trumpeter olles, woas 'm sei Kapallmester uf Nota vürläte, eeb's nu woar a Polka, a Kallupp, a Huchländer oder funster woas. Seine ganze stulze Seele lät' a aber nei, wenn dar schiene sachte Walzer oan de Reige koam: „Ich war mer amool, ich war mer amool a Poar blooe Hofa lussa macha lohn. Blooe Hofa mit gala Ranta troan de Gleimfer Musseganta. Ich war mer amool, ich war mer amool a Poar blooe Hofa lussa macha lohn.“ Do blies a nu schunt extra schien, asu schien, doß 's olla ahla Weibern eis Been koam.

De Viehrjunga bei a Musseganta hotta doas Recht, doß se und se kumnda beim Tanze monchmool 'n Vootsch mietemacha um de Saule. Doberzune woar nattierlich o ünse Robert ni zu faul. Hurtig hullt' a sich asu 'n dicke Rühstoaljumfer und fladerte miet 'r über die ahle pücklige Diele weg, daß de Futa knackta. Wie der Tanz olle woar, fuhr' a de Freele naus oan a Poschtiesch und kooft 'r a grußmächtiges Fasserfuchaherze, wu druffe stoand: „Bergiß mein nicht“.

Doas Spasla hurte a poar Tage später o der Ahle. Der Teiwel fuhr urntlich ei-n-a nei, doß dar Zunge und a hotte schunt de Gedanka uf a Froovölkern.

„Wort', wort'“, soat' a, „ich war Der glei amool de Geige stimma, doß Der Deine Liebsgedanka fer immer vergiehn“. Und dodermiete frigt' a 'n bei a Uhrn und schüttelt' a, doß is Post rümhoang.

Ja, ja, 's woar a strenger Moan, der ahle Voater Rößler. Aber a meent 's o gutt mit sem Suhne, ber warn's glei hiern.

Wie Robert später uf Zoodsmühle nüber ei de Schule ging, wurde der Herr Forr uf da fleißiga Junga ufmerk' m. En's schin'n Tags ließ a sich a Voater amool kumma und red't 'm zu, doß a und a sellde doch da Junga studiern lohn; is fiel' 'm olles leichte zu, und a wäre seine Sache schunt macha uf dar latteinscha Schule. Und richtig. Der Ahle, wenn a und a woar o sunster awing knausrig und knickrig, a woar dermiete eiverstanda, und Robert foam also uf Brassel ufs Maria-Magdalenenagymnasium.

Durte schuft' a nattierlich o wieder vom Ufstiehn bis zum Schlofagiehn. Wie a hungrierger Uderwulf fiel a über jede Bücherschwoarte har und verschloang se vo em Bratla bis zum andern. A wurde urntlich dicke vo dam viela Lerna. Wie a asu um de zwanzig Joahre woar, do fing a oan und machte Bersche. Vom ahla Voater Holtei ei Brassel und vom Duolsdorfer Tschampel hott' a's obgeguckt, wie ma Leed und Freede nich bluß uf Huchdeutsch, nee, o ei der lieba schläfscha Mutter-sprooche, uf Bauerdeutsch, a Menscha zu Gemütte fñhrn koan. Wenn a deswägen und a hotte asu wucha- und mondalang ei Brassel gepichelt und geugt, do fuhlt' a sich urntlich wuhl, wenn a uf Gleims zu a Ferien foam, und a kunnde mit Voater und Mutter, mit a Geschwistern und mit da ahla Bekannte wieder amool vo der Laber runder räda, wie da Schnoabel gewachsa is. Uf die Weise lernt' a sei liebes Schläfsch immer meher kenna und schäza. Zuirscht woar a mit jenner Dichterei zwoar noch awing a furcht' mer Karle, weil a duchte, doß a und a künnde seine Sache amende ni gescheut gemacht hoan; wie a aber dar ahla Meester Holtei lobte, do foam a raus mit der Ziege uf a Morfft. „De Laderwegsta“, „Der Ruckboomkrause“ und „Bibelversche“, doas woarn de irschta Gedichtla, mit dan a de Schläfsinger beglückte. Na he, doas woar 'n Lust under sen'n Landsleuta! „Warsch asu verstiecht“, frigt' a zur Antwoort, „dar braucht sich ni zu schama, dar koan meh macha vo dar Woare“.

Zwoar hätt' a sich am liebsta glei drüber hargemacht; a ganzes Duwart vul Tinte hätt' a uf der Stelle verschreiba wulln über olles, woas sei prawes schläfsches Herze duchte und fuhlte, aber doas soag a ei, doß doas jñht nonne ging. Drschtt muß't a woas Urntliches warn, dernohrte kunn'd' a sei Mutteje betreiba, wie a wullde.

Robert woar also tuppelt uf 'm Pusten, und wie de Zeit do woar — 's woar achtzahundertsechzig — macht' a Exame und ging under de Studenta. Doas sein fideele Brüder — na und warum sellda se ni lustig und guder Dinge sein, wenn se nu is Lerna ni drüber vergassa — und zu dan poßte ünse Robert prächtig. Weil a und a woar ni gruß, do hieß a durte kurzweg „der kleene Fuzel“. Aber a machte sich nischtt draus aus dam Zunoama, denn de Griefe schlät ken'n Moan, doas wußt' a, wull aber der Geist und de Klabatjsche.

Uf Prügelei und Tulliern, woas de bei a Studenta siehr Mode is, kunnnd' a sich freilich nicht eilohn, denn a hotte 'n Zahler oan eem Orme, aber a vertees'ntierte sich o, und doas besurgt' a nämlich goar prächtig mit sennem „Frasse“. (Namt mer die grobe schläfsche Brocke nich übel, aber a hieß doas Ding salber asu.)

Fer da ahla Voater Rößler ei Gleims woarsch freilich anne biese Nummer, die Zeit über, wu sei Siehula is Studentakappla und die seidna Bändner trug; und wenn der Postbote und a bruchte 'n Brief vom Roberte, do wechselte der Ahle glei de Forbe. „Der Vater muß Dukaten schicken, wenn der Sohn studieren soll“, dobermiete fing jeder Brief oan. Aber na, a soag's ju ent ei, doß's woas nützte, doß's nich weggeschmissa woar, und do mucht's doch sein. A mußte halt hien und derwieder amool a poar Sackvel Getreide, a Kolb, 'n Kuh oder a Schwein uf a Hutt haun, doß a und a koam wieder zu Gelde.

Und olles Ding nimmt ju o amool a Ende, und doas nämliche woarsch o mit Robert's sem Studium. Da ganza Kroom vo Wissenschaft hott' a ei sem Verstandskosta undergebrucht. Is woar gedrummelt vul bis ahinger und avür, bis undahien und ubaruff. Nu frigt' a ubadruff noch da poßniga Hutt derzune, und der Herr Dukter woar fertig. Verpucht, woar doas jikt 'n Freede uf der Schölzerei ei Gleims! Mughta doch amool a poar Trefforscheine ei de Welt geflortert sein. „Plomp druf,“ duchte der Voater Rößler, „ma hoot doch woas dervone: Ich bien der Voater vo em gescheuta Suhne. Obgemacht, Seefe!“

Wenn enner hentzutage doß a und hoot woas gelernt, do kimmt a o überoale oan, denn tumme Äsel hoot's immer noch zuviel. Deswägen soand jikt o der Dukter Rößler sei gudes Furtsumma. Jede latteinsche Schule wulld' a als Viehrer hoan, üm doß a und a fruppte da junga Dingricha recht viel Grüze eis Gehirne. Aber wie's nu eemool is, überoale koan halt der Mensch ni sein, und zuteeln koan a sich o nich, und deswägen hotte äben o bluß Landschutt, Mattebor, Striege und Sprutte doas Glücke, da ahla schläfscha Zunga immer uf a poar Joahre zu kriega. Ei jedem vo da vier Staadtlan stieht a heute noch ei gudem Dandenka, und jedem schläfscha Bürgerichmonne, dar doas kreuzfideele Haus gefannt hoot, hoppst heute noch is Härze underm Würleibla avür, wenn a vum Dukter Robert Rößler derzähl'n hiert.

Viel Arbeit, roasnig viel zu tun, doas woar de Lufung überoale, wu a hienkoam, und doch soand a bei dam viela Geraboze mit da grußa Zunga immer noch Zeit, doß a und a vergoß o de liebe Schläfsing ni derbeine. Olle Joahre a neues schläfsches Buch, ees immer schiener wie's andre, schankt a sen'n Landsleuta zum Christbeschärf'l. Und woar a o monchmool awing stork oam Holma, a red'te doch bluß de Wahrheet. „Woas nützt doas Gepimpel“, mught' a wull denka, „ma koan doch is Ding nich andersch genenna, als wie's heeßt“. Moncha griesgramlicha Karle brucht' a zum Lacha, und moncher zimperliche Mensch, dar ver der schläfscha Muttersprooche de feine Noase rümpelte, frigte durch ihn 'n Begrief vo der Krost, vo der Wucht, vo der Klarheet und vo der Schienheet ünser Räde und Gedanka.

Asu striet also dar gude Dukter Rößler sei ganzes Labalang fer seine liebe, traute Schläfsing, und immer war a Sieger, immer hott' a de Lacher uf sennem Seite. Aber asu wie a mit 'm Ruppe und mit der Fader, mit 'm Härze und mit der Zunge

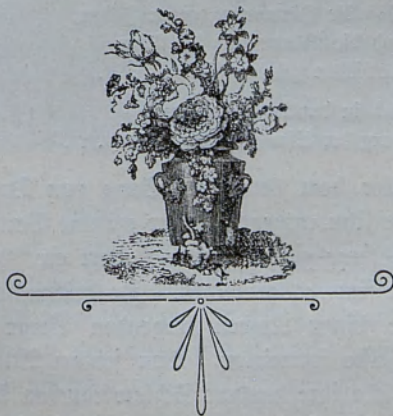
fer de Heemte eitroat, asu verteeft'ntiert' a o — mi'm Sabel ei der Hand — is liebe Woaterland. Und doas dreimool, 's is keene Kleenigkeet! A hoals a Dansker bürsta, a zwippelte de Östreicher miete, und ubadruf verbimst' a o noch ganz kallebarsch de Franzosa. Und weil a dooberbeine und a ging druf wie Blücher, do frigt' a als hichsta Luhn vo ünsem Könige 's Eiserne Kreuze irschter Klasse. Uf da Urden woar a nattierlich stulz bis a de Oga zumachte. A guder Schläfänger, a prawer Suldoate, a treuer Patriote, der Herr Dutter Robert Köhler!

's woar der een'zwanzigste Maitag achtzahundertdrei'nachtzig. Die Sunne schien gehalle und friedlich vom Himmel runder. Do frigta de Schläfänger olle gruß Herzeleed. „A is nimme, dar ahle gemittliche Sänger!“ doas woar is neufte vom Tage. Pluße, ohne doß's enne Menschaseele geohnt hotte, woar der Sahuzamoan gekumma und hott' a obgehullt, mietegenumma ei de ewige Heemte. A hätte noch asu viel zu tun gehoot, a wär noch asu nutwendig gewast, dar prächtige Moan, aber woas hilst's, wenn dar gruße Herbrichswoater rufft, da gibt's keene Widerräde. Wo durte uba guckt jitzt sei Geist uf uns runder und bermuntert uns kantenierlich, ünse liebes Schläsch ei senner Zauberkröft und Schienheet zu derhahn, zu schütza und zu behütta, zu häga und zu fläga.

Der letzte Wille vo em Mensche is uns heilig. Sell'd' uns doas Testament nich heilig sein?

O ja, lieber, guder Freind, verlooß Dich druf, de Schläfänger wissa, woas se Der schuldig sein. Geb De o zeitlich gesturba bist, eeb her o Deine freindliche Stimme nimme hiern kinna: Du labst!

A. Richter.





Im Reiche der Eule.



Entastelhaft und ins Dunkel gehüllt erscheint uns der Ursprung vieler Namen, die in unsrer Heimat vorkommen. So heißt der langgestreckte, bewaldete Höhenzug zwischen den Quertälern der Glager Reife und der Schweidnitzer Weistritz das Eulengebirge oder kurzweg die Eule. Welche Beziehung herrscht aber zwischen Minervas klugem Vogel und diesen schönen Waldbergen mit den sanften Rundungen und der einem gewaltigen Hünengrabe gleichenden Hohen Eule? Da die Wissenschaft darüber schweigt, wollen wir die Dichtung zu Räte ziehen.

Tiefer Wald! Von Stamm zu Stamme
 Bob die Dämmerung graue Fäden,
 Und die Bäume und die Tiere
 Wechselten geheime Reden

Und in dunkler Felsenritze
 Barg der Uhu sich, der braune . . .

Und wenn wir weiter dem herrlichen Sang von Dreizehnlinden lauschen, so tritt uns immer wieder der Uhu entgegen, dieser grimme Vertreter des Materialismus, der seinen Kindern die Weisung gibt: „Hurtig flattert ein Jahrtausend, werdet Eulen, kleine Eulchen!“ Und sie sind es geworden. Zu beschaulicher Ruhe hat sich indes der alte Oberuhu in die seinen Namen tragenden Berge zurückgezogen, während seine Kinder in seinem Geiste fortwirken. Von seinem Altensitz aus kann er ihre Tätigkeit überwachen; er sieht ihre hundert Schlote rauchen in den gewaltigen Fabrikorten zu seinen Füßen, er sieht sie in den Vorbergen die Erde durchwühlen nach dem „schwarzen Golde“ und das Eisen recken in dem romantischen Tale von Köpprich.

Von der Hohen Eule senkt sich ein einziger Kamm, aus Gneis bestehend, bis zum Bergpaß von Silberberg. Im Osten und Nordwesten schließen sich Ausläufer an, die bis zu den schon genannten Flußtälern reichen. Vom Kamm aus verlaufen wie Nebenadern eines Blattes nach Schlesien und der Grafschaft Glatz einzelne

Höhenzüge, die reizende Täler einschließen. Weitausgedehnte Tannen- und Fichtenwälder verleihen dem Gebirge ein ernstes Gepräge. Doch mischt sich an sonnigen Hängen die freundliche Buche in den Bestand und bringt lichtere Farben in das düstere Bild, namentlich zur Herbstzeit, wenn das Grün ihrer Blätter in Gelb und Rot sich wandelt. Das Gebirge sendet keine größere Wasserstraße zu Tale, aber Hunderte von klaren Bächen entquellen in verborgenen Waldwinkeln seinem Schoße und zaubern eine mannigfaltige Flora hervor. Darum herrscht auf dem Waldboden nicht der Nadeldecke einförmiges Braun vor, sondern die berieselte Erde schmückt sich allerorts mit dem Grün üppiger Farnkrautwälder, schwellender Moospolster und



würziger Bergkräuter. Die flinken Wässerlein, die nur kurze Zeit im Dunkel des Waldes die Märchen ihrer Jugend träumen können, müssen wie die Kinder der Armen frühzeitig ihre jugendliche Kraft zu ernster Arbeit entfalten. Tag und Nacht kreist unter ihrer Tätigkeit das schwerfällige Wasserrad, und unaufhörlich speisen sie die Dampfkessel der Spinnereien und Webereien, Färbereien und Bleichereien der großen Fabrikorte Langenbielau, Peterswaldau und Wüstewaltersdorf.

Diese Industrieorte erzeugen hauptsächlich Baumwollenwaren aller Art. Schon äußerlich tragen sie den Stempel der Wohlhabenheit. In der vornehmen Villa wohnt der reiche Fabrikbesitzer, in dem freundlichen Landhaus mit dem hübschen Vorgarten der bemittelte Fabrikant und Garnausgeber. Die Waren des Fabrikanten sind zum großen Teil Handarbeit. Er ist der Brotherr jener armen Lohnweber, die immer noch zu Hunderten die Ortschaften des Gebirges, besonders die höher gelegenen,

bewohnen. Bis zur Kammlinie hinauf tragen die Hänge einzeln stehende Hütten, die in ihrem Innern viel Armut und zumeist tiefes Herzeleid bergen. Aber so hoffnungslos die Lage dieser armen Leute ist, so unermüdlich ist ihr Fleiß. Kaum einen Blick gönnt der nimmermüde Arbeiter der reizvollen Umgebung draußen, das Weberschifflein gleitet rasch von einer Hand zur andern, das Klappern des Webstuhles tönt Tag und Nacht; denn die Glieder der Familie lösen sich ab im einförmigen Tagewerk, und die unschöne Musik findet ihre Resonanz in dem zitternden Holzwerk der Wände und den klirrenden, halb blinden Fensterscheiben. Doch scheint sich für diese kümmerlichen Verhältnisse eine Wandlung vorzubereiten. Die Beobachtung lehrt, daß die



Schmiedegrund.

männliche Jugend für die Arbeit hinter dem Stuhle nicht mehr zu gewinnen ist. Ungleich lohnendere Beschäftigung eröffnet sich ihr bei der fortschreitenden Erschließung der Steinkohlenlager von Waldenburg und Neurode, und als schmucker Bergknappe sucht der junge Mann an Sonn- und Feiertagen die väterliche Hütte auf. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo man den Webern des Gulegebirges nur noch auf der Bühne begegnen und das Sensationsstück Gerhart Hauptmanns nur als eine ergreifende Darstellung längst vergangener Zustände ansehen wird.

Wer das Gebirge besucht, begnügt sich gewöhnlich damit, die höchste Warte, die Hohe Gule zu besteigen. Nachdem er hier Herz und Auge geweidet, vermerkt er in seinem Reisebuche vielleicht den prächtigen Rundblick und die Aussicht auf den breiten waldigen Rücken desammes und wendet sich dann zufrieden in dem Be-

wußtsein, ein schönes Stück der Heimaterde bewundert zu haben, talwärts, der Ebene zu, wo ihn bald wieder die Alltäglichkeit umfängt. Aber dich, du sinniger Naturfreund, dich will ich andere Pfade führen, dir vermag ich eine Galerie lieblicher Landschaftsbilder zu entrollen, die den meisten verborgen bleibt, dir möchte ich die Geheimnisse der Waldespracht entschleiern: der Zauber dieser Waldberge wird dich umstricken und für immer im Banne halten.

Folge mir zu einer Wanderung längs des Kammes! Wie von einem langgestreckten riesigen Söller herab wollen wir Einblick tun in die herrlichen Gründe, die als enge Schluchten zu unsern Füßen beginnen und als gesegnete Täler mit breiter Sohle in die Ebene münden oder wie in der Grafschaft Glatz in die Längstäler der Waldbitz und Steine verlaufen.

Von den vier Bergstraßen, die in wunderlichen Windungen die Soche des Gebirges erklimmen, benutzen wir die östliche, um von Peterswaldbau aus die Hohe Gule zu ersteigen, die sich 1014 m über den Meeresspiegel erhebt. Schon in der ersten Stunde der Wanderung gewahren wir die Reize des Tales von Steinseifersdorf, einer blühenden Ortschaft in den nördlichen Vorbergen. Der romantische Schmiedegrund nimmt uns auf, und wir wandeln empor am klaren Waldbach, der silberschäumend zwischen bemoosten Steinblöcken dahin plätschert und das Becken eines stillen Waldweihers füllt. Bald ist die Paßhöhe der Straße erreicht, nach dem Gasthause die Sieben Kurfürsten genannt; wir sind an der Böschung der Hohen Gule. Hinauf zur hohen Warte! Die nächsten niedrigeren Höhen treten zurück, der Horizont weitet sich; endlich ersteigen wir den aus Baumriesen künstlich gefügten Turm. Da tauchen sie auf vor dem stammenden Auge, der Sudeten blaue Bergriesen vom Altvater bis zur Schneekoppe, wie gewaltige Wachtürme der großen schlesischen Mauer, die das Land der Slaven und Deutschen trennt. Tief unten lachen Schlesiens Fruchtgefilde. Wirkungsvoll heben sich die großen Ortschaften mit ihrem Weiß und Ziegelrot von dem satten Grün der Landschaft ab. Südlich breitet sich das wellige Hochland der Grafschaft Glatz aus, mit Reizen verschwenderisch bedacht, und im Westen erschaut der Blick prächtige Partien des Schweidnitzer Berglandes.

Aber die Aussicht auf die prangenden Gefilde ist Gemeingut so manch umliegender Berghäupter. Jetzt soll allein das Reich der Gule auf Herz und Sinn einwirken. Eine gute Stunde Wanderung auf der Höhe führt uns zum höchsten Punkte der zweiten Bergstraße, dem Hausdorfer Kreuz. Die Kreuzhaude nimmt den Wanderer gastlich auf und gewährt ihm Erquickung. Nur die Grafschaft Glatz zeigt uns hier ein offenes Tal. Zäh fallen die felsigen Hänge ab zu dem tief gelegenen freundlichen Hausdorf. Die zähe Tanne schlägt ihre Wurzeln in jede Felsritze, und wie mit weichen, pflegenden Händen umfängt das goldgestielte Frauenhaarmooß das arme, nackte Gestein. So ist der Charakter der grünen Waldfrische gewahrt. Aber der qualmende Dampf, der wie zäher Nebel da unten über die Baumwipfel zieht? Den sendet der Gott Pluto herauf, denn hier beginnt mit der Kohlengrube von Mölke sein Reich.

Der auf dem Ramme hinführende Rasenweg steigt nun bis zum Kroatenplan, einer Waldwiese unterhalb der Sonnenkoppe. Treten wir hinaus auf den nördlichen Gau, wo wir die schlesischen Vorberge übersehen können! Beim Anblick dieser waldbigen Gebiete mit dem prächtigen Tale von Steinkunzendorf, dem Tiefengrund und dem Goldenen Sieb mit den wie Promenadenwege gestalteten Försterstegen, die in die Tiefen des Forstes hineintauchen, mit den verschwiegenen Gründen und klaren Forellenweihern erkennen wir, welche Anziehungskraft in diesem anmutigsten Teil des Gebirges liegt, und wie der Fremde durch die Reize der Gegend zur längeren Sommerrast eingeladen wird. Das Tal von Steinkunzendorf und das des Goldenen



Steinkunzendorf.

Siebes haben sich einen guten Ruf unter den Sommerfrischen der Sudeten erworben. Hier gibt sich allerdings die moderne Welt kein Stillsitzen mit Reumions und Picknicks, vielmehr darf der Sommergast, der sich hier einnistet, unbekümmert die lästigen Fesseln der Konvenienz abstreifen. Noch stehen ihm keine prachtvollen Logierhäuser zur Verfügung, aber ein sauberes Stübchen findet er sicher. Sein Lieblingsaufenthalt werden ja doch nur die weiten Hallen sein, die nicht zur Entfaltung menschlichen Glanzes, sondern zu der Schöpfung Frieden und Wohlfahrt vom ewigen Bauherrn geschaffen sind.

Doch nehmen wir unsere Rammwanderung wieder auf. Bild reiht sich nun an Bild wie in einer Gemäldesammlung. Das eigenartigste rollt sich vor uns auf, wenn wir nach etwa einer Stunde die Ottensteine, eine Felsbildung auf dem Ramme, erreicht

haben. Rings vom Windhauch leis bewegte Wipfel; nach Osten und Westen, soweit das Auge reicht, die grünen Bogen der Eulewälder. Die dunklen Tannenhalben zu unsern Füßen neigen sich sanft zu grünen Bergwiesen, die Wiesen zu buntfarbigen Feldern. Das Tal der Waldbiz breitet sich aus mit blühenden Ortschaften und der freundlichen Bergstadt Neurode. Durch dieses Idyll läuft Schlesiens interessantester Schienenweg, mittels hochragender Steinpfeiler wie auf Stelzen die schmalen Täler in den Hügelreihen überschreitend. Jetzt faucht und pustet das Dampfroß heran, verschwindet, taucht wieder auf und verliert sich endlich ganz in der gähnenden Öffnung des Heidenberges, des ersten Gebirgsbahntunnels.

Ehe wir uns der neuen Bahn anvertrauen, die uns wieder hinab zur Ebene entführt, wollen wir noch einmal das Schlesierland am Fuße der Eule überschauen. Es ist durchaus historischer Boden. Im Siebenjährigen Kriege sah sich das Eulengebiet bald im Besitze der Österreicher, bald unter der Herrschaft der Preußen. Der letzte Akt des gewaltigen Kriegsdramas spielt fast allein im Angesicht seiner Berge. Im August 1762 wurden die Österreicher unter Daun am Fischerberge endgültig geschlagen; Schweidnitz wurde wieder genommen, und das Ende des Krieges stand in naher Aussicht. Der König hielt sich damals im Schlosse zu Peterswaldau auf. Aus jener Zeit lassen wir uns erzählen, welche Anziehungskraft das Gebirge auf Friedrich ausübte, und daß er gern ohne jegliche Begleitung die Höhen hinanritt. Wie mag sein Königsauge gestrahlt haben, wenn es über die schönen Wälder und Fluren streifte; wie mag beim Anblick dieser herrlichen Gefilde neuer Mut, neues Vertrauen in seine Seele eingezogen sein und die siegesfrohe Zuversicht, das vor ihm erglänzende Landesjuwel dennoch zu behaupten!

Aber nun, du Ort träumerischer Waldstille, es geht wieder fürbaß, denn noch einige Stunden müssen wir wandern, ehe unser Ziel, die alte Bergfestung Silberberg, erreicht ist. Vom Turm der Mcherkoppe überschauen wir noch einmal weithin das Land, manch schöner Grund zeigt uns noch seine Reize. Aber der Kamm hat bereits seine imposante Höhe eingebüßt. Da steigen vor uns mächtige Felswände auf, die grüne Waldlandschaft verwandelt sich in zerrissenes groteskes Gebiet. Doch der erste Blick sagt uns schon, hier hat die Hand des Menschen aus dem Steinchaos ehemals ein gewaltiges Werk geschaffen: die Festung Silberberg.

W. Rücker.





Stadt und Festung Silberberg.

In einem der zahlreichen Quertäler, die in den Ostabhang des schlesischen Culengebirges einschneiden, liegt, an die steilen Talwände angeschmiegt, die einstmalig freie Bergstadt Silberberg. Hoch über dem Städtchen ragen die auch im Verfall noch gewaltigen Befestigungen gen Himmel, die der Wille Friedrichs des Großen im Laufe weniger Jahre auf dem Ramm des Gebirges hat entstehen lassen. In halber Höhe zwischen der Stadt und der Festung erblickt man die beiden langen, rechtwinklig zu einander gestellten Häuserzeilen der ehemaligen Kasernen, in denen sich seit 1871 die bekannte Gypnersche Uhrenfabrik befindet.

Silberberg hat seinen Namen von dem einstens hier betriebenen Bergbau empfangen. Der „Silbirberg“ war schon in alten Zeiten bekannt. Meißensche und Reichensteiner Bergleute gruben seit 1350 nach Erz. Der Sturm der Hussitenkriege setzte sie fort. Erst 1527 wurde der Betrieb wieder aufgenommen. Die Herzöge von Münsterberg-Ols und Liegnitz, der Prälat von Heinrichau und viele andere Edle, im ganzen 86 Personen beteiligten sich an diesem Unternehmen. Im Jahre 1536 erhielt der neu entstandene Ort den Namen Silberberg und 1540 ein eigenes Wappen, das einen halben Adler auf drei Querbalken, umgeben von Schlegel und Haue, vorstellt.

Es wird nicht viele Orte in Schlesien geben, die in so kurzer Zeit in so vieler Herren Händen gewesen sind, wie Silberberg. Wiederholt wurde die „freie“ Bergstadt, meistens zusammen mit ihrer Schwesterstadt und Leidensgefährtin Reichenstein, verpfändet und verkauft, so 1581 vom Herzog Heinrich zu Ols an Wilhelm Ursin von Rosenberg in Böhmen, dessen Bruder Peter Wock, der der Stadt eine Rose ins Wappen verlieh, sie 1599 wiederum an Joachim Friedrich, Herzog zu Liegnitz, Brieg und Wohlau, verkaufte. Als der letzte Nachkomme dieses Herzogs im Jahre 1675 gestorben war, wurde mit dessen Länden auch Silberberg vom Kaiser Leopold in Besitz genommen. Seit 1741 ist Silberberg preussisch. Als die schlesischen Stände im November jenes Jahres in Breslau dem Könige von Preußen huldigten, da schwuren ihm auch die Abgesandten der Stadt Silberberg den Eid der Treue.

Der Bergbau, dem Silberberg seine Entstehung verdankt, hat nie recht gedeihen wollen. Von einigen energischen Versuchen zu seiner Hebung abgesehen, die am Anfang des siebzehnten und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unternommen

worden sind, wurde, wie ein alter Bericht klagt, nicht rechter Ernst gebraucht. Unter ungünstigen Zeitläufen ist der Bergbau endlich ganz zu grunde gegangen. Aber das Erz war gut und wohl auch reichlicher vorhanden, als auf Grund neuerer Untersuchungen behauptet wird; betrug doch die Ausbeute in der Blütezeit des hiesigen Bergbaues 1000 Zentner silberhaltiges Bleierz. Und wer weiß, ob nicht durch die Eulengebirgsbahn, die nun kein Traum mehr, sondern Wirklichkeit ist, der Bergbau auf Bleierze noch einmal wieder auflebt und der Stadt, die jetzt kaum mehr ist, als „ein Denkmal früh'rer Zeit“, neues Leben und Gedeihen bringt. Eigentümlich sind die uns überlieferten Namen der alten Stollen: die Fundgrube samt dem Erbstollen auf dem geharnischten Mann, der goldene Adler auf dem roten Vorten, der Hosenrichter auf dem goldenen Knopf, der goldene Stern und das Eichhorn auf



Stadt und Festung Silberberg.

dem Gegendrum, der St. Annastollen, die heilige Dreifaltigkeit. Reste der Stollen sind in der Stadt und im Mannsgrunde noch vorhanden.

Silberberg ist eine Märtyrerin unter den Städten unseres Vaterlandes. Magdeburgs furchtbares Schicksal im Dreißigjährigen Kriege ist allgemein bekannt, und wo wäre ein Herz, das nicht im Andenken an all das Schreckliche, das über den Untergang der unglücklichen Stadt berichtet wird, bis in seine Tiefen erschüttert würde? Aber wer gedenkt der kleinen Bergstadt im Eulengebirge? Und doch hat sie ein ganz ähnliches Geschick erleiden müssen wie Magdeburg, nicht nur einmal, an jenem 1. Juni 1633, als sie der kaiserliche Generalissimus Wallenstein bis auf wenige Häuser niederbrennen ließ, nein, auch noch zum zweiten Male an jenem Peter-Paulstage, dem 29. Juni 1807, als sie, bei der Belagerung der Festung durch die Bayern und Württemberger unter dem General Deroy von Freund und Feind in Brand geschossen, wiederum dem Erdboden gleich gemacht wurde.

Im Jahre 1763, sofort nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges, ließ Friedrich der Große mit der Anlage der Festungswerke beginnen. Er wollte sich einen vollständig sicheren Übergang über das Culengebirge nach der Grafschaft Glatz verschaffen. In etwa zwölf Jahren entstand der gigantische Bau, der noch als Trümmerhaufen, der er jetzt ist, selbst dem anspruchsvollen Geschlechte des zwanzigsten Jahrhunderts imponiert.

Die Festung kostete 1668 011 Taler 20 Silbergroschen und 8 Pfennige damaligen Geldes. Ihre Hauptwerke waren: der Donjon, das Kernwerk, auch Schloß oder Wunderbau genannt, aus vier riesenhaften Türmen zusammengesetzt, die auf der Außenseite die Form abgestumpfter Regel haben, 33 Meter hoch sind und im Grunde



Der Donjon vom Hohenstein aus.

über 12 Meter dicke Mauern haben; ferner die Ober-, Neudorf-, Stadt- und Nieder-Bastion, der Hohenstein, das Hornwerk, die kleine und die große Strohhäube mit der Fuchsedoute und der abseits gelegene Spitzberg. Der Donjon liegt 685 Meter, die große Strohhäube 740 Meter über dem Meere. Mauern und Gräben sind zum Teil in den Fels gehauen. Zu einem Gange um die Werke braucht man mehrere Stunden. Bewunderungswürdig sind auch die tiefen in den Fels getriebenen Brunnen. Der Spitzbergbrunnen z. B. war gegen 90 Meter tief und hatte 50 Meter Wasserstand, der Hohensteinbrunnen hatte 70 Meter Tiefe und 30 Meter Wasserstand, der Donjonbrunnen, der einzige, der noch benutzt wird, ist 62 Meter tief und hat 45 Meter Wasserstand.

Friedrich der Große hat oft in Silberberg gewohnt, um sich vom Fortgange der Arbeiten des Festungsbaues persönlich zu überzeugen. An dem Hause Sommer-

seite Nr. 30, in dem der König wohnte, hat der Guldengebirgsverein eine Gedenktafel angebracht.

Unvergänglicher Ruhm, aber auch namenloses Elend ist der Stadt Silberberg aus ihrer Verbindung mit der Festung erwachsen, denn hier fand im Jahre 1807 der unglücklichste Krieg, den je ein Hohenzoller geführt hat, seinen tragischen Abschluß. Was in jener Unglückszeit Kolberg für Pommern und Graudenz für Westpreußen, das waren Kosel, Meisse, Glatz und Silberberg für Schlessien: Offenbarungsstätten preußischen Heldentums mitten in den Zeiten der Schmach. Aber die Übermacht des Gegners war hier zu groß, und eine Feste nach der andern mußte sich ergeben, wenn auch unter den ehrenvollsten Bedingungen. Schließlich war nur Silberberg noch übrig, das schlessische Gibraltar, ein preußisches Belfort. In das Abkommen, das Graf Götzen, der Generalgouverneur von Schlessien und Statthalter des Königs, der fast vergessene Retter Schlessiens, am 25. Juni mit Jerome getroffen hatte, war Silberberg nicht mit einbegriffen. Der Graf mochte wohl die Absicht haben, sich nach dem Falle von Glatz in Silberberg weiter zu verteidigen. Nun sollte dies noch schnell vor dem bevorstehenden Friedensschluß erobert werden, denn trotz seiner Kleinheit hatte es den Feinden tüchtig zu schaffen gemacht. Wenn die Glatzer irgend etwas gegen die Franzosen unternahmen, konnten sie sicher sein, daß die Silberberger sie nicht im Stiche ließen. Von Silberberg aus ließ Graf Götzen am 11. Mai 1807 jenen festen Zug beginnen, der nichts Geringeres bezweckte, als die Wiedereroberung des vom Feinde nur schwach besetzten Breslau. In Silberberg wurden am 4. Juni aus dem Gefecht bei Rothwaltersdorf 7 Offiziere und 218 Mann Bayern unter klingendem Spiele einer mitgeführten Musikkapelle im Triumphe eingebracht. Von hier versuchten zwei Offiziere mit einer Kompanie Fußvolk und einigen Reitern einen kühnen Handstreich auf das feindliche Hauptquartier in Frankenstein. Hier sollte sich in den letzten Sunitagen der fürchterliche Schlußakt des ganzen Krieges abspielen.

Als Graf Götzen an die Spitze der Landesverteidigung getreten war, schickte er tüchtige Offiziere und Soldaten nach Silberberg. Die Festungswerke waren gut im Stande, aber nur notdürftig ausgerüstet. Auch die Stadt war besetzt. Sie war mit einer Palisadenwand umgeben, und auf den Abhängen der Berge waren Feldschanzen errichtet. Kommandant von Silberberg war Oberst von Schwerin. Ihm zur Seite standen der Ingenieurhauptmann Wähzold, der Rittmeister von Bieberstein, die Leutnants Fischer, Rekowski, von Offeney u. a. Leider hatten zwei Schwadronen und zwei Schützenkompanien an Glatz abgegeben werden müssen, so daß nur eine völlig unzureichende Besatzung zurückblieb. Das Belagerungskorps befehligte der General Devoy. Er schlug sein Hauptquartier in dem „Schlößchen“ von Schönwalde auf, in dem Friedrich der Große gewohnt hatte, als er 1778 im Bayerischen Erbfolgekriege sein Heer am Fuße des Gebirges zum Einmarsch nach Böhmen zusammenzog. Die Belagerer waren Bayern und Württemberger. Der Belagerungspark wurde von Meisse herbeigebracht.

Am 26. Juni 1807 schloß sich der Ring der Belagerer um die jungfräuliche Festung. Auf der Gebirgsseite entzogen meist die Schluchten und Waldungen die feindlichen Bewegungen den Augen der Besatzung. Aber wo sich der Feind nur

irgend in größeren Trupps im Geschützbereich sehen ließ, wurde mit Erfolg auf ihn gefeuert. Im Verlaufe des Tages erschien der feindliche Oberstleutnant Graf von Lepell als Parlamentär und wünschte mit dem Kommandanten von Schwerin zu sprechen. Dieser eilte alsbald von der Festung herab. Der Antrag des Parlamentärs war folgender: Der Prinz Jerome, gerührt durch das unnütze Vergießen von Menschenblut, ließe dem Kommandanten und der Garnison die ehrenvolle Kapitulation von Glatz anbieten. Da der neuerdings errungene Sieg der französischen Armee über den alliierten Feind (bei Friedland, 14. Juni) nicht einmal den Gedanken der Möglichkeit eines Entsatzes übrig lasse, so hoffe er die Anerkennung eines weit größeren Verdienstes in Einwilligung dieser Kapitulation, als in der Behauptung eines zwecklosen blutigen Widerstandes. Hierauf wurde erwidert: Zur Zeit wären eben so wenig Siegesnachrichten der französischen Armee als die Bestätigung der Kapitulation von Glatz zur Wissenschaft des hiesigen Gouvernements gebracht. Ehre und Pflicht gestatten daher nicht, sich auf eine Kapitulation einzulassen. Gern hätte der Kommandant die Stadt gerettet. Der Feind wollte sie aber nur neutral behandeln, wenn er sie besetzen dürfte. Dies war unannehmbar. Damit war das Geschick der Stadt besiegelt. In der Nacht vom 28. zum 29. Juni gegen 10 Uhr abends begann der Sturm auf den nur schwach besetzten Ort. Er war trotz tapferster Gegenwehr nicht zu halten, und die Verteidiger zogen sich nach der Festung zurück. Nun begannen die Feinde zu plündern und einzelne Häuser anzuzünden. Als es Tag geworden war, blieb dem Kommandanten nichts übrig, als die unglückliche Stadt vollends in Brand zu schießen, wenn er sich die Belagerer vom Halse halten wollte. So ward Silberberg am 29. Juni 1807, am Peter-Paulstage, von den eigenen Landsleuten bombardiert, und bald stand das ganze Städtchen in Flammen. Es muß ein schauerlicher Anblick gewesen sein, der sich den Preußen droben auf der Festung, den Belagerern in Schönwalde, den zu Tausenden auf der Schloßterrasse versammelten Frankensteinern darbot. Pastor Frisch, der das Unglück miterlebte schreibt darüber: „Erst einen ganzen Tag in Gefahr, alle Augenblicke von den Feinden oder von der Besatzung erschossen oder zerschmettert zu werden, dann nach angstvoller Mitternacht dreimalige Plünderung zu erfahren, dann die Stadt an mehreren Orten in Brand gesteckt zu sehen, die Flucht der Bewohner, Greise, Schwangere, Mütter mit ihren Säuglingen, Kranke, die kaum dahinschleichen können, aus den in Flammen stehenden Häusern durch einen Regen von sich kreuzenden Kugeln, der Gatte von der Gattin, das Kind von den Eltern getrennt, betäubt und sinnlos auf den Feldern umherirren, in die Hände laufend den Feinden, von ihnen zum Teil gemißhandelt und zurückgetrieben, abgewiesen auch vor dem Eingang der Festung, wo viele Schutz suchten; zu hören dann durch 36 Stunden widerhallen Berge und Täler vom Krachen der hundert Feuerschlünde und tausend kleiner Gewehre, vom Brasseln der Flammen, vom Einsturz der Häuser, Kirchen und Türme, vom Röcheln und Stöhnen der verwundeten Krieger, vom Angstgeschrei der unglücklichen und zur Verzweiflung gebrachten Bewohner, die Hitze von 156 in Flammen stehenden Gebäuden noch in weiter Entfernung zu spüren, die Dämpfe des vielartigen Zerstörungsrauches aus allen drei Naturreichen in die Geruchsnerven zu

saugen, hier von den Berghöhen herab überschauen die Stadt in ihren rauchenden Trümmern und alle diese Greuel der Verwüstung — das, das, wen ließe es ohne Schauern, der nicht ein Felsenherz hat.“

So ward Silberberg das zweite Mal dem Erdboden gleich. Heute noch wird eine Anzahl nicht wieder aufgebauter Häuser im Kataster als Brandstelle Nr. 50 und 51 geführt.

Die Festung Silberberg wurde nicht erobert. Der Versuch der Belagerer, die große Strohhaube zu überrumpeln, mißlang. Vergeblich war auch der darauf folgende artilleristische Angriff auf das Werk. In den ersten Julitagen wurden die Feindseligkeiten eingestellt, nachdem der Abschluß des allgemeinen Waffenstillstandes in Preußen bekannt geworden war.

Die Taten der schlesischen Helden haben keinen Sänger gefunden, aber sie sind denen von Kolberg und Graudenz mindestens ebenbürtig, und es ist an der Zeit, sie der Vergessenheit zu entreißen. Den schmachvollen Frieden von Tilsit haben sie nicht hindern können, aber man bedenke, daß dieser Friede doch noch schrecklicher hätte sein können. Napoleon soll, wenn er in den nächsten Jahren vor der Landkarte stand, mehrfach sein lebhaftes Bedauern ausgesprochen haben, daß er „dem Manne“, nämlich dem Könige von Preußen, so viel Land gelassen habe. Daß es damals nicht noch schlimmer kam, war zu einem großen Teile das Verdienst des Grafen Götzen und seiner schlesischen Helden.

Der König hat für Silberberg getan, was er konnte, aber der Schaden war zu groß und die zu Gebote stehenden Mittel gar gering. Der Brandschaden betrug nach der Schätzung eines königlichen Beamten, abgesehen von dem, was bei der Plünderung verloren ging, über 275 000 Taler damaligen Geldes.

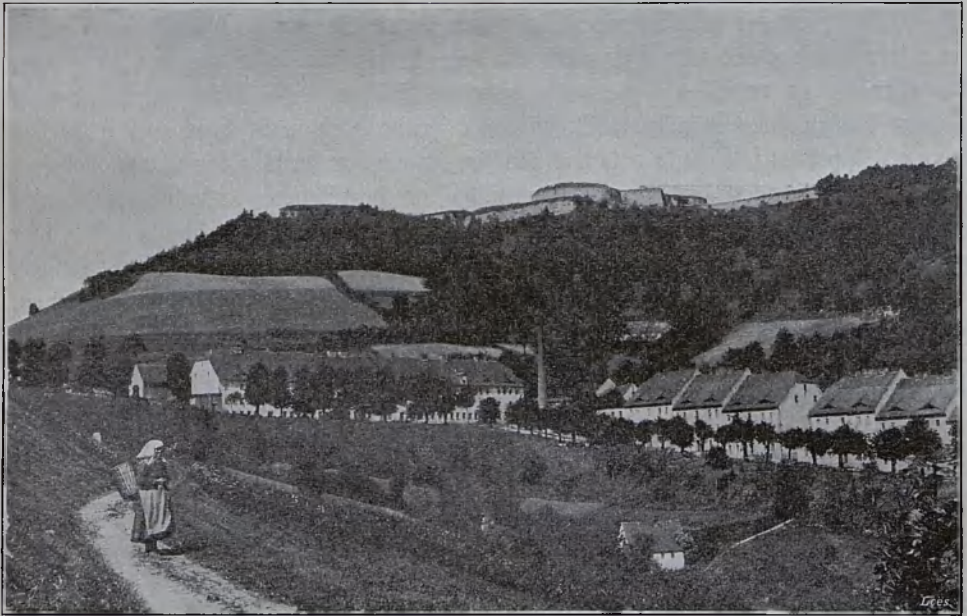
Langsam nur erstand die Stadt aus der Asche. Der erste Gottesdienst in der notdürftig hergestellten katholischen Kirche fand am 1. November 1807 statt, das Pfarrhaus wurde 1809 aufgebaut, beides vom Stifte Heinrichau. Der Turm wurde erst 1818 mit der alten Fahne und dem alten Knopfe von 1731 geschmückt. Das evangelische Pfarrhaus entstand 1811, die Kirche 1816, der Turm wurde jedoch erst 1838 vollendet. Die Schule stammt aus dem Jahre 1830. Das neue Altarbild ist ein Geschenk Ihrer Majestät der Kaiserin zum dreihundertjährigen Kirchenjubiläum 1892.

Die Festung hat ein ruhmloses Ende gehabt. In den Befreiungskriegen spielte sie keine Rolle; 1851, als der Krieg mit Rußland und Österreich drohte, wurde sie in aller Eile vollständig armiert. Der Krieg kam nicht zum Ausbruch.

Im übrigen diente sie wie ihre Schwestern als Staatsgefängnis. Hier war der bekannte Freiherr von der Trend eine Zeit lang interniert. Hier saß von 1834 bis 1837 Fritz Reuter. Die echte Reuterzelle ist 1899 von dem Reuterforscher Professor Dr. Karl Theodor Gaederz festgestellt worden. Sie ist restauriert und mit derselben Ausstattung versehen worden, die sie besaß, als Reuter sich hier aufhielt.

Was hatte Reuter verbrochen? Er hatte als junger Student — mit vielen anderen — ein „gruglich Verbrechen begahnt“. Er hatte nämlich als Senenser Burschenschaftler „up eine dütsche Uneversetät an den hellen lichten Dag de dütschen Jarwen dragen!“ Aus dem Jugendtraum von deutscher Größe und Einheit wurde gegen die jungen Leute von dem Streber Dambach, der die Untersuchung führte, und

von dem wahnsinnigen Referenten von Tschoppe, der auch im Wahnsinn starb, die Anklage auf „Conat (Versuch) des Hochverrats“ herausgedreht. Daraufhin wurden viele von den jungen Studenten zum Tode, die weniger schwer belasteten zu langjährigen Festungsstrafen verurteilt. Unter den zum Tode Verurteilten befand sich auch unser Reuter, und wahrscheinlich ist ihm und einer Anzahl seiner Leidensgefährten hier in Silberberg im Sitzungszimmer des damaligen Rathauses das Todesurteil verkündet worden, das der König von Preußen „kraft oberstrichtlicher Gewalt“ in eine dreißigjährige Festungsstrafe umwandelte. Drei und ein halbes Jahr saß Reuter in Silberberg, von „de oll die Fru Grelen, de vör dörting Johr as Marktenderin bi'n polhches Gulahnen-Regiment stahn hadd“ beköstigt und von „unf' Corline mit



Donjon und ehemalige Kasernen (jetzt Eppnersche Uhrenfabrik).

de Leckogen“ (Trief-Augen) bedient, „in 'ne düst're Kasematt“, in der man sich vor-
kommt, „as wenn Einer in en groten Reif'kuffert inspunn't is, von wegen dat runne
Gewölw haben.“ Darunter „bruste und hülte de Stormwind dörch den langen,
unnerirdschen Gang, de dörch de ganze Festung güng“, links davon war die
Festungskirche, „de in Friedenstiden tau 'ne Ort Mondirungskammer brukt würd.
Dor hungen de Wän'n entlang olle witte östreichsche Mantels, äwer jeden hung en
Schacko, unner jeden stun'n en por Stäweln, de Finstern wiren utnannen, dormit dat
Lüg hübsch lustig hängen füll, un nu wevten und fwevten de witten Mantels unner
den Schacko un äwer de Stäweln de Wand entlang, un 't was, as wenn de Geister
von de ollen Östreicher, de bi Prag und Leuten sollen wiren, noch einmal in Reih'
un Glib stü'n un noch einmal in 'n Stormschritt vorrücken müßten.“ Hinter Reuters
Kasematte war „en düst'res Loch, wo de Römer un Mörder Gymer, von den Bitaval

verteilt, in Ketten und Banden an die Mauer anslaten west wir.“ Im Jahre 1840 wurden die „Königsmörder“ begnadigt.

In einer Kabinettsordre vom 5. April 1860 wurde befohlen, daß die Ausrüstungsprovianten in die nächsten Festungen geschafft, die Festungswerke unbrauchbar gemacht, die Festungsstube gefangenenen-Anstalt geschlossen und die Militär-Straf-Abteilung des Platzes Silberberg am 1. Oktober 1860 aufgelöst werden sollte. An Stelle des Wachkommandos erhielt die Stadt das Füsilier-Bataillon 51 als Garnison. Im Jahre 1866 wurde die Festung in aller Eile, aber nur für die Dauer des Feldzuges, instand gesetzt. Durch die Stadt zogen die Garden. Im Jahre 1867 verlor Silberberg auch die Garnison und mit ihr die glänzende Hülle, unter der sich bis dahin das Elend des Ortes verborgen hatte, das nun um so krasser hervortrat. Die Erwartungen, die sich an die nach dem Kriege mit Österreich eine kurze Zeit blühende industrielle Tätigkeit knüpften, haben sich nicht erfüllt.

Die verlassene Festung wurde Ende der sechziger Jahre bei Schießversuchen mit dem schweren Geschütz, das im Kriege gegen Frankreich den französischen Festungen so übel mißspielen sollte, zum Ziel genommen. Den schwersten Schaden aber erlitt die Festung durch Versuche mit den neueren Sprengstoffen, die an ihr probiert wurden. Nur durch die besondere Gnade des Kaisers Wilhelm I. entging der Donjon der bereits sorgfältig vorbereiteten völligen Vernichtung. Was das Herz des Volkes dabei bewegte, hat seinen Ausdruck in einem Liede gefunden, das viele Silberberger auswendig können. Es lautet:

Du schöne, stolze Feste, du Riesenwerk von Stein,
Wirft bald auf Bergeshöhen ein Haufen Trümmer sein!
Dir ist dein Loß gefallen, dies Loß, es bringt dir Tod,
Du sollst dort oben sterben im lichten Morgenrot.

Bist du nicht zu beneiden? Du stirbst, wo du erstandst,
Wo deine Wiege gestanden, dein Riesengrab du fandst;
Und Gottes heiliger Odem weht dort so frisch und rein,
Wie süß, du starke Feste, wird deine Ruhe sein.

Dir weihst bei ihrem Kommen die Sonn' den ersten Kuß
Und nicht bei ihrem Scheiden dir zu den letzten Gruß.
Wenn alle in den Tälern schon schlafend ruhn wie tot,
Küßt dich noch immer wieder das goldne Abendrot.

Bist du nicht zu beneiden? Du stirbst in lichten Höhen,
Und sieh, dein Angedenken wird nimmer untergehn.
Du Schlesiens Gibraltar, du stolzer Bau von Stein,
Du wirst nach hundert Jahren noch Preußens Jungfrau sein.

Und sprengt mit Pulvermassen man dir das Herz entzwei,
Blut hin durchs ganze Preußen dein lauter Todeschrei,
Dann wird der Schlesier sagen dem Wandrer, der dort zieht:
Hier stand ein stolzes Bauwerk, wo man jetzt Trümmer sieht.

Pastor Lehmann.





Die schlesischen Weber.



Seit Jahrhunderten ernährt sich ein ganz erheblicher Teil der Bewohner Schlesiens durch Weberei und die damit verwandten Betriebe. Ein armes, genügsames, schüchternes, schwächliches Völkchen! Es bewohnt die schlesische Seite der Sudeten mit deren Vorlande, tief hinein bis in die engsten Hochtälchen, wo die kleinsten Holzhäuschen ihr Schindeldach hinten auf den Berghang stützen und noch manches einen hölzernen Schornstein zeigt, und nach der anderen Seite noch weit hinaus, wo schon die fruchtbare Ebene mit ihrer leichten Verkehrsmöglichkeit lohnenderen Erwerb finden läßt.

Die Entwicklung der schlesischen Weberei und die Verhältnisse der Weber.

Vor Zeiten gab es im schlesischen Gebirge nur Leinenweber. Noch 1845 waren allein im Piesznitzer Regierungsbezirk etwa 150 000 Gebirgsbewohner ausschließlich auf den Gewinn aus der Leinenindustrie angewiesen. Selbst der kleinste Landwirt baute sein Äckerchen Lein, und fast in jedem Hause spannen Frauen und Mädchen, ja auch Knaben zur Winterszeit täglich ihre „Zahl“ Garn. Von den geschicktesten Spinnerinnen wurden Fäden von erstaunlicher Feinheit hergestellt. Ein ganzes geweistes „Stück“ davon, 9600 Fäden nebeneinander, ließ sich bequem durch einen Frauen-Fingerring ziehen. Die Weber fertigten darum auch Waren vom größten Hausleinen bis zu den kunstvollsten Damastgedecken und den allerfeinsten Schleiergeweben. In Hirschberg wurde schon 1470 eine Schleiermanufaktur gegründet. Die schlesische Leinenindustrie erreichte eine stolze Höhe. Mit „schlesischem Leinen“ befrachtete Schiffe durchschnitten alle Meere, fuhren besonders nach England, Spanien, Amerika und Ostindien. Da strömte goldener Segen über unsre Heimatprovinz. Für

ein besonders großes Tafelgedeck mit hervorragend schönem Muster wurden einst vierzigtausend Taler bezahlt. Schlesiſche Handelsherren gelangten zu ungewöhnlichem Reichtum. Noch bis zum Jahre 1803 find alljährlich neun bis zwölf Millionen Taler für ausgeführte leinene Waren nach Schlefien geflossen. Unausgeſetzt waren 35 000 Webſtühle aller Art in Tätigkeit, und die Sudetenkreiſe der Provinz gehörten zu den bevölfertſten und wohlhabendſten des Staates.

Dann traf das Webereigewerbe Schlag auf Schlag. Die franzöſiſche Revolution mit ihren Folgen laſtete auf dem Handel. Die Kontinentalſperre Napoleons I. unterband allem überſeeiſchen Verkehr des Feſtlandes die Adern und löſte die alten Verbindungen, die ſpäter kaum wieder anzuknüpfen waren. Rußland ſperrte ſeine Grenzen mehr und mehr durch Zölle. England und Belgien ſtellten durch Spinnmaſchinen ſo billige Garne für mittlere und gröbere Gewebe her, daß die Leinenpreiſe ungemein heruntergingen. Eine Menge von Spinnern wurde brotlos oder mußte für ein Hungerlohn arbeiten; auch die Weblohne ſanken. Am 2. April 1793 war zu Voſſenhain ein arger Tumult entſtanden: „Weber aus den benachbarten Dörfern lehnten ſich gegen die „angeblichen“ Bedrückungen der Garn- und Flachshändler auf, überfielen die Vorräte der Garnſammler, d. i. der Fabrikanten, warfen die Garne auf die Straße, verwirrten und beſchmutzten ſie.“ Dabei ging es ohne Diebſtähle nicht ab; der verfolgte und bedrohte Bürgermeiſter mußte den Webern das Recht verbürgen, ihren Garnbedarf vor den Händlern zu decken.

Die vielen brotlos gewordenen Spinner und Weber wandten ſich allmählich der Baumwollen-Manufaktur zu. Barchent- und Kattunweberei breiteten ſich in Schlefien aus. Hauptſitz der Baumwolleninduftrie wurde das Reichenbacher Tal. Trotz der niedrigen Garnpreiſe gab es in den Kreiſen Reichenbach, Neurode und Nimptſch auch Leute, die Baumwolle mit der Hand ſpannen. Große Unternehmers bezogen die Garne aus England oder aus Chemnitz i. S. Die Konkurrenz drückte aber ſchließlich die Preiſe derart, daß Weber und Spinner, ganz gleich, ob in Leinen oder Baumwolle, nicht mehr ſo viel erhielten, als ſie ſeither für ihren einfachen Haushalt gebraucht hatten. Sie mußten ſich nach der Decke ſtrecken und nährten ſich immer mangelhafter.

Am ſchlimmſten find unter ſolchen Umſtänden diejenigen daran, die ohne Haus- und Ackerbeſitz die Weberei als Haupterwerb betreiben. Sie machen noch heute die große Mehrzahl dieſer Induftriebevölkerung aus. Die unternehmendſten kaufen für die abgedarhten Groſchen oder auf Borg das nötige Garn und gehen mit den fertigen Geweben im Lande haufieren. Um einen Lumpenpreis wird ihnen die Ware oft abgedrückt; denn Geld müſſen ſie nach Hauſe bringen, um den Garnhändler bezahlen und mit den Ihren leben zu können. Die Lohnweber leiden unter anderen Übeln. Sie erhalten vom Fabrikanten das Garn zugewogen, worauf ſie gegen Auszahlung des Webelohnes die fertigen Waren „heimtragen“. Ihren Arbeitsverdienſt haben ſie alſo wohl ſicher. Aber ſie ſind ſozusagen Hörige des Fabrikanten. Sie erhalten ſtets ein beſtimmtes Quantum Garn, nicht mehr, nicht weniger, können daher keine Überarbeit leiſten, wenn ſie eine Mehreinnahme brauchen. Sie dürfen nicht beliebig zeitweiſe austreten, falls ſich lohnendere Beſchäftigung bietet,

etwa zur Ernte- oder Herbstzeit in der Landwirtschaft. „Ihre Sorge ist: sich die Arbeit zu erhalten, ihre Furcht: sie zu verlieren.“ Der Übergang zu einer andern Berufsart ist schwer. Von der Eigenart seiner Arbeit hat der Weber weiche, zu grober Arbeit untaugliche Hände; vieles Stillsitzen, dumpfe Stubenluft und dürstige Ernährung bedingen einen schwächlichen Körper, der größeren Anstrengungen nicht gewachsen ist. Man kann den Weber nur zu leichter Arbeit brauchen.

Und wie stehts mit seiner Bezahlung? Das Arbeitsangebot in der Lohnweberei ist trotz allem so reichlich, daß der Fabrikant stets unter vielen die Wahl hat. Gar mancher hatte es ehemals in der Hand, das Arbeitslohn ganz nach seiner Entschliessung, je nach der Konjunktur, festzusetzen. Wer für das Gebotene nicht arbeiten wollte, konnte ja austreten, wurde dann aber kaum je wieder eingestellt.

Vor sechzig Jahren erhielt in Peterswaldau ein Weber für eine ganze Webe von 120—160 Berliner Ellen (1 Elle = $\frac{2}{3}$ m) ein Lohn von 2,00—4,50 Mark nach heutigem Gelde, je nach der Art der Ware, ob Barchent, Züchen, Inlett oder Drell, ob stark- oder feinfädig. Eine solche Webe erforderte eben auch verschiedene Arbeitszeit, sechs bis acht Tage, wohl auch darüber. Bedenkt man, daß zur Fertigstellung dieser Arbeit auch noch die gleichzeitige Tätigkeit mehrerer Familienglieder nötig ist, z. B. zum Aufspulen des Garnes, so übertreibt man nicht, wenn man dies Hungerlöhne nennt. Gar manche Familie wird mit ihrem Gesamterwerb nicht viel über 2 Mark pro Woche hinausgekommen sein. Selbst bei den damals sehr niedrigen Lebensmittelpreisen*) erübrigte der Weber kaum so viel, daß zu Festzeiten einmal ein Stück Fleisch auf seinem Tische stehen konnte.

Über jene Zeit, 1844 und vorher, schrieb H. v. Treitschke, dem man hierin schwerlich eine Übertreibung zutrauen wird, folgendes: „Der scharfe Konkurrenzkampf verführte die Unternehmer zu einer grausamen Härtherzigkeit, die unter einem so gutmütigen Menschenhage teuflisch schien. — Ungeheuer war die Macht der Trägheit in diesem entkräfteten, hoffnungslosen Völkchen. Die Weber widersetzten sich oft der Einführung verbesserter Arbeitsmethoden; sie entschlossen sich schwer, zu anderen, lohnenderen Beschäftigungen überzugehen; sie trieben in Rüben- und Kartoffelfeldern der benachbarten Gutsherren unglaubliche Dieberei, und aus ihren überschuldeten Häuschen mochten sie nicht heraus, auch wenn sie anderswo besser und billiger wohnen konnten. Die habgierigen Kaufleute aber wollten ihre Waren lieber zu Spottpreisen von halbverhungerten Handarbeitern beziehen, als aus wohlgeordneten Fabriken.“

*) Durchschnittliche Marktpreise in Schlesien (Breslau, Schweidnitz):

1841	der Scheffel (zu 55 l)	Weizen	=	6,75	Mark,	Roggen	=	3,65	Mark.
1842	=	=	=	5,15	=	=	=	4,05	=
1843	=	=	=	5,30	=	=	=	3,90	=
1844	=	=	=	4,75	=	=	=	3,35	=
1845	=	=	=	8,30	=	=	=	7,00	=

Also gerade das Aufruhrjahr 1844 hatte die niedrigsten Brotpreise; auch die Kartoffeln waren billig: der Zentner kostete im Juli 1844 in Schweidnitz 1,30 Mark. Erst vom Oktober 1845 ab stiegen die Preise bedenklich: im Dezember in Breslau auf 9,50 Mark für Weizen, auf 7,20 Mark für Roggen, auf 2,80 Mark für Kartoffeln.

Der Weberaufstand im Reichenbacher Tale.

Unter den Webern war allmählich der Gedanke erwacht, es müsse anders werden. Es fehlte nicht an geheimen Bülhereien, namentlich von der Schweiz aus, die das Feuer schürten. Allerlei aufreizende Lieder verbreiteten sich mit Windeseile. Der damals noch wenig bekannte Heinrich Heine verfaßte ein Weberlied, von dem hier ein Bröbchen zu bringen der Patriotismus verbietet. Im Frühjahr 1844 war von einem Eulengebirgsweber das sogenannte Blutgericht gedichtet worden, das heute durch Hauptmanns Drama zu allgemeiner Kenntnis gelangt ist. Seine Töne und Worte konnten die Fabrikanten bald genug alltäglich vor ihren Fenstern hören. Der allgemeine Grimm richtete sich besonders gegen den bedeutendsten Industriellen in Peterswaldau, der damals unausgesetzt 800—1000 Weber beschäftigte. Die bisherige stumpfe Gleichgültigkeit hatte sich in Verzweiflung und in rücksichtslose Feindseligkeit verwandelt. Man hatte ja nichts zu verlieren, aber vielleicht Aussicht auf eine Besserung. Gefängnis und Zuchthaus waren keine Schreckbilder mehr; denn dort konnte man sich doch satt essen. Der Weberaufstand vom Jahre 1844 war eine allmählich überreife gewordene Frucht, die ohne erheblichen besonderen Anstoß einfach vom Baume fiel.

Der Herd des Aufruhrs war hauptsächlich das Reichenbacher Tal, eine reichlich zwei Quadratmeilen große Ebene am Hauptkamme des Eulengebirges. Aus den engen Quertälern fließt eine Anzahl ziemlich paralleler Bäche der Peile zu, einem rechten Zuflusse der Weistritz. In diesen Seitentälern liegen zahlreiche Dörfer mit stattlichen Bauernhöfen. Zwischen den Höfen lagern an den Dorfstraßen in fast lückenloser Folge zahlreiche Häuslerstellen und kleinere Wirtschaften; ihre vielen Mietswohnungen haben meist Weber inne, was man schon von der Straße aus an dem rhythmischen Geklapper der Weberstischchen merkt, das den Wanderer auf dem ein- bis zweistündigen Wege durchs Dorf begleitet. An die Höhen, die das Tal im Südosten begrenzen, lehnt sich das bekannte volkreiche Langenbielau, das schon damals 12000 Einwohner hatte. Dann folgen Peterswaldau, damals 7000 Einwohner, Peiskersdorf, Leutmannsdorf. Dazwischen liegen noch einige kleine, ausschließlich von Webern bewohnte Kolonien. Auch in der langen Gasse der Peiledörfer bis nach Schweidnitz hin wohnen zahlreiche Weber.

Hauptmanns Drama schildert den Beginn und teilweisen Verlauf des Aufstandes durchaus zutreffend, wie ein amtlicher Regierungsbericht vom 28. Juni 1844 beweist. Die Verhaftung eines Hauptschreiers beim Absingen des „Blutgerichts“ gab das Signal zum Ausbruch. Der viele Jahre hindurch angesammelte Groll gegen jenen Hauptfabrikanten in Peterswaldau machte sich am 4. Juni durch Erstürmung seiner Fabrik- und Wohngebäude Luft. Während die Angehörigen des Kaufmanns mit knapper Not sich noch zu Wagen hatten flüchten können, wurde er selbst mit seinem verhaftesten Beamten von den Wütenden eifrig gesucht, aber nicht gefunden. Man erzählte sich später, er sei in einer großen Warenkiste zum Hause hinausgewälzt worden. In seinem gesamten Eigentum herrschte Verwüstung. Hunderte beteiligten sich an einer vandalischen Zerstörung. Selbst die Fensterkreuze schlug man heraus. Waren aller Art wurden in den Dorfbach geworfen, dessen leichtes Wasser vor diesen

Massen sich staute und von den hineingeschütteten Farbstoffen tagelang blau floß. Nachdem die Zerstörungswut sich gelegt hatte, ging es ans Plündern.

Auch die übrigen Fabrikanten des Ortes erhielten verhängnisvollen Besuch, den sie aber meist durch Verteilung von Geldbeträgen los wurden. In Gruppen durchzogen die Weber mit Weibern und Kindern das ganze Dorf und wußten in vielen Häusern und Gehöften „freiwillige“ Gaben herauszuschlagen. Wie im Sturme verbreitete sich der Aufruhr in der Umgegend. Besonders gewalttätig waren die Weberhaufen in Langenbielau und Leutmannsdorf. Sie schwelgten in dem berausenden Bewußtsein, aus tiefster Gedrücktheit und Entbehrung plötzlich einmal herausgerissen zu sein zu schrankenloser Machtfülle, vor der die Polizei ohnmächtig weichen mußte. Selbst ein herbeigerufenes Kommando Schweidnitzer Infanterie war gegen die Tausende machtlos und konnte in Langenbielau trotz mehrfachen Gebrauches der Feuerwaffen die Zerstörung und Plünderung der Fabrik- und Wohngebäude mißliebiger Kaufleute nicht verhindern. Die Verwundung und Tötung von etwa 40 Aufwühlern und Unschuldigen steigerte die Wut der übrigen noch mehr. Erst als auf dringendes Verlangen des Landrates am 6. Juni noch sechs Kompanien Infanterie und vier Geschütze, kurz darauf noch weiteres Militär anlangte, konnte dem Aufstande Halt geboten werden, nicht aber der Erbitterung der Weber. Dem besonders verhassten Polizeiverwalter in Peterswaldbau wurde eine Handbombe durchs Fenster in die Wohnung geworfen, die aber gerade leer war.

Der herbeigeeilte Oberpräsident Merkel ordnete die militärische Besetzung sämtlicher Dörfer der Umgegend an, da noch immer Haufen feiernder Weber und sonstiger Handwerker beutelustig umherstreiften. Bis weit ins Gebirge erstreckten sich die Unruhen. Die Bergforsten erfuhren zahlreiche unerlaubte Eingriffe. Durch Bedrohungen suchte man das Forstpersonal von jeder Ahndung abzuschrecken. In Alt-Friedersdorf, Kreis Waldenburg, kam am 6. Juni als Schlußakt noch eine größere Gewalttat gegen einen Arbeitgeber vor.

Raum hatte die Staatsgewalt das ungesetzliche Aufbäumen der Weberbevölkerung niedergezwungen, so verfielen die eigenmächtigen Volksrichter ihrem unbittlichen Schicksale. Über 87 der schlimmsten Aufwührer fällte der in Schweidnitz eingesetzte Sondergerichtshof nach kurzer Untersuchung das Urteil: Festungs- oder Zuchthausstrafe von 1½ bis 9 Jahren.

Versuche zur Beseitigung der Webernot.

Die Ereignisse in den Culengebirgskreisen hatten weithin das größte Aufsehen erregt, und die Webernot in Schlesien wurde Gegenstand allgemeinen Interesses. Leider war die Regierung von ihren Kommissaren, die die Lage der Dinge hatten untersuchen sollen, so schlecht informiert, daß sie dem Minister berichten konnte: „Ein allgemeiner Notstand hat sich bei den Webern jener Gegend keineswegs eingefunden; es fehlte ihnen im ganzen nicht an Arbeit, und ihr Lohn reichte zur Bestreitung ihrer notwendigsten Bedürfnisse aus“.

Eine traurige Illustration zu diesem Berichte ist eine Berechnung, die noch im Jahre 1862 ein Dr. Lagmann aufstellte. Bei einem Einkommen von höchstens drei Mark pro Woche bleiben demzufolge nach allen damaligen Abzügen auf Miete, Kirch-, Schul-, Staats- und Gemeindeabgaben, Heizung und Licht für die ganze Weberfamilie bare 28 Pfennige (= 23 Markpfennige) pro Tag auf Kost und Kleidung übrig. Schon vor den Unruhen wollten der Oberpräsident Merkel und seine Räte einen Notstand nicht zugestehen. „Sie glaubten felsenfest an die Heilkraft der volkswirtschaftlichen Naturgesetze, die durch Angebot und Nachfrage alles Leid von selber aufheben müßten, und witterten sogar in dem Breslauer Hilfsverein gemeinschädliche Absichten.“ (Treitschke.) Private forschten genauer. Ein Assessor Schmeer bereiste aus eigenem Antriebe etwa fünfzig Weberdörfer und betrat an die tausend Weber- und Spinnerhäuser. Seine ganz anders lautenden Ergebnisse veröffentlichte er in einer Schrift, in der er eine schwere Erkrankung der Erwerbsverhältnisse in diesem Industriezweige feststellte und ihre politischen, sozialen und technischen Ursachen darlegte. Er tabelte die damals vielfach obwaltende Tendenz, durch Geldspenden helfen zu wollen, die eine dauernde Besserung der Verhältnisse doch nicht bewirken könnten. Radikale Mittel seien nötig, wie die Übersiedelung in andere Gegenden, die Einführung neuer Erwerbszweige, die gründliche Reform der Weberei selbst. Namentlich habe die Presse hier ein großes Feld erspriesslicher Tätigkeit vor sich.

In der Tat wurden Anläufe in diesen Richtungen gemacht, nur die Übersiedelungsversuche unterblieben. Aber auf Antrieb des Königs, dem „das Herz zitterte, als er bei einem Besuche in Erdmannsdorf etwas von diesem Elende kennen lernte“, entfaltete der Staat eine erfreuliche Tätigkeit.

Es wurden verschiedene Chauffeen im südlichen Mittelschlesien gebaut, wobei bis zur Hälfte der Arbeiterzahl Weber eingestellt wurden, was durch erhebliche Zuschüsse aus des Königs Kasse sich ermöglichen ließ. Auch sonst verschaffte man den Webern einen besseren Verdienst. Ein Berliner Strohhutfabrikant mußte im Eulengebirge als neuen Erwerbszweig die Strohflechtereie einführen, die bald allein in Steinseiffersdorf bei Peterswaldau 140 Arbeiter in Nahrung setzte. Die von der preussischen Seehandlung in Erdmannsdorf gegründete Spinnerei bot Webern und Spinnern nach Kräften Verdienst. Ein Spinner aus Schoßdorf wurde nach Minden in Westfalen entsandt, damit er sich das in den dortigen Spinnereien gebräuchliche Verfahren aneigne, worauf er im schlesischen Gebirge eine Reihe von Spinnschulen einrichtete. Verbesserte Webelblätter wurden den Webern kostenlos verabreicht, und ganz arme erhielten Webstühle leihweise zum Gebrauche. Es wurde auch ein besseres Verfahren beim Bau und bei der Bereitung des Flachses, beim Bleichen des Garnes und der Gewebe, bei der Appretur der Stoffe eingeführt. Man suchte endlich neue Absatzgebiete und Handelsverbindungen.

An verschiedenen Orten Schlesiens bildeten sich Vereine, um der Webernot zu steuern, in Breslau z. B. einer durch Gustav Freytags Vorgehen. Sie versahen die Weber mit lohnenden Aufträgen, empfahlen ihre Erzeugnisse in weiteren Kreisen und sorgten so für vorteilhafteren Absatz. Die Fabrikanten sahen sich durch das allgemeine Drängen gezwungen, die Webelöhne zu erhöhen. Eine zuverlässige Quelle

berichtet, daß das Lohn pro Webe seit 1844 um 50 bis 75 Pfennige gestiegen ist, also nur um etwa 20 Prozent. Die Presse erörterte die Verhältnisse im schlesischen Gebirge und erweckte das Interesse Fernstehender. Aus der Lehrerschaft war in dieser Hinsicht namentlich der warmherzige Wander schriftstellerisch vielfach tätig.

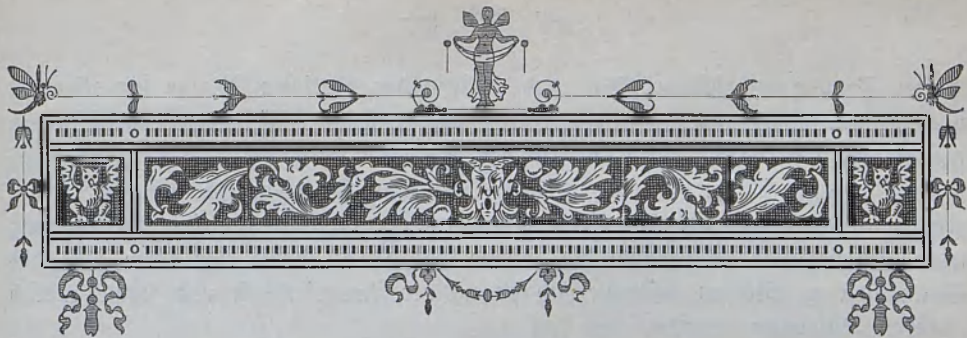
Daß das böse Jahr 1848, für viele überraschend, das schlesische Gebirge mit seinen arg geprüften Webern in verhältnismäßiger Ruhe sah, zeugt wohl am besten dafür, daß der Aufstand im Jahre 1844 nicht allgemeinen politisch-revolutionären Ideen entsprungen war. Als die Weber sahen, daß ihre besser gestellten Mitbürger anfangen, Teilnahme zu zeigen, waren sie beruhigt, obwohl ihre Lage keineswegs eine zufriedenstellende geworden war.

Seit jenen Tagen ist jedoch stetig von Gesellschaft und Staat viel zu ihren Gunsten geschehen. So kamen ihnen zu gute die Bildung der Genossenschaften, die für die kleinsten Einkommen so nötig gewesene Steuerreform, die Aufhebung des Schulgeldes, die Gewährung der Freizügigkeit, ganz besonders aber die Arbeiter-Versicherungsgesetze. Der Weber wird heute wenigstens nicht mehr wie ehemals durch die bange Sorge geängstet, wo er den Lebensunterhalt hernehmen solle, wenn Alter oder Krankheit ihn arbeitsunfähig machen. Allerdings wird die geringfügige Aufbesserung seines Verdienstes offenbar aufgewogen durch die Steigerung der Lebensmittelpreise, und seine Erwerbsverhältnisse sind auch heute noch traurig genug. Die wohlhabenderen Klassen der Bevölkerung haben nach wie vor die Pflicht, dem unverschuldeten Elende energisch entgegenzutreten. Die längst bestehenden Hilfsvereine müssen tatkräftige Unterstützung erfahren, z. B. wenn sie sich an die Öffentlichkeit mit der Bitte um Bestellung der empfohlenen Leinen- und Baumwollenwaren wenden, deren Preis, ohne Erhöhung durch den Zwischenhandel, das tägliche Brot armer Weberfamilien um ein wenig aufzubessern vermag.

Das beste Mittel zur Hebung der Webernot aber ist die völlige Abkehr von der Handweberei. Dieser Erwerbszweig ist durch technische Fortschritte heutzutage ebenso zur Unmöglichkeit geworden, wie das Gewerbe des Nagelschmiedes. In der Tat kommen unsre Weber endlich selbst zu der Einsicht, daß sie im Wettbewerb zwischen Hand und Maschine doch unterliegen müssen, und die Zahl der Handweber nimmt mehr und mehr ab, neuerdings in so beschleunigtem Tempo, daß in absehbarer Zeit das Klappern der „Gezehe“ aus den Sudetendörfern verschwunden sein wird. Dazu hat edelmütig ein Mann beigetragen, dessen hier am Schlusse gedacht werden soll: Am 2. Juli 1902 starb zu Hirschberg der ehemalige Generaldirektor Adolf Kessel. Er stiftete drei Millionen Mark zur Gründung eines Erziehungsheimes für Handweberkinder aus den schlesischen Gebirgskreisen. Dieses für Schweidnitz bestimmte Heim erhält ausdrücklich den Zweck, die Knaben anderen Berufen zuzuführen und die Mädchen in der Führung des Haushaltes zu unterrichten.

Ehre diesem edlen Menschenfreunde! Möge er bald Nachahmung finden, sei es von privater Seite, sei es durch Gemeinde oder Staat; denn seine Hilfe trägt den Stempel der Echtheit und der Siegesgewißheit.

A. Koch.



Gerhart Hauptmann.

Unter den Dichtern, die das Schlesierland im weiten deutschen Reiche neuerdings wieder bekannt gemacht haben, ist gegenwärtig Gerhart Hauptmann wohl der am meisten genannte. Niemals wohl ist der schlesische Dialekt so viel auf deutschen Bühnen gesprochen worden, wie in den Tagen der Aufführungen der „Weber“ und des „Fuhrmann Henschel“, und neben die altbewährte Rübezahlgestalt ist das nettische Kautendelein getreten. Es hat den liederfrohen Schlesiern von den Zeiten des Altmeisters Andreas Gryphius an wohl niemals an Dramatikern gefehlt, aber seitdem Karl von Holteis Theater ruhm verklungen, hat wohl kein Sohn dieser deutschen Landschaft einen so ungeheuren Einfluß auf die Bühne gewonnen, wie der Schöpfer der „Versunkenen Glocke“, bei der in den letzten Jahren so viel Tränenströme geflossen sind, wie einige Jahrzehnte zuvor bei „Vorbeerbaum und Bettelstab“. Und doch ist ein großer Unterschied zwischen beiden. Dem wanderlustigen unstäten Schauspieler und Bühnenleiter, Liederfänger und Dramatiker, dessen schlichtes Denkmal jetzt von der Holteihöhe bei Breslau ragt, ist viel Anerkennung im Leben zu teil geworden, aber selbst in jenen Tagen, als man ihn weit überschätzte, hat ihn niemand für einen Reformator der Literatur, niemand für den Bahnbrecher einer neuen Kunst angesehen; dergleichen aber sagen und glauben von Gerhart Hauptmann seine leidenschaftlichen Anhänger.

Das wenigstens war der Schlachtruf, mit dem am 20. Oktober 1889 die „Jüngstdeutschen“ am hellen Vormittag in das Berliner Lessingtheater zogen, um der ersten Aufführung des Hauptmannschen Dramas „Vor Sonnenaufgang“ beizuwohnen. Man wollte die Feuertaufe des „naturalistischen Dramas“ mit erleben. Damals war Gerhart Johann Robert Hauptmann siebenundzwanzig Jahre alt, und wer den jungen, blassen, blonden Dichter inmitten all des Wüstens, Tobens und Zischens nach den Altschlüssen vor den Vorhang treten sah, der war überrascht, in dieser sanft nervösen Erscheinung den viel gescholtenen und viel gepriesenen Mann zu sehen, von dem man erwartete, daß er mit allen Überlieferungen der klassischen deutschen Dichtung aufräumen und eine Kunst nackter Lebenswirklichkeit an ihre Stelle setzen würde. Ja, es gab kühne Träumer, die glaubten: wie der unsterbliche Schlesier

Gustav Freytag mit seinem „Soll und Haben“ den deutschen Roman für alle Zeit in eine neue Bahn gelenkt, so werde dem neu entdeckten Gerhart Hauptmann ein gleiches mit dem deutschen Drama gelingen.

Der junge Dichter stammt aus Ober-Salzbrunn, wo er am 15. November 1862 geboren ist als Sohn des Gastwirts „Zur preussischen Krone“. Seine erste Bildung war unregelmäßig: er besuchte die Schule des Ortes, dann eine kurze Zeit das Gymnasium zu Breslau, widmete sich darauf der Landwirtschaft und suchte endlich einem unbestimmten Kunst-
drang auf der Breslauer Kunstschule zu genügen. Von hier aus verschaffte ihm Professor Härtel die Möglichkeit, nach Jena zu gehen. Aber auch auf der dortigen Universität kam der viel begabte Jüngling nicht zu einem zusammenhängenden Studium. Mit einem anregenden Naschen und Haschen in allerlei Wissenschaften suchte er seinen unruhigen Drang auf einer weiten Reise nach Spanien und Italien vergebens zu stillen. Nach der Heimkehr mit einem geistreichen, wohlhabenden Mädchen verlobt, machte er Anlauf im altberühmten Italien die Bildhauerkunst zu erlernen, aber nach einem schweren Typhusanfall wurde es ihm plötzlich klar, daß er nur in der Dichtung sich ganz ausdrücken könne. Er



Gerhart Hauptmann.

heiratete und zog als dreißigjähriger Gatte nach Berlin und bald darauf nach dem nahe gelegenen Erkner, um hier, den Sorgen und der Not des Lebens zunächst entrückt, ganz seinen dichterischen Plänen zu leben. Sein im Jahre 1885 erschienenen Erstlingswerk war die epische Dichtung Promethidenlos. Darin schilderte er in weich klingenden, aber allzu kraftlosen Versen einen Jüngling namens Selin, der, gleich seinem Dichter, seinen peinigenden Erziehern entflieht, Spanien und Italien sieht, von äußerem Anblick fremden Menschenleides und innerer Seelenqual gefoltert, lange hin und her schwankt, ob er sich von der Muse der Bildhauerkunst oder von der der Dichtkunst führen lassen soll, bis er sich für die letztgenannte entscheidet, aber

in entsagungsvoller Stimmung und mit der weichen, fast weiblichen Auffassung: „Die Dichter sind die Tränen der Geschichte“. Wer ihn damals kennen lernte — auch ich war in jenen Tagen häufig mit ihm zusammen —, der nahm an ihm wahr, daß er das Weh der Menschheit und die Not der leidenden Klassen tief mitempfand, aber nicht wie ein starkgeistiger Reformator, der mit trotzig kühnen Gedanken helfen und bessern will, sondern mit weich empfindender Seele, die nur widerzuspiegeln vermag, was sie wahrnimmt. So verwarf er denn damals seine kaum vollendeten Dramen „Kaiser Tiberius“ und „Römer und Germanen“, und allmählich entstand dafür sein Schauspiel „Vor Sonnenaufgang“. Das ganze Elend einer plötzlich reich gewordenen und dadurch im Sinnengenuß verkommenen Bauernfamilie und den ganzen Jammer der Arbeiter, die auf diesem sittenlosen Hofe ausgenutzt werden, schilderte er mit grauenvoll echten Wirklichkeitsfarben, ja, für ein reines unschuldiges Mädchen, das als einzige Lichtgestalt in dieser Welt der Verwesung lebt, fand er sogar einen goldenen Schimmer verklärender Poesie. Aber die Reformatorengestalt, die er da einführen will, wird unter seinen Händen zur Karikatur: ein Prahlhans, der alle modernen Schlagwörter im Munde führt, aber keinen eigenen Gedanken zur Tat werden läßt, und dessen ganzes Wirken auf diesem verkommenen Hof darin besteht, daß er das reine Mädchen leichtfertig an sich zieht und im entscheidenden Augenblick feige verläßt, so daß sie verzweiflungsvoll in den Tod geht.

Alles dies zeigt schon, wie wenig Hauptmann der soziale Dramatiker war, für den man ihn damals hielt. Dazu hätten stärkere Knochen und festere Muskeln gehört. Um ein modernes Gegenstück zu Schillers *Kabale und Liebe* zu schreiben, gehört nicht nur ein weiches Gemüt, das sich selbst als eine Träne der Weltgeschichte empfindet, sondern vor allen Dingen ein starker Geist und eine kühne Einbildungskraft. Bei Hauptmann aber entwickelte sich zunächst nur die Welt der Empfindung. Daher enttäuschte er zuerst seine eigenen Anhänger. Denn statt eines erwarteten Zorn dramas kam nur ein feines, ja bewundernswert feines Seelengemälde „Das Friedensfest“. Nervöse Menschen schildert dort Hauptmann, kranke Menschen, die sich mit nichts anderem beschäftigen, als mit ihrem eigenen Leid. Daher konnte die weitere Öffentlichkeit keinen Anteil an diesen schwächlichen Gestalten nehmen. Aber der Kenner wird stets die Kunst bewundern, mit der hier der Dichter seinen kranken Lieblingen nachempfunden hat. Eine Gestalt von gleicher Beschaffenheit ist der Held in Hauptmanns drittem Drama „Einsame Menschen“. Auch dieser Johannes Wockerat ist nach seiner eigenen Schilderung ein gebrochener Charakter, ein nervöser, überreizter Mensch, der alles Hohe und Große auf geistigem Gebiet erstrebt und nichts davon erreicht. Nicht ihm gilt die Anteilnahme der Zuschauer, wohl aber den beiden liebenswerten Frauengestalten, zwischen denen er taumelnd hin und her schwankt: der sanft beschränkten gutherzigen Gattin und der vorübergehend zum Besuche bei ihm weilenden Züricher Studentin Anna Mahr. Vergebens gewinnt die letzte genug Selbstbeherrschung über sich, um sich mutig loszureißen — das arme Hausmütterchen verfällt der Schwermut, und der schwache Johannes sucht einen feigen Tod in den Wellen. Ja, ein wahres Lied der Männerchwäche sind Hauptmanns Erstlingswerke. Und dennoch ist ein höchst reizvoller Charakter aus dieser Menschengruppe hervorgewachsen: Kollege

Crampton. Auch er ist zwar ein gesunkener Mensch, ein Kunstprofessor, den eine unglückliche Ehe und mangelnde Anerkennung zum Trunk getrieben haben, aber Hauptmann hat diesen unglücklichen Menschen auch nicht zum Helden eines Dramas, sondern nur zur Hauptfigur einer Komödie gemacht. Zudem ist es die erste, ja vielleicht die einzige aller Hauptmannschen Gestalten, die mit Geist und Witz ausgerüstet ist. Und endlich steht dieser kranke Mensch hier umgeben von einer lachenden, Leben sprühenden, gesunden Jugend. So wurde denn auch diese Komödie der erste große durchschlagende Bühnenerfolg Hauptmanns. Und dazu gesellte sich bald der Riesenerfolg der „Weber“.

Hier schon hatte Hauptmann den Versuch gemacht, zu historischen Dramen überzugehen. Er hatte den geschichtlichen Aufstand der schlesischen Weber in den vierziger Jahren eifrig durchforscht, hatte die Stätten aufgesucht, an denen er sich abgespielt, und vereinigte das alles zu fünf großen Bildern. Alte kann man nicht sagen, denn es handelt sich hier nicht um ein eigentliches Drama, dessen Handlung im ersten Akte beginnt und dessen Hauptpersonen sich fortentwickeln bis zum letzten Punkt. Nein, es sind eben einzelne Bilder, deren Aneinanderreihung freilich eine dramatische Steigerung ergibt, die aber doch nur mit der Phantasie des Bildhauers angeschaut sind, der seine Gestalten alle nur in einer Stellung erblickt, und dessen Kunststart die fortschreitende Entwicklung des Charakters ausschließt. Da sehen wir die armen Darbenden im großen Vorsaale der Fabrik, wo sie ihre mühsam gewobene Arbeit für Spottpreise verkaufen müssen, und wo ein Knabe vor nagendem Hunger zusammenbricht, während ein trotziger Jüngling es wagt, dem ausfaugenden Fabrikherrn seinen Rücken zu drehen. Wir wohnen dem traurigen Mittagsmahl eines alten fleißigen Webers bei, der den seltenen Veeerbissen eines gebratenen Hundes in seinem Magen nicht mehr verträgt; wir hören einen heimgekehrten Rekruten zum erstenmal das zornige Weberlied singen. Aus vielen Kehlen ertönt dies Lied im dritten Bilde, wo die Weber in einem Gasthause sich ansammeln und schon der Aufstand sich vorzubereiten beginnt. Im vierten Bilde sehen wir aus den Fenstern des Fabrikherrn, wie der Aufruhr wächst, wir lernen den kaltherzigen Tyrannen des Geldes kennen von seinem hartherzigen Troß bis zu seiner feigen Flucht und nehmen zuletzt die Weberscharen wahr, die in den Saal hineinstürmen und alles Hausgerät des Entkommenen zertrümmern. Das fünfte Bild endlich zeigt uns das Heim eines ganz anderswo wohnenden, frommen, stillen Webers, der, als einziger seiner ganzen Familie, sich nicht bewegen läßt, an dem Aufstande teilzunehmen, und den gerade darum die erste Flintenkugel der anrückenden Soldaten trifft. Es war gewiß höchst verkehrt, gegen dieses Drama, das keinen einzigen sozialen Reformatorengedanken enthält, die Entrüstung der staatservhaltenden Parteien wachzurufen, als handele es sich hier um ein politisches Agitationsstück. Es war gewiß sehr törricht, mit polizeilichen Verboten die Unterdrückung dieses Schauspiels zu versuchen. Gerade dadurch prägte man ihm einen politischen Charakter auf, den es an sich gar nicht besaß. Gerade dadurch rief man eine fieberhafte Spannung im ganzen deutschen Publikum hervor, so daß das Schauspiel, als es schließlich dennoch frei gegeben werden mußte, einen wahren Triumphzug über die meisten deutschen Bühnen hielt.

Das brauchte man von keinem politischen Standpunkt zu beklagen: denn das Schauspiel stellte, frei von jeder Parteiabsicht, ein grauenvolles Stück Menschenelends dar und richtete seine Spitze nicht gegen irgend welche Gesellschaftseinrichtungen, sondern nur gegen menschliche Untugenden, wie Proherei, wucherische Ausnutzung und Herzlosigkeit; ja, es bildete in Wahrheit nur einen Aufruf an das Erbarmen und die Menschlichkeit in der Seele der Zuhörer. Nur vom künstlerischen Standpunkte aus konnte man bedauern, daß all dies in so roher kunstloser Form geboten, und damit neue Keulenhiebe gegen den feineren Kunstsin und gegen das Schönheitsgefühl geführt wurden, das sich doch in Wahrheit sehr gut hätte vereinigen lassen mit dem Anrufen des menschenfreundlichen Mitleids.

Und diesen Mangel schien der Dichter selber zu empfinden, denn in seinen nächsten Werken strebte er auch nach schöner Form. Sein armes „Hannele“ ließ er zwar wieder als Tochter eines trunksälligen Vaters zu einem verzweifelden Selbstmordversuch getrieben werden, aber, wie dann der gute Lehrer Gorrwald sie ins Armenhaus trägt und eine brave Diakonissin sie zu pflegen beginnt, da werden wir mit den Träumen des Kindes hinüberversetzt in eine schöne Welt von Ewigkeitshoffnungen und Engelhören, die in rauschenden formvollendeten Versen gegenüber den Leiden des armen Hannele die Gerechtigkeit Gottes verkünden. Aber leider fehlt nun dem Hauptmannschen Geiste die große Gedankenwelt, die einen Dante und einen Goethe befähigten, uns mit irdischem Geist in das Reich des Ewigen und des Göttlichen einzuführen. Und dieser Mangel an eigener Gedankenkraft ließ auch gleich darauf Hauptmanns historisches Drama „Florian Geyer“ völlig scheitern. Denn einen vergangenen Geschichtsabschnitt kann uns nur ein geistreich denkender Dramatiker lebendig vor Augen stellen. Die naturalistische Schilderung entschwindener Zeiten kann höchstens für einen Historiker Interesse haben. Durch alles dies schien Hauptmann endlich belehrt zu sein, daß er bisher künstlerisch auf falschem Wege gewandelt war, und daß nur ein vollständiger Bruch mit seinen bisher geübten Kunstgrundsätzen ihn zum wirklichen Dichter machen konnte. Und er vollzog diesen Bruch so durchgreifend, so widerspruchsslos, daß seine Anhänger, wie seine Gegner grenzenlos überrascht waren in der „Versunkenen Glocke“. In Versen, ja in schwungvollen Versen, stellenweise geradezu sich selbst berauschend, sang er das Leid des Glockengießers Heinrich, der seine alte ideale Kunstübung und zugleich sein treues geistvolles Weib verläßt, um hoch in den Bergen bei der schönen Nixe Rautendelein für eine trugvolle Sinnenkunst sich zu begeistern und dann, beim Anblick all des Elends, das er bei den Seinen angerichtet, verzweifeld in den Tod zu gehen. Mußte man auch hier noch immer den Mangel einer echt Hauptmannschen Gedankenwelt beklagen, war auch hier mit der neu zu gießenden Glocke ein symbolisches Spiel klingender Worte getrieben, hinter dem man vergebens nach einem faustischen Sinn spüren zu müssen glaubte, so wirkte doch der Zauber der zündenden Sprache und der bestrickende Duft dieser Märchenwelt wohltuend, und man hoffte, Hauptmann werde nun auf der wahren Bahn des Dichters fortschreiten.

Aber die Enttäuschung kam bald. Auf das Märchendrama folgte das Schauspiel „Fuhrmann Henschel“. Nicht darin lag der Rückschritt, daß in ihm ein

schlichter Fuhrmann der Held war. Immermann, Fritz Reuter und Anzengruber sind drei Namen aus der großen Schar derjenigen Dichter, die es verstanden haben, uns die einfachsten Menschen so lieb, ja so bewundernswert zu machen, daß der Oberhofschatz, Onkel Bräsig und der Steinklopfer Hans neben den größten Gestalten der dramatischen Heldendichtung würdig stehen. Aber Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ ist nur eine Sammergestalt, die uns ebenso kläglich erscheinen würde, wenn sie den Purpur trüge, als jetzt, da sie in den schlichten Kutschermantel gehüllt ist. Ein Schwächling, der eben seiner sterbenden Frau versprochen hat, daß er die Hanne nicht heiraten will, und der dann ohne Liebe diese Hanne doch heiratet; der von dem gemeinen Weibe verhöhnt und betrogen wird und dann, statt die schlechte Person aus dem Hause zu jagen, aus lauter Schwäche sich selber aufhängt; und der kurz vor diesem kläglichen Ende noch selbst von sich sagt, er sei in alles dieses nur so hinein „getapert“. Wahrhaftig ein guter „Held“ für eine satirische Komödie, aber doch nimmermehr für eine ernste Dichtung. Und daneben eine Welt voll liebevoll ausgemalter Noheit und Gemeinheit, die diesen armseligen Schwächling umgibt! Nein, wenn das Stück auch im Jahre seines Erscheinens das am meisten aufgeführte Schauspiel der deutschen Bühne war, so konnte doch Hauptmanns so berühmter Name die Welt nicht lange über diesen bedauernswerten Rückfall täuschen. Und als der Dichter auf dieser abschüssigen Bahn fortfuhr; als er aus einem Shakespeareschen Scherz von zwei Strolchen, denen man einredet, daß sie hochgeborene Herren seien, eine eintönige sechsaktige Komödie spann; als er die handlungsarme Theaternovelle „Michael Kramer“ gar für eine Tragödie ausgab; als er endlich zu seiner ganz scherzhaften Diebeskomödie „Der Viberpelz“ den trivialen zweiten Teil „Der rote Hahn“ schrieb, da wurden auch seine leidenschaftlichsten Verehrer wohl überzeugt davon, daß ihr Dichter mit Riesenschritten den Berg seines Ruhmes hinab eile und bald in der Ebene angelangt sein würde.

So viel ist gewiß: Gerhart Hauptmann ist kein Reformator des deutschen Dramas geworden. Sein Naturalismus, den er erst so kraftvoll zu überwinden schien, und in den er jetzt so haltlos wieder zurückgeglitten ist, war und ist ein Irrtum und wird immer ein Irrtum bleiben. Ein Dichter des deutschen Volkes, der die Überlieferungen der größten Dichter der Welt, die Deutschland mit Stolz sein eigen nennt, bei Seite schieben zu dürfen glaubt, wird immer einen Irrweg wandeln! Alle Kunst, wie alle Kultur baut sich in geschlossener Folge turmgleich nach oben weiter, und niemand kann sein Gebäude daneben in der Luft auführen und jenes Fundamentes spotten. Der Dichter soll kein Epigone und kein Nachahmer der großen Vorbilder sein, aber an ihnen soll er zur eigenen Selbständigkeit reifen. So konnte auch Hauptmann nicht die deutsche Dichtung noch einmal von vorn anfangen. Aber, wenn er sich von der Vielschreiberei seiner letzten Jahre lossagt und in einer Ruhepause seine Kräfte zu neuem starken Schaffen sammelt, dann wird es ihm hoffentlich wieder gelingen, unter den vielen Dichtern seiner Heimatprovinz seinen Platz mit Ehren zu behaupten. Das wünschen wir ihm und dem sangesfrohen Schlesierlande.

Dr. H. v. Hanstein.



Aussichtsturm
Kummelsberg.



Der Kummelsberg.



ie der Zobten ist auch der Kummelsberg von jeher, d. h. von der Zeit an, in der man überhaupt anfang, über die Bannmeile der Stadt hinaus Ausflüge zu machen, ein beliebter Zielpunkt für kleinere Reisen gewesen, und er ist es noch heute, wenn auch sein Besuch gegen frühere Zeiten durch die Einführung der Sonntags-sonderzüge und Sonntagsfahrkarten abgenommen hat. Man kommt jetzt in kurzer Zeit und für wenig Geld weit in die Sudeten hinein. Doch gibt es Gott sei Dank noch immer Leute genug, die einen mehrstündigen, gemütlichen Spaziergang durch eine kurze Strecke unseres schönen Schlesierlandes dem langweiligen rüdgratverrentenden Fahren auf der Eisenbahn vorziehen. Es ist auch der Mühe wert, den Berg etwas

näher zu betrachten, da er außer seiner schönen Umgebung und seiner ausgezeichneten Aussicht mancherlei Interessantes bietet.

Der 393 m hohe Kummelsberg ist die höchste Erhebung eines zwischen Ohle im Westen und Kröhnach im Osten sich hinziehenden und bei Strehlen endenden, bewaldeten Bergrückens, der Strehleener Berge. Obwohl er in seinem oberen Teile allseitig sehr schroff und steil ansteigt, ist der Weg von Strehlen aus, weil als Spirale hinaufgelegt, wenig beschwerlich; viel mehr Mühe und Vorsicht heißen die nach Osten und Süden hinabführenden Pfade. Während die Strehleener Berge zum größten Teile aus Gneis bestehen, ist diese höchste Erhebung aus Granit gebildet, der auch bei Strehlen zu Tage tritt und dort gebrochen wird. Nach Nordosten, mehr der Ebene zu, wird in den Grummendorfer Steinbrüchen Quarzitschiefer ausgebeutet. Obwohl sehr weich und brüchig, ist er doch außerordentlich feuerfest und wird deshalb zur Ausfütterung von Hochöfen gebraucht. Die Steine müssen nach eingeschickten Plänen entweder zugeschlagen oder mit der Diamantsäge geschnitten, zusammengesetzt und dann, mit laufender Nummer versehen und in Kisten verpackt, versandt werden. Da vom Grummendorfer Bahnhofe ein interessanter Weg über die Steinbrüche nach dem „Berge“ führt, sollte die Besichtigung der Brüche nicht veräußt werden.

Noch weiter in der Ebene, bei Brieborn, liegt ein Marmorbruch, der schon seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im Betriebe ist. Der Sockel des Standbildes Friedrichs II. in Breslau, eine große Anzahl der Altäre im Kloster Heinrichau bestehen aus Brieborner Marmor. Noch in den achtziger Jahren waren hier Steinmezen mit dem Bruch riesiger Marmorblöcke beschäftigt. Dieser Industriezweig ist aber eingegangen, und der Marmor wird nur noch in zwei Kalköfen zu Bau- und Ackerkalk gebrannt. Vom Aussichtsturme des Berges aus fällt beim Blick nach Osten der weiße Rauch auf, der wie ein schmaler, langer Schleier malerisch als einziges bewegtes Gebilde in der stillen Landschaft durch die Ebene zieht und so die Orientierung erleichtert. In den Spalten des Marmors finden sich oft schöne Tropfsteindrüsen.

Wenn noch erwähnt wird, daß der Boden rings um den Berg meist guter Weizenboden ist, daß größere Lehmlager reichen Stoff für den Betrieb vieler Ziegeleien bieten, daß man bei Brunnenbohrungen in siebenzig bis neunzig Meter Tiefe tertiäre Braunkohle, aber kein Wasser gefunden hat, so wäre alles aus der Geologie Bemerkenswerte erschöpft. Von Bedeutung ist noch, daß von hier die kartographische Aufnahme Schlesiens durch den Generalstab ihren Ausgang nahm. Zwischen den Dörfern Kniešwitz und Hermisdorf (nordöstlich) wurde die Grundlinie gemessen, der nächste Dreieckspunkt war Eisenberg, dessen Schloß man aus Waldesgrün herüberleuchten sieht, und Zobten und Kummelsberg gaben weitere Triangulationspunkte. Der mitten auf dem Dache des Aussichtsturmes stehende Ziegelsteinsockel ist die Unterlage für das Triangulationsfernrohr gewesen und bleibt als solche für spätere Messungen stehen.

Der Name des Berges klingt humoristisch, ist es aber nicht. Er hat mit Kummel nichts zu tun, sondern stammt von dem tschechischen chroma, Blitz, Gewitter. Er hieß auch noch in den vierziger Jahren Ruhmsberg, früher Romsberg, und das an seinem Fuße liegende Dorf Crummen Dorf hat von ihm seinen Namen, hieß auch früher Chromendorf. Weshalb er aber Wetterberg genannt wird, das sieht man bei einem von Westen aufziehenden Gewitter. So gering die Erhebung ist, sie genügt, das Wetter meist stundenlang aufzuhalten; wie ein Keil treibt sie die Wolken auseinander, die, in weiten Bogen nach Norden und Süden ausweichend, erst bei Grottkau sich wieder vereinen. Hat bis dahin das Gewitter nicht ausgetobt, so zieht es nun nach dem Berge zurück. Erzwingt es aber von vornherein von Westen her den Übergang, so gehört es zu den schwersten seiner Art. Den Namen des Berges etwa von einer alten Kultstätte des Donar, des Donnergottes, abzuleiten, wäre verfehlt, da sich keine Spuren einer solchen gefunden haben. Die Gegend war ja auch polnisch, worauf viele Ortsnamen hinweisen, z. B. Strehlen = strelyn, Dorf der Pfeilschützen, Brieborn = przy bora, am Walde. Die am Berge liegenden Ortschaften Podiebrad und Hussinec sind hussitische Ansiedelungen, die Friedrich der Große 1750 hier gegründet hat. Noch heute wird hier meist tschechisch und nur mangelhaft deutsch gesprochen. Daß die Gegend von jeher stark bevölkert war, beweisen die ringsum aufgefundenen Gräberfelder, deren Entstehung den heiliegenden Gefäßen nach in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt zu setzen ist.

Von dieser Zeit aus, über die die erwähnten Funde nur ein mattes Dämmerlicht verbreiten, ist ein gewaltiger Sprung bis zur Erbauung der Burg, die einst den

Gipfel des Berges gekrönt hat. In dieser Feste hausten einst wilde Raubritter, die jedem Wanderer, vom armen Handwerksburschen bis zum reichen Breslauer Großkaufmann, die Sorge um seinen Mammon abnahmen. So berichtet die Sage. Tatsache ist, daß die Burg in den wilden Zeiten, die den Plünderungen der Hussiten folgten, bei dem gänzlichen Daniederliegen der deutschen Reichsmacht zur Sicherung von Eigentum und Leben durch die auf Siebenhufen ansässigen Brüder Czirn (von Tschirnau) erbaut wurde. Die Landgrundbesitzer, d. h. der polnische Adel Schlesiens, und die Städter, die mit der Geistlichkeit das deutsche Element im Lande darstellten, waren in der Verfolgung ihrer beiderseitigen Vorrechte aneinandergeraten, und da in dem machtlosen deutschen Reiche kein Recht zu erlangen war, griffen beide Parteien zur Selbsthilfe und entschieden ihre Streitigkeiten mit dem Schwerte. Im Jahre 1439 wurde von der Herzogin von Siegnitz und Brieg den Gebrüdern Czirn der Bau der Burg gestattet, und schon Ende Juli 1443 wurde der Romsberg in Abwesenheit der Besitzer, die einigen Freunden die Bewachung der Burg anvertraut hatten, von den Städtern unter Führung des Herzogs Wilhelm von Troppau und Münsterberg eingenommen. Über diesen Sieg triumphierte die ganze Breslauer Kaufmannschaft, da gerade sie die größten Aufwendungen für diesen Feldzug gemacht hatte; die Feste aber wurde dem Erdboden gleich gemacht. Heute sind noch die Überreste einer dreifachen Umwallung deutlich zu sehen, die nur aus übereinander gelegten Steinen bestand, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt waren. Merkwürdig ist dabei, daß sich ausspringende scharfe Winkel, Bastionen, leicht erkennen lassen, eine für die damalige Zeit ganz ungewöhnliche Erscheinung (die Winkel sind nicht etwa in der Gestaltung des Berges begründet!), so daß die Vermutung nicht fern liegt, als stammten diese Befestigungen aus weit späterer Zeit, vielleicht aus dem Siebenjährigen Kriege. Im Jahre 1761 lag Friedrich II. bei Strehlen, ein Teil seiner Truppen in Bogarth, Mehlthauer, Töppendorf; es ist also sehr wohl möglich, daß der Berg als dominierender Aussichtsposten gegen die in Heinrichau stehenden Österreicher leicht besetzt war. Doch soll, als in den sechziger Jahren der jetzige Fahrweg nach dem Turme durch die Wälle gelegt wurde, beim Ausschachten ein Gerippe mit Panzer und Waffen gefunden worden sein. Ob diese Nachricht ein Abkömmling der Familie der großen Bären ist, die den Besuchern im alten Fürstensteiner Schloß gegen Erlegung eines angemessenen Trinkgeldes aufgebunden werden, wage ich nicht zu entscheiden.

Wie schon erwähnt, befand sich Friedrich der Große im Oktober 1761, zu einer Zeit, wo sein Stern unterzugehen schien, mit seinem Heere in und um Strehlen. Er selbst hatte in dem an Strehlen stoßenden Dorfe Woißelwitz sein Quartier genommen. An seinen Aufenthalt erinnert noch ein kleines bronzenes Brustbild in dem Giebel des von ihm damals bewohnten Hauses. Hier wäre unser größter König und der größte Mann seines Jahrhunderts durch Verrat beinahe in die Hände der Österreicher gefallen.

Das Dorf Schönbrunn (die Angaben gelten für den vom Aussichtsturm die Gegend übersehenden), das sich ein Kilometer links von den Prieborner Kalkbrüchen lang hinzieht, war im Besitze eines Barons von Warfotsch, dessen Schloß, ein uninteressanter, viereckiger Steinkasten, etwas vor der roten, jetzt neugebauten Kirche liegt. Er genoß das unbedingte Vertrauen Friedrichs und verkehrte bei ihm fast täglich.

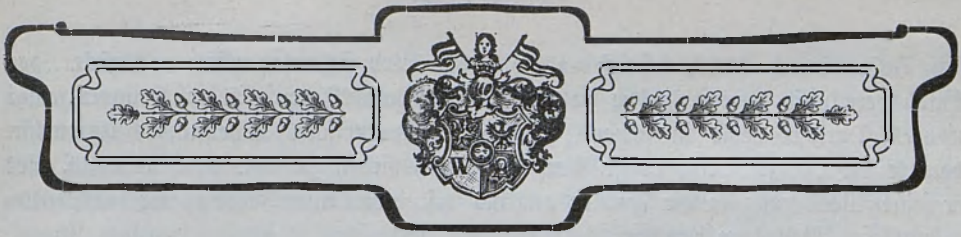
Dadurch über die Verhältnisse des Königs immer genau unterrichtet, beschloß er, den lange geplanten Verrat endlich zur Ausführung zu bringen. Als Vermittler seines Verkehrs mit dem in Heinrichau stehenden österreichischen General Wallis diente der Kuratus Schmidt, der die Kirche in Siebenhufen zu verwesen hatte. Dieses Kirchlein liegt von Prieborn aus nach rechts auf einer kleinen Anhöhe, aus dem Grün mächtiger Linden hervorblickend. An Schmidt hatte der Jäger des Barons, Kappel, die Briefe zu bestellen, die dieser dann weiter besorgte. Der Plan ging dahin, Friedrich, der nur wenige Mann zur Bewachung bei sich hatte, durch eine Abteilung Husaren, die sich in dem bis dicht an das Haus heranreichenden Walde unbemerkt nähern konnten, nach Einbruch der Nacht aufzuheben oder niederzustoßen. Die Ausführung war leicht, und eine Rettung Friedrichs schien unmöglich. Doch an dem zur Tat bestimmten Tage öffnete Kappel, der Verdacht geschöpft hatte, den Brief, ließ ihn vom Schönbrunner Pfarrer entziffern und trug ihn in des Königs Quartier. Die Verräter sollten verhaftet werden, entkamen aber beide. Friedrich scheint dies nicht unlieb gewesen zu sein, denn so streng er bei seinen Untergebenen ein diesen zugestoßenes Mißgeschick rügte, so empfindlich war er, wenn er sich selbst einmal verrechnete. In Breslau machte man den Verrätern den Prozeß. Ihre Bilder wurden, da man nach dem bekannten Wort der Nürnberger sie nicht selbst hängen konnte, auf dem Blücherplatz gevierteilt, wozu der König seine Erlaubnis mit den Worten gegeben haben soll: „Um die Portraits wird es nicht schade sein, vermutlich sind sie eben so schlecht als die Originale“. Als der beabsichtigte, aber mißlungene Verrat in Europa bekannt wurde, erregte er überall Abscheu, und die österreichische Regierung sprach in den schärfsten Ausdrücken allen Beteiligten ihre Mißbilligung aus.

Etwa 400 Jahre nach der Erbauung der Burg erhob sich auf den bei der Zerstörung unverfehrt gebliebenen Grundmauern des alten Burgfrieds ein neuer Turm, von dem früheren Pächter der königlichen Charitégüter, Krüger, erbaut.

Friedrich hatte die Güter der Gzirne: Prieborn, Siebenhufen, Arnsdorf, Grummen-
dorf, Däzdorf und Ratschwitz dem Besitzer, einem Wiener Bankier, abgekauft und der Charité in Berlin geschenkt. Doch schien es, als ob der neue Turm dasselbe Schicksal haben sollte wie sein Vorfahr; die Decken der Geschosse, sowie die heraufführende Treppe waren aus Holz gebaut, und nicht nur Wind und Wetter arbeiteten an ihrer Zerstörung, sondern noch energischer die Besucher, die, nachdem sie sich an der Aussicht satt gesehen hatten, möglichst viel zu demolieren suchten, so daß der Turm „von Polizei wegen“ vernagelt wurde. Da nahm sich der verstorbene Amtsrat von Schönermark der Sache an, ließ nach vielen Schwierigkeiten Decken und Treppe massiv bauen und setzte einen Hüter ein. Schließlich richtete er, da der Besuch von Jahr zu Jahr stieg, eine volle Restauration ein. Ihm, dem Manne, der für die Schönheiten des Berges ein offenes Auge hatte, der weder Mühe noch Mittel scheute, den Genuß dieser Schönheiten auch anderen zu verschaffen, haben wir es zu verdanken, wenn wir jetzt ohne „Nahrungsorgen“ unser Herz an der herrlichen Rundschau erquicken können.

Dr. Harazin.





Wie Breslau einem Bildhauer des siebzehnten Jahrhunderts erschien.



Als vor einigen Jahren das allgemeine deutsche Turnfest zahlreiche Gäste aus allen Gauen unseres Vaterlandes nach der schlesischen Hauptstadt geführt hatte, da ging ein freudiges Erstaunen durch alle aus dem Westen und Süden Herbeigekommenen darüber, daß hier am Oberstrande, wo Unkenntnis und Vorurteil noch einen dichten Schwall slavischer Bevölkerung voraussetzten, so gar nichts davon zu sehen war, vielmehr ringsum blühendes deutsches Leben, deutsche Sprache, deutsche Wahrhaftigkeit und Treue sie umwogten, und in deutscher Gemütlichkeit sich jedes Haus ihnen zu gastlichem und herzlichem Empfang erschloß. „Hier hätten wir den Sitz so reichen vaterländischen Kulturlebens wohl am wenigsten gesucht“, so konnte man in jenen Festtagen hundert- und aberhundertmal sagen hören. Wenn das im Zeitalter, das unter dem Zeichen des Verkehrs zu stehen sich rühmt, noch geschehen kann, welche abenteuerlichen Vorstellungen und Bilder mochte erst der Deutsche aus dem oberrheinischen Gebiete sich von dem Lande dahinten am Rande des slavischen Gebietes im siebzehnten Jahrhundert geformt haben? Verschlug das Schicksal einmal einen Wanderer in diese geträumte Wildnis, dann waren Überraschung und Verwunderung über die herzerfreuende Wirklichkeit um so größer.

Diesen Eindruck mochte wohl auch der junge Bildhauer Franz Ferdinand Ertinger aus Immenstadt an der Iller empfangen haben, als er auf seiner Studien- und Gesellenreise im Jahre 1694 nach fast vierjährigem Aufenthalt in den kaiserlichen Erblanden hierher in unser Schlesien kam. Der junge Ertinger, geboren den 18. August 1669, scheint aus angesehenem und wohlhabendem Hause hervorgegangen und frühzeitig schon mit gutem Unterricht versehen worden zu sein. In Kempten hatte er die Schule besucht, und noch bevor er sie verließ, durfte er eine Reise von Kempten nach Salzburg über Innsbruck machen und auf der Heimfahrt München und Augsburg besuchen. Schon auf dieser Fahrt legte der junge Mann sich ein Tagebuch an, in das er die Merk- und Sehenswürdigkeiten der besuchten Orte fleißig eintrug.

Ein Jahr danach, 1683, verließ er die Schule und ist, wie er sich ausdrückt, „zur Bildhauerei Kunst gelangt, solche zu erlernen“. Wo? Jedenfalls in Rempten. Bei wem? Darüber fehlt in seiner „Kais-beschreibung“ jede Andeutung. Immerhin dauerte die Lehrzeit recht lange, denn erst nach sieben Jahren, im Juli 1690, tritt er seine Wanderung in die Fremde an, um erst etwa fünf Jahre später wieder den heimatischen Boden zu betreten.

An der Hand der sorgfältig ausgeführten Reisebeschreibung, deren Originalhandschrift sich in der Hofbibliothek zu München (Cod. germ. 3312) erhalten hat, können wir seinen Weg genau verfolgen. Über Augsburg, von dessen Kirchen und Kunstwerken er eine liebevoll ins einzelne gehende Schilderung gibt, geht und fährt er durch Bayern und Oberösterreich nach Steiermark, wo er zwei Jahre hindurch gearbeitet hat. Dann zieht er über den Semmering nach Wien, dem seinen zahlreichen kirchlichen Anstalten, Kunstschöpfungen und Sammlungen entsprechend ein umfängliches Kapitel gewidmet wird, von dort nach Mähren und endlich nach Schlesien, wo er ein ganzes Jahr sich aufhielt und bei den auch anderweitig genannten Breslauer Bildhauern Georg Zeller und Martin Seiz in Arbeit stand. Dort aber gelangte an ihn der Wunsch der Eltern, daß er heimkehren möge, und alsbald trat er nach einer Kirchfahrt nach Trebnitz die Rückreise über Prag und Pilsen an. Mit der Beschreibung der letztgenannten Stadt bricht das Tagebuch ab.

Jedesmal, wenn Erlinger eine neue Provinz des Kaisertums betrat, gab er von dem betreffenden Lande zuvor einen kurzen geschichtlichen Abriss und einige hervorstechende kulturgeschichtliche Anmerkungen. So auch über Schlesien, das ihm besonders wegen der national gemischten Bevölkerung und wegen der ausgeprägt tüchtigen und gemüthlichen deutschen Bürgerschaft merkwürdig erscheint. Über keinen Aufenthalt seiner mehrjährigen Wanderschaft spricht er mit solcher warmen Befriedigung wie über, den in Schlesien, wo doch seinem künstlerischen Auge weniger dargeboten war als im Süden. Als frommer Katholik, der übrigens eine für jene Tage gewiß merkwürdige paritätische Hochachtung vor allen Heiligtümern zeigt, nimmt er vorwiegend Interesse an Kirchen und Klöstern und in zweiter Linie auch an Schlössern und Rathhäusern, wo ja die Gegenstände seiner Kunststudien allein zu finden waren. Beschreibungen der Kunstwerke in modernem Sinne darf man von ihm nicht erwarten. Aber in den schlichten, kurzen Beiwörtern läßt sich sehr wohl der Eindruck der Befriedigung über gute künstlerische Schöpfungen erkennen. Von älteren Schulen der Kunst weiß er nichts, wohl aber unterscheidet er sehr gut, was in den „Bereich des Einflusses von P. P. Rubens“, und was in die „Sandrartsche Art“ fällt. Kritischen Tadel spricht er nirgends aus. Er kennt sehr wohl unsern „schlesischen Raphael“, den Maler Willmann, und er weiß (was erst ganz neuerdings Gegenstand einer ausgezeichneten Untersuchung geworden ist), daß die beiden großen Epitaphien der Magdalenenkirche in Breslau von Matthias Rauchmüller hergestellt wurden. Da eben in der Zeit seines Breslauer Aufenthalts die Jesuitenkirche, heute Matthiaskirche, gebaut wurde, ist es sehr wahrscheinlich, daß er an den plastischen Werken mitgearbeitet hat. Wertvoll für die Kunstgeschichte seiner Zeit ist es noch, daß er wiederholt die Mitgesellen, die mit ihm in der Werkstatt beschäftigt waren, nach Namen und Herkunft aufzählt.

Über von nicht geringerem Wert sind die eingeflochtenen kulturhistorischen Beobachtungen, die mit großer Anschaulichkeit und vieler Treuherzigkeit mitgeteilt werden. Das lebendige, anziehende Bild, das er von dem Breslau des Jahres 1694 gibt, und das wir hier den Lesern in der Urform vorlegen, wird unser Urtheil bestätigen. Was Ertinger von den übrigen schlesischen Städten, durch die ihn sein Weg führte, erzählt, ist weniger bedeutend. Nur von Trebnitz und Glatz weiß er wieder mancherlei Erhebliches zu sagen. Über Jägerndorf, Ziegenhals, Reisse, Grottkau, Ohlau gelangt er nach Breslau. Ehe wir ihm aber das Wort geben, wollen wir nur noch bemerken, daß wir über seine späteren Schicksale nichts haben in Erfahrung bringen können.

„*Tratistavia*“

zu deutsch Bräslau, die Hauptstadt in dem Herzogthumb Schlessien ist gebauen vnd also genent worden von ein heydnischen Herzog Bratislaus, ligt an dem flusse Oder vnd Ola, hat veste starke Basteyen vnd Mauern, einen weiten gemauerten wassergraben, also das Breslau keiner andern statt weichen mag, man sehe gleich an die schöne fortification, die herligkeit der gebay oder geziert vnd pracht der kirchen, weite der gassen, ordenliche policey, eines ehrbaren weisen raths hogste fürsichtigkeit, manhait vnd gegen den Vnderthanen sanftmitigleit, oder des gemeinen volchs freindlichkeit vnd ehrbahren wandels, in summa dise statt ist durchgehens ein schön vnd lustreicher ohrth, in welchen vihl volckh, groÿz reichthumb vnd schöne weibsbilder z' finden sein. Sie ist zum offtern erweitert worden, wie aus den schwigbogen zu ersehen, welche vor disem die aufersten thor sohlen gewesen sein. Die statt hat acht haubttthor, welche von soldaten vnd burgern wohl besetzt vnd bewacht werden. Die schlissel zu solchen ligen auf dem rathhaus in des befelchhabers observation. Diejenige beaidigten, so die thor auf vnd zu schließen, haist man Circkler, dise dragen vnder den Mäntlen mit auf sich habent kurzen gewehr, mit convoy eines andern Burger / vnd soldaten die schlissel zum auf- vnd zuschließen, wans thor zugeschlossen, werden die schlissel, bis sie wieder in die verwahrung komen, mit allen Thorstehern beglaidet.

Belangend das Bistum, so ist solches von dem ersten Christlichen vnd Bohnischen Herzog Myeskon hinfero gelegt, vnd biß dato verblieben, vnd obwohlen die Burgerchaft sambt dem Magistrath der ausburgischen Confession zugeban, so hat es doch vihle Burger vnd Inwohner, so catholisch sein, auch sibem Elöster, worin die eifrige ohrtensmänner die hayl. Sacramente offentlich nach christ-catholischen gebrauch administrieren, vnd bestehen aus folgenten orten, als erstlich in der kayserlichen Burg das Collegi der R. P. der Soc. Jesu, welche groÿen nuzen in der catholischen Religion schaffen, dise führen einen mächtigen Kirchenbau, wozu Thro Kaisert. Majestät Leopoldus jährlich zwelf tausent gulden gibt. Zum andern das Closter bey S. Mathie als creuzherrn vnder einem Prälaten. Drittens das prächtige Closter der PP. Prämonstratenser, auch vnder einem Prälaten, in dero Klosterkirch des kunstberümbten Wihlmans Handt in alten aldar Bläder wohl zu sehen, insonderheit in Zwayseitenstück Paulli Bekehrung, vnd sankt Catharina Enthaubtung. Viertens die PP. Capuziner; fünftens die PP. dominicaner, in dessen kirch die laurentanische Capellen. Sechstens

der PP. franciscaner ney erbautes Closter vnd kirch, darin schone mahl vnd Bildhauerey kinsten zu sehen; sibenden das PP. Minoriten-Closter, dabey die große dorothea kirch, darin der hochgelehrte Carmeliter P. Weinmiller wiederum refociret, in dem er wegen den Weibern das Luderthumb ein Jahr lang frequentiert. Die PP. Carmeliter haben auch mit list einen blaz erworben, vnd haben bey meiner abrais eine kirch Closter vnnnd garten ausgesteckt, vnnnd anfangen Matteriallien bey z'fiehren. Es ist auch noch neben drey Gott gewütmeten Sunckfrau Clöster, eine ritterliche Johaniter Comendam Corporis Christi kirchen zu sehen. In der Insul Sandt, als eine Vorstatt, so mit einer Bruckhen über den fluß Oder der statt angehefft ist, sein noch zwey clöster, als da ist der PP. canonici regularis, das andere ein Sunckfrau Closter. Von diser Vorstatt gett man über eine Bruck vnd arm des fluß Oder, vnd kombt auf den Thum, als auch eine Insul von schönen großen gebauen vnd aigener fortification vnd Thorstehern, darin ist zu sehen die Thumkirch zu sant Johaun, darin absonderlich zu besichtigen Ihr Eminenz des Cardinals von Hessen auch Bischofs vnd oberamt in Breslau hochseligen gedechtnus, von weißen Marmor schön vnd künstlich aufgeführte Capelle vnd begräbnus, so ihr aigenes eingehnens hat. Item ist auf diese Insul die große kirch beim hahl. creuz, allwo zway kirchen über einander stehen, in der vnderen ist S. Bartholome gnedig, dise kirch ist gestüfft worden von der hahl. Bohlnischen Herzogin Hetwigis. Item steht die bischöfliche Residenz vnd der Thumherren höff darin. Die Schweden haben diese Insul im vorigen krieg eingenhomen, daherò das sprichwort erfolgt, die statt Breslau sey eine Sunckfrau, habe aber den schurz oder fürdich verlohren, das ist der Thumb. Es hat auch noch in einer andern vorstatt ein Bohlnische kirch vnd schuel.

Widerumb auff die statt zu kommen, so hat solche in ihrer Circumferenz neun tausend geometrische schridt, darin zway ludrische Gymnasia, S. Elisabeth vnd S. Maria Magdalena sambt ihren schönen kirchen vnd thurmen. Anno 1529 ist der Gibel vom thurm S. Elisabethkirchen ein gueth Theil davon abgefahlen, ohn verletzung einiges Menschen, vnd solcher Casus ist höchst verwunderlich ergangen, wie dan zur gedächtnus außserhalb des turms auf dem kirchhoff dises in stein gehauen noch heut zu sehen, das die Engel wie nicht bloß vermuthlich, sondern wahrhafftig muß geschehen sein, solch abgefahlenes stuch dragen. Kurze Zeit hernach ist auch die ganze statt von dem wahren allein sellig machenden katholischen glauben ab, vnd auf das Luderthumb gefahlen. In diser großen Hauptkirchen ist in dem Hochaltar das abentmahl Christi gemahlen wohl zu sehen.

Zu S. Maria Magdalena seindt 2 Thürme, oben grien; in diser ebenfahls großen Hauptkirchen sein zway von marmor vnd allowaster künstliche Eppidavia von dem kunstberiebmten Mathias Rauchmüller zu sehen.

Im der neystatt ist auch noch ein ladeinische schuel, ibrigen gibt es auch vihl deutsche schuellen.

Bey disen 3 kirchen, so vor dem abfahl die eine der Thum, die ander der Chreuzherrn, die dritte der PP. Franciscanerkirchen gewest, hat es der Zeit bey jeder einen ludrischen Brobst. So ist die statt in drey thail zu den bemelten 3 Hauptkirchen abgedailet, also ein gewüß Thail muß bey S. Elisabeth sich copuliren, sodan

auch dahin begraben lassen. S. Maria Magdalena hat auch disfalls seinen sonderlichen thail, vnd die neystatt, so bey nacht sich ganz verschließen kann, hat auch ebenfahls das Seine. Aber zu den Predigen vnd abentmahl stehet jeten frey nach belieben in die kirchen zu gehen.

Bey den Hochzeiten ist folgender Brauch; van bayde verlobte mit ihren gästen in die kirch kommen, wird der breidigamb von zwey befreinden männern zum aldar gefiehret, vnd sodan auch auf der brauth seiten; diese männer bleiben ein jeter auf seiner seiten hinder ihnen stehen, alsdan geschieht von gaistlichen eine kurze sermon vnd darauf copuliert er sie, nach disen beglaitet ein jete bardey seine person in den kirchenstandt, betten noch was wenigß, vnd gehen haim, werden zu disch zu sitzen abgelassen, zu verhietung unnothiger complimenten. So hat es auch seine ordnung, wie lang man speissen vnd danzen darff, weil zu jeter Hochzeit ein stattknecht / gehen muß, darauff genau acht zu haben, das nicht über die gebiehr gehandelt werde, vnd diser stehet an der Hausthür vnd examinieret alle, so ein oder ausgehen wollen, vnd sie aus oder eindragen, damit kein vnheil bey solcher frohlichkeit vorgehe. kombt die abentzeit herbey, so zaiget ers offentlich an, vnd gehet davon, kombt er dan wider, zu sehen, ob man gehorsamb gelaisitet, vnd befindet ers nicht, so ist man in der straff. was unehrlich aber zusammenkombt, muß erstlich in gefängnuß, vnd müssen einander behalten, auch wans wohl gehet, werden sie in der sacristeye under einem auf dem kopf habenden strohfranz, der ihnen vom bidel aufgesetzt wird, copuliert.

Die leichbegängnuß bedreffent wird der armste mit singenten process begraben, vnd gehen zwey gaistliche in weißen Cohr-Hembdern mit. Die choralisten, so die horas canonicas in der kirch täglich singen müssen, worzu gemeinlich arme studenten, so musici sein, sich gebrauchen lassen, dise dragen die leichter, vnd haben auch bey gemeinen leichen weiße cor-Hemder an, vnd werden 2 kerzen oder brenneten wachslichtern vohr den gaistlichen vnd hinder ihnen die leich gedragen; was vermöglicher, last sich mit 4. 6. 8. kerzen / vnd so vihl gaistlichen, sodan mit halben oder ganzen schuel prooesh vnd ihren Herren praeceptoribus begraben: vnd was von adel wird effters mit zwey auch allen 3 lateinischen schuel prooeshen, vnd mit 16 oder 24 kerzen, 3 schenen vorherdragenten crucifix, vnd umb die bahr 24 wachserne sackhelen vnd so vihl in weißen cor-hembder gaistliche vnd 3 haubtkirchen geleith pompos begraben. vnd das kostet auch ein ziemliches gelt, doch wird keine leich-predig, sondern zu haus von zwey gaistlichen denen negsten befreinden eine leich-sermon vnd abdanckung gehalten.

Bei dem Beichtstuel wird eine jete Person insonderheit absoluiert vnd wird der Beichtpfening geraicht. Die 2 Herren gaistlichen, so das abentmahl administrieren, ziehen Caseln an, wie bei uns catholischen, vnd wird alles lateinisch von dem Priester vnd dem cohr respondiert, gesungen, bis auf die wort der stiftung, dise deitsch, so werden auch 2 große wachserne kerzen auf dem aldar darbey angezündet, die brennen so lang die comonion wehret. nächstlicher weil werden dise kirchen mit großen hunden inwendig bewachtet. /

Stem hat es ein schön, groß vnd weites rath-haus, an welches vihl kaufmans-gewelber gebaut, vnd neben solchen ist rings vmher der Markt, da täglich von morgen frueh bis auf den abent allerhandt victualien vnd anders mehr zu erkaufen

ist. Es hat auch schöne, saubere weite und zum theil lange gassen, und wird alles in guther ordnung weißlich regiert.

Der Edle, gestrenge und Hochweise Rath bestet in 24 personen, und werden auch ledige doch manbahre und wohl meritirte personen in rath genohmen. Item es seindt von der fleischer= becker= und buchmacher=zunft, von jeter ein person im rath, die ibrigen Zünften sohlen dise Ehr verscherzt haben, aus folgenden, nämlich: es hat sich ein aufruhr in der statt zugebragen, als nun der ganze Magistrath auf dem rathhaus gewest, die sachen zu schlichten, hat man hinein gedrungen und den ganzen Magistrath herundergestürzt, worunder auffser bemelten Zünften alle sohlen gewesen sein, anicz seindt vor alle fenster euserne starcke gütter gemacht, und wird jährlich am selbigen dag das rath-haus zum Gedächtnus beschlossen gehalten. Die Herren des raths fuehren sich maistens in einer karuz mit 2 schönen gleichfärbigen / pferden, mit trabanten oder dienern neben der karuzen auf das rathhaus: vor disen Magistrath komen keine gemeine casus oder liederliche Händel, sondern es ist ein verstendiger wohl beretter und erfahrener man darzu, zu einem vogt verordnet, und citiren die burger und burgerinen einander selbst vohrn vogt, wihl eines nicht erscheinen, so ersucht man den vogt, das er mit dem bittel seine widerpart wohl citieren lassen, und dises wird vor einen großen despect gehalten: Der vogt dictiert auch nicht allzeit geltstrafen an, sondern nach befünden, weist er maistens zum verglich, wihl aber eines vor den Magistrath appellieren, so mag ers thun, wan er geld genung hat. Es ist aber im nahmen des Magistraths eine qualifizierte Person, umb fursahnter noth ein befelschhaber verordnet, der wonet hart am rath-haus, zu dem komet jeter man bey dag oder nacht, wan gewahlt geschicht: und bittet umb hilf. Weil nun auf dem rath-haus jederzeit guethe beraithschaft von burgernsoldaten und statfknechten, deren auch nicht wenig, so gibt oder schickt er also bald nach befindenuß von solchen dem nothleidenden hilfe zu. Hat aber der Magistrath der gemeinde der statt was anzudeuten, so wird dem bittel solches schriftlich erthailt, diser setzt sich auf ein pferdt, ein bahr bueben / in Mänteln laufen vor ihm hin, auf einen schaidweg oder creuzgassen und schreyen 3mahl, das Volk sich samle. Wan der reiter kombt, so list er das mandat ab, und das geschicht durch die ganze statt herumb, so wird auch bey nacht scharf gewachet, und sein auf jeter gassen zwai wächter die ganze nacht, damit sicher fort zu komen. Geschicht was muthwilliges, so haben die wächter sonderliche pfeifen, wodurch sie zur hilflistung einander losung geben, und cito bey 50 und mehrer heysamen sein, und den muthwilligen den kizel mit strach und gefenguß zimlich verdrreiben.

Es gibt auch schöne zeughäuser, kornspeicher, wasserkünste und feuersprizen alda. Habe mit högster verwunderung angesehen die schöne feurs verordnung, der gleich nicht leichtlich in einer statt anzudreffen. Es gehet alles sauber vund zierlich geklaidet, in dem die kladung allda ser wohlfail zu bekommen. Es sein alle victualia auch in wohlfailen Preis. Die Weiber aber in der statt spinen wenig, überlassens den bauern oder kleinstättern, ein jeter aber nimbt ihres mans handwerck oder gewerb, so vihlt sie vermag, an, und halten reinliche haushaltung. Das biehre dessen zwaherlay, als scheps von waizen, dick und schwarz gebrauet, und weiß bier von

gersten, ist auch wohlfeil, vnd darff kein kretschmer oder wirth zwai tag nach einander ausschencken oder wirthschaft dreiben, sondern wan er heut wirthschaft gedriben, muß er morgen seyn, vnd alles im hause vnd drinckhgeschirr saubern, als dan folgent dags wider ausschencken, aber fahs weis, vnd auf die Gassen darff ers alle tag geben.

Die flaischhauer, deren dreyerlay sorten seindt, wohnen in jeter sort bey einander, vnd werden genandt die groß-bandker, die andern die klein-bandker, die driten die grisler. Dise sort wird von den andern nit vor ehrlich gehalten, vnd derffen nur am sonnabent feil haben. Die ursach sohl dise sein, nachdem wie vnder ihnen jährlich der gebrauch, das Einer sort umb die andre einen behren mestet, hernach mit stardcken gemesten ochsen vnd ihren hunden hezet, vnd nach ernieden sticht vnd schlachtet, hats sich bey diser ordnung begeben, das der beer im großen haz vnd erzirnen abgerissen, vnd vnder die Menschen großen schaden gedan, wodurch sie gescholten worden vnd dato keinen behren mehr hezen dörfen, auch also dise schmachwort noch auf sich haben vnd leiden müssen: Das vih, so sie schlachten, müssen sie nach seiner proportion in stück hauen, vnd alles auf den bandch legen, da kan der aller geringste vors gelt das beste stück flaisch ihme kaufen. So ist auch beim rath-haus ein besonderer kälber-marcht, da wird beim befelschhaber ein stroh-hut als ein signum herausgesteckt, so lang ein solches zu sehen, darf kein flaischer kein kalb kauffen, sonder die burger haben den vorzug im kauffen, wan aber solches signum eingezogen wird, mag neben den burgern der merzger auch in einem Mantel kaufen. Das flaisch aber wird nicht nach dem gewicht, sondern nach dem ansehen von der hand verkaufft. Dess gleichen die fisch, sodan auch die gefalzene Butter, weil man kein schmalz alda machet.

So hat auch die statt ein schiffreich wasser, so auf einer seiten der statt hinfließt, wird die Oder genant, vnd kombt aus der Weichsel, doch machen andre wasser vnd bächer solches erst schiffreich, vnd wird vil frucht vnd holz sonderlich zum bauen auf solchem herzu gefieret, wie auch stattliche fisch sonderlich Höcht vnd karpfen, vnd gehet von solchem fluß auch ein arm in die statt, der sich auffser der ney-statt bey einer wasserfont in den fluß Ola, so auch durch die statt fluesset, vermendet, vnd ist an selbigen ort, wo sich die Oder vnd Ola sich conjungieren, selzsam zu sehen weil die Oder weiß, vnd die Ola schwarz im wasser.

Gute krebs vnd fisch gibt es auch, so auf dem besondern fischmarct beim rath-haus genug zu über kommen, sonderlich zu herbst zeiten. Es geht alles sauber vnd ziehrlich geklaidet, indem die klaidung alda ser wohlfeil zu vberkommen, in summa es sein alle victuallia auch in wohlfaillen preis auffser dem holz, das ist theür, weil kein großer walb in der nähe.

Auf den schiffen kan man durch die statt wol beladen fahren, welches der statt großen nuzen schaffet: doch ist auf der Ohla in der statt nur eine mühlle, so man sibem raden nennet, aber hart vor der statt an Oder der da gibt es allerhandt mühlen, als frucht- schleif- papier- walck- loch- vnd pollier millen, die auch ein feindt ihnen schwerlich nemen kan.

Es hat auch in dieser statt acht Hospithal, in zweyen werden kinder vnderhalten, in der ney-statt lauter knaben, auf der niclasgassen knaben und mägdl, die

knaben werden braun, und die mädgl grien geklaidet. Da es werden oft kindtbetter kindlein in solchen als arme waisen gefunden, denen säugammen gehalten werden, und hat sonst kein mensch vñ in der statt als dieses Hospittal. Absonderlich ist / ein groß krankhes Hospital, worinen die Zünfftē Häuser und sonderliche stuben haben, weil verbotthen der burgerschaft fremte erkrankte bursch oder mädgl im Haus zu behalten, sondern müssen solche anzeigen, und nach befindnuß in dieses Hospital verschaffen, alwo ihnen fleißig abgewartet wird, weil ein geistlicher, ein medicus und barbierer oder stattarzt dahin verornet; wer nicht gehen kan, wird über die kirch auf den boden logiert, daneben den betten fahthüren eröffnet werden, damit er also im bett ligent, die predig anhören kan, und kombt keiner mehr aus solchem ort, er sey oder werde den recht restituiert oder gesundt, wan er nun seine gesundheit erlanget, und solte es in villen jahren erst geschehn, so darff er weiters nicht als deo gratias geben.

Die Burgerschaft hat auch ein stattlich exercitium mit schießen in schießwerder, alwo bey handt verfahren niemandt einige ungelegenheit zu machen sich darff gelisten lassen. Von dar kan man über die Oder ins burgerwerder, als eine insel schiffen, welcher ort gar lustig im sommer zum spazieren, hat auch noch vil schöne gärten auffser der statt zur recreation.

Und weillen solche statt ihrer bequemlichkeit halber ser gelegen, also floriren alhier die kaufmanschaften und commercien über alle maßen und hat eine sehr große / niderlag alda.

Entlich muß ich auch melden von der großen glocke zu S. Maria Magdalena, welche wie auch alle andre in gewicht gehet, und durch drey oder vier manen kan gezogen werden. wan man fünfzig schläge zeücht, so gehet sie hernach noch 50 schläge von sich selbstē, aber mit geringer hilff. Der schwengel wird alle zeit im vollen schwang vom mesmer gefangen und angezogen: auch wird zwischen solchen leüten, wie bey einer musig etliche schläge pausiert, und darauf gleich wider frisch angefangen. So hat es auch ein gefaz, wie vil zur Predig, vesper und leichen schläge müssen geschehen, diße zehlet der mesmer alle zeit ab.

Was nun mit standtspersonen wird mit disen zwey großen glocken zum leichen geleütet, aber allen armen findern, wan sie jezt vom rath-haus herunder kommen, wird mit der S. Maria Magdalena großen glocken geleuthet, und sol es daher kommen: nachdem der gießer diße glocke gießen sohlen, ist er zuvor zum essen gangen, dem habenden lehrjungen aber bey leib und leben verbotten, den hanen am schmelzofen mit anzuziehen. Diser aber aus vornitz hats probieren wollen, wie es aussēhe, und ist wider willen ihm der han ganz herausgefallen, und das metal eben in die zuberaithe glockenform geloffen. Der lehr-jung högst bestürzet, weist nicht, was er thuen sol, wagts doch entlich und gehet weinent in die stuben, erkennt seine vbelthat, und sagts dem maister, solcher aber voller zorn ersticht den lehrjungen auf der stell. als nun der Man voll jamers hinaus kombt / und nach der kuhlung abraumet, befindet er die glocken ganz perfect, keert darum mit frieden wider in die stuben. Da fündet er erst, was er vor übel gedan, weil der lehrjung gestorben, worüber der maister eingezogen und nach etlicher zeit zum schwert condemnirt worden, weil nun eben diße glocken ist

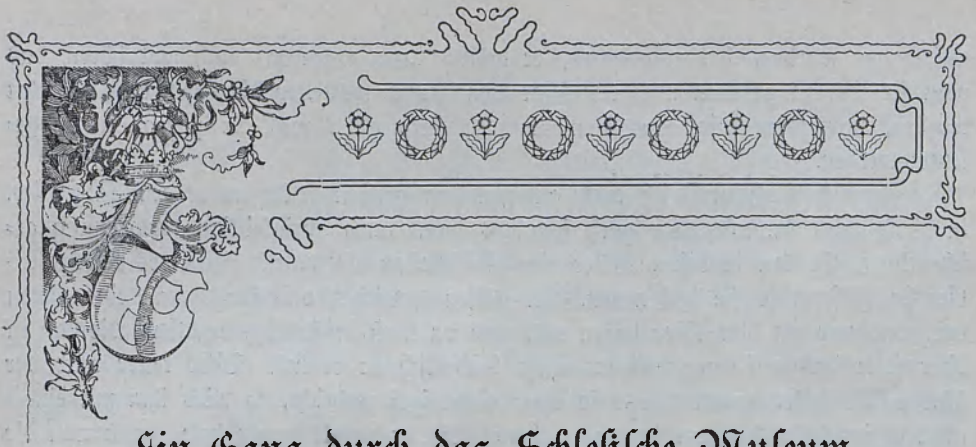
aufgezogen worden, hat er gebetten, er möchte ihren resonans auch wol hören, das man sie ihm zu gefallen noch vor seinem ent leuten wolte, welches ihm auch wilfahrt worden, vnd solen also consequenter nach dato allen mallefiz personen sie geleutet werden.

Zum beschluß muß ich auch anregen den großen keller under dem rath-haus, in disem wird unterschiedlich guth frembtes bier, durch obrigkeitliche verordnung geschendkhet. Es kan in disem Keller eine zimliche anzahl volckh sitzen. es wird alles bier in gläsern, so sie igel nenen, den gästen geraichet, vnd fragd man einen jeten vor, was vor ein bier einer haben wil, vnd da muß er strackhs bezallen, wie dan in diser statt das auf borg nehmen nicht sonderlich in brauch. Diser keller wird der schweinische keller genannt, vnd so einer einen igel zerbricht, so wird ihm mit einem glöckhel im keller hangent so lang geleutet, bis er dopelt bezahlt hat; wann nun die kinder vnd lehrjungen, die stettz bier hollen, solches glöckhel hören, so spotten sie noch vnd rueffen überlaut: du limel, du limel, du limel, da gibt es ein gelächter vnd muß einer den spott zum schaden haben.

In diser königlichen hauptstadt bin ich etwas zu einer jahresfrist gewest, vnd habe mich / bey herrn Georg Zeller = vnd Herrn Martin Seiz, beide Bildhauer in contiction, zugebracht, in solch wehrender Zeit habe eine kirchfahrt an dem Fest des hail. apostels Bartolome verricht nachen Tremnitz" (d. i. Trebnitz).

Prof. J. Caro.





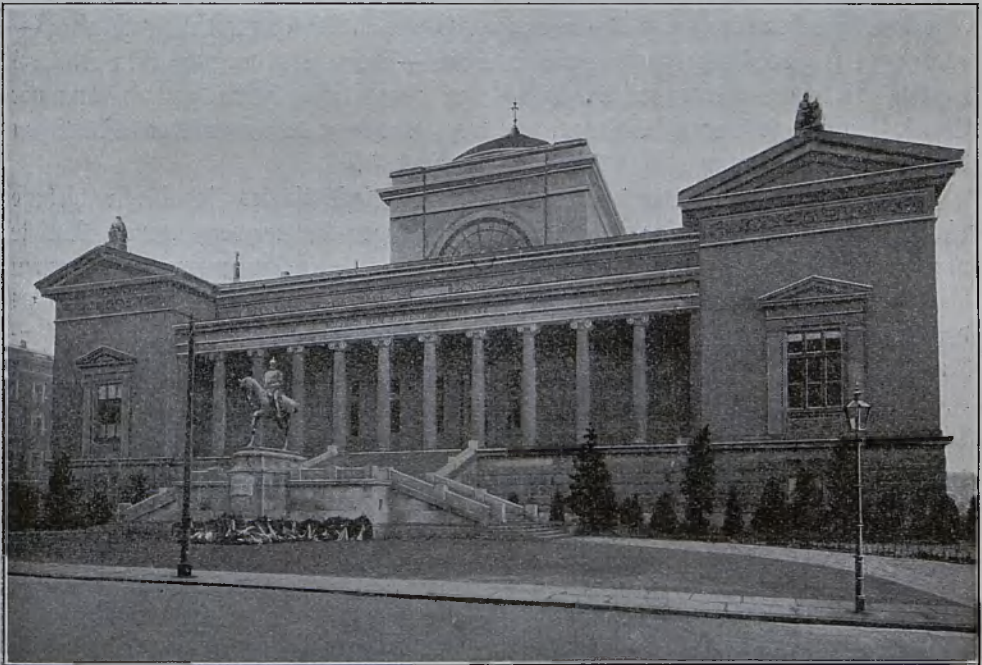
Ein Gang durch das Schlesiſche Muſeum der bildenden Künſte zu Breslau.



Sweiundzwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem der ſtattliche Bau unſeres Muſeums ſeiner Beſtimmung übergeben wurde. Hunderttauſende von Beſuchern ſind inzwiſchen mit Freude und Genuß darin herumgewandelt und haben dauernde Anregung davongetragen. Und ſo haben wir uns gewöhnt, das Schleiſiſche Muſeum der bildenden Künſte als eine Einrichtung zu betrachten, die ganz ſelbſtverſtändlich zu unſerm öffentlichen Leben gehört, und nur mit Verwunderung vernehmen wir von einer Zeit, da man ſich ohne ſolchen Schmuck des Daſeins behalf. Aber auch das Muſeum hat eine Vorgeſchichte, die wiederum beſtätigt, daß ſelbſt ein guter und geſunder Gedanke mancherlei Stadien der Entwicklung durchzumachen hat, biß er ſeine klarſte Form erhält.

Die Nachwirkungen der ſchweren Kriege zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts waren kaum überwunden, als ſich auch in Schleiſien der Wuſch nach Hebung der bildenden Künſte zu regen begann. Erzeugniſſe neuer Kuſt waren damals noch ſelten, ſo daß man zunächſt um die Gründung einer Kuſtademie petitionierte, wohl in der Annahme, wenn man erſt junge Künſtler herangebildet habe, werde man bald auch im Beſitz einer Kuſt ſein. Aber weder dieß, noch die im Jahre 1839 von den Stadtverordneten ausgegangene Anregung zur Gründung eines Muſeums führte zum Ziel. Noch waren die Dinge nicht reif. Erſt der allgemeine Aufſchwung, den das Jahr 1866 und gar erſt die ereignisreichen Jahre 1870/71 zur Folge hatten, brachten auch dieſe Angelegenheit, die mehr und mehr die Gemüter beſchäftigte, der Entſcheidung näher. Der König hatte ſeine Förderung verheißen, und der Provinziallandtag nahm die Pläne günſtig auf. Eine Sammlung, die im Lande veranſtaltet wurde, brachte 92 000 Taler, die Staatsregierung gewährte einen namhaften Zuſchuß, die Provinz aber trug reichlich ſoviel wie Staat und Private zuſammen, ſo daß im Jahre 1880 das neue Gebäude ſeinem Zweck übergeben wurde. Was damals zur Schau gebracht werden konnte, war beſcheiden im Vergleich

mit dem heutigen Besitzstande. Die Gemäldegalerie nahm etwa die Hälfte der zu Gebote stehenden Räume ein. Aber wichtig war es, daß überhaupt ein Grundstock von Kunstbesitz vorhanden war, auf dem weiter gebaut werden konnte. Aus staatlichem, städtischem und Vereinsbesitz setzte er sich zusammen. Der Staat gab die aus den säkularisierten Klöstern stammenden Bilder, die bis dahin der Universität überwiesen waren, dann die aus den königlichen Museen stammenden sogenannten Dubletten, die von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur verwahrt worden waren; die Stadt überwies namentlich die ansehnliche Sammlung älterer Kupferstiche und der Schlesische Kunstverein seinen ganzen Besitz an sogenannten



Das Museum der bildenden Künste mit dem Kaiser Friedrich-Denkmal.

Bestandbildern. Dazu wurde aus den Statsmitteln, die damals reichlicher als heute bemessen waren, in der ersten Freude des Herzens zusammengekauft, was an Begrenzwertem in den Bereich der zu solchem Zwecke gebildeten Ankaufskommission kam. Später ward die Organisation des amtlichen Apparates straffer, man lernte sich bescheiden und die Zwecke und Ziele klarer erfassen, und so wuchs sich die Anstalt zu der Form aus, in der sie heute der Stolz der Provinz ist.

Nach diesen die Entstehungsgeschichte betreffenden Worten lade ich die Leser zu einem Rundgange durch die Sammlungen ein, der uns über den Geist belehren soll, der in diesen Räumen waltet.

Steigen wir die große Freitreppe hinan, an dem Reiterdenkmale des Kaisers Friedrich III. vorbei, und treten in den Vorraum ein, so begrüßen uns die beiden

Bronzestandbilder Dürers und Michelangelos, der Fürsten der nordischen und der südländischen Kunst, als ernste Mahner. Sie sind von A. Haertel, dem einstigen Lehrer an der hiesigen Kunstschule, geformt. Drei Türen führen von da zu den verschiedenen Abteilungen. Die zur linken Hand bildet den Eingang zu der vereinigten Ausstellung Kunstverein-Lichtenberg. Nicht Willkür hat diese schönen, gut beleuchteten Räume, in denen früher die Sammlung der Gipsabgüsse war, zu ihrem jetzigen Zwecke bestimmt. Vielmehr hat der Schlesische Kunstverein sich durch die Überlassung seines Besitzes an Kunstwerken ein dauerndes Gastrecht im Museum erworben, das er in Folge seiner Verbindung mit dem Kunsthändler Lichtenberg in allgemein förderlicher Weise dadurch ausnützt, daß er jahraus jahrein die neuen Erzeugnisse der bildenden Kunst vor Augen bringt und uns in Bezug auf die Fortschritte — oder sagen wir vorsichtiger: die Veränderungen — besonders der modernen Malerei treulich auf dem Laufenden erhält. Indes dem Zweck unseres Rundganges kann der Eintritt durch diese Tür nicht dienen; wir wenden uns zu dem gegenüber befindlichen Eingange zur Sammlung der Bücher und Kunstdrucke.

Der Vorsaal, sowie der vordere Teil des Kupferstichsaales sind für wechselnde Ausstellungen bestimmt, sei es der neuen Erwerbungen der letztvergangenen Monate oder eines besonders bedeutsamen Meisters oder eines jener staunenswerten modernen Reproduktionswerke, die uns die Schätze der Vergangenheit, soweit sie der Grabstichel des Kupferstechers oder das Schneidemeßer des Holzschneiders geschaffen, in täuschenden Nachbildungen vor Augen führen. An der Rückwand des ersten Saales hängt A. Voetclins Entwurf zu einem nicht ausgeführten, für das Treppenhaus bestimmten Wandbilde, von dem im Zusammenhang mit den Prellschen Fresken noch die Rede sein wird. Im Kupferstichsaal hängen ferner die bekannten Kohlezeichnungen E. Grüzners mit den humorvollen Darstellungen von Falstaffs denkwürdigen Taten. Ein Glasschrank in der Nähe des Südfensters enthält die Anfänge einer Sammlung von modernen Bronze- und Silbermedaillen und Plaketten größtenteils französischer Meister, die uns in der Wiederbelebung dieses lange vernachlässigten Zweiges der Kleinplastik mit mustergültigen Leistungen vorangegangen sind.

Treten wir nun in das Allerheiligste, den besonders abgegrenzten Studiensaal. Auf dem vordersten Tische, neben der Tafel mit dem für diesen Raum so selbstverständlichen Verbote des Lautsprechens, ist eine Anzahl von Kästen aufgereiht mit dem zum Gebrauche des Publikums bestimmten, nach Fächern eingeteilten Zettelkataloge der Büchersammlung. Hier mag sich der Besucher den Titel und die Bezeichnung des ihn interessierenden Werkes auswählen und auf dem bereit liegenden Formulare vermerken, das er einem der dafür angestellten Galeriedienen übergibt. Während dieser das Gewünschte besorgt, lohnt ein Blick auf die über den Schränken angebrachte Reihe von Bildnissen verdienster Schlesier und auf die großen, schönen Nachbildungen berühmter Kunstwerke, die zur Zierde ringsum hängen. Zieht es aber der Besucher vor, sich in die Betrachtung der Photographieen nach Gemälden oder Bildwerken zu vertiefen, so hat er dem Galeriedienen nur den Namen des gewünschten Meisters, oder die Schule (deutsche, italienische u. s. w.) zu bezeichnen; denn diese Nachbildungen sind nach der Schulzugehörigkeit und darin wieder alphabetisch nach

den Meisternamen geordnet. Ähnlich verhält es sich mit den Kupferstichen u. dergl. Eine besonders stetig anwachsende Abtheilung bilden hier die Originalradierungen und Lithographien moderner Meister. Die vervielfältigenden Techniken werden heute bekanntlich mit großer Vorliebe gepflegt; es gibt kaum einen bedeutenderen Maler, der sich nicht darin versucht hätte. Wir verdanken dieser Vorliebe eine Menge der reizvollsten Blätter. Besonders lohnt es sich, das Augenmerk auf die farbigen Lithographien zu richten, in denen modernes Empfinden in ansprechender Weise sich bekundet. Ein Hans Thoma wird erst durch seine zahlreichen eigenhändigen Lithographien dem Verständnis ganz erschlossen; Max Klingers Ruhm dagegen gründet sich hauptsächlich auf seine phantasievollen, beziehungsreichen Radierungen. Gar manchen Kunstfreund wird es andererseits interessieren, etwa einen Kupferstich oder Holzschnitt Albrecht Dürers nicht nur in einer noch so vollkommenen, modernen heliographischen Nachbildung, sondern im Originaldruck selbst vor Augen zu haben, und er wird gern die bequeme Gelegenheit benutzen, sich eine oder die andere Mappe dieser gemüthstiefen Schöpfungen vorlegen zu lassen. Er wird dann auch nicht verschmähen, den spießbürgerlichen lebenswürdigen Epigonen, Daniel Chodowiecki, in dessen so anheimelnden Radierungen kennen zu lernen, die in seltener Reichhaltigkeit hier vorhanden sind.

Ein kunstwissenschaftlicher Apparat, wie der unseres Museums, bedarf zur Ergänzung einer Sammlung plastischer Abgüsse. Wenn auch das Gipswerk die Wirkung des Marmors oder der Bronze nicht von fern erreicht, so vermag es doch die Illusion eines Raumgebildes zu wecken und somit die photographische Nachbildung gewissermaßen zu erläutern. Auch unser Museum besitzt wenigstens den ansehnlichen Kern einer Sammlung von Abgüssen nach Werken der Hauptperioden und der größten Meister. Sie stehen in den Räumen des Erdgeschosses, die ehemals die Sammlungen schlesischer Altertümer beherbergten, und die jetzt durch eine bequeme Treppe mit dem Hauptgeschoß verbunden sind.

Zurückkehrend steigen wir zu dem schönen oberen Treppenhause hinan. Hier haben sich Architektur, Plastik und Malerei vereinigt, um im Sinne der Renaissance einen harmonisch wirkenden Prachtraum zu schaffen. Glänzend polierter Stuckmarmor von tiefer Färbung überzieht die ganze Architektur, Wände und Halbsäulen, und zu der Pracht dieser farbigen Inkrustation tritt die malerische und plastische, von J. Schaller und D. Vessing geschaffene figürliche Dekoration. Darstellungen aus dem hellenischen Mythos, die Urfänge des Lebens versinnlichend, zieren die Kuppel und deren Zwickel. Ornamentale Schildeereien im gleichen Charakter symbolischer Einkleidung ziehen sich über die Frieze und Fenstersäume. Die Sopraporten der zu den Sammlungen führenden Türen tragen plastische, Forschung und Lehre, Religion und höheres Geistesleben bezeichnende Gruppen. In den großen Freskogemälden Hermann Prells findet der dort zu Grunde liegende Gedankengang seine Fortsetzung und Vollenbung.

Es werden hier die beiden großen Kulturkreise veranschaulicht, auf deren Grundlage unser heutiges Geistesleben sich aufbaut, und aus denen die Kunst ihre tiefste Kraft geschöpft hat: die antike und die christliche Welt. Hier der Kultus des Schönen

unter der Herrschaft Apollons, Aphrodites und der Musen; dort anstelle des harmonischen Wechselverkehrs zwischen Erde und Olymp die schroffe Trennung in ein Diesseits und Jenseits, über der Sinnlichkeit sich erhebend ein seelisches Leben, erfüllt vom Kampf gegen das Böse: der Ritter St. Georg, und der Sehnsucht nach dem Ewigen: Dante und Beatrice, im Mittelbild der Brunnen des Lebens mit dem Erlöser. Durch diese herrlichen, farbensicheren Wandbilder erst, die H. Prell in den Jahren 1893 bis 1894 ausführte, ist die Kuppelhalle die weisevolle Stätte geworden, die den Eintretenden vor dem Weiterschreiten in die anstoßende Gemäldegalerie mit großen Eindrücken erfüllt, die Seele erhebt und ihr jene ernste, empfangliche Stimmung mitteilt, in der allein Kunstwerke genossen sein wollen, den Heraustretenden aber nach zerstreuer Kunstbetrachtung wieder zur inneren Sammlung auffordert.



Das Treppenhans mit Prellschen Wandgemälden.

Bald nach der Vollenbung des Gebäudes hatte man mit A. Böcklin wegen der Ausmalung des Treppenhauses in Unterhandlung gestanden. Böcklin hatte ein Programm für den Inhalt aufgestellt und jene oben erwähnte Skizze für eine der Wände eingesandt. Er versuchte hier die Wirkung zu schildern, die von der lichtstrahlenden Erscheinung Christi auf die erlösungsbedürftige Mensch-

heit ausgeht. Das Gegenstück sollte dann das Blühen der Künste „im Lichte“ darstellen.

Aber der schöne Plan litt von vornherein an dem Fehler, daß die Entscheidung zu vielen Kritikern anheimgegeben war. Man hatte die pekuniäre Hilfe des Ministers angerufen, die natürlich an das Einspruchsrecht der vielköpfigen Landeskunstkommission geknüpft ward. Diese Oberinstanz aber nahm Anstoß an der Skizze Böcklins; über den Verhandlungen schwand dem Meister die Freude am Werk, und so erinnert nur dieser erste, allgemein gehaltene Entwurf an das interessante Wagnis, Böcklin mit einem Monumentalwerke größten Stiles zu betrauen. Wir werden dem Meister in der Galerie wieder begegnen, wo er mit berühmten Bildern vertreten ist.

Zum Besuche der Galerie selbst mögen einige orientierende Bemerkungen dienlich sein, die den Plan der Anordnung veranschaulichen. Da das Haus fertig war, bevor auch nur die Hälfte des jetzigen Inhaltes zusammengebracht war, so galt es, sich mit dem allmählich Hinzukommenden einzurichten. Es mußte der zeitlichen Zusammengehörigkeit, dann dem Format der Bilder, der Gestalt der Räume, und endlich dem wichtigen Faktor der Beleuchtung Rechnung getragen werden, der vielen Nebenumstände und Imponderabilien zu geschweigen. So wurde die gegenwärtige Anordnung durch die Macht der Verhältnisse geschaffen, wobei nicht nur abstrakte Erwägungen, sondern mehrfach sich widerstreitende Gesichtspunkte zur Geltung kommen mußten. Im allgemeinen ergibt sich, daß die moderne Kunst auf die Vorder- und Westseite des Hauses, die ältere Kunst in die hinteren Räume verwiesen wurde.

Den einzelnen Schulen jedesmal einen eigenen Raum anzuweisen, ging bei der Größe der Säle und der Unzulänglichkeit und Ungleichartigkeit des vorhandenen künstlerischen Stoffes nicht an. So mußte ein Saal den geringen Bestand an älteren Italienern auf drei Wänden aufnehmen, während auf der vierten Wand Bilder altdeutscher Meister hängen, darunter die interessante Darstellung des Gekreuzigten von dem Nürnberger Pleydenwurff. Die ältere deutsche Kunst ist dann auch im Vorraum vertreten, wo u. a. das stofflich so merkwürdige Bild der Schlacht bei Dirschau (1514) von einem gleichzeitigen oberdeutschen Meister hängt.

Deutsche und niederländische Bilder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts schließen sich an, die zumal den Ecksaal Nr. 5 einnehmen. Reich vertreten ist da der überaus fruchtbare Willmann, der gewandte Eklektiker, der, ohne Schlesier zu sein, doch den größeren Teil seiner Schaffenszeit in Schlesien verbracht hat. Aus manchem charakteristischen Werke kann der Besucher hier auch Plazer, den Maler des Rokoko und die den Niedergang offenbarende Wiener Landschafterschule des achtzehnten Jahrhunderts kennen lernen.

Fehlt es unserer Galerie an guten oder doch wohl erhaltenen Bildern anerkannter alter Meister (auch das erwähnte Bild von Pleydenwurff hat durch Restauration sehr gelitten), so ist sie wenigstens an Bildern der holländischen Kleinmaler des siebzehnten Jahrhunderts nicht ganz arm. Dank dem Vermächtnis eines kunstfinnigen und kunstverständigen Mitbürgers, des Herrn Dr. Fischer, ist sie im Besitz von Bildern Everdingens, van Goijens, Cuijps, van der Neers u. a. m., die den wertvollen Kern der Sammlung älterer Kunst bilden.

Der anstoßende Mittelsaal Nr. 4 ist hauptsächlich zur Aufnahme der älteren Werke des neunzehnten Jahrhunderts bestimmt. Mag da manches Bild aus der sogenannten Wiedermaierzeit uns seltsam anmuten, so wird doch die heroische Landschaft des älteren Preller, des Schöpfers der Odysseelandschaften, ihren Zauber bei keinem empfänglichen Beschauer verfehlen, und wir werden es Wölfl über das Grab hinaus danken, daß er die Reize des alten Breslau in so manchem hübschen Bilde hier verewigt hat. Schlesische Bilder, Darstellungen schlesischer Landschaften, Architektur u. a. m., von Schlesiern gemalt, ziehen in diesen und benachbarten Sälen noch mehrfach die Blicke auf sich. Da wären die Bilder von Dreßler, Vink, Gertrud Staats, Brehmer, Storch, Olbricht, das lebensvolle Bildnis Holteis von Kreyher zu nennen. Und von den nichtschlesischen Bildern, die eine besondere Zierde der Galerie bilden, haben noch viele einen Meister zum Urheber, dessen Wiege in Schlessien gestanden, oder den sonstige Beziehungen mit Schlessien verknüpfen: setzen wir die Wanderung fort, so stoßen wir bald auf die beiden Gemälde des Grafen Harrach; „Montefino“ hat einen Schlesier, Hamacher, zum Schöpfer, der jüngere Graf Ralkreuth, dessen Pinsel wir das ernst eindringliche Bild „Die Fahrt ins Leben“ verdanken, gehört in diesen Zusammenhang, Firls, dessen Bild „Im Trauerhause“ oft eine andächtige Gemeinde fesselt, ist Schlesier, und von Menzel, dessen „Huldigung der schlesischen Stände“ die Galerie ziert, erzählt wenigstens die Geschichte, daß sein Geburtshaus in Breslau gestanden.

Ich habe mit dieser Schlessier-Schau bereits in die benachbarten Säle übergreifen und wende mich daher zu dem Saal Nr. 3 zurück, um hier auf Bantier und Oswald Achenbach hinzuweisen, deren Bilder als reife Schöpfungen wohl Beachtung verdienen. Im folgenden Saale Nr. 2 finden sich einige der Allernmodernsten vereinigt, die eine gewisse Absonderung schon um deswillen fordern, weil sie mit ihrer großen Helligkeit, einer spezifisch modernen Errungenschaft, mit älteren Bildern sich schlecht vertragen. Die sonnendurchglühnte Eifel Landschaft von Volkman würde an den meisten anderen Wänden geradezu gewalttätig wirken. Hier, in der Nachbarschaft Hofmans, Bartels, Modersohns fügt sie sich zwar dominierend, aber harmonisch ein.

Eine gewisse repräsentative Würde ist dem Eingangssaal Nr. 1 eigen, in dem die Büste des Kaisers Wilhelm I. von Begas den Eintretenden begrüßt. Zwar sind hier Werke von hohem künstlerischen Werte, wie Schönlebers „Morgen in den Lagunen“, Alma-Tademas „Frühlingsblumen“, aber die Bildnisse des Kaisers Friedrich und seiner Gemahlin, die Darstellung Friedrichs des Großen in der Schloßkapelle von D. Begas, der Königin Luise und ihrer Söhne von Steffek und das Bildnis Bismarcks von Lenbach sprechen vor allem vermöge ihres Gegenstandes zum Beschauer.

Tendenzlose Kunst dagegen, Werke, die nur in ihrer rein künstlerischen Bedeutung genossen werden wollen, birgt der nächste Saal. Hier befinden sich Prells „Ruhe auf der Flucht“, Passinis „Neugierige“, Thomas „Wächter“, und als stolzester Besitz des Museums Böcklins Bilder „Der Überfall von Seeräubern“, das „Heiligtum des Herakles“ und das Idyll mit der „Mandolinenspielerin“. Im folgenden

Gesaal wird sich der ernstere Sinn gerne an Gebhardts „Heilung des Sichtsbrüchigen“ erbauen, während zarte Gemüther zu Delobbes „Töchter des Ozeans“ eilen. Dabei ist Defreggers Genrebild nicht zu übersehen, noch die Blumenstücke von Rosenboom und Nees v. Esenbeck, während der „Tannhäuser“ von Gabriel Max und die Landschaften von Desterley und Willroder sich schon durch ihr Format melden. Im kleinen Achteckraum werden vor allem Feuerbachs Farbenskizze zu seiner „Flucht der Medea“ in der Münchener Galerie und die miniaturhaften Bildchen Pradillas fesseln. Die Marmorfigur des jugendlichen Bacchus von Volkmann und die bronzene Amazone von Stück sind Zeugen der redlichen Absicht, auch der modernen Skulptur hier eine Stätte zu bereiten, eine Absicht, deren Weiterführung jedoch durch den Mangel an Geldmitteln in Frage gestellt ist. Neben jenen beiden Skulpturen wären nur noch die „Sphinx“ von Behrens und Stücks Athlet zu nennen, die außer einigen Büsten die Galerie zieren. Im letzten der zu betrachtenden Säle nimmt der ausgeführte farbige Karton A. von Werners zu dem Mosaikfries der Berliner Siegessäule die ganze westliche Längswand ein. Bemerkenswert ist hier noch das Bildnis des Kaisers Wilhelm I. von Richter, die Erstürmung des Gaisberg Schlosses von Röchling und Zügels Schafferde.

Auf dieser flüchtigen Wanderung sind wohl einige Höhepunkte hervorgehoben worden, aber bei weitem nicht alles dasjenige, was einer eingehenden Betrachtung wert sein dürfte. Zu einer solchen Betrachtung und liebevollen Vertiefung anzuregen, konnte ja einzig der Zweck unseres Ganges sein. Gewiß wird mancher Leser zu der Überzeugung gelangt sein, daß hier noch ungehobene Schätze ruhen, zu denen zu wandern sich lohnt. Dann aber wird er der Meinung beipflichten, daß sich mit der Freude an dem Vorhandenen das Gefühl des Dankes verbinden muß, das wir so vielen Gönnern und Gönnerinnen schulden, die in idealem Gemeinfinn dazu beigetragen haben, gar manches schöne Kunstwerk zum Allgemeinbesitz zu machen, das uns sonst nicht erreichbar gewesen wäre. Auf den an den Bildern und Skulpturen angebrachten Schildchen ist jedesmal auch die Herkunft vermerkt. Etliche sechzigmal können wir da Namen von Geschenkgebern wie Dr. Fischer, F. Friedländer, R. Cuno, Fräulein M. von Kramsta-Muhrau, Frau B. Schottländer, H. von Korn, Dr. F. Promnitz begegnen, deren wir um so lieber gedenken wollen, als ohne das opferwillige Eingreifen Privater die Sammeltätigkeit der Verwaltung bei der Knappheit der zur Verfügung stehenden Mittel längst einen verhängnisvoll langsamen Gang hätte nehmen müssen. So aber dürfen wir hoffen, daß auch in Zukunft die Schlesier die Anregung und den Genuß, den sie hier gefunden, ihrem Museum mit tatkräftiger Teilnahme vergelten werden.

Dr. J. Janitsch.





Die Universität Breslau.



Schon im Jahre 1505 hat Breslau von seinem Landesherrn, dem Könige Wladislaus von Böhmen, ein Privilegium zur Gründung einer Universität erworben, aber die Gründung wurde nicht vollzogen. Vorzugsweise wohl deshalb nicht, weil es der Stadt nicht gelang, eine so große Zahl von kirchlichen Pfründen für die Universität zu erhalten, als es ihr nötig schien. Der Versuch ist etwa 200 Jahre später erneuert worden, aber nicht von der Stadt, sondern von dem Jesuitenorden. Die Stadt hatte vielmehr schon vorher alles aufgeboten, um die Niederlassung des Ordens in ihren Mauern zu hindern, da sie davon eine dauernde Störung des kirchlichen Friedens beforgte, sie fand dabei lebhafte Unterstützung bei den übrigen Ständen Schlesiens, aber Kaiser Leopold beharrte bei seinem Entschlus und überwies den Jesuiten 1659 die Kaiserliche Burg in Breslau zur Einrichtung ihres Kollegiums und ihrer Schule. Zunächst wurde ihnen die Burg nur interimistisch, 1670 aber als Eigentum überlassen. An der Spitze des Kollegiums stand 1687 Pater Friedrich Wolff von Lüdinghausen, ein Pöbländer von Geburt, der am Hofe des Königs von Polen erzogen und mit sechzehn Jahren in den Jesuitenorden eingetreten war, ein Mann von großer Klugheit und den einflußreichsten Verbindungen, besonders an den Höfen von Warschau, Wien und Berlin. Im Jahre 1694 war Pater Wolff zum zweiten Male Rektor, und im folgenden Jahre richtete er eine Petition an den Kaiser, er möge die Jesuitenschule in Breslau zu einer vollberechtigten Universität erheben. Wolff betrieb die Angelegenheit, um in der Universität eine noch einflußreichere Waffe zur Katholisierung der Stadt zu schaffen, und die Bürgerschaft betrachtete den Plan auch ganz vorzugsweise unter diesem Gesichtspunkt. Die Stadt fühlte sich als eine protestantische Stadt und als ein Bollwerk des Protestantismus in Schlesien; sie sah sich deshalb durch den Plan Wolffs in ihrem innersten Wesen bedroht und geriet in starke Aufregung. Denkschriften, Deputationen an den Kaiser, Zahlungen an einflußreiche Hofleute — alles wurde versucht, aber vergebens. Der Kaiser war den Jesuiten günstig und unterzeichnete am 21. Oktober 1702 die Stiftungsurkunde, die das Collegium Wratis-

laviense in Generale ac Publicum Studium Academiam et Universitatem Leopoldinam . . vocandam, also die Jesuitenschule zu einer Universität mit dem Namen Leopoldina erhob und ihr die Privilegien aller anderen Universitäten verlieh. Die Urkunde ist abgedruckt bei J. Reinkens: Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina, Breslau 1861, S. 125 f. Am 15. November wurde die Universität zunächst in den alten Räumen eröffnet, aber schon 1728 begannen die Jesuiten den gewaltigen Neubau, der noch heute das Hauptgebäude der Breslauer Universität bildet und dessen Baugeschichte kürzlich von L. Burgemeister in der Breslauer Dissertation „Die Jesuitenkunst in Breslau“, Breslau 1901, in vortrefflicher Weise geschildert ist. Die Stadt mußte den Bau bei mancher Gelegenheit zu hemmen, und er war noch nicht vollendet, als 1740 der Krieg ausbrach, der Schlesien und mit ihm Breslau unter die preussische Herrschaft brachte. Manches wurde jetzt aufgegeben, namentlich wurde der Turm nicht so hoch geführt, wie man geplant hatte, aber das Gebäude, das nun nach dem Friedensschluß rasch fertig gestellt wurde, ist trotzdem eine der bedeutendsten Schöpfungen des Jesuitenstils. Obwohl das Übermaß des Prunkes, wie bei allen Werken dieses Stils und des Barock, zu dem der Jesuitenstil gehört, namentlich in der Aula und dem sogenannten Musiksaal, dem kritischen Beobachter und dem an den reineren Formen einfacher Größe gebildeten Blicke mancherlei Zweifel aufregen mag, so wird man sich doch der Großartigkeit der Gesamtwirkung nicht entziehen können.

Fast möchte man sagen, dieser Bau sei aber auch das einzig Bedeutende, was die Jesuitenuniversität in Breslau geschaffen hat. Die juristische und die medizinische Fakultät kamen nur ganz unvollkommen zur Entwicklung, und die theologische und die philosophische hatten zwar zahlreiche Lehrer und Studenten und haben dem katholischen Schul- und Kirchendienst einigermaßen vorbereitete Diener geliefert, aber ihre wissenschaftlichen Leistungen waren gering. Das ist das Urteil wohlwollender Beurteiler, wie des Prälaten Stehde und des Professors und späteren Bischofs Reinkens. Der Unterricht glich mehr dem Schulunterricht, wie denn die Universitätslehrer nicht nur größtenteils aus den katholischen Gymnasiallehrern und Geistlichen hervorgingen, sondern auch mit den Lehrern nach der Anciennität rangierten. Vielfach wurden die Professuren verdienten Lehrern und Geistlichen als eine Art Ruheposten gegeben. Seit der Auflösung des Jesuitenordens war die Oberleitung der Anstalt in die Hand des Staates übergegangen und die Besitzungen und Fonds mit dem sogenannten katholischen Schulinstitut Schlesiens verbunden.

In den Jahren, die der Niederlage von Jena und den weiteren Schicksalsschlägen folgten, unter denen der Staat Friedrichs des Großen zusammenbrach, wurden die Schwierigkeiten, die mit durchgreifenden Veränderungen verbunden sind, geringer geschätzt. Es mußten neue Quellen der Kraft erschlossen, totiliegendes oder ungenügendes Frucht bringendes Kapital besser verwertet werden. Und in der Umgebung des von Haus aus mehr für friedliche und geregelte Verhältnisse geschaffenen Königs fanden sich neben den Vertretern des alten Schlendrians und der kümmerlichen Klugheit, die nur in völliger Hingabe unter die Hand des gewalttätigen Siegers Napoleon Rettung für den Rest der Monarchie zu finden glaubten, auch tapfere Männer mit weitem

Blick, deren Mut mit der Gefahr zu wachsen schien. Auf dem Gebiet der Universitäten und Schulen hat damals Wilhelm von Humboldt allen voran die Fahne des Glaubens und des Vertrauens hochgehalten und zusammen mit Schleiermacher, Fichte, Siivers, Wolf und vielen andern tüchtigen Gelehrten den König bestimmt, nicht nur trotz der Not des Staates, sondern gerade wegen der Not des Staates außerordentliche Anstrengungen für die Pflege der Wissenschaft zu machen. „Ein Staat, — schrieb Humboldt dem König am 13. Oktober 1810 — wie ein Privatmann handelt immer gut und politisch zugleich, wenn er in einem Augenblick, wo ungünstige Ereignisse ihn betroffen haben, seine Kräfte anstrengt, irgend etwas bedeutend Wohltätiges



Die Universität von der Oderseite.

dauernd für die Zukunft zu stiften und es an seinen Namen zu knüpfen.“ Und der König sprach in dem gleichen Sinne das berühmte Wort: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat“.

In diesem Geiste wurde der Entschluß gefaßt, in Berlin eine Universität großen Stils zu gründen, die, frei von den überlebten Einrichtungen und Formen der früheren Jahrhunderte, ein wahrhafter Mittelpunkt des auf allen Gebieten in kaum geahnter Weise kräftig erwachten wissenschaftlichen Lebens sein sollte, und ferner in gleichem Geiste, wenn auch in kleinerem Maßstabe an Stelle der einst blühenden, aber wesentlich durch Schuld des Staates verkümmerten protestantischen Universität Frankfurt a. O. und der zurückgebliebenen Jesuitenuniversität Breslau eine neue Universität in Breslau einzurichten. Es waren dieselben Männer, die den König bei der

Schöpfung der beiden Anstalten berieten, und es waren dieselben Jahre, in denen die Entschlüsse gefaßt wurden. Berlin wurde im Oktober 1810 eröffnet, der Vereinigungsplan von Frankfurt und Breslau, der das Grundstatut der jetzigen Breslauer Universität bildet, wurde am 3. August 1811 vom Könige Friedrich Wilhelm III. vollzogen.



Die Universität, von der Schmiedebrücke aus aufgenommen.
(Nach einer Zeichnung von Otto Probst.)

Die jetzige Universität ist also weder eine Fortsetzung der Frankfurter noch der Leopoldina, sondern sie ist eine neue Schöpfung. Sie sollte vor allem frei von konfessioneller Einseitigkeit sein. Man hat das wohl durch das Wort bezeichnet, die Universität solle paritätisch sein, aber dies Wort trifft den Charakter nicht oder doch nur teilweise. Das Wort paßt insofern, als zwei theologische Fakultäten begründet wurden, eine evangelische und eine katholische, sodann insofern bestimmt wurde, daß

der „Lehrstuhl der eigentlichen Philosophie doppelt mit einem katholischen und einem protestantischen Lehrer besetzt“ werden sollte. Aber im übrigen sollte nicht nach der Konfession der Professoren gefragt werden. Je nachdem die Betreffenden geeignet und erreichbar schienen, wurden Protestanten und Katholiken neben einander und nach einander berufen. Die konfessionelle Sonderung der theologischen Fakultäten war durch die Sache geboten, durch den völlig verschiedenen Lehrstoff und die gesamten Ziele der Ausbildung, für die Philosophie schien die Rücksicht auf ihre nahen Beziehungen zu dem theologischen Studium ähnliches zu fordern; aber im übrigen sollten die Professoren nicht nach konfessionellen Rücksichten berufen werden. Indessen wurde doch bald der Versuch gemacht, diese Anfänge konfessioneller Sonderung weiter zu führen, und unter Friedrich Wilhelm IV. wurde bestimmt, daß auch die Professur für mittlere und neuere Geschichte doppelt besetzt werden solle und zwar mit je einem Protestanten und einem Katholiken. Die Bestimmung ist ein Produkt der konfessionellen Treibereien, die seither noch größeren Einfluß auf die Gestaltung unserer öffentlichen Verhältnisse gewonnen haben, denen aber auch der kräftige Strom des wissenschaftlichen Lebens unserer Zeit in mannigfaltiger Weise Widerstand leistet; namentlich dadurch, daß die Zahl der Tatsachen und Beobachtungen vermehrt wird, die auch der konfessionelle Eifer anzuerkennen gezwungen ist.

Über die Entwicklung und die Leistungen der Breslauer Universität in den ersten fünfzig Jahren ist bei der Jubelfeier 1861 in der Chronik und Statistik der Königl. Universität zu Breslau des Universitäts-Sekretärs Nabbyl ein Bericht gegeben, der zwar nur die äußerlichen Erscheinungen ins Auge faßt, aber über diese auch reiches Material zur bequemen Benutzung zusammenstellte. Demnach haben in diesen fünfzig Jahren 130 ordentliche und 44 außerordentliche Professoren gelehrt, außerdem 92 Privatdozenten. Die katholisch-theologische Fakultät wurde zunächst ganz aus ehemaligen Professoren der Leopoldina gebildet, und auch in die philosophische Fakultät traten 7 Leopoldiner über, von Frankfurt empfangen alle vier Fakultäten einen Teil ihrer Lehrer, die Juristen und Mediziner je drei, die Philosophen sechs, die evangelisch-theologische zwei. Unter diesen war David Schulz, der lange Zeit zu den einflußreichsten Persönlichkeiten der Universität zählte und auch außerhalb der Universitätskreise großes Ansehen genoß. Das zeigte sich, als er 1845 aus seinem Amt als Konsistorialrat entlassen wurde, weil er die Breslauer Erklärung gegen die damals einflußreiche orthodoxe Partei, die „den freien lebendigen Glauben fesseln will an die starren Dogmen und Formeln vergangener Jahrhunderte“, unterschrieben hatte. Die Universität hat damals an dem öffentlichen Leben der Stadt einen lebhaften und vielfach auch führenden Anteil genommen. Am bekanntesten ist das Auftreten des Professors Hoffmann, genannt von Fallersleben, dessen politische Lieder ungeheures Aufsehen machten. Einige waren übrigens so schroff nach Inhalt und Form, daß es nicht zu verwundern ist, wenn ihn die Regierung deshalb seiner Stellung enthob. Eine führende Rolle hatte die Universität ebenso bald nach ihrer Gründung bei jener unvergeßlichen Bewegung, die dem Befreiungskriege von 1813 und 14 den Charakter eines Volkskrieges gab im Gegensatz zu den früheren Kabinettskriegen. Die Rede, durch die Professor Steffens das buntgemischte Publikum,

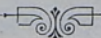
daß sich um seinen Katheder drängte, zu dem Entschlusse fortriß, die Waffen zu nehmen und in das Heer einzutreten, ist einer der markantesten Momente in der Reihe jener Tage, die zu den stolzeſten Erinnerungen der Stadt Breslau und der preußiſchen Geſchichte zählen.

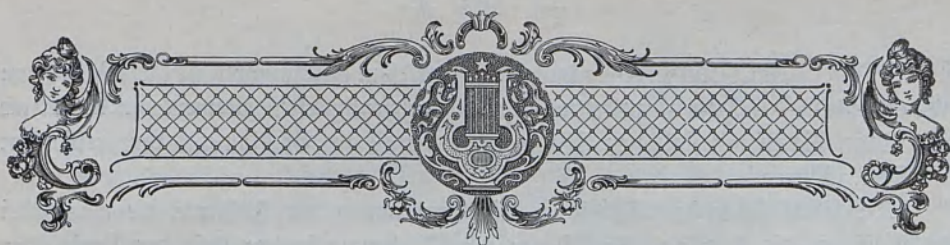
Die Entwicklung der Verfaſſung, die Erweiterung der Institute, die mancherlei Verfolgungen, die Breslaus Profefſoren und Studenten in der Zeit der Karlsbader Beſchlüſſe und der Demagogenheze durchzumachen hatten, können hier nicht geſchildert werden. Nur ſo viel ſei erwähnt, daß Breslau an Zahl der Dozenten ſtetig zugenommen hat, ſo daß das Perſonalverzeichnis vom Sommer 1901 246 Profefſoren, Privatdozenten und Aſſiſtenten aufzählen kann, und daß Breslau mit der Ausbildung neuer Zweige der Wiſſenſchaften nicht zurückgeblieben iſt und neue Lehrſtühle für ſie geſchaffen hat. Gewaltig tritt namentlich die Ausdehnung und Ausſtattung der großen Institute für Chemie, Phyſik, Mineralogie und für die verſchiedenen Zweige der Medizin hervor; und dieſe Entwicklung iſt noch nicht abgeſchloſſen. Ein zoologiſches Muſeum mit den zugehörigen Laboratorien für biologiſche Unterſuchungen iſt im Bau, und eine Sternwarte wird für die nächſten Jahre erhofft. Auch die Bibliotheken Breslaus haben erhebliche Förderung erfahren, wenn ſie auch noch viele Wünſche unerfüllt laſſen. Die Profefſoren ſtammen aus allen deutſchen Landen, und zwiſchen Breslau, Halle, Bonn, Münſter und den anderen deutſchen Univerſitäten findet ein lebhafter AUSTAUSCH ſtatt. Sieht man dagegen auf die Studenten, ſo zeigt Breslau ganz vorwiegend den Charakter einer Provinzialuniverſität.

So waren im Sommer 1901 von den 1746 immatrikulierten Studenten nur 37 Ausländer, 1709 dagegen deutſche Reichsangehörige, unter ihnen aber 1680 Preußen neben nur 29 aus anderen deutſchen Staaten. Unter dieſen 1680 Preußen ſtammten 1343 aus der Provinz Schleſien und 181 aus Poſen. Brandenburg und Weſtpreußen ſtellten dann noch zuſammen 98 Namen, alle anderen Provinzen nur einzelne, Oſtpreußen, Pommern und Sachſen zuſammen 38, alle übrigen zwiſchen 2 und 5.

Breslaus Univerſität iſt weder in ähnlicher Weiſe wie Heidelberg ein wegen des Reizes der Umgebungen und wegen einer fröhlichen Tradition bevorzugter Sammelpunkt fröhlicher Scholaren aus allen Gauen, noch hat Breslau in der Weiſe wie in gewiſſen Perioden Königsberg, Jena und Göttingen einen führenden Einfluß auf großen Gebieten der Wiſſenſchaft gewonnen, endlich kann es ſich an äußeren Erfolgen auch nicht mit Berlin, Leipzig und München vergleichen. Aber die Univerſität Breslau iſt alle Zeit eine treue Hüterin des wiſſenſchaftlichen Geiſtes geblieben, in dem ſie gegründet wurde, und unter ihren Profefſoren hat es niemals an Männern gefehlt, die auf den verſchiedenſten Gebieten die Wiſſenſchaft gefördert haben, und nicht wenige unter ihnen genoſſen und genießten als Lehrer wie als Forſcher hervorragenden Ruhm. Es mag genügen daran zu erinnern, daß hier berühmte Männer wirkten wie der geſeierte Philologe Fr. Ritschl 1833—39, der Hiſtoriker Theodor Mommiſen 1854—57, die Naturforſcher Bunſen 1850—52 und Kirchhoff 1850—54.

Prof. Dr. G. Kaufmann.





Die Entwicklung des Musiklebens in Breslau.



Schlesien war von je her ein musikfreudiges Land. Wenn wir die historischen Schätze der Breslauer Stadtbibliothek betrachten, so erzählen sie uns von einer regen Pflege der Haus- und Kirchenmusik in vergangenen Jahrhunderten, berichten uns von den Taten und Werken alter Meister, die, heute zwar vergessen, doch zu ihren Zeiten zu den besten ihres Faches gezählt wurden. Stipendien für öffentliche geistliche Musikaufführungen, die seit Jahrhunderten an den Kirchen bestehen, lassen auf den früh erwachten Kunstsinne der Bürger schließen.

Ein öffentliches Konzertleben in modernem Sinne begann jedoch in Schlesien und in Breslau wie in Deutschland überhaupt erst um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, also zu der Zeit, da einerseits die Vokalwerke Händels und die Instrumentalwerke unserer klassischen Meister in Deutschland bekannter wurden, andererseits das Bürgertum als Stand sich an der öffentlichen Pflege der Musik reger zu beteiligen anfang. Die Musik war bis dahin Kirchenmusik gewesen oder sie war ein Privilegium der vornehmen Gesellschaft. Reiche und Vornehme hielten sich ihre Privatkanzellen. In bürgerlichen Kreisen pflegte man Hausmusik. Große öffentliche Aufführungen, zu denen sich Vertreter aller Stände versammelt hätten, gab es so gut wie nicht. Das Ende des achtzehnten und der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war die Zeit der Entstehung der Meisterwerke unserer großen Komponisten und zugleich die Zeit, da sich ein größeres Publikum für diese Werke zu interessieren begann. Diese beiden Umstände hatten die oft überreiche Hochflut des modernen großstädtischen Konzertlebens zur Folge. Natürlich vollzog sich die Entwicklung sehr allmählich. Es fehlte nicht an frühzeitigen Vorläufern, an Irrtümern, Rückschritten, Kreuz- und Quersprüngen. Aber der Geist einer neuen Zeit errang doch den Sieg. Es ist dabei nicht die eminente soziale Bedeutung zu vergessen, die eine von allen Ständen gemeinsam geübte Kunstpflege haben mußte. Und wenn wir heute Vertreter aller Stände und Konfessionen im festlichen Saale vereint sehen, so dürfen wir nicht vergessen, daß dergleichen noch vor hundert Jahren zu den unmög-

lichen, mindestens seltenen Dingen gehörte. Natürlich konnte in einer Zeit, da sich ein „Publikum“ erst zu bilden begann, von einer bewußten planvollen Kunstpflege, von einem geläuterten Geschmack zunächst nicht die Rede sein. Man tastete, probierte, bis man schließlich doch das Rechte traf. Vielfach wurden Komponisten, die wir heute zu den erstklassigen nicht mehr zählen, den wirklichen Großmeistern vorgezogen. Einer der ersten Lieblinge der Schlesier dürfte Graun gewesen sein, dessen „Tod Jesu“ schon 1756 in Breslau aufgeführt wurde. Neben Graun erfreute sich Dittersdorf, der ja in engen Beziehungen zu Schlesien stand, großer Beliebtheit. Der erste, der in Breslau alljährlich ein großes Konzert veranstaltete, war der Musikdirektor Beinlich. Er versuchte sich zum ersten Mal an Händels „Alexanderfest“ und „Judas Maccabäus“. Der treffliche Künstler starb 1787. Er fand zunächst keinen Nachfolger unter den heimischen Musikern. Vorübergehend erschien der seinerzeit hochberühmte Johann Adam Hiller in Breslau und veranstaltete eine Reihe geistlicher Konzerte, in denen viele Kompositionen italienischer oder der italienisierenden Richtung angehöriger Musiker zum Vortrag gelangten. Von deutschen Meistern brachte Hiller vorzüglich Händel zur Aufführung. Der „Messias“ erregte am 30. Mai 1788 mehr Staunen als Verständnis. Hiller hatte das Werk nach seinem Geschmack bearbeitet. Die Aufführung selbst war eine Monstrevorstellung nach damaligen Begriffen. Johann Sebastian Bach war in Breslau unbekannt. Dagegen zählte sein Sohn Philipp Emanuel zu den Lieblingen des Publikums.

Erst ganz allmählich sollte sich aus diesen ersten Anfängen Dauerndes entwickeln. Auf weltlichem Gebiete galt es zunächst die Überwindung von allerlei Absonderlichkeiten und Vorurteilen. Das Publikum betrachtete Konzerte als eine Gelegenheit zur Unterhaltung. Meist folgte auf die Musik ein Tänzchen. Anstatt einer großen Konzertgesellschaft gab es eine ganze Menge kleiner. Man schloß sich zunächst innerhalb des Bürgertums noch nach Kasten und Ständen ab. Die Konzerte begannen damals um fünf Uhr nachmittags und waren um sieben Uhr beendet. In manchen Jahren bestanden zehn derartiger Konzertgesellschaften. Die ältesten davon waren die Richterische, 1775 gegründet, und die „Deutsche“. Eine ergötzliche Schilderung eines etwas boshaft veranlagten Chronisten finden wir in zeitgenössischen Blättern. Dort heißt es: Man ging ins Konzert, weil es Mode war, weil es fünf Uhr war und man um diese Zeit ausging oder ausfuhr, und es egal war, ob zum Kartenspiel oder zum Konzert. Die Damen, von denen behauptet wird, daß von zehn nur eine ihren Mann nicht bankrott mache, wollten sich zeigen und bewundert werden. Der Stadtklatzsch bot Unterhaltungsstoff; die Konzerte waren in Musik gesetzte Stadtgespräche, „wo die Sesselreden der Zuhörer wie ein gedruckter Text unter den Kompositionen hinsprangen“. Aber es ging mit der Zeit doch vorwärts. Zumal als sich der Einfluß Schnabels und Berners auf die Mehrzahl der Konzerte bemerkbar machte. Schnabel, die gediegenste und würdigste Erscheinung des damaligen musikalischen Schlesiens, übernahm die Direktion der meisten Konzerte. Friedrich Wilhelm Berner, eine ganz eigenartige, schon etwas romantisch, à la Teufels-Hoffmann gefärbte Persönlichkeit, war als Klavier- und Orgelvirtuose weit über Schlesiens Grenzen hinaus bekannt. Als ein Anzeichen musikalischen Fortschrittes darf es gelten, daß damals eine ganze

Reihe von Kompositionen kurz nach ihrem Bekanntwerden in Breslau zur Aufführung gelangte. Im Jahre 1800 fand die erste Aufführung der „Schöpfung“ statt, 1809 die der fünften Symphonie von Beethoven.

Bald finden wir auch Vereine zur Pflege der Quartett- und Kammermusik, eine Liedertafel (1823) und sogar einen studentischen Musikverein, der sich um die Pflege des Männergesanges ganz besondere Verdienste erwarb. Eine große Anzahl von Vereinen zur Pflege geistlicher oder weltlicher Musik sehen wir außer diesen in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts auftauchen und wieder vergehen. Es war eine Zeit fröhlichster Vereinsmeierei, die auf lange die Konzentration der vorhandenen musikalischen Elemente sehr erschwerte. Auf geistlichem Gebiete gründete der verdiente Kantor Siegert einen Singverein und brachte zum erstenmal Johann Sebastian Bach zur Aufführung. Biercy gründete eine Singakademie, von Winterfeld — unter Assistenz von Berner und Schnabel — versuchte einen Dratorienverein ins Leben zu rufen. All diese Bestrebungen, so verdienstvoll sie auch waren, führten nicht zu dem ersehnten Ziele: einem großen, mit umfangreichen Mitteln arbeitenden Konzertinstitut. Da trat 1829 Mosevius mit der Gründung der Singakademie auf den Schauplatz. Mosevius war einer der beliebtesten Sänger der Breslauer Oper gewesen, bevor er zur geistlichen Musik übertrat. Ein Mann von hervorragender allseitiger musikalischer Bildung, eminentem Direktions-talent und edelster Begeisterung für die deutschen Klassiker, brachte er sein Institut bald zu hoher Blüte. Im Jahre 1830 führte er am 3. April die „Matthäus-Passion“ von Bach mit glänzendem Erfolge auf. Die Singakademie hat sich die Höhe, die sie damals erreichte, seither gewahrt. Sie ist eine Hochburg vornehmer und klassischer Musikpflege geblieben. Unter ihrem letzten Dirigenten Julius Schäffer, der auf Mosevius 1858 folgte, gedieh die Breslauer Singakademie zu einem der allerersten Gesangsinstitute Deutschlands. Schäffer war, was wenige Dirigenten sind, ein hervorragender Stimmbildner.

Wir sind mit der Geschichte der Breslauer Singakademie nun schon bis in die jüngste Gegenwart vorgerückt. Keiner der jetzt bestehenden großen Konzertvereine kann auf ein gleich ehrwürdiges Alter zurückblicken. Zwar fehlte es in den Zeiten, da sie gegründet wurde, nicht an Bestrebungen, ihr einen ebenbürtigen Instrumentalverein an die Seite zu stellen. Unter anderem finden wir bedeutende Konzerte des sogenannten „Künstlervereins“, der 1840 die neunte Symphonie aufführte. Allein es kam zu keiner Konsolidierung der Verhältnisse. Erst spät mit der Gründung des Breslauer Orchestervereines am 8. Dezember 1861 wurde das ersehnte Ziel erreicht. Felix Damrosch, der erste Dirigent des Vereins, ein glühender Vorkämpfer der damals mit dem Namen „Zukunftsmusik“ belegten Richtung, erhob den Orchesterverein sogleich zu hoher Bedeutung. Der Breslauer Orchesterverein zählt heute mehr denn je zu den tonangebenden Instituten Deutschlands. Unter seinen Dirigenten Reinecke, Bernhard Scholz, Max Bruch, Raphael Maszkowski hat er sich, vorübergehende Depressionen abgerechnet, stetig vorwärts entwickelt. Eine der Stadt leider viel zu früh entriffene Größe war Raphael Maszkowski, eine temperamentvolle, glänzende Künstlernatur, wie sie leider allzu selten sind. Nach seinem Tode und dem Rücktritt Schäffers vereinten sich die Singakademie und der Orchesterverein unter der Führung

von Dr. Dohrn, einem fleißigen, strebsamen Künstler, der sich bereits viele Sympathien erworben hat. In eine wesentlich günstigere Position gelangte das Orchester durch eine Subvention von seiten der Stadt Breslau. Die Kapelle ist verpflichtet als Gegenleistung in einer Reihe populärer Konzerte mitzuwirken, die sich als segensreich erwiesen haben. Bilden die Konzerte des Orchestervereines, seine Kammermusiksoireen und die Choraufführungen im Verein mit der Singakademie auch die Höhepunkte der Saison, so gibt es daneben, ganz abgesehen von den zahlreichen Virtuosenkonzerten, noch mancherlei des Beachtenswerten. So mancher kleine Verein ist im Laufe der Zeiten zwar von der Bildfläche verschwunden, aber man singt und musiziert aller Ecken und Enden. Da haben wir in jedem Winter die Aufführungen des Flügelschen Gesangvereines, der sich vorzüglich der neueren Oratorienmusik zuwendet. Da haben wir die historischen Soireen des Bohnschen Vereins, einer Spezialität Breslaus, und endlich die Darbietungen der großen Männergesangvereine, der Frauenschöre, kurz Musik in allen Formen, in allen Arten, die in ihrer Summe eine großstädtische Konzertsaison bilden.

Die Entwicklung des Konzertwesens in Breslau darf als typisch auch für diejenige Schlesiens überhaupt gelten. Die großen und kleinen Städte der Provinz wetteifern mit einander in löblichen musikalischen Bestrebungen. Jeder Ort hat seine Singakademie, seine Gesangvereine, und bei Musik- und Gesangsfesten sucht man in friedlichem Austausch gegenseitige Anregung. Eine bloße Aufzählung des Erwähnenswerten würde viele Seiten füllen. Schlesien darf auf das Errungene stolz sein, um so stolzer, als die hohe Blüte der Tonkunst fast ausschließlich ein Verdienst seines Bürgertums ist. Nur ganz vorübergehend sah Schlesien Hofhaltungen, von denen musikalische Anregungen ausgingen. Aus eigener Kraft, aus eigener Freude an der Tonkunst hat der Schlesier die Musik zu so hoher Blüte gebracht, daß sein Heimatland darin hinter keinem Teile Deutschlands zurückbleibt. Breslau hat sich an die Seite anderer maßgebender musikalischer Zentren in Deutschland gestellt. Wenn wir für die Zukunft Wünsche hegen, so wäre es zunächst der, daß zwischen der Hauptstadt und der Provinz ein noch engerer Zusammenschluß stattfinden möge, und daß man es über sich bringen möge, die separatistischen Bestrebungen — Ausflüsse eines allzuweit gehenden Lokalpatriotismus — zu unterdrücken. Aufs innigste zu wünschen wäre endlich die Begründung eines großen städtischen oder staatlichen Konservatoriums, das einen musikalischen Mittelpunkt nicht nur Schlesiens, sondern ganz Ostdeutschlands bilden würde. Warum soll der junge Schlesier, der sich den letzten Schliff in der Tonkunst aneignen will, gezwungen sein, außer Landes zu gehen? Die Rentabilität eines solchen Institutes durch großen Besuch steht außer Zweifel. Möge das zwanzigste Jahrhundert noch in seinem Beginne die Verwirklichung dieser Wünsche schauen.

Dr. G. Münzer.





Der Jungferensee.

Der Schauplatz der in folgendem Gedichte geschilderten Sage ist der in der Nähe Breslaus gelegene Jungferensee.



Ringsum geheimnisvolles, düstres Schweigen!
 Nur selten trifft ein leiser Laut das Ohr!
 Nur flüsternd rauscht der Nachtwind in den Zweigen,
 Und von den schilfsäumten Ufern steigen
 Die grauen Nebel geistergleich empor.

Nur manchmal tönt der Untenruf im Schilf,
 Und aus der Flut quillt's wie ein Schmerzensschrei,
 Als riefte drunten sterbend eine Sphäre
 Die treuen Schwestern ringsumher zur Hülfe,
 Zum Kampfe mit dem Flutengott herbei!

Und während sanft mit leisem Wellenschlage
 Die Woge über blanke Kiesel hüpfet,
 Gedenk' ich jener altersgrauen Sage,
 Die fromm die Einsalt längst verschollner Tage
 An die geheimnisvolle Flut geknüpft:

An Stelle der beschäumten Silberwogen,
 Die bleich des Mondes Strahlenschein umglänzt,
 Zeigt mir die Sage, morgenduftdurchsogen,
 Ein holdes Tal, ringsher in engem Bogen
 Vom Walddunkel malerisch umkränzt!

Und auf der Aue, sonnenlichtumflossen,
 Ruht hingeschmiegt ein holdes Mädchenpaar —
 Die schönen Glieder üppig hingegossen,
 Wie Rosenknospen, die der Venz erschlossen, —
 Den Blumenkranz im dunklen Lockenhaar.

Da lockt der Hörnerklang — der Jagd zum Preise;
Die Mägdlein faßt der Jugend Übermut:
Sie drehen fröhlich scherzend sich im Kreise
Und hüpfen nach des Hornes Zauberweise,
Wild fortgerissen von des Tanzes Glut.

Doch plötzlich — horch! ertönt von heil'ger Stätte
Das Glöcklein, das zum Gottesdienste ruft;
Sie aber achten nicht des Rufs zur Mette,
Sie scherzen fort auf weichem Rasenbette,
Umringt von Waldesgrün und Blumenduft!

Und wieder läutet von der Waldkapelle
Das Glöcklein fromm mit silberhellem Klang,
Die Mägdlein ladend zu geweihter Stelle;
Sie aber schweben mit beschwingter Schnelle
Des Rufs nicht achtend, fort, das Tal entlang.

Da mahnt des Glöckleins Ruf zum dritten Male,
Er zeigt den Augenblick der Wandlung an.
Sonst knieten, fromm bewegt, bei seinem Schalle
Sie betend am Altar in heil'ger Halle;
Jetzt kettet sie der eitlen Weltlust Bann.

Da macht ein Donnerschlag das Tal erbeben,
Ein Blitz zuckt aus der Wolken Nacht herab;
Das holde Tal mit seinem Frühlingsleben
Wird jäh zum Meere, und die Wellen geben
Dem Frevlerpaar ein frühes, feuchtes Grab.

Und oft noch tönt in wilden Sturmesnächten
Es aus der Tiefe her wie Geisterklang;
Dann tobt der See im Kampf mit Höllenmächten,
Dann heult der Sturmwind in den Strandgeflechten,
Als fäng' er schaurig einen Trauersang.

H. Kirchner.





Streuselfuchen.



Schlesierland, Schlesierland,
Hochberühmt und wohlbekannt;
Schlesische Berge, schlesisch Zeinen,
Doch das schönste will mir scheinen
Stets ein Streifsel Streuselfuchen.

Sie oft haben wir in fröhlichem Verein nach der wehmütigen Melodie des Reiterliedes „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“ obiges übermütige Verschen gesungen. Wenn wir Westfalen nicht ohne Bumpenickel und Schinken, Pommern nicht ohne seine Gänsebrüste erwähnen können, so darf bei Schlesien der Streuselfuchen nicht verschwiegen werden. Er verschönt jedes Fest, gibt jedem Geburtstage seine Weihe und ist so spezifisch „der Kuchen“, daß Striezel und Napfkuchen, wenn sie auch mit noch so viel Rosinen, Mandeln, Butter und Eiern sich ausrüsten, es doch nie weiter bringen werden in der Anerkennung des echten Schlesiers, als zu dem Ausdruck „daos is aber eene gude Sammel“, während nur dieses Nationalgebäck den Namen „Kuchen“ trägt. In vielen Gegenden Schlesiens steht in jedem Bauernhause ein Gestell von leichten Brettern; es ist zur Aufnahme der Streuselfuchen bestimmt. Und wenn die Bäuerin bäckt, so wird stets der ganze Backofen vollgeschoben; denn die Landbewohner sind in dem Punkt „altbacken“ nicht so verwöhnt, wie die Städter. An Hochzeiten war es Sitte, Streuselfuchen vom Brautwagen herab unter das nachlaufende Volk zu werfen; da aber bei Regenwetter im weizenreichen Lehmboden die Straßen unergründlich sind, wurde eine Menge Kuchen in den Schmutz getreten. Man änderte die Sitte dahin ab, daß man vor dem Hochzeitshause Waschkörbe mit Kuchen, in Streifen geschnitten, aufstellte, in die die Schuljugend und die Armen nach Herzenslust hineingreifen durften. Aber auch im kleinsten und ärmsten Webersdorf darf der süße Liebling nicht fehlen, eher gibt es bei einer Kindtaufe kein Fleisch, als daß nicht ein hochgetürmter Teller mit Streuselfuchen auf dem Tisch stünde. Im wohlhabenden Bürgerhause hilft er die Sonntagstimmung hervorrufen.

Was nun das Rezept des Kuchens anbelangt, so meldet es jedes Kochbuch; aber nirgends findet man das Backen netter beschrieben wie in Holteis „Was warsch

for Küche?“ wo die Frau Oberpräsident Merkel so eifrig in der Küche hantiert; man sieht ordentlich die alte rührige Erzellenz mit weißer Schürze, den Kochlöffel in der Hand, ihr Küchenreich regieren.

's giht drieber haar mit vuller Krajt,
 Mhns knäten, wulgern und machen,
 Se riehren Eier, Zucker und Mähl,
 De geschlagne Nacht tun se wachen,
 Su daß, eh' de Sunne sich aus der Bocht
 Von Wulken hot rausgewunden,
 De stulzen Kuchen, a ganzer Bärg,
 Ausgebacken beisammen stunden.
 Se ruchen nur gutt.

Aus diesem reizenden Gedicht erfahren wir auch, daß die Königin Luise schon bei ihrem Aufenthalt in Schlesien Streufelkuchen gegessen, der ihrer Tochter, der Kaiserin von Rußland, in so angenehmer Erinnerung blieb, daß sie den Wunsch danach aussprach. Und daher eilte der Oberpräsident Merkel nach Breslau zu seiner Hausfrau, die wir ja schon in der Küche beobachtet haben. Höchst belustigend ist nun die Reise des alten Herrn hinter dem inzwischen aufgebrochenen Hofstaat der Kaiserin her. Die Kuchenschachtel hält er wie ein Wickelkind auf den Knien, damit die „Brinkel“ nicht herunterfallen, bis er nach vielen Abenteuern in Parchwitz die Kaiserin einholt und sein mit Jubel begrüßtes Geschenk überreicht.

Auch jetzt ist das schlesische Nationalgebäude wieder ganz hoffähig. Kein Wunder, denn „unse Frau Kaiserin“ stammt ja aus Schlesien, und auch zu ihr könnte Erzellenz Merkel sagen:

Dän Kuchen, dän kaiserliche Majestät
 Als zarte Jungfrau zu äßen
 Su gärne pflegten und dän se och
 Seitdäm ni kunden vergäßen,

er steht auf dem Frühstückstisch der Kaiserin und wird ihr frohe Erinnerungen wachrufen, denn beim Schlesier gehören die Freude und der Streufelkuchen zusammen.

U. Scheibert.





Das Pfastenschloß zu Brieg.



Alle wichtigen, das deutsche Volk berührenden Kulturbewegungen haben auch in Schlessien sich ausgelebt; ja sie konnten, je nach ihrem Ursprunge, früher als im eigentlichen Deutschland einsetzen. Die von Italien ausgehende Renaissance der bildenden Künste tritt im slavischen oder erst germanisierten Osten so früh und so rein in Erscheinung wie nur irgendwo im westlichen Deutschland. Und daß die italienische Kunst nicht erst den Umweg über Deutschland nahm, ist einleuchtend. Die direkten Beziehungen des Ostens zu Italien waren alt. Karl IV. hatte sie planmäßig gestärkt; arbeitete er doch an der Gründung eines großen luxemburgischen Ostreichs, das bis an die Ostsee reichen und zum Durchgangslande für eine bedeutende Handelsstraße von Venedig über Prag, Breslau durch Polen bis an die baltische Küste werden sollte. Des klugen Kaisers Pläne haben sich nicht verwirklicht; die Verkehrsverbindungen mit dem schönen Südlände blieben bestehen, trotz der Ungunst folgender Jahrhunderte; die Zugehörigkeit Schlesiens zu Ungarn unter den Jagellonen trug dazu bei, um den Verkehr mit dem Süden zu steigern.

Als dann Humanismus und Renaissance eine neue Zeit einläuteten, da drangen die bestrickenden Klänge auch nach dem Osten. Abenteuernde Meister, Architekten zumal, zogen aus Italien ins unbekannte, rauhe Nordland, und eben so schnell wie in der Pfalz tauchten diese „Walen“ in Schlessien und Polen auf, um z. B. Krakau und die schlesischen Pfastenstädte mit Werken edelster Baukunst zu schmücken.

Da wanderte auch der mailändische Baukünstler Baar, Bahr, Boer, Porr, Batwor oder so ähnlich — die genaue Schreibung seines Namens kennt man nicht — in die Oberstadt „Zum Brieg“, kaum ahnend, daß hier das Werk eines ganzen mühevollen Künstlerlebens seiner harre: der Bau des Brieger Pfastenschlosses. Gerade damals waltete in Brieg der trefflichste, tüchtigste der Brieger Pfasten, der kunstfinnige Georg II., von 1547—1586.

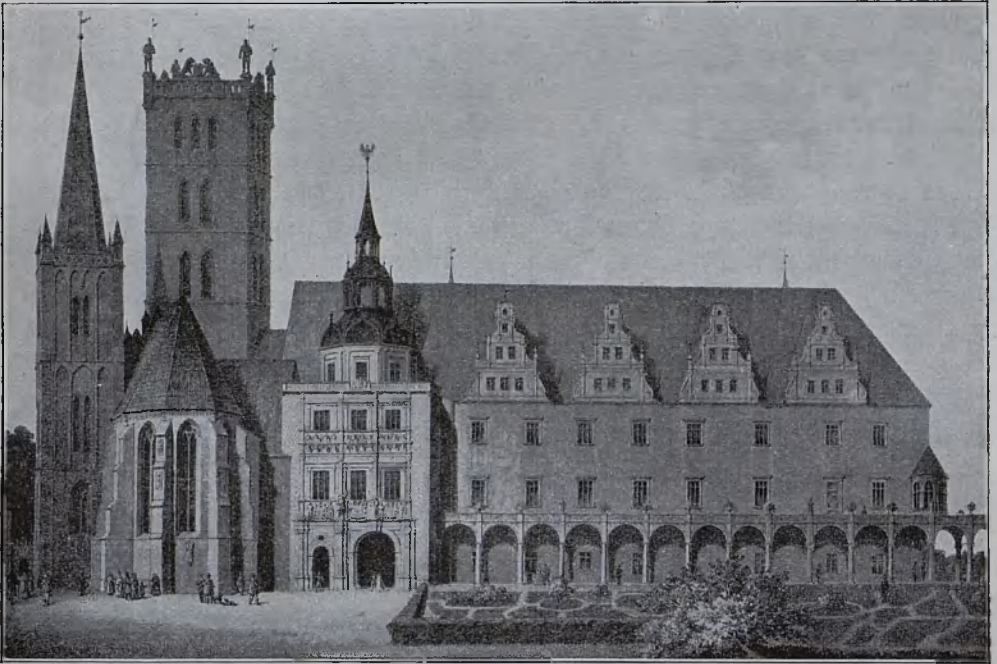
Ist auch das Piaszenschloß — heute ja nur eine Ruine — eine wesentlich neue Stiftung des schaffensfreudigen Fürsten, so ist es doch keineswegs das erste Schloß, das auf diesem Baugrunde errichtet wurde. Als 300 Jahre früher der Herzog Heinrich III. das polnische Fischeknecht Wisokebreg auf deutsches Recht setzte und so der Gründer der deutschen Stadt „Zum Briege“ wurde, stand bereits ein fürstliches Schloß. Wahrscheinlich ist es eine unbedeutende Holzburg gewesen, nur in Zeiten der Fährnis bemannt; zur Bewachung und Verteidigung verpflichtet war die Fischergilde der jungen Stadt.

Ein völlig neues Schloß wurde dann zu Karls IV. Zeiten von Herzog Ludwig I. gebaut. Wir wissen von ihm nur soviel mit Bestimmtheit, daß es ein Massiv-Gebäude mit wenigstens zwei Türmen gewesen ist. Auch die Hedwigskirche stand bereits, so daß also für die spätere Gesamtanlage die Grundlinien schon damals gezogen waren.

Unter teilweiser Benutzung der alten Grundmauern wurde dann um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem letzten Bau begonnen, und fast die ganze Riesenarbeit ist von 1544 ab in etwa dreißig Jahren, d. h. beinahe ausschließlich während der Regierungszeit Georgs II., geleistet worden. Gerade damals ging ein Frühlingsswehen über den Erdball; ein schaffensfroher, frischer Sinn befeelte alle Stände und kam bei Fürsten, Prälaten, Grundherren, Städtern in einer auffallenden Baulust zur Geltung. Aber diese war es nicht in erster Linie, die den Piaszenherzog zum Bauherrn werden ließ, sondern die unerbittliche Notwendigkeit. Der alte Fürstensitz stürzte beinahe zusammen, außerdem pochte drohender denn je der „Erbfeind der Christenheit“ an die Pforten der Ostmark, oder richtiger: hatte sich ihrer zum großen Teile schon bemächtigt. Es galt also nicht nur ein Residenzschloß, sondern zugleich ein Bollwerk zu bauen. Trotz der gebotenen Eile hatte man aber Zeit genug, auch edler Kunst ihr Recht einzuräumen und einen wahrhaft fürstlichen Herrensitz zu schaffen.

Vom Ringe aus wandern wir dem Schlosse zu. Am Ende der Burgstraße angelangt, erblicken wir zur Rechten die im Jesuitenstil erbaute stattliche katholische Pfarrkirche, durch die das Bild des etwas weiter zurückliegenden Schlosses teilweise verdeckt wird. Ins Auge fallen uns einige der Prellsteine, die den Kirchplatz umfriesen. Sie zeigen eine kunstvolle, aber zu dem Zwecke der Steine in gar keiner Beziehung stehende Profilierung: es sind die ersten uns begegnenden, aus der Schloßruine verschleppten Bauglieder. Doch schon wird unser Auge von dem dahinterliegenden ausgedehnten Bauwerke gefesselt; noch einige Schritte vorwärts und wir gewinnen einen gewissen Überblick. Wir stehen vor dem Piaszenschlosse. Eigentlich — hatten wirs uns anders gedacht, vielleicht burgähnlicher, etwa einen freien Platz weithin beherrschend, mit stolzen Türmen und Giebeln und Zinnen vom dunklen Himmel eindrucksvoll sich abhebend. Doch bedenke von vornherein: das ist das Schloß von heute. Wer an derselben Stätte vor dreihundert Jahren stand, der war überwältigt von Staunen und Bewunderung. Ja selbst noch im Verfall verfehlt das Schloß des tiefen Eindrucks nicht, und wer sich erst einmal in seinen Bannkreis hat ziehen lassen, dem hält es Sinn und Herz gefangen, auch gegenwärtig noch. Die linke Seite des Bildes wird von den Resten der alten Hedwigskirche oder Schloßkirche beherrscht; von jeher war sie in die Schloßanlage hineingezogen, und noch heute

springt ein Querschiffgiebel, im Grundriß aus dem regelmäßigen Rechteck geschnitten, aus der Gesamtfront heraus, uns entgegen. Daran schließt sich fast unmittelbar das herrliche Portal und weiter nach rechts ein noch in seinem jetzigen Zustande gewaltiger Flügel des Schlosses. Die uns zugewendete Gesamtfront mißt fast siebenzig Meter. Wir sehen aber nur den einen der vier Schloßflügel, die fast genau ein Quadrat bildeten. Den von ihnen umgebenen Schloßhof eingerechnet, umfaßte das gewaltige Schloßgeviert eine Fläche von über zwei preußischen Morgen; drei Fünftel davon waren lediglich von den vier Schloßflügeln bedeckt.



Ansicht des Piastenschlosses zu Brieg in seiner Glanzzeit.

(Rekonstruktion von Schäfer.)

Wollen wir uns aber von der Wirkung des einstigen Bildes eine wenn auch nur schwache Vorstellung machen, so müssen wir uns das ganze Schloß höher hinaufgeführt, auf das Portal eine Galerie gesetzt und aus dem Portal als Basis den prächtigen mehrstöckigen Torturm herauswachsend denken. Zur Linken erhielt das Gesamtbild einen kräftig betonten Abschluß durch den schlanken Hauptturm der Schloßkirche; es wurde malerisch belebt durch die hohen Dachgiebel, durch die das Schloßdach überragenden Hoftürmchen und die Nebentürmchen des Doms. Das ganze Bild aber wurde gekrönt von dem alles beherrschenden Löwenturm. Da wo an das Gebäudequadrat sich die Kirche anlehnte, hob dieser stolze Bau sich hoch empor und zwar „ungespitzt“. Auf jede seiner Ecken war in luftiger Höhe ein riesiger steinerner Ritter mit aufgepflanztem Spieß auf die Wacht gestellt. Zwischen je zweien dieser Riesen bildete die Mauerkrönung ein Löwenpaar, je ein Wappen haltend: daher der Name Löwenturm.

Verweilen wir bei dem Schloßportal. Von jeher war es der Glanzpunkt des Pfaffen Schlosses, und zum Glück ist gerade dieser Teil des Bauwerkes auch heute noch am besten erhalten. Der wunderbar harmonische Gesamtaufbau, die edlen Maßverhältnisse im einzelnen und die klassisch schönen Formen der Fülle seiner Sandstein-Ornamente lassen es als wirklich vollendetes Meisterwerk der italienischen Renaissance erscheinen, das in Schlefien seinesgleichen nicht hat und an Kunstwert mit dem Heidelberger Schlosse verglichen werden darf.



Das Schloßportal in seinem jetzigen Zustande.

Versuchen wir, uns zunächst in den Aufbau ein wenig zu vertiefen. Zu diesem Zwecke fassen wir einmal den unteren Teil des Portales bis zum Beginn der ersten Fensterreihe ins Auge. Eine Fülle von Bau- und Schmuckformen hat die Baukunst der italienischen Renaissance entlehnt von dem alten römischen Triumphbogen mit seinem schön gewölbten Haupttor und seinen beiden kleineren Seitenpforten. Von ihm scheint auch der Schöpfer des Schloßportals beim Entwurfe seines Kunstwerkes ausgegangen zu sein. Nur insofern ist er von jenem Vorbilde abgewichen, als er sich mit einer Nebenpforte begnügt, eine Anlage, wie sie in schlesischen Schlössern vielfach wiederkehrt. Wie der Künstler das dadurch gestörte Gleichmaß unge-

zwungen und wirkungsvoll wieder herzustellen mußte, wird später berührt werden. Das Haupttor war zur Einfahrt, die kleinere Pforte links zur Benutzung für Fußgänger gedacht.

Der Hauptpforte liegt im Aufriß ein Quadrat mit aufgesetztem Halbkreisbogen zu Grunde. Die Nebenpforte ist auf einem Rechteck aufgebaut, das genau halb so breit, aber nur wenig niedriger ist wie das Quadrat des Haupttores, und geht ebenfalls in einen Halbkreis über. In beiden Pforten schließt sich die weitere Profilierung des Bogens an konzentrische Kreise, und der Übergang der Profilierungslinien aus

der senkrechten geraden Richtung in die halbkreisförmige ist durch kräftig ausladende Gesimse betont. Außerhalb und zwischen den Pforten sind die Mauerstreifen mit je drei Pilastern korinthischen Stils belegt und zwar so, daß der mittlere Pilaster auf

die Kanten der beiden seitlichen sich aufstützt und entsprechend weit hervortritt. Genau wie beim römischen Triumphbogen ist unter jeden Pilaster eine Art Postament, ein Untersatz geschoben, dessen Deckgesimse erst den eigentlichen Fuß des Pilasters trägt.

Denkt man sich auf das der Hauptpforte zu Grunde liegende Quadrat dasselbe Quadrat noch einmal gesetzt, so ist man genau beim ersten Gebälk angelangt. Dieses ist den Pilastern entsprechend und ihnen zuliebe gekröpft. Von dem gekröpften Gebälk wird ein Halbgewölbe, die Attika getragen — wiederum charakteristische Einzelheiten des Triumphbogens. Gerade an dieser Stelle fügt der Künstler fast ganz unmerklich eine neue senkrechte Gliederungslinie ein; dies ist deshalb so leicht möglich, weil die halbe Breite des großen Bogens der ganzen Breite des kleineren genau entspricht. Der Künstler faßt nun den Schlüsselstein des Hauptbogens einfach als eine Art Pilasterkopf auf und belastet auch ihn mit einer Kröpfung des Gebälks; so ist schon in der Attika eine fast genaue Dreiteilung und somit wohlthuende Symmetrie hergestellt.

Schon der bloße architektonische Aufbau würde diesem Portalteile eine künstlerische Wirkung sichern. Dazu kommt aber die ungemein reiche, edle Ausstattung aller sich darbietenden Flächen mit Sandstein-Ornament, der Pilasterfüllungen, der Bogenzwickel, des Hauptbogen-Gesimses, des Frieses unter dem Kröpfgebälk. Die Zierformen selbst, die Akanthusblätter, die Ranken und Blumenwinden, die darin flatternden Vögel, die Menschengestalten, die Randalaber und Vasen zeigen das Gepräge der vollendetsten italienischen Renaissance.



Vom
Schloßportal.



Vom
Schloßportal.

Doch auch die besonderen örtlichen Beziehungen sehen wir berücksichtigt. Da finden wir immer wieder den Hinweis auf die Lage des Schlosses am belebten, fischreichen Strom: neben dem Dreizack Neptuns die Delphin- und Muschelgestalten; da fehlt auch ein uraltes Wahrzeichen der Oberstadt nicht: mitten unter Nymphen und Heroen der prosaische Ruhetreibler. Um die Seitenpforte nicht zu schlißartig zu gestalten, mußte ihr Bogen niedriger

gelegt werden; das aber ergab zwischen Bogen und Gebälk eine Mauerfläche von einer für die Dekoration ziemlich starren, unbequemen Gestalt. In den Triumphbogen ist diese Fläche meist durch ein Medaillon belebt. Unser Künstler nimmt diesen alten Gedanken auf, indem er eine Rundfensteröffnung auspart. Wie glücklich ist auch dieser nebensächliche Einfall! Auf reizvolle Weise wird ein gewisses Gleichgewicht gegenüber dem großen Torbogen hergestellt. Wie schön kehrt dabei auch die gleichmäßige Dreiteilung in der wagerechten und senkrechten Schnittlinie wieder! Wie passend ist auch gerade hier über dem Rundfenster, in mäßiger Höhe, jedem lesbar, in eine Steintafel die Inschrift eingegraben: „Wo der Herr nicht das Haus bauet —“!

Unwillkürlich wird das Auge gefesselt von zwei auf die beiden mittleren Kröpfungen gestellten und die ganze Attika beherrschenden Sandsteinfiguren; wir sehen die überlebensgroßen Statuen des Bauherrn Herzog Georg und seiner Gemahlin Barbara von Brandenburg, dargestellt in fürstlichen Prachtgewändern. Wer diese beiden Kunstwerke geschaffen hat, wissen wir nicht, ob Jakob Baar oder sein Schwiegersohn Bernhard Nuron, der Nachfolger Baars im Amt eines Schloßbaumeisters. Lebhaft aber empfinden wir die liebevolle Sorgfalt nach, mit der der Künstler gerade dieser Aufgabe obgelegen, um den toten Stein zu beseelen und noch den fernsten Geschlechtern vor Augen zu führen: „Es ist vorteilhaft, den Genius bewirken; gibst du ihm ein Gastgeschenk, so läßt er dir ein schöneres zurück.“

In wohlthuendem Rhythmus wechseln mit diesen beiden Figuren drei Sandsteinwappen ab, die beiden äußeren von geharnischten Schildhaltern bewacht. Links sehen wir das Wappen des Herzogs, rechts das der Herzogin. Das Prachtstück in der Mitte der Attika, zwischen dem Fürstenpaar, ist die bedeutungsvolle Vereinigung beider Wappen.

Auf die Attika setzen sich mit besonderem Fuß die Pilaster des ersten Stockwerkes. Die durch das Gebälk unterbrochene senkrechte Richtung kommt so wieder zur Geltung, und der Blick des Beschauers gleitet zwischen den drei Fenstern mit ihrer außerordentlich feinen Profilierung, ihren anmutigen Friesen und Krönungen empor zu der Attika des ersten Stockwerkes. Diese, durch die Pilaster schon in drei Felder geschnitten, wird durch ein Quergesims auch noch wagerecht geteilt, so daß zwei Felderstreifen entstehen. Die so entstandenen sechs Rahmen zeigen je vier kräftig herausspringende Brustbilder: es ist des Herzogs steinerne Ahnengalerie. Die obere Reihe stellt zwölf polnische Großfürsten dar, drei davon durch Zepter und Krone als Könige gekennzeichnet; die untere Reihe enthält die Bildnisse der zwölf schlesischen Herzöge, von denen Georg II. in gerader Folge abstammte.

Das oberste Stockwerk des Portals gleicht in der Anlage dem Mittelstock bis auf die weniger reiche Ornamentierung. Auf dem Querstreifen über den Fenstersimsen prangten in goldenen Lettern drei Sinnsprüche, u. a. des Fürsten schöner Wahlpruch: Verbum domini manet in aeternum. Früher wurde dieses Stockwerk in der Höhe des jetzigen Daches von einer Galerie gekrönt. Wenigstens angedeutet wird diese heute noch durch ein Steinwappen mit dem schlesischen Adler, das einstmals wohl auf oder vor dieser Galerie gestanden haben mag. Von der Galerie

hernieder schmetterten Trompeter und Zinkenbläser den Willkommengruß, wenn die Burgstraße hinauf der fürstliche Hof oder vornehmer Besuch dem Schlosse sich näherte. Des einstigen Torturmes, der aus dem Portalbau emporstieg, wurde schon Erwähnung getan.

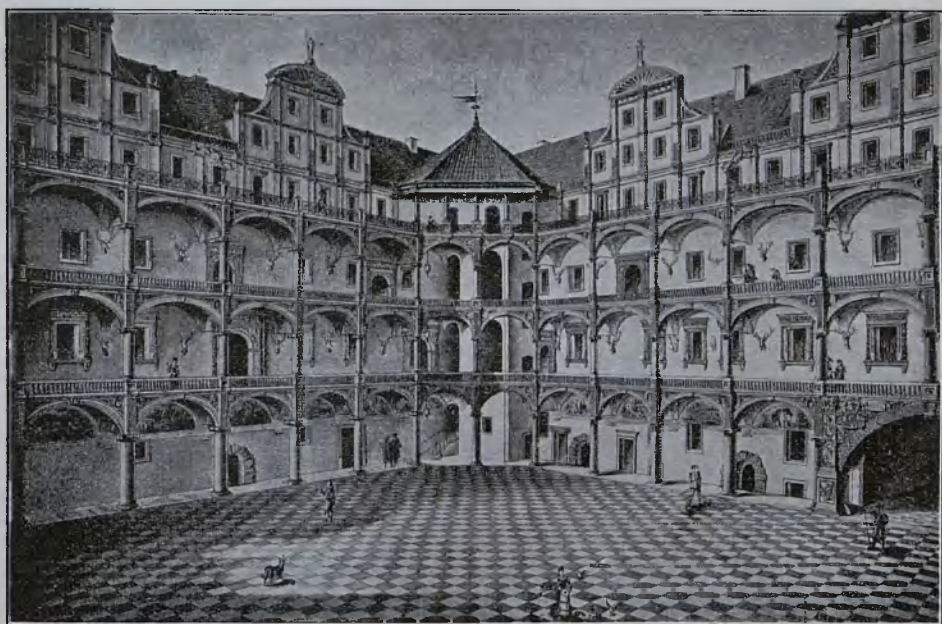
Nicht alle die feinen Sandsteinornamente, die wir heute sehen, entstammen noch der Zeit Georgs II. und seiner italienischen Baumeister. Von 1864—65 sind unter berufenster Leitung fehlende Teile ergänzt worden. Aber auch so gewährt das Portal nur ein schwaches Bild von der einstigen Schönheit. Was in der Glanzzeit des Schlosses den Eindruck des Prachttores ganz besonders verstärkt haben muß, und was wir heute ganz vermissen, das ist die belebende Wirkung der Farben. Denken wir uns beispielsweise bloß die Wappen statt in dem eintönigen Schmutzgrau in ihrem leuchtenden Gold, ihrem vorspringenden Rot, ihrem tiefen Blau! Doch wenn der Rauhreif all die tausend feinen Sandsteinformen mit zartem Weiß überpinnt und dadurch aus dem dunklen Grunde heraushebt, oder wenn im Venz die strahlende Sonne ihr langentbehrtes Licht darüberfluten läßt und die Schatten dieser steinernen Filigranarbeit vertieft, dann ist's, als lebte das edle Paar da droben wieder auf, als blickte, der Sonne gleich, der Mailänder mit seinem unsicheren Namen selber hernieder mit zufriednem Näckeln und freute sich noch heute seines Meisterwerks.

Auch der an das Portal anstoßende mächtige Schloßflügel mit seiner kahlen Mauerfläche und seinen durch Brettertüren verschlossenen Fenstern ist ungeeignet, uns die Vorstellung von dem einstigen Bilde des Schlosses vermitteln zu helfen. Nicht nur ist von der alten Mauerfläche ein breiter Streifen abgetragen worden, auch das Dach hat man sich wesentlich höher und steiler zu denken. Die Dachfläche war reizvoll geschmückt durch eine Reihe aufgesetzter Giebel, ein dankenswertes Zugeständnis der italienischen Renaissance an den deutschen Geschmack. Gerade diese reichgegliederten, verschnörkelten Giebelbauten mit ihren lauschigen Winkeln und Mansardenfenstern mußten dem heute so düsteren Bilde etwas Anheimelndes, Bürgerlichtrauliches verleihen. In gleichem Sinne wirkten die aus der Mauerfläche herausspringenden kleinen Erkerbauten, die erst 200 Jahre später einem unberechtigten Verlangen nach Symmetrie zum Opfer fielen. Noch aber blieb an der Ecke rechts ein die Front kräftig abschließender Erker, und die ganze Mauerfläche war geschmückt durch farbige Stuckornamente. Einige Jahrzehnte lang war die Front noch außerdem belebt durch eine den ganzen Flügel begleitende Kolonnade. Nach rechts sprang diese über das Schloß noch um einige Bogen hinaus und leitete in wohlthuender Auflösung von dem Bilde des massigen Bauwerks zu dem der umgebenden Landschaft über; denn der heute verwahrloste Vorplatz zur Rechten nebst dem Kirchplatz, sowie die an den Oberflügel anstoßenden Grundstücke bildeten damals den wohlgepflegten, schönen Schloßgarten.

An den von uns betrachteten Flügel des Schloßgeviertes stößt in etwas spitzem Winkel der 65 Meter lange, im Rohen noch erhaltene Oberflügel. Aber mit seinen düsteren Wänden und den in die Fenster eingemauerten Backsteinbogen macht gerade dieser Teil des alten Schlosses einen öden, trübseligen Eindruck, zumal von der Oberbrücke aus gesehen. Aus der Menge von unbedeutenden, zudringlichen Häusergesichtern, die sämtlich den Stempel einer späteren Zeit tragen, hebt es sich empor

wie das verfallene, hohläugige Angesicht eines Greises, der einst glänzende Tage gesehen und der nun, unverstanden, mißachtet, rücksichtslos umdrängt von einem jüngeren, lieblosen Geschlecht, gleichgültig und müde über seine Umgebung hinwegstarrt.

Wir wenden uns zum Hauptportal zurück und treten in das Innere des Torhauses ein. Ein mächtiges Tonnengewölbe, 22 Meter lang und 8 Meter breit, spannt sich über die Einfahrt hinweg. Aus der jetzt zugemauerten Tür in der linken Seitenwand kam einstmals dem Eintretenden ein Schloßtrabant mit Schwert und Hellebarde entgegen, und vor der Tür gegenüber stand spreizbeinig der reichgekleidete, stolze Schloßgardist mit Federbarett und zierlichem Spizenkragen. Doch hinein in den



Der Hof des Brieger Pfastenschloßes in seiner ursprünglichen Anlage.

(Rekonstruktion von Kunz.)

Schloßhof! Nun stehen wir in seiner Mitte, rundum von Baulichkeiten umgeben; doch das beklemmende Gefühl der Enttäuschung und der Ratlosigkeit legt sich uns aufs Herz. Ein Blick auf das Gebäude uns gegenüber belehrt uns, daß hier auch heute noch Menschen leben und weben. Etwa eine Art Schloßmuseum? Nein! Hier dient man nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft. Dieses unmittelbar in die Ruine hineingepflanzte moderne Gebäude mit dem raffiniert einfachen, nüchternen Äußeren, gelb getüncht, mit seinen Reihen großer Fenster kann ja bloß ein Schulhaus sein. Hier ist es ähnlich wie in Ägypten und Babylon, wo in die Trümmer einer untergegangenen Herrlichkeit, auf und unter Tempeln und Palästen, die nachgeborenen Menschlein friedlich ihre Hütten bauen.

Die Blicke schweifen, den Himmel suchend, hinauf an den öden Wänden der beiden erhalten gebliebenen Schloßflügel; aber schon nach wenig Augenblicken ver-

weilen sie bei den zahlreichen noch sichtbaren Fenster- und Türumrahmungen, heute teils vermauert, teils durch Brettertüren verschlossen. Überall fällt die feine Sandstein-Ornamentik auf, womit das Rahmenwerk bedeckt ist. Wir fragen uns ratlos, wie wir uns die vielen Türen deuten sollen, die allenthalben selbst im obersten Stockwerk auf den Hof hinausführen. Aber ein Blick auf die Ecken des Portalflügels kann auch dem Uneingeweihten Aufschluß geben. Hier sind beiderseits mehrere mächtige Säulen ionischer Stilart stehen geblieben. Die drei zur Rechten des Beschauers stützen das Dach eines Eckpavillons, zu dem eine Steintreppe emporführt. Die zur Linken begleiten in einem Abstände von zwei bis drei Metern das jüngere



Das innere Schloßportal in seinem gegenwärtigen Zustande.

Seitengebäude links. Sie sind mit einander durch flache Bogen verbunden und tragen heute einen „elenden Fachwerk-Anbau“. Ferner bemerkt man an den beiden alten Schloßflügeln die Spuren flacher Bogen, die stockwerkweise über Fenstern und Türen sich entlang schwingen. Dies sind in der Tat die einzigen Überreste einer Bauanlage, die nach dem Urteil eines Augenzeugen den Hof des Pfalzschlosses „so recht unvergleichlich“ machte. „Die Gebäude, die den Hof beschließen, sind an drei Seiten mit dreifachen Galerien umgeben.“ Die vierte, zur Linken liegende Seite hatte „nur ein Stockwerk“ und dementsprechend auch ihre Galerie.

Dieser mehrstöckige, die Schloßflügel begleitende Kolonnadenbau öffnete sich also nach dem Hofe zu. Von ihm wurden zierliche „Galerien“ getragen, zu ihm führten aus den verschiedenen Stockwerken des Schlosses die Fenster und die Türen hinaus.

Die Bogenfelder an der Wand des Erdgeschosses, geschmückt mit Jagdbildern, die der Stockwerke mit Jagdtrophäen, hinter den zierlichen Geländern die Bewohner des Fürstenschlosses lustwandelnd in malerischer Tracht, darüber sichtbar die hochragenden Dachgiebel und Ecktürmchen mit vergoldeten Wetterfahnen, darunter der spiegelglatte, mit bunten Steinfliesen gepflasterte Hof, welch ein reizvolles, fesselndes Bild!

Und heute? Aus derselben Tür in lustiger Höhe, aus der einstmals vielleicht der schmucke Hofjunker seiner dort unten lustwandelnden Herrin ein Kösslein zuwarf, rutscht heute auf einer hölzernen Gleitbahn Pferdefutter hernieder, und auf der ausgetretenen Marmortreppe erscheint eine Art „weiße Frau“ und klopft Mehlsäcke aus.

Doch ein Rest vergangener Herrlichkeit bietet sich auch hier den so sehr enttäuschten Blicken dar, sobald man sich wieder rückwärts wendet, dem Ausgange zu: das innere Schloßportal. Einstmals in den erwähnten Kolonnadenbau des Hofes hineingezogen, wurde es nach dessen Zerstörung wenigstens durch eine Ziegelbedachung geschützt. Gemäß seiner ursprünglichen Anlage werden seine äußersten Ranten durch die ionischen Säulen der benachbarten früheren Kolonnadenbogen gebildet, die aber, weil sie dem Mauerwerk des Portals aufliegen, zu Halbsäulen geschnitten werden mußten. An die Halbsäulen stoßen verhältnismäßig breite Pilaster, wie die des Triumphbogens auf einen Untersatz mit Deckgesims gestellt; schön sind ihre korinthischen Köpfe. Eine gewisse Hast scheint bei der Ornamentierung der Pilasterfüllungen gewaltet zu haben; als Motiv wurden Waffen und Trophäen gewählt; sie sind aber in einer ganz auffallenden Größe dargestellt, als hätte es gegolten, so schnell wie möglich eine recht große Fläche zu füllen. Auch die Gestalt des Torbogens kann nicht gerade wohlthuend genannt werden; von schöner Wirkung aber sind seine Sandsteinreliefs, die einen mächtigen, von Bändern umwundenen Eichenfranz darstellen. So sehr auch dieses Tor gegen das Hauptportal zurückstehen mag, so hat es doch auch seine besonderen Schmuckstücke: die herrlichen Wappen in den beiden Bogenzwickeln. Besonders die eigentlichen Wappen mit den wunderbar feinen Pfauenfedern, den völlig herausgearbeiteten Helmvisieren zeigen eine geradezu erstaunliche Sicherheit in der Behandlung des so weichen, brüchigen Materials. Auch in diesen beiden Wappen wieder bekennt der Bauherr mit sichtbarer freudiger Genugtuung die innigen Beziehungen zwischen den Brieger Pflasten und den brandenburgischen Hohenzollern, die schon über ein Jahrhundert bestanden und die kurz vor dem Schloßbau in der Erbverbrüderung und der damit zusammenhängenden ehelichen Verbindung Georgs mit Barbara ein ganz bestimmtes politisches Ziel erhalten hatten.

Bereitet schon das Bild des jetzigen Schloßhofes eine große Enttäuschung, so kann das Innere des Schlosses geradezu trostlos stimmen. Die Räume, in denen einst die Brieger Pflasten gelebt und gewirkt, gesorgt, gefürchtet und gehofft, wo eine Hohenzollernprinzessin gewaltet und gestorben, sie sind heute das Magazin des Proviantamtes. Einige Spuren früherer Schönheit zeigt nur noch der Oberflügel. Ein großer Saal mit seinem Spiegelgewölbe und seinen Stuckkappen ist zwar noch sichtbar, aber „aus praktischen Gründen“ mit Zwischenmauern durchquert worden. Was etwa noch vorhanden ist und nach wie vor einer weiteren Vernichtung anheimfällt — Sandsteinornamente, Inschriften, Wappenmalereien, Kunstschmiedearbeiten —

das erscheint allzuflüchtig im Vergleich mit dem, was untergegangen, als daß sich eine Besprechung verlohnte. Geradezu großartig waren einstmals die Kellereien. Ein unterirdischer Kanal leitete das sich sammelnde Grund- und Traufwasser nach der Ober ab. Selbst dieser ist nicht immer intakt erhalten worden. Schon 1885 waren große Teile der Kellieranlagen fußhoch mit Wasser bedeckt. Das Übel wurde auf die denkbar einfachste Weise „gehoben“, durch eine hohe Erdfüllung.

Auch die alte Hedwigs- oder Hofkirche lockt heute nicht mehr zum Besuche, und doch war sie einst ein Gegenstand der Bewunderung wegen der würdigen Pracht ihrer Ausstattung, ihres Bilderschnucks, ihrer Skulpturen und Reliefs, ihrer goldstrotzenden Gestühle, ihres aus einem einzigen Stück Sandstein gehauenen, reich ornamentierten Predigstuhles. Aus dem übrig gebliebenen Presbyterium wurde vor reichlich hundert Jahren die jetzige Hedwigskapelle zurechtgestutzt. Seitdem ist durch die einstige Apfisis die Eingangstür gebrochen und der Altar auf die entgegengesetzte Seite gelegt. Doch noch heute zeigen sich an den Wänden die Spuren der alten gotischen Spitzbogenanlage. Noch heute blickt von einer Konsole hoch über der jetzigen Eingangstür das edle Bild der heiligen Hedwig hernieder auf das Treiben einer neuen Zeit, trauernd über das Schicksal ihres geliebten Geschlechts; denn nicht einmal das Schloß auch fürstlichen Personen noch zum Wohnsitz gedient, aber dem kaiserlichen Hofe selbst lag es zu fern. Es war verlassen, vergessen und bald auch arg vernachlässigt und wurde in vielen Teilen baufällig.



Statue der
heiligen Hedwig.

vor der Familiengruft hat die Zerstörung, hier wohl gar durch räuberische Hand, in Ehrfurcht stillgehalten.

Die Geschichte des Schlosses ist kurz und zumeist traurig. So lange die Pfasten darin wohnten, hat ihre Fürsorge für das schöne Bauwerk nimmer aufgehört. Am 16. November 1675 starb in den Räumen unseres Schlosses als fünfzehnjähriger Jüngling Georg Wilhelm, der letzte Sproß vom Stamme der Pfasten. Das Haus Habsburg zog das Fürstentum als erledigtes Lehen der Krone Böhmen ein. Damit hatte das Brieger Schloß seine Rolle ausgespielt. Zwar nahmen hier die kaiserlichen Verwaltungsbeamten ihren Sitz; vorübergehend hat

Dann kam die für das Schloß so verhängnisvoll gewordene Belagerung Briegs durch Friedrich den Großen. Am 10. Januar 1741 begann die Einschließung. Die österreichische Entsatz-Armee wurde am 10. April bei Mollwitz geschlagen. Vom 27. April an schlugen die Bomben in das Pfastenschloß, und am 30. April fing das herrliche Gebäude Feuer. Nicht als ob der König die Zerstörung des Schlosses gewünscht hätte; einer seiner Offiziere bezeugt ausdrücklich: „Dem Könige war es sehr unangenehm, und er ließ sogar mit dem Kanonieren etwas innehalten, um der Garnison Zeit zum Vösch zu lassen, welches aber vergebens war“. Als die Preußen

in Brieg einzogen, war das Schloß zum großen Teil eine rauchende Trümmerstätte, besonders die Hedwigskirche; die Hofgalerien mußten alsbald abgetragen werden. Das Vernichtungswerk wurde vollendet durch einen großen Brand am 10. August 1810, dem der ganze linke Seitenflügel und wahrscheinlich auch der Löwenturm zum Opfer fiel.

Nun beginnen in der großen Ruine die regelrechten Plünderungen. Bauglieder, die einen Liebhaber fanden, wurden einfach mitgenommen. Als Prellsteine, als Treppenwangen, als Türschwellen und deren Unterlagen wurden sie benützt; auf Schutthaufen liegen sie in Höfen zerstreut, nicht bloß in Brieg, sondern in meilenweitem Umkreise. Beispielsweise ist der Denkstein eines treuen Hundes aus dem Schloßhofe über Ols nach der Wilhelmshöhe bei Salzbrunn gewandert. Von den Löwen des großen Schloßturms, ihrer ganzen Gestaltung nach dazu bestimmt, auf das Auge aus bedeutender Höhe zu wirken, war der eine durch den Geschmack unserer Zeit zur Rolle eines Seelöwen verurteilt worden; in einem unserer Promenadenteiche konnte man ihn bis vor kurzem traurig sitzen sehen und aus der Vogelperspektive betrachten. Augenblicklich sieht man ihn hingestürzt in einem versteckten Winkel an der Promenade. Vielleicht denkt er an seinen Schicksalsgenossen, der die Ecke der Schuldienerwohnung im Schloßhofe beschirmt — als Prellstein.

Die Hoffnungen auf eine Rettung des Pfastenschlosses sind oft erwacht, und jedesmal waren sie eitel.

Nur auf Einen hoffen wir noch.

„Vortruë darff auffschauen!“

Dieser schöne Spruch über der Pforte des Trabantenzimmers ruft uns auf zum Gottvertrauen; wir dürfen ihm wohl aber noch eine andere Deutung geben.

Mit Vertrauen und Hoffnung schauen wir auf zu unserm ritterlichen, kunstsinnigen Kaiser aus dem Bollernhause. Vielleicht winkt doch noch einmal der Ruine des schönsten Pfastenschlosses ein freundlicher Stern.

H. Schoenborn.





Gustav Freytag, ein schlesischer Poet.



Von den mannigfachen Strömungen, die unsere jüngste Literaturperiode durchfluten, wird uns eine besonders anmuten. Nicht als wilder Sturzbach stürmt sie dahin; sanft und ruhig gleitet sie wie der glitzernde Strom durch das ebene Gelände. Das ist jene Bewegung, die sich auf die Pflege der „Heimatkunst“ richtet. Freilich darf man sie nicht in dem engen Sinne verstehen, als ob nun jedes Dörflein seinen eigenen Poeten zu züchten habe. Aber dort, wo sie heimischen Brauch und Sitte liebevoll zu pflegen trachtet, wo sich in ihren Werken die kulturelle, die landschaftliche Eigenart des Gaues widerspiegelt, dort wird diese Kunst als eine echte und ursprüngliche zu unserm Herzen reden. Was sie schenkt, erscheint lieb und wertvoll besonders uns Jüngeren, die wir die Tiefe einer Begabung an der Echtheit, nicht nur an der Schönheit ihrer Gebilde messen. Nur in diesem Sinne, in der gesteigerten Wertung des bodenwüchsigsten Charakters, kann man die Heimatkunst als ein Neues bezeichnen. In Wahrheit ist sie alt genug. Sie klingt bereits wieder in Haller und Hebel, in Reuter und Storm, in Anzengruber und Rosegger. Und nicht minder in unsern Schlesiern: in Holtei, in den beiden Hauptmann, und auch in Gustav Freytag.

Das mag zunächst wunderbarlich klingen; der Einfluß, den Freytag als Poet, als Forscher, als Politiker auf unser nationales Leben ausübte, ist so bedeutsam, daß es fast verwegen erscheint, den Dichter einem Einzelgaul zu eigen machen zu wollen. Und doch wurzelt er mit allen Fasern seines Wesens im heimatischen Boden. Diesem ist das gediegenste seiner Werke entsprossen, sein Roman „Soll und Haben“, und auf diesem Boden klingt die letzte seiner umfanglicheren Schöpfungen aus, das Finale seiner „Ahnen“. Wo sich auch immer die von seiner Meisterhand geschaffenen Bilder abrollen — in den Thüringer Wäldern, im friesischen Küstenland, in den hochgetürmten Städten Frankens — immer wieder trägt ihn die Erinnerung zurück zur schlesischen Erde, und überall spinnen sich seine heimliche Fäden zu der Ostmark, der er sein Bestes dankt. Denn auch seine dichterische Persönlichkeit ist durchtränkt von dem heimischen Naturell, von der Gemütsiefe des Schlesiens, von dem beschaulichen

Humor, von der behaglichen Freude an breiter Erzählung. Nirgends wird er beredter als dort, wo es die Berge, die Ebenen, die Menschen der Heimat zu schildern gilt. Man lese nur seine herrliche Vorrede zu Holteis Werken, und man wird erkennen, daß so tiefes Verständnis für schlesisches Wesen nur der innigsten Heimatliebe entquellen kann. Er hat das treffendste Wort geprägt, das je über unsere Landsleute gesagt worden ist: „Alles, was man auf Erden nur werden kann, wird der Schlesier mit Leichtigkeit Am liebsten wird er allerdings Poet, weil ihm das die Einseitigkeit erspart, irgend etwas Spezielles zu werden“.

Wie stolz Gustav Freytag auf seine Heimat war, wie dankbar für das, was sie ihm gegeben, das spricht er am klarsten in seinen „Erinnerungen“ aus.

Und diese Memoiren, die so frei sind von aller Selbstgefälligkeit, und die uns doch das innerste Wesen des Mannes in seiner ganzen kernhaften Tüchtigkeit offenbaren, sind zugleich ein bleibendes und wertvolles Dokument für seinen Werdegang. Als der Sohn eines hochgeschätzten Arztes am 13. Juli 1816 in Kreuzburg geboren, nimmt der lebhafteste Knabe den regsten Anteil an den einförmigen, ihn aber mächtig anziehenden Vorgängen der kleinen Stadt. Väter, die an eines an-



Gustav Freytag

deren Seele flüchtig vorübergleiten: das Stillleben des elterlichen Heims, die Ausflüge in den nachbarlichen Forst, der Brand eines Armenhauses, die Entlarbung eines Münzschwindlers und vor allem das Erscheinen einer wandernden Bühnentruppe gewinnen für ihn Reiz und Bedeutung und bleiben in seinem phantasievollen Geiste so dauernd haften, daß sie noch nach vielen Jahrzehnten in aller Deutlichkeit vor seinem Auge stehen. Er nimmt bei seinem Oheim, einem Pastor, den ersten

Unterricht und kommt, kaum dreizehn Jahre alt, auf das Gymnasium nach Ols. Dort lebt er in fast klösterlicher Abgeschlossenheit und vertieft sich mehr und mehr in die Bücher, anfangs in die zu jener Zeit vielgelesenen historischen Romane, und erst verhältnismäßig spät in die Werke der Klassiker. Im Jahre 1835 bezieht er, um Philologie zu studieren, die Universität zu Breslau, wo Hoffmann von Fallersleben sein Lehrer und Förderer wird. Aber bald zieht sich der junge Student in das fröhliche Burschentreiben verstrickt, das damals noch als staatsgefährlich galt. Eine Untersuchung, die wegen der Teilnahme am Koblenz-Kommerse über ihn verhängt wird, verleidet ihm den Aufenthalt in Breslau, und er zieht nach Berlin. Doch der Schlesier fühlt sich dort unter dem skeptischen, spottlustigen Volke recht „unheimisch“, und so kehrt er, nachdem er die Doktorwürde erworben, 1839 nach Breslau zurück. Hier habilitiert er sich als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur und

tritt in regen Verkehr mit den besten Geistern der Stadt: mit Hoffmann von Fallersleben, Berthold Auerbach, Professor August Rahlert, dem Oberbürgermeister Karl Milde, der Dichterin Agnes Franz u. a. Über die innigsten Beziehungen knüpft er mit jenem Hause an, dem er in seinem Kaufmannsroman ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat: mit der Familie Molinari und insbesondere mit ihrem Senior. Hier verlebt er seine fröhlichsten und auch seine anregendsten Stunden. Diese enge Freundschaft, deren er noch in seinen Erinnerungen mit dankerfüllten, warmherzigen Worten gedenkt, ist ebenso bezeichnend für das Gemüt, wie für den universellen Schaffensdrang Freytags. Gebiete, von denen sich mancher kurzichtige Poet vornehm abschließt, werden für ihn anziehend und bedeutsam. Da geschieht nichts auf dem Felde der Literatur, der Politik, des Handels, das nicht beide kluge Männer mit gleich feurigem Eifer besprechen. Aber dieser Verkehr dehnt sich bald auf andere Häuser aus, und das droht dem Dichter verhängnisvoll zu werden. Er sieht sich immer enger mit dem geselligen Leben der Stadt verkettet, er zerplittert sein Talent in allerlei Gelegenheitsreimen, bis ihn endlich die wachsende Erkenntnis seines eigentlichen Dichterberufes dem zerstreuenenden Treiben entreißt. Er gibt, veranlaßt durch das Verbot einer beabsichtigten Vorlesung, die Wirksamkeit an der Hochschule auf und lebt fortan nur seinem dichterischen Schaffen. Seinem Erstlingswerk, dem schon 1841 entstandenen Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“, reihen sich in rascher Folge „Die Valentine“ (1846) und „Graf Waldemar“ (1847) an, Werke, die bereits vom Venzhauch einer neuen, freieren Weltanschauung erfüllt sind. Das wilde Jahr 1848 findet ihn in Dresden und dann in Leipzig, wo er am 1. Juli die Redaktion der „Grenzboten“ übernimmt. Das kleine, ursprünglich im Ausland begründete Organ, das bis dahin zumeist den Zwecken der verfolgten österreichischen Demokratie gedient hatte, gewinnt unter der Leitung Freytags und seines Freundes Julian Schmidt bald die Bedeutung einer einflußreichen Revue. Im politischen Teil ein vorsichtig abwägender Liberalismus und die Idee eines einigen Deutschlands unter Preußens Führung, im literarischen der Kampf gegen die Auswüchse der jungdeutschen Richtung, das ist im wesentlichen das Programm des neuen Organs. Fünfundzwanzig Jahre lang stand Freytag an der Spitze des Blattes; seine glänzende Stilistik, sein oft prophetischer Scharfblick lenkten bald die Augen der Mächtigen auf ihn. Nicht nur mit den geistigen Führern, auch mit den Fürsten der Nation trat er in lebhaften Verkehr. Er war der Freund des literaturfreundlichen Herzogs Ernst von Koburg-Gotha, und 1870 der Begleiter des Kronprinzen während des Feldzuges gegen Frankreich. Aber trotz aller publizistischen und politischen Tätigkeit geht hier der Dichter im Journalisten nicht unter; vielmehr stammen gerade aus dieser Zeit seine reifsten und liebenswürdigsten Werke: 1852 erscheinen die „Journalisten“, 1859 das Römerdrama „Die Fabier“, 1855 „Soll und Haben“, 1864 die „Verlorene Handschrift“, 1862 die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Nach dem Kriege zog er sich auf seine Besitzung Siebleben bei Gotha zurück, 1879 siedelte er nach Wiesbaden über. Die Frucht dieser Jahre ist der unter dem Namen „Die Ahnen“ zusammengefaßte Romanzyklus und eine Fülle kritischer, historischer und politischer Aufsätze. Am 30. April 1895 schied er aus dem Leben, betrauert von einer ganzen Nation.

Das ist freilich kein romantisch wechselvolles Poetendasein, und doch hat Freytag daraus einen Schatz von Anregungen gefördert. Denn überall kam dem Dichter der Forscher und der Politiker zu Hülfe: was ein schwächeres Talent überwuchert hätte, ward hier zum schützenden und schmückenden Gerank. An das unscheinbare Gelände knüpften sich für ihn die buntbewegten Bilder der Vergangenheit, und das politische Ereignis befruchtete seine Phantasie mit Plänen und Gestalten. Dafür gibt sein Meisterroman „Soll und Haben“ das beredteste Zeugnis. So liebevoll auch die Vorgänge, die Typen des Kaufmannshauses gezeichnet, so prägnant die dunklen Ehrenmänner der Hintergassen skizziert sind — sie erreichen doch nicht die gewaltige Wucht, zu der sich die Schilderung des polnischen Aufstandes erhebt, sie stehen doch an farbenvoller Anschaulichkeit zurück gegen das großartige Kulturgemälde, das der Dichter z. B. auf der Posener Ebene rückschauend vor uns entrollt. Und doch liegt nicht in diesen Vorzügen die literarhistorische Bedeutung des Romans. Sie wurzelt vielmehr in der bahnbrechenden Parole, die Julian Schmidt ausgegeben und die Freytag seinem Buche vorangestellt hat: der Roman solle das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist: bei seiner Arbeit. In diesem Sinne ist das Werk tatsächlich der erste deutsche Versuch, für den Dickens freilich vorbildlich war. Und das, im Verein mit der Meisterschaft der Komposition und der realistischen Treue der Details, erklärt auch seinen großen und wohlberechtigten Erfolg. Das Buch kann mit Recht in einzelnen breiten Partien als ein Vorläufer der modernen Realistik bezeichnet werden. Nur leider nicht auch in der Zeichnung der Charaktere! Denn da läuft viel potenzierte Schlechtigkeit, viel gehäufte Edelmut, viel geschraubte Philistrität mit unter. Anton, der Held, ist ein unwahrscheinlicher Musterknabe, Sabine eine tränenfelige, temperamentlose Puppe, und den Chef des Handelshauses nennt Freytag selbst einen steifleinenen Herrn. Vollends in der Schilderung der jüdischen Bösewichter kann der Verfasser die Farben nicht dick genug auftragen. Aber was wollen diese Schwächen der Charakteristik, was will selbst die allzu behäbige Breite der Darstellung bedeuten gegen die bereits erwähnten klassischen Vorzüge? Wo war es bisher einem deutschen Romancier gelungen, die Bilder des alltäglichen Lebens mit so plastischer Deutlichkeit, mit so echter Poesie, mit so zauberkräftigem Stimmungsgehalt zu erfüllen? Und noch eines macht uns das Werk wert und genutzreich: der quellfrische, bald schlagfertige, bald behagliche Humor, der aus vielen Gestalten, vor allem aus dem prächtigen Fink spricht. Dieser Humor ist ein echt schlesischer Wesenszug, ist ein Erbe, das unser Gau dem Dichter mitgegeben hat und das er immer wieder köstlich zu verwerten weiß. So besonders in seinem unverwüßlichen Lustspiel „Die Journalisten“. Volz in seiner kecken, spielerischen Art, die über alle Fährnisse des Lebens mit einem raschen Witz hinwegvoltigiert, dieser lustige, biegsame und doch so unbeugsam feste Gesell, der bei alledem eines Stiches ins Sentimentale nicht entbehrt, ist eine echt schlesische Figur. Dieser Humor breitet sich wie wärmender Sonnenglanz über das ganze Lustspiel und löst das mißtönige Parteigezänk in die Harmonie befreiender Heiterkeit auf. Sicher entbehrt der Vorwurf, den die Breslauer Kritik bei der Erstaufführung unbillig vergrößert hatte: daß nämlich diese Wirkung oft durch schwankartige Mittel erzielt wird, nicht der Berechtigung. Gewiß finden sich auch hier

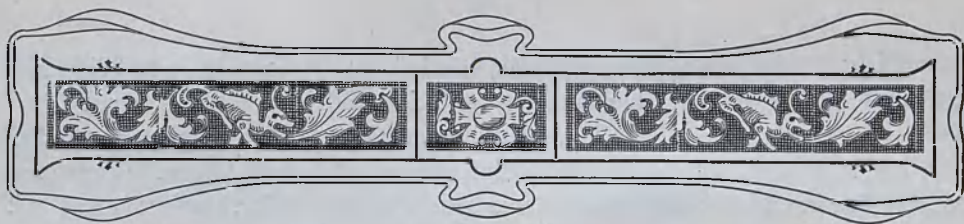
wieder einige Tugend-Übermenschen, wie der Professor Oldendorf. Aber es birgt sich in dem Lustspiel eine so vornehme, auch den Gegner achtende Gesinnung, in den Dialogen ein so funkelnder, unversieglicher Esprit, in den meisten Typen eine so kräftige Lebenswahrheit, in der Technik eine so glänzende Sicherheit, daß die Komödie — relativ betrachtet — den Titel eines Musterlustspiels verdient. Nur bleibt sie eben im Stoff und in der Gestaltung im Episodischen haften; sie ist ein Stückchen Kulturbild, ohne das typisch Menschliche, das das Kunstwerk erst zur Klassizität erhebt.

Beide Werke bedeuten Gipfel und Krone des Freytagschen Schaffens, wenigstens in Drama und Roman. Auf dramatischem Gebiete hat er uns außer seinem gefälligen Jugendwerke „Die Brautfahrt“ und außer den rhetorisch machtvollen „Fabiern“ noch „Die Valentine“ und „Graf Walbemar“ geschenkt. Wertvoller als diese dramatischen Arbeiten sind die späteren Romane Freytags. Zwar sein Gelehrtenroman „Die verlorene Handschrift“ krankt in noch weit höherem Grade an der Philistrität der Gestalten wie „Soll und Haben“; aber seine „Ahnen“, dieser kühne Versuch, die Geschichte eines ganzen Geschlechtes bis in unsere Tage hinauf zu führen, erscheinen in der Tat wie ein imposanter, hochgetürmter Tempelbau, der in jedem Stockwerk ein neues und getreues Kulturbild zeigt. Am meisten wird uns Schlesier auch hier der letzte Teil „Aus einer kleinen Stadt“ anmuten, weil daraus die Bilder, die Erinnerungen aus der eigenen Kinderzeit mit vertrauter Stimme zu uns reden. — Nur flüchtig seien hier noch die zahllosen, alle Gebiete umfassenden Essays Freytags erwähnt. Sie erweisen am treffendsten die erstaunliche Universalität dieses Geistes, und sie erfreuen vor allem durch einen Vorzug, auf den viele unserer jüngeren Kritiker verzichten zu müssen meinen: durch die kristallene Klarheit der Stilisierung.

Es war nicht Aufgabe, noch Ziel dieser Betrachtung, das literarische Charakterbild Freytags erschöpfend zu behandeln. Aber auf eins sei nochmals mit Nachdruck hingewiesen: daß es der heimatliche Boden ist, dem die farbigsten und wertvollsten Blüten Freytagscher Dichtung entsprossen sind. Wie ein Zauber geht es ja von diesem schönen Grenzlande aus, der jedem tiefer Empfindenden die Lust am Biede ins Herz senkt. Und die tannendunklen Berge, die saatsfrohen Niederungen, die alten hochgeiebelten Städte des Gaues sind es, von denen die Söhne Schlesiens am liebsten und auch am rührendsten singen und sagen. Dafür zeugen in erster Reihe naturgemäß unsere zahllosen Dichter. Doch auch an den Vertretern des Romans und des Dramas wird man dieses Gemeinsame entdecken und zugleich damit die markanten Merkmale ihres Schaffens. Holtei fand sein Bestes in dem fahrenden Künstlervolk, Freytag in der Bourgeoisie, Gerhart Hauptmann in jenem goldhaltigen Schachte, der dem Herzen Freytags verschlossen blieb: in der Tragik des vierten Standes.

Carl Biberfeld.





Oppeln, die alte Piaststadt.



a, wo die letzten Ausläufer des ober-schlesischen Landrückens, von der Höhe des Annaberges in nordwestlicher Richtung allmählich zur Ebene herabsteigend, bis an die Oder heranreichen, liegt die alte Hauptstadt der ober-schlesischen Piastherzöge: Oppeln. Der Lauf des schlesischen Hauptstromes zeigt hier, bei 150 m Seehöhe des Wasserspiegels zwei Inseln bildend, die Form einer unregelmäßigen 8. Die etwas stromauf gelegene Volkinsel ist sowohl wegen ihrer idyllischen Lage, als auch wegen der verhältnismäßig geringen Entfernung von der Stadt ein beliebter Ausflugsort der Oppelner Bevölkerung. „Pascheke,“ das ist Bienengarten, nannte man in alter Zeit die andere Flußinsel. Heute führt nur das am Südrande gelegene Parkwäldchen noch nebenher den alten Namen. Der bei weitem größere Teil der Insel umfaßt das Oppelner Villenviertel, den gartenartig angelegten Stadtteil Wilhelmstal. Diese zweite Insel ist unstreitig der schönste Teil

Oppelns. Herrliche Promenadenwege umsäumen ihren Rand, schattige Alleen führen nach der Mitte zu. Und während diese Wege in südlicher Richtung im „Wäldchen“ ihren Abschluß finden, münden die nördlich gerichteten in die Krone der Anlagen, den „Schloßgarten“ ein. Erscheint uns das Wäldchen als ein Naturpark, so zeigt der Schloßgarten eine wirkungsvolle Verbindung der Natur mit gärtnerischer Kunst. Das Wäldchen mit seinen lauschigen Plätzen und stillen Wiesen gleicht einem lieben Freunde, in dessen Arme man immer gern wieder zurückkehrt. Der Schloßgarten aber, reich an auf- und absteigenden, terrassenförmig über einander liegenden und spiralig gewundenen Wandelgängen, besitzt hochgelegene Aussichtspunkte, die durch reizende Baumgruppen geschmückt sind. Kaum zwei Minuten vom Ringe entfernt, erscheint er als ein „Kunstgarten im Herzen der Stadt“. Frisches Grün und bunte Blumen erquicken das Auge, Baum und Strauch spenden kühlenden Schatten. Seiner eigenartigen Schönheit wird durch das in seinem Zentrum stehende Piastenschloß der Stempel der Romantik aufgedrückt, was seine Anziehungskraft noch erhöht.

Vom Winterhafen aus, dem vierfach überbrückten Oberarm zwischen Wilhelms-
tal und der inneren Stadt, von dem aus zahlreiche Schiffe mit den Schätzen Ober-
schlesiens ihre Reise nach Frankfurt, Stettin und Berlin antreten, steigt der Boden
nach Osten zu allmählich an. Der infolgedessen etwas geneigte, vom Hafen etwa
hundert Schritt entfernte Ring bietet Raum genug, um das schöne, große Rathaus mit
dem 64 m hohen Turme voll zur Geltung kommen zu lassen.

Wendet man, an der
südöstlichen Ringede stehend,
das Auge gen Osten, so er-
blickt man am Ende einer
Straßenzeile eine sanfte An-
höhe, die von der sogenannten
Bergkirche gekrönt ist. Eine
Steintreppe führt zur Höhe
des Hügels, dem zuerst bebau-
ten Teile der Stadt, empor.
Wie der Chronist erzählt,
wurde hier im achten oder
neunten Jahrhundert eine
Niederlassung gegründet,
deren Bewohner hauptsächlich
Slaven waren. Eine Burg,
wie sie uns bei den Städte-
gründungen in alter Zeit fast
überall entgegentritt, bildete
das Wahrzeichen der Gegend.
Die Felder, die die Burg um-
gaben, und auf denen Dorf
und Stadt emporwuchsen,
gaben der Ansiedelung den
Namen Opole, Opol, (von
pole = Feld, opole = das
ringsum befindliche Feld).

Der Ort teilte seit seiner Gründung die Schicksale der drei benachbarten slavischen
Reiche: Großmähren, Böhmen und Polen.

Im Jahre 984 besuchte der Bischof Adalbert von Prag bei der Bereisung seines
Sprengels auch Oppeln. Er predigte auf der Höhe des vorerwähnten Hügels und
gab Veranlassung zur Erbauung einer Kapelle, die als Ursprung der Marien-,
Adalbert-, Dominikaner- oder Bergkirche anzusehen ist. Noch heute zeigt man in
dem mit dieser Kirche zusammenhängenden Krankenkloster die kleine Kapelle, die ihre
Entstehung dem heiligen Adalbert verdankt. Der ursprünglich hölzernen, später im
Rundbogenstil aufgeführten Adalbertkirche gesellten sich im Laufe der Zeit noch zwei
größere Kirchen bei: 1295 die schöne, im gotischen Stil erbaute Kreuzkirche, die nahezu



Das Hauptschiff der kathol. Pfarrkirche in Oppeln.

4000 Personen faßt, 1329 die ebenfalls gotische Minoriten-, jetzige evangelische Kirche. Hochberühmt ist das auf einem Seitenaltar der Kreuzkirche aufgestellte Deutsch-Piekarer Marienbild, das in der Türkengefahr des Jahres 1683 nach Oppeln gebracht wurde.

Die Geschichte berichtet, daß im Jahre 1163 die piastischen Brüder Bolko, Miesko und Konrad, Neffen des Polenherzogs Boleslaus IV., für Schlesien eine tatsächliche, wenn auch von Polen nicht anerkannte Selbständigkeit errangen. Bei der Teilung des Landes fielen Miesko die Gebiete von Ratibor und Teschen zu; 1202 kam er auch in den Besitz des Oppelner Landes. Die genannten Gebietsteile, die im wesentlichen dem heutigen Oberschlesien entsprechen, bildeten das Herzogtum Oppeln, und Miesko wurde der Stammvater der oberschlesischen Herzöge.



Oppeln im Jahre 1680.

Unruhige Zeiten waren es zumeist, die unter der Herrschaft der Piasten, hervorgerufen durch ihre kleinlichen Streitigkeiten mit ihren Stammesbrüdern, ihre Kriege mit Polen, Ungarn und Böhmen und die Kämpfe mit den Tartaren, dem oberschlesischen Herzogtum manche Verwüstung brachten und selbst die Bürger hinter den sicheren Städtewandern lange nicht zur Ruhe kommen ließen. Bei aller Betätigung ihres kriegerischen Sinnes unterließen es die Piasten nicht, ihrem Herzogtum landesväterliche Fürsorge zuzuwenden. Nicht unbekannt mit den Fortschritten der Kultur in Deutschland, suchten sie auch das eigene Land zu heben, und Oppeln, seit 1273 ihre ständige Residenz, erfuhr in besonderem Maße die fördernde Gunst der Herzöge. Die Verleihung des deutschen Rechtes, die Überweisung nicht unbedeutender Vermächtnisse wirkten vorteilhaft auf das Gedeihen der Stadt. Auch wurde Oppeln in dieser Zeitperiode mit einer fünfstorigen Mauer umgeben, während es bisher nur durch Pfahlwerk und Graben besetzt war.

Da die alte Burg auf dem Berge mit der Zeit als unzulänglich sich erwies, erbaute man zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das neue Schloß in der

Pascheke. Das alte Schloß, das damals schon einer Ruine glich, wurde seinem Schicksal überlassen und verfiel mit der Zeit mehr und mehr. Sein letzter Überrest, der 1830 renovierte rote Turm, blieb späteren Geschlechtern erhalten. Gräben, Wälle und Bastionen dienten dem neuen Herrschaftshause zur Befestigung, und noch heute macht der an der Stadtseite gelegene Hauptteil mit dem bis zur Spitze gemauerten 53 m hohen Turme einen imposanten Eindruck.

Infolge der bei den Piasten üblichen Erbteilung zerfiel das oberschlesische Herzogtum mit der Zeit in eine ganze Anzahl kleiner Ländchen, wie Oppeln, Ratibor, Beuthen und andere. Aus der Reihe der Oppelner Herzöge seien einige besonders erwähnt. Als Apostel werktätiger Nächstenliebe zeigte sich Herzog Johannes, Bischof



Das Piastenschloß in Oppeln.

von Leßlau († 1421), indem er durch eine Stiftung zur Errichtung steinerter Häuser den schrecklichen Bränden der damaligen Zeit entgegen zu wirken sich bemühte und durch das Vermächtnis zur Erbauung eines Hospitals (ad St. Alexium) armen Gemeindemitgliedern einen sorgenfreien Lebensabend sicherte. Zu nennen ist ferner der schlaue Herzog Bolko V., gest. um 1437, dessen Verbindung mit den Hufsitzen deren Scharen, die damals ganz Schlesien verheerten, von seiner Residenz fernhielt; nicht minder der unglückliche Herzog Nikolaus II., der 1497 auf dem Fürstentage zu Meisse wegen tödlicher Verletzung des Breslauer Bischofs Johannes Roth enthauptet wurde. Seine Leiche wurde durch das nördliche Stadttor, Nikolaitor, in die herzogliche Residenz gebracht, dieses Tor aber zum Andenken an das traurige Ereignis zugemauert und erst im Jahre 1854 gelegentlich der Anwesenheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. wieder dem Verkehr übergeben. Nikolaus' Bruder Johannes, der 1532 starb, beschloß die Reihe der Oppelner Piasten.

Auf Grund eines Vertrages gelangte jetzt der Inhaber des Fürstentums Jägersdorf, Markgraf Georg von Brandenburg, in den Besitz des Oppelner Gebietes; seinem Sohne wurde es jedoch wieder entzogen. Die habsburgischen Fürsten von Böhmen, bereits seit 1335 Lehnsherrn von Schlesien, überließen nun das Herzogtum Oppeln verschiedenen adligen Herren als Pfandgut, wodurch der Wohlstand der Bevölkerung wahrlich nicht gehoben wurde. Belagerungen und Plünderungen Oppelns durch die Mansfelder, Sachsen und Schweden und verschiedene Durchzüge der Kaiserlichen während des großen Krieges kosteten der Stadt Hunderttausende von Talern. Daher war die Ruhe, die gegen das Ende der Pfandverleihung im Jahre 1666 eingetreten war, eine dringende Notwendigkeit für das Wiederaufleben der schwer geprüften Stadt.

Die Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen bedeutete für Oppeln den Eintritt in ein ganz neues Stadium der Entwicklung. „Durch Jahrhunderte hatte die Bevölkerungszahl zwischen 1000 und 1500 geschwankt. War sie einmal auf dieser Höhe angelangt, so legte ein einziger Brand das ganze Städtchen hinweg, oder ein verwüstender Krieg brachte es so herunter, daß Hunderte von Bewohnern wegzogen. Wie Bienen, denen der gesammelte Vorrat genommen ist, mußten die Bewohner mühsam das Zerstückte wieder aufbauen. Daher hatte die Stadt, als sie preußisch wurde, nicht viel über 1000 Einwohner.“ Das wurde jetzt anders. Friedrichs Sorge für ganz Schlesien kam auch dem Oppelner Bezirke zu gute. In den Wäldern, die Oppeln umgaben, wurden zahlreiche Kolonien gegründet, deren Namen Friedrichsgrätz, Finkenstein, Sacken, Tauenzinow, Friedrichsfelde an die Zeit des großen Königs erinnern. Daneben wurden Hüttenanlagen ins Leben gerufen, Fischerei und Bienenzucht gehoben. Die Einwohnerzahl erhöhte sich im Laufe der nächsten fünfzig Jahre um das Dreifache.

In den Kriegsjahren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bildete Oppeln einen Sammel- und Hauptdurchgangspunkt für zahlreiche Heere. Oft wimmelte es in der Stadt von Soldaten, kein Wunder, wenn der Magistrat für die Jahre 1807/8 einen Kriegsschaden von 95 000 Talern zu verzeichnen hatte. Nachdem sich aber das Kriegsgewitter von 1813—15 verzogen hatte, kam über Oppeln eine schönere Zeit herauf. Der letzte bedeutende Aufschwung Oppelns ist begründet in seiner Erhebung zur Regierungsbezirkshauptstadt, in der Erbauung der Oberschlesischen Eisenbahn, zu deren wichtigsten Stationen die Stadt gehört, und in der blühenden Zementindustrie.

An landschaftlicher Schönheit bietet die Oppelner Gegend nicht viel. Von einzelnen hochgelegenen Punkten, so von dem im Osten des Stadtbezirks gelegenen Stablflement Bellevue, hat man recht ansprechende Fernsichten. Vor den Augen des Beschauers breitet sich das Panorama von Oppeln mit den sechs Türmen aus, ein recht schmuckes Bild. Vorbei an den „Winauer Bergen“, die sich im Südwesten der Stadt erheben, sieht man bei klarem Wetter den südöstlichen Teil des Sudetenzuges, während linker Hand das Auge auf der Höhe des Annaberges ruhen bleibt.

H. Hoffrichter.





Oppelner Portland-Bement.



Der Reisende, der mit dem Abendzuge aus dem ober-schlesischen Hüttenbezirk kommt und sich der Regierungsbezirkshauptstadt Oppeln nähert, ist erstaunt über die elektrischen Beleuchtungsanlagen, die schon mehrere Kilometer vor dieser Station die Eisenbahn zu beiden Seiten begleiten: es sind die Bogenlampen der Oppelner Kalk- und Zementwerke, deren Licht die steingrauen Fabrikgebäude mit ihren Riesenöfen und Schloten magisch beleuchtet.

So jung die deutsche Zementindustrie ist — sie besteht kaum fünfzig Jahre —, so gewaltig ist der Aufschwung, den die Bereitung und Verwertung des Zements seither genommen hat.

Zwar kannten die alten Römer schon einen ähnlichen hydraulischen Mörtel, den sie bei ihren großartigen Wasserbauten verwendeten, doch herrschte über das Wesen dieser im Wasser erhärtenden Zementmasse bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts völliges Dunkel; erst dem englischen Ingenieur John Smeaton (1774) war es vorbehalten, über die Ursachen der hydraulischen Erhärtung einiges Licht zu verbreiten.

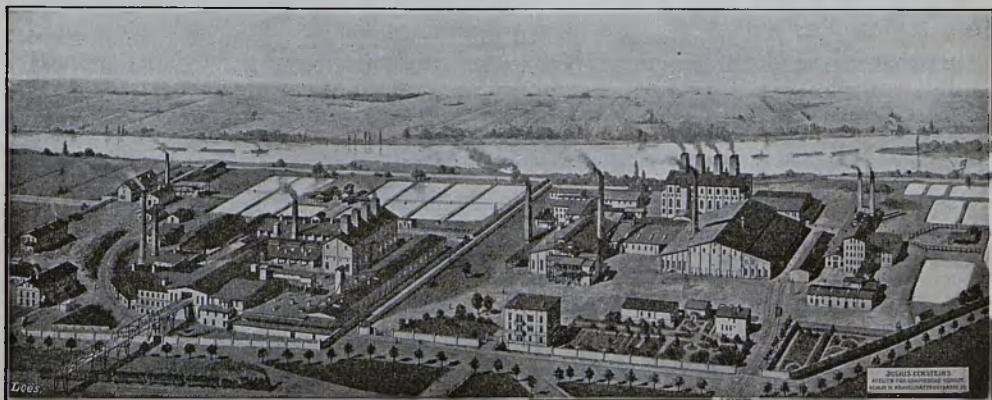
Die Beobachtung, die er im Jahre 1759 machte, daß Kalksteine, die eine gewisse Menge von Ton enthalten, nach dem Brennen unter Wasser erhärten, veranlaßte am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts den Franzosen Vicat zu Versuchen, durch Brennen eines Gemisches von Kreide und Ton hydraulischen Kalk herzustellen. Eine gehörige Ausnützung dieser erfolgreichen Versuche unterblieb jedoch, wahrscheinlich infolge der Kriegsunruhen während der napoleonischen Zeit, so daß die Engländer in der Kunst der Herstellung des Zements die Franzosen bald überflügelten.

Ein einfacher Maurer zu Leeds, Joseph Aspdin, machte 1824 nach jahrelangen, mit größter Ausdauer fortgesetzten Versuchen eine wichtige Erfindung: bei Anwendung ganz bestimmter Mengen-Verhältnisse und einer sehr hohen Temperatur beim Brennen erzeugte er aus Kalk und Ton einen hydraulischen Kalk von ganz vorzüglichen Eigenschaften, dem er den Namen „Portlandzement“ gab, weil seine Farbe und Festigkeit

der des Portlandsteines glich. Dieser auf Isle of Portland, einer im Kanal gelegenen Halbinsel, gefundene Stein liefert einen ausgezeichneten Baustein, der mit Zement gefügt einem daraus hergestellten Gebäude das Aussehen verleiht, als besteshe es aus einer einzigen, einheitlichen Masse.

Die mit jedem Jahre sich steigende Einfuhr nach dem Kontinent legte den Deutschen den Gedanken nahe, aus einheimischen Materialien ein ähnliches Produkt herzustellen. Die angestellten Versuche gelangen überraschend gut, und schon im Jahre 1850 fertigte Gierow in Stettin deutschen Portlandzement. Dr. Bleibtreu folgte ihm mit einer zweiten Fabrik auf Wollin.

Im Jahre 1857 erbaute der Geheime Bergrat Grundmann die erste Portlandzementfabrik in Oppeln. Heute bestehen hier fünf große Fabriken mit annähernd 3000 Arbeitern, die jährlich über 1 500 000 Tonnen Zement, die Tonne zu 170 kg Nettogewicht, produzieren.



Oppelner Portland-Zementfabriken vorm. F. W. Grundmann.

Längst haben die deutschen Zementfabriken die englischen überflügelt, nicht allein in der Produktionsfähigkeit, sondern auch in der Güte des Fabrikats. In der deutschen Zementindustrie nehmen wiederum die Oppelner Werke eine hervorragende Stellung ein; denn die unerschöpflichen Kalklager Oppelns liefern ein ausgezeichnetes Material, und die Herstellungs-Methode kommt derjenigen der besten englischen Fabriken gleich. Nicht zu unterschätzen ist auch der Umstand, daß der dem Kalk beizumengende Mergel ebenfalls an Ort und Stelle gegraben wird.

Die überaus günstige Lage sämtlicher Oppelner Zementfabriken hart am Schiffsfahrtswege der Oder und gleichzeitig an der Hauptisenbahnlinie Stettin-Wien ermöglicht zugleich den bequemsten und raschesten Versand.

Statten wir nun einer dieser Fabriken einen Besuch ab. Vor dem Eintritt wird unser Auge durch einen ungeheuren Kalk-Steinbruch gefesselt, auf dessen tiefem Grunde die Arbeiter, Zwergen aus grauer Vorzeit gleichend, mit Hacke und Schaufel hantieren. Gefüllte Kisten bewegt ein elektrischer Aufzug an Drahtseilen herauf, über unseren Köpfen hinweg nach den Fabrikräumen. Hier wird der Kalk in Flammenöfen,

der heizumengende Ton oder Mergel auf der Darre getrocknet, durch Quetschwalzen zerkleinert und in ein trockenes Pulver verwandelt, das hierauf Siebvorrichtungen von so feinem Gewebe passiert, daß 500 Maschen auf ein Quadratcentimeter kommen.

Die genau abgemessenen Mengen Kalk und Ton werden in einem gegen Wind geschützten Orte in der Nähe der Mischmaschinen so aufgeschüttet, daß immer auf jedes abgemessene Volumen Kalk die nötige Menge Ton oder Mergel kommt, worauf Hacke und Rechen oder rotierende Zylindermaschinen, deren Wände mit Blechschaufeln versehen sind, oder endlich Mischmaschinen mit Schneckenängängen die sofortige Mischung der aufgeschütteten Häufchen besorgen.

Ist dies geschehen, so durchfeuchtet oder „sumpft“ man die Masse gleichmäßig mit Wasser und befördert sie in die Tonschneidemaschine. Hier wird sie wie das Fleisch in der Fleischmühle durch Messer, die in Schraubenlinien an einer rotierenden Welle befestigt sind, in eine so gleichmäßige Masse verwandelt, daß die einzelnen Bestandteile mit bloßem Auge nicht mehr zu unterscheiden sind. Dies ist das einfachste, das trockene Verfahren. Bei dem nassen Verfahren werden Kalk und Ton durch einen komplizierten Schlämmprozess fein zerteilt und im bestimmten Verhältnis vermischt. Will man einen sehr schnell bindenden Zement erhalten, so nimmt man kleinere Kalk- und größere Tonmengen, wogegen ein höherer Kalkgehalt einen schweren, langsam, aber vorzüglich erhärtenden Zement gibt. Die durch eines dieser beiden Verfahren gewonnene knetbare Mischung wird, nachdem sie die Mischmaschine passiert hat, aus dieser als prismatischer lehmiger Strang hervorgetrieben.

Ein Rolltisch nimmt ihn auf, und eine sehr einfache Vorrichtung, nämlich ein mit Drähten bespannter Bügel, der an den beim Seifensieder gebräuchlichen erinnert, zerschneidet den weichen Strang in Stücke von der Größe und Form eines Ziegelsteines. Diese werden nun an der Luft, in Trockenkammern oder auf der Darre mittels künstlicher Wärme getrocknet und darauf in besonderen Schachtöfen mit unterbrochenem oder in Dießschschen Öfen mit ununterbrochenem Betriebe abwechselnd mit Coaks aufgeschichtet. Die unterste Schicht, die auf einem Rost lagert, ist leicht entzündbarer Brennstoff und besteht aus Spänen, Holz und Kohle.

Die nach dem Entzünden des Ofens allmählich entstehende Hitze steigert sich bis zur hellen Weißglut oder „Sinterung“, etwa 2000°, die erforderlich ist, um die Zementsteine bis zur völligen Austreibung der darin noch vorhandenen Kohlen säure zu brennen. Nach mehreren Tagen ist der Schachtofen ausgebrannt und nach einer ferneren Reihe von Tagen auch ausgekühlt.

Wir treten in dem Augenblick hinzu, da einige Arbeiter die untere Öffnung des Ofens freimachen und die Roststäbe herausziehen. Nachdem dies geschehen, senkt sich der Inhalt von selbst und fällt als grauer, poröser, aber sehr fester Stein heraus, wobei staubgeschwärmte Männer mit ihren langen Brechstangen nachhelfen. Arbeiterinnen laden die Steine in eiserne Kippwagen und rollen sie auf Schienenwegen fort.

Folgen wir ihnen, so hören wir schon aus größerer Entfernung ein knackendes und krachendes Geräusch, wie es bei einer Raubtierfütterung hörbar wird, wenn Löwen und Tiger die ihnen mit dem Fleische vorgeworfenen starken Knochen zer-

malmen. Es sind die Steinbrechmaschinen, die mit einer verblüffenden Gründlichkeit die ihnen verfallenen Zementsteine in kürzester Zeit zu einer gleichmäßigen, körnigen Masse zerkleinern. Wehe dem Unvorsichtigen, der mit seinen Händen oder Füßen in diese sich stetig gegen einander bewegenden, mit ehernen Zähnen besetzten Stahlkinnbacken hineingerät!

Der grobkörnige Zement, der aus der Steinbrechmaschine kommt, wird in die Walzwerke und Mahlgänge geleitet, die die Zerkleinerungsarbeit vervollständigen. Siebvorrichtungen mit sich verjüngenden Maschen, durch Kraftmaschinen in beständige vibrierende Bewegung gesetzt, nehmen das immer feiner werdende Zementkorn auf und schlagen endlich jenen feinen, grünlichgrauen mehlfartigen Stoff nieder, der unter dem Namen „Portlandzement“ jetzt zum sofortigen Gebrauche fertig ist.

Geübte Packarbeiter füllen das sehr schwere Zementmehl in kleine Säcke oder Holztonnen, die in großen Lagerräumen aufbewahrt oder zum Transport auf Eisenbahnwagen und auf Schiffe, die in unmittelbarer Nähe der Fabriken auf dem Oberstromen vor Anker liegen, verladen werden.

Sie tragen das wertvolle heimische Produkt bis an die Grenzen unseres Vaterlandes und darüber hinaus und führen es der mannigfachsten Bestimmung zu; denn die Mannigfaltigkeit seiner Verwendung bedingt seinen großen Bedarf. Es dient als Mörtel bei gewöhnlichen und bei Wasserbauten, liefert die unentbehrliche Betonschicht bei Werften, Quais und Hafenanlagen, gibt das Fundament für Brückenpfeiler, Röhrenleitungen und bei Kanalisierungen und wird zu Wasserbassins, Krippen, Fußböden, Trottoirplatten, Treppen und Deckenwölbungen verwendet. Beschädigte Kunstgegenstände werden mit Portlandzement ausgebessert, Ornamente, ja sogar ganze Kunstdenkmäler in Zementguß ausgeführt.

Die Kolossalbüste der Juno vor dem Ober-Postdirektionsgebäude in Oppeln, die im Jahre 1867 auf der Weltausstellung zu Paris durch eine Prämie ausgezeichnet wurde, ist aus Oppelner Portlandzement hergestellt und liefert in ihrer vorzüglichen Erhaltung den Beweis, daß Figuren aus Zement den Witterungseinflüssen unseres Klimas gegenüber widerstandsfähiger sind, als Werke aus anderem Material, wie Marmor, Sandstein, Ton.

Gleiche Widerstandsfähigkeit bekunden auch die in Portlandzement ausgeführte künstlerische Bogensfüllung am Franziskaner in der Nähe des Bahnhofes Friedrichstraße in Berlin, sowie die Straßenfassade mit den beiden Löwen am Künstlerhause zum St. Lucas an der Hasanenstraße zu Charlottenburg, entworfen von dem Architekten Gehring.

Die gesamte Zementherstellung der Stadt Oppeln und ihrer nächsten Umgebung liegt in den Händen von fünf Aktiengesellschaften, die mit einem Kapital von etwa 16 Millionen Mark arbeiten. Die hiesigen Zementfabriken beschäftigen insgesamt gegenwärtig über 2000 Arbeiter und Arbeiterinnen, denen ein Jahreslohn von etwa 1 300 000 Mark gezahlt wird.

Die gegenwärtige Leistungsfähigkeit der Oppelner Zementfabriken beträgt im Jahre etwa 2 Millionen Normaltonnen (1 Normaltonne = 180 kg Brutto = 170 kg Netto), die heute einen Gesamtwert von 11 bis 14 Millionen Mark darstellen.

Der Tagespreis für die Tonne Zement beträgt gegenwärtig (1901) 5,50 Mark, im Kleinverkauf 7,00 Mark. Vor etwa zwei Jahren kostete die Tonne Zement im Kleinverkauf 11,00 Mark.

Der Absatz an Portlandzement hat im laufenden, sowie in den beiden vorangegangenen Jahren etwas nachgelassen. Die Ursachen hierfür dürften in der großen Konkurrenz der an der österreichischen und russischen Grenze neu entstandenen Zementfabriken zu suchen sein, die mit ihren Produkten in die Absatzgebiete der hiesigen Industrie immer weiter eindringen.

Dadurch, daß die beiden großen Nachbarländer jetzt ihren Bedarf an Zement selbst decken, ist die Hauptausfuhr dahin natürlich auf ein Minimum zurückgegangen. Aber nicht genug daran: die Fabriken von Tschischkowitz bei Lobositz, Gollerschau bei Teschen, Szczakowa bei Myslowitz u. a. werfen ihre Fabrikate auch auf unseren einheimischen Markt. Sie können dies um so leichter, als die Einfuhr von Zement nach Deutschland einem Zoll nicht unterliegt, während die Ausfuhr des schlesischen Zementes nach dem Auslande durch hohe Zölle fast unmöglich gemacht wird. Hierin findet auch der Rückgang des Preises seine Erklärung. Das inländische Absatzgebiet erstreckt sich hauptsächlich auf die östlichen Provinzen, auf Provinz und Königreich Sachsen, auf Westfalen und die thüringische Staatengruppe.

Die Pforten der Fabrik haben sich hinter uns geschlossen. Ein Blick auf unsere mit grauem Zementstaub bedeckte Kleidung gibt uns zu denken, wie wenig beneidenswert die armen Zementarbeiter sind, deren Atmungsorgane jahraus, jahrein der verderbenbringenden Einwirkung dieses feinen, schweren, alles durchdringenden Zementstaubes ausgesetzt sind: Bluthusten, Schwindsucht und ein früher Tod sind schließlich das Los dieser Bedauernswerten.

K. Lindner.





Der St. Annaberg bei Groß-Strehlitz.

Die Reiseausrüstung zur Wallfahrt nach Annaberg macht den Teilnehmern nicht viel Mühe. Bald wimmeln die auf den Berg führenden Straßen von fahrenden und wandernden Pilgern. Man sieht Droschken, kurze und lange Leiterwagen, alle „gedrömmelt“ voll, dazwischen die gebrechlichen, schmalspurigen Korbwagen der Polen, die Tausende von Menschen herbeiführen. Andere Massen kommen oft zwanzig Meilen weit her zu Fuß gewandert. Geordnet nach Gemeinden steuern alle, fromme Lieder singend, dem Mittelpunkt Oberschlesiens zu, um hier einige Tage der religiösen Erbauung zu widmen.

Der Annaberg, in der Klosterchronik Chelmberg genannt, ist die letzte, aber auch höchste, bis zu 400 m steigende und zum Obertal steil abfallende Erhebung eines Höhenzuges, der, dem süduralischen Landrücken zugehörig, sich von der Tarnowiger Berggruppe nach Westen hin abzweigt. Dieses Hügelland, das Chelmgebirge, zieht sich zwischen den Flüssen Kłodnica und Malapanie hin und ist als Nordgrenze des oberschlesischen Kohlengebietes zu betrachten.

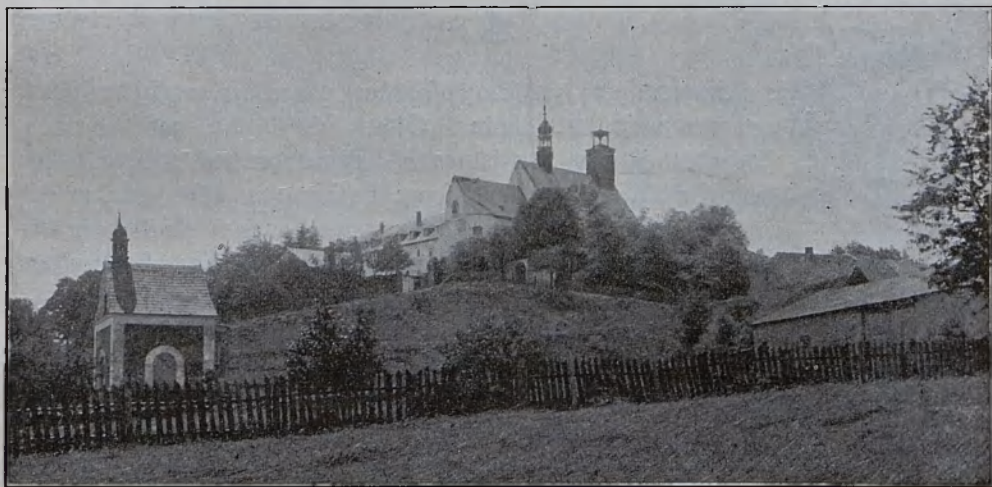
Die Erhebung des Annaberges trägt auf dem Rücken fetten Lehmboden, der an den südlichen Abdachungen nur stellenweise mit etwas Sand gemischt ist. Die Abdachung des Berges nach der Kłodnica zu hat eine Krume von fruchtbarem Böß. Da ferner die Südseite auch in klimatischer Beziehung eine vorzügliche Lage hat, ist der Boden für alle heimischen Kulturgewächse gut geeignet.

Der nördliche Abhang weist anfänglich noch guten Lehmboden mit kräftiger Vegetation auf. Doch wird die Ackerkrume von der immer näher tretenden Kalkunterlage verflacht. Nördlich von Groß-Strehlitz ist der Boden mehr oder weniger sandig und eignet sich als Kulturboden für Kiefern. Noch weiter nordwestlich auf die russische Grenze zu, „wo sich die Füchse gute Nacht sagen“, wird die Landschaft öde, ist aber doch nicht ganz so traurig, wie viele Gegenden der Lausitz.

Der steile Basaltgipfel des Annaberges ist mit Kirche und Klostergebäude geschmückt. Zwei hohe Steintreppen führen hinauf. Auf der Plattform unterhalb

des Gipfels, sowie am nördlichen Abhange liegt der Marktflecken Annaberg, meist von Gewerbetreibenden bewohnt. Lassen wir uns zunächst vom Chronisten das Wichtigste aus Annabergs Vergangenheit erzählen.

Mit Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß auf diesem Berge unsere heidnischen Vorfahren ihren Göttern opferten. Die christlichen Sendboten waren bemüht, die religiösen Gebräuche der Heiden der christlichen Anschauungsweise anzupassen. Aus dem heidnischen Fest der Sonnenwende entstand das Johannisfest mit seinen Feuern. Das Opferfest des Herbstes ist zur Kirmes umgewandelt worden. Der Zobten erhielt eine christliche Kirche. So wurde auch um das Jahr 1100, als das Christentum in Schlesien bereits Eingang gefunden hatte, auf dem Chelmberge eine Kapelle zu Ehren des heiligen Georg erbaut. Um das Jahr 1450 siedelte das vielgenannte Geschlecht der Gaschins aus Polen nach Schlesien über und erbaute im Jahre 1516



Das Kloster auf dem St. Annaberge.

auf dem Chelmberge eine hölzerne Kapelle zu Ehren der heiligen Anna. War schon bisher der Zudrang der Pilger ein großer, so mehrten sich die Scharen der frommen Wallfahrer ganz bedeutend, als im Jahre 1560 dieser Kapelle ein Bild mit Reliquien der heiligen Anna geschenkt wurde. Es ist daselbe Bild, das bis heute im Hochaltar der Klosterkirche zu sehen ist. Die auf seiner Rückseite angeheftete Pergamenturkunde besagt, daß es aus dem Kloster Ville bei Lyon in Frankreich stammt, wohin Kreuzfahrer aus der von Justinian erbauten Annakirche in Konstantinopel einzelne Reliquien der heiligen Anna gebracht hatten. Der Kurfürst Georg der Bärtige von Sachsen ließ das Bild im Jahre 1504 aus Frankreich abholen und schenkte es der v. Maltitzschen Familie, von der es der Klosterkirche überwiesen wurde. Das Kirchlein auf dem Annaberge war immer noch eine Filiale der Pfarrkirche des benachbarten Leschnitz, und den Gottesdienst oben versah die Geistlichkeit dieses Ortes.

Als nun in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Leschnitz nebst Groß-Strehlitz sich im Pfandbesitze der Freiherrn von Nedern befand, kam auch das

Kirchlein auf dem Annaberge in protestantische Hände. Nachdem mit nicht geringer Mühe dieses oberschlesische Heiligtum von den Katholiken wiedererlangt worden war, bewirkte der Besitzer der Herrschaft Byrowa, Ferdinand Melchior von Gaschin, dessen Geschlecht kurze Zeit vorher von dem Kaiser Ferdinand III. in den Grafenstand erhoben worden war, daß Franziskanermönche aus Krakau nach dem Annaberge berufen wurden. Im Jahre 1655 erbaute der genannte Graf für die Ordenspriester ein einfaches hölzernes Klostergebäude. An Stelle der bisherigen kleinen hölzernen Kapelle ließ er eine größere Kirche von Stein erbauen, die am 1. April 1673 geweiht wurde. Das hölzerne Klostergebäude machte erst 1733 dem heutigen massiven Hause Platz. Die Zahl der herbeiströmenden Pilger aus Schlesien, Mähren, Böhmen, Polen, Galizien wuchs von Jahr zu Jahr. Da faßte Graf Ferdinand Melchior den Plan, zur erhöhten Erbauung der Pilger an der Ostseite des Berges eine Kalvarie, das ist eine Anzahl Kapellen, in denen die wichtigsten Begebenheiten der Leidensgeschichte des Herrn dargestellt sind, errichten zu lassen. Bestärkt wurde er in seinem Vorhaben dadurch, daß sein frommes Gemüt in dem Annaberge mit den zugehörigen Hügeln, Tälern und Schluchten eine auffallende Ähnlichkeit mit Jerusalem und dessen Umgebung erblickte. Wegen seines hohen Alters aber setzte der Graf nur die Mittel zu diesem bedeutenden Unternehmen testamentarisch aus, und sein Neffe Georg Adam von Gaschin übernahm die Ausführung, wozu er Bauverständige, Maler und Künstler aus Italien berief. Von 1700 bis 1709 wurden 33 Kapellen hergestellt und mit Gemälden und Statuen, die zum Teil noch heute vorhanden sind, ausgeschmückt. Die Aufzeichnungen der Klosterchronik lassen den Schluß zu, daß schon im achtzehnten Jahrhundert die Zahl der Pilger sich auf sechzig- bis achtzigtausend jährlich belief, gerade so wie es noch heute der Fall ist. Auch die Aufhebung des Klosters 1810 änderte nichts daran. Zwar mußten die Franziskaner das Kloster verlassen. Die Volksscharen kamen aber nach wie vor mit ihren Ortsgeistlichen hin, die nunmehr die Andachten leiteten. Das Gut Byrowa kam inzwischen in fremde Hände, so daß die reiche Quelle für Erhaltung und Ausschmückung der vielen Kapellen versiegte. Doch wurde nach einem Prozesse zwischen dem Fiskus und der Herrschaft Byrowa, in dem der erste oblag, das Kloster nebst Klosterkirche und Garten im Jahre 1832 dem Fürstbischof zu Breslau übergeben und nunmehr von dieser Seite in einen ordentlichen Bauzustand versetzt. Schließlich wurden auch die Kapellen mit den dazu gehörigen Wegen von der Herrschaft Byrowa für den fürstbischöflichen Stuhl käuflich erworben. Die Unterhaltung und weitere Verschönerung der Anlagen wird aus den freiwilligen Opfern der herbeiströmenden Pilger bestritten. Seit 1859 ist das Kloster wieder mit Franziskanern besetzt.

Und nun brechen wir zum Besuch der Kalvarie auf. Bis wir zu der steilen, nördlichen Freitreppe gelangen, müssen wir uns durch dichte Volksmengen und zwischen Hunderten von Verkaufsbuden hindurchwinden. Da werden Kreuze, religiöse Bilder, Gebet- und Gesangbücher, aber auch Geware, besonders Obst, saure Gurken und Pfefferkuchen feilgeboten. Daß die grellbunte Verpackung der Pfefferkuchen mit gekleckten Liebesbildern geziert ist, deren besseres Verständnis durch schwülstige Verse gefördert wird, stört an der frommen Wallfahrtsstätte nicht sonderlich. Wir gelangen

auf der genannten Treppe in den von starken Mauern umgebenen sogenannten Paradieshof, von hier in die Klosterkirche, die nur mäßig groß, leidlich ausgestattet und etwas dunkel ist. Treten wir nach der Ostseite wieder ins Freie, um auf den Kalvarienweg zu kommen, so werden wir zunächst etwas unangenehm berührt; denn es fehlt hier der Wald. Unsere Wanderung zu Tale ist jedoch nicht schattenlos, denn wir schreiten in einer 25 bis 30 m breiten, vier- bis fünffachen Allee von Pappeln, Linden und Akazien. Dabei kommen wir bei sieben kleineren Kapellen vorüber. Unten angelangt, überschreiten wir den schmalen Talweg und steigen den steilen „Ölberg“ hinauf, der mit zwei schön ausgestatteten größeren Kapellen geziert



Kapelle „Der dritte Fall“.

ist. Vom Ölberge aus gewinnen wir ein umfassendes Bild von der Großartigkeit der Anlage, mit der die ebenfalls viel besuchten Wallfahrtsorte Deutsch-Piekar, Albendorf und Wartha auch nur annähernd einen Vergleich nicht aushalten. Nun gehts in südlicher Richtung abwärts. Wir überschreiten den Bach Kidron, der im Sommer eben so ausgetrocknet ist, wie sein Urbild bei Jerusalem. Die interessante Hügelgestaltung, die sich hier unserem Auge erschließt, läßt uns wegen ihrer unschönen Trockenheit wiederum mit Wehmut des dahingeschwundenen Waldes gedenken. Von der Pilatuskapelle bis zum Gipfel hinauf betrachten wir über 25 Kapellen zum Teil eigenartiger Bauart, umrahmt von einer 80 m breiten Allee, die von acht Reihen schöner Laubbäume gebildet wird. Wir nähern uns dem Ende der über drei Stunden dauernden Bergwanderung und bleiben an der im Bilde vorgeführten Kapelle „Der dritte Fall“ einen Augenblick stehen. Mit Staunen sehen wir zu unseren Füßen

einen großen Menschenknäuel in der ganzen Breite der Allee. Wohl zwanzig- bis dreißigtausend lauschen tiefergriffen den herzerschütternden Predigten der Franziskaner. Zum Schluß lehren wir noch in der dreiteiligen Kreuzkirche ein, in deren Gruft die Stifter dieser Kalvarie, Georg Adam von Gaschin und Anton von Gaschin, bestattet sind. Die überlebensgroßen Bildnisse der beiden Grafen in der Tracht der damaligen Zeit blicken von den Mittelpfeilern dieser Kirche auf uns herab. An dem Wege von der Schule zur westlichen Freitreppe konnten wir noch vor einigen Jahren einen mächtigen Basaltbruch sehen, der dicht von der Mauer des Klostergartens schier senkrecht in bedeutende Tiefe abfiel und heute wegen der Gefahr des Absturzes zugeschüttet ist. Er lieferte wie der nicht minder mächtige Bruch an der Nordseite das Material zu dem Bau der meisten Chausseen der Umgegend.

Von der westlichen Freitreppe aus haben wir, natürlich an dunstfreien Tagen, einen herrlichen Ausblick. Zu unseren Füßen breitet sich das fruchtbare, waldbreiche Odertal von Ratibor bis Oppeln aus. Wie ein Silberband schlängelt sich der Heerstrom Schlesiens, der hier bereits den alten Griechen den Weg nach dem Bernsteinlande wies, durch die üppigen Fluren.

Unser Blick schweift weiter. Jenseits der Oder steigt die Landschaft wieder empor. Zwar etwas undeutlich wird das Bild, aber nicht gering ist unsere Freude, da wir dort dieselben gesegneten Fluren wiedererkennen, die wir von der Bischofskoppe bei Ziegenhals in nächster Nähe bewundern können. Während im Süden die zackigen, schneebedeckten Gipfel des Zatzgebirges den bläulichen Hintergrund beleben, grüßen von Südwesten her die breiten Massen des Altvatergebirges, das in Zuckmantel und Heidebrünnel ebenfalls Wallfahrtsorte birgt. Wer den Zutritt zum Klostergarten erwirkt, genießt diesen herrlichen Ausblick noch vollkommener.

Betrachten wir vor der Abfahrt noch das Dorf, das in dieser Zeit in ein großes Heerlager umgewandelt ist. Jedes Haus ist eine Kaserne, jeder Garten ein Biwak. In den Häusern schlafen meist die weiblichen Wallfahrer deutscher Zunge, natürlich auf dem mit Stroh belegten Fußboden. Die mitgebrachten Wagen liefern Schlafstellen für Vornehme, während alle anderen bei „Mutter Grün“ ein noch billigeres Unterkommen finden. In den zahlreichen Obstgärten, auf den freien Plätzen, sogar im Paradieshof und in den Alleen wird ein Nachtlager aufgeschlagen, so primitiv, wie es einst Jakob auf der Reise zu seinem nachmaligen Schwiegervater in duplicibus hatte.

Bedauernswert erscheinen uns die Pollaken, diejenigen Wallfahrer, die aus Russisch-Polen jenseits der Grenze herüber gekommen sind. Den Hin- und Rückweg legen diese Leute zu Fuß zurück, schleppen dabei einen für sechs bis acht Tage ausreichenden Vorrat an Brot, Butter oder grünem Käse mit und bekommen während dieser Zeit die Kleidungsstücke nicht vom Leibe. Die durchweg gleiche Kleidung der Frauen besteht aus einem roten Rock mit rotbraunen Streifen, einem langen Kragen von demselben groben Tuchgewebe und der nämlichen Farbe. Wenige besitzen Schuhwerk, Strümpfe niemand. Wehe den armen Leuten, wenn regnerisches Wetter die Reise beeinträchtigt! Doch scheint es ein abgehärtetes Geschlecht zu sein; sie kommen alle Jahre wieder. Ob sie wohl auch unter dem Banne sich befinden, der

die Völker nach Westen treibt, oder hören sie vielleicht den Geistesruf der verbliebenen Gaskins: „Kommet und schauet das schöne Schlesiervland!“ Das steht jedoch fest, daß dieses Volk in seinem sonst trostlosen Leben hier wenigstens auf die eine Woche einige Unterbrechung und Erholung, begleitet von religiösen Übungen, findet. Mit gewisser Einschränkung dürfte diese Erwägung auch für viele der ober Schlesischen Pilger zutreffen.

Bei unserer Abfahrt vom Annaberge sehen wir auch die Wallfahrer, nach ihrer Zugehörigkeit gruppiert, den Ort verlassen. Wie sie gekommen, so wandern sie zurück; das Kreuz zwischen zwei Kirchenfahnen voran, geht es in größeren und kleineren Prozessionen, unter dem Absingen geistlicher Lieder den Berg hinab und der Heimat entgegen. Immer nach zwei Meilen wird eine Pause gemacht. Der Aufenthalt in Groß-Strehly wird von den Pollaken in eigenartiger Weise ausgenutzt. Die Weiber greifen zu dem Liquor; das ist ein Gemisch von Spiritus und Schwefeläther. Dieses sonderbare Getränk scheint ihnen besonders gut zu schmecken. Die Krakauer Straße ist für den ganzen Abend verpestet. Andere dieser Pollaken besuchen als ungebetene Kunden Kurzwaren- und Bündelgeschäfte, um nach Art der „Langfinger“ billige Andenken aus Schlesien mitzubringen.

Der ober Schlesische Pilger hingegen bewahrt auch auf der Rückreise vom Annaberge echte Frömmigkeit und meidet solche Vergehungen. Zudem hat er sich diese slavischen Nationalfehler im allgemeinen bereits abgewöhnt. Den Frieden im Herzen, kehrt er zu den Seinen freudig zurück und erzählt tagelang von den seligen Stunden, die ihm bereitet hat der Gnadenort St. Annaberg.

J. Chmielus.





Das schlesische Rom.



Es ist lange her, daß man Meisse durch diesen Beinamen ausgezeichnet hat; aber es verdient ihn bis auf den heutigen Tag. Dem Fremden allerdings mag der Vergleich beider Städte für den ersten Augenblick nicht recht einleuchtend sein. Es geht einem mit Meisse, wie wenn man Rom von der Stazione della ferrovia (Bahnhof) aus betritt. Überall moderne Mietskasernen, so daß man verwundert fragt: Ja, wo ist denn noch ein Stück Mauer vom alten Rom? So dürfte schon mancher auch beim Einzuge in Meisse gefragt haben: Worin spricht sich denn in dieser modernen Stadt der römische Charakter aus? Sowie man aber in der italienischen Hauptstadt noch genug altrömisches Leben, und sogar noch Teile von Roma quadrata zu sehen bekommt, so merkt man auch in Meisse bald, daß es seine Bezeichnung als schlesisches Rom mit Recht verdient. Lange Zeit war es Sitz der Breslauer Bischöfe; an diese glorreiche Zeit erinnern viele geschichtliche Zeugen. Man findet hier noch die alte bischöfliche Residenz auf der Bischofstraße nahe am Bischofshofe mit seiner Bischofsmühle. In diesen Gebäuden spielt sich nun modernes Leben ab. In der katholischen Pfarrkirche erblickt man eine Anzahl Bischofsgräber mit kunstvollen Epitaphien. Viele uralte Wohlfahrtseinrichtungen für Kranken-, Armen- und Waisenpflege reichen bis in jene Zeit des bischöflichen Glanzes zurück. Und besitzt unser schlesisches Rom auch nicht achthundert Kirchen wie die Stadt Sankt Peters, so darf es sich doch mit jeder andern Mittelstadt in diesem Punkte messen. Der streng kirchliche Sinn ist in Meisse seit undenklichen Zeiten außerordentlich tätig gewesen; das geht auch daraus hervor, daß wir im Jahre 1899 sogar die deutsche Katholiken-Versammlung in unsern Mauern haben tagen sehen. Genug der Beweise: Meisse verdient es, das schlesische Rom zu sein und zu bleiben.

Die Anfänge der Stadt reichen bis ins zwölfte Jahrhundert zurück. An der Stelle der von den Schweden zerstörten Altstadt, auf den Neuländer Feldern, soll

chemals ein slavisches Dorf gelegen haben. Das Gründungsjahr der eigentlichen Stadt läßt sich nicht mehr feststellen. Als die drei Söhne des polnischen Herzogs Wladislaus das väterliche Erbe unter sich teilten, fiel Meisse mit an Boleslaus den Langen und ging dann an seinen Sohn Jaroslaus über. Dieser trat im höhern Alter in den geistlichen Stand, wurde Domherr und sogar Bischof von Breslau und schenkte somit das Meisser Gebiet dem Bistum. Auf diese Weise wurden die Breslauer Bischöfe zugleich Herren von Meisse und blieben es bis zur Säkularisation im Jahre 1810.

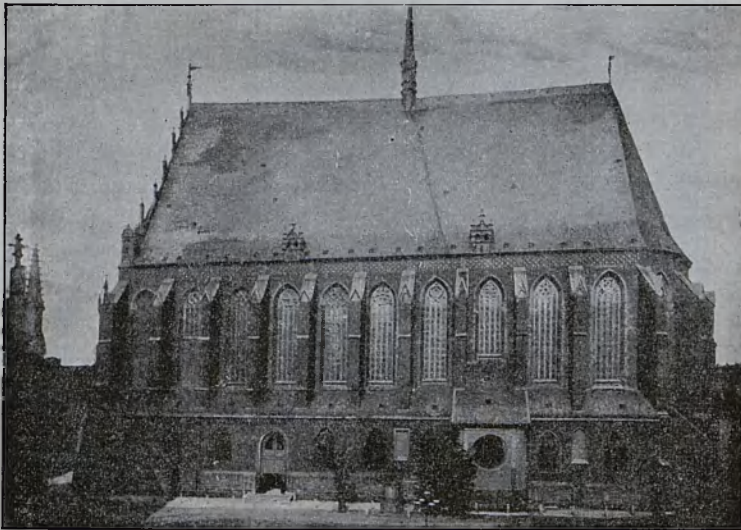
Die Tataren verwüsteten Meisse 1241 vierzehn Tage lang. Eine Epidemie raffte 1267 fünftausend Einwohner hinweg. Auch die Hussiten, unter Führung Protops des Großen, richteten arge Verheerungen an. Bischof Konrad, Schulrektor Clemens Hezeler und Pfarrer Johann Schrofheim stellten sich ihnen als Anführer mutvoll entgegen. Die Fleischerzunft tat sich dabei besonders hervor, so daß ihr für immer das Recht eingeräumt wurde, bei fürstlichen und bischöflichen Einzügen dem Adel voranzureiten. Im Jahre 1633 forderte die Pest 4372 und 1636 sogar 9000 Opfer. Die Reformation machte im schlesischen Rom große Fortschritte, so daß zuletzt Gewaltmaßregeln dagegen angewendet wurden; auch berief der Bischof Karl, der zugleich Erzherzog von Österreich war, als Gegenreformatoren 1622 die Jesuiten nach Meisse. Diese gründeten das hiesige Gymnasium, das der Bischof sogar zu einer Universität zu erheben gedachte, woran er aber durch seinen plötzlichen Tod verhindert wurde. Als Superior des Jesuiten-Kollegiums wurde Christoph Scheiner angestellt, der als Entdecker der Sonnenflecken berühmt geworden ist. Der Polenkönig Johann Sobieski soll ein Schüler des Meisser Gymnasiums gewesen sein.

Durch die Schweden hat unsere Stadt 1642 ebenfalls viel zu leiden gehabt. Torstenson plünderte und brannte nach Willkür und erpreßte beim Abzuge 38 000 Taler. Das Hexenwesen bildet auch ein düsteres Bild in der Meisser Stadtgeschichte. Heute durchheilt die Eisenbahn den sogenannten Hexenberg.

Man muß es dem alten Fritz als besonderes Verdienst anrechnen, daß er uns Meisse zu Preußen gemacht hat. Aus diesem Grunde allein schon verdiente der große Philosoph von Sanssouci hier ein Denkmal. War doch Meisse seine Lieblingsfestung, die er etwa vierzigmal besucht hat, und in deren Mauern er über hundert Tage verweilte. Hier fand am 25. August 1769 die denkwürdige Zusammenkunft zwischen ihm und dem Kaiser Joseph II. von Österreich statt.

Die französische Belagerung von 1807 unter Vandamme hat der Stadt ungeheuren Schaden verursacht. Die Einwohner mußten 102 große Bombardements aushalten und waren zuletzt im Keller nicht mehr sicher. Im Jahre 1810 kam die Säkularisation und verwandelte viele kirchliche Gebäude in Militärhäuser und geistliche Stiftungen in profane Institute. Während der Kriegszeit von 1866 befand sich wochenlang das Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm innerhalb unserer Stadtmauern. Nicht weniger als 12 000 Soldaten waren in den umliegenden Dörfern untergebracht. Im Jahre 1870 diente Meisse als Internierungsort für 13 000 französische Kriegsgefangene, von denen 720 hier friedlich unterm Rasen schlafen.

Heute ist Reisse zwar noch eine hervorragende Militärstadt, aber es hat aufgehört Festung zu sein; denn für die moderne Kriegführung hätte es seinen Zweck verfehlt. Als Festung konnte es sich nicht recken und strecken wie andere Städte; es wurde in der Entwicklung gewaltig niedergehalten. Nun aber kam die Erlösungsstunde: der einschnürende Festungsgürtel fiel, die hohen Mauern wurden niedergelegt, die düstern Tore mit den Zugbrücken verschwanden, die Wälle wurden abgetragen, die miasmenreichen Wallgräben zugeschüttet und in freundliche Wohnquartiere umgewandelt. Für die Interessenten der alten Stadtteile wurde zu viel gebaut, so daß ein Vergleich mit Rom abermals nahe liegt, wenn auch im umgekehrten Verhältnis. Es ist bekannt, daß die fieberhafte Bautätigkeit im Rom des geeinigten Italiens einen großen Häusercrach zur Folge hatte und man große moderne Stadtviertel leer



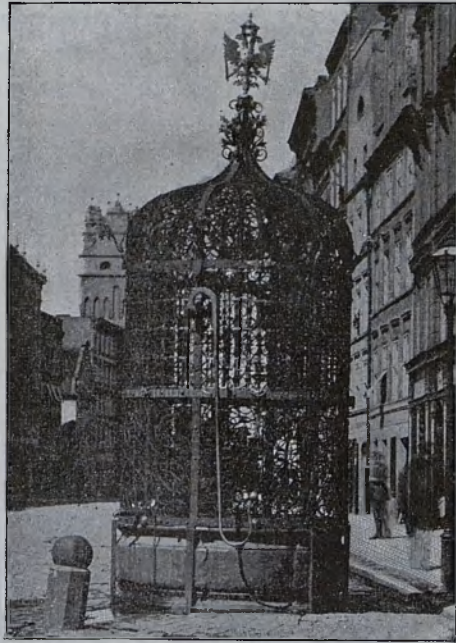
Katholische Pfarrkirche zum heiligen Jakobus.

stehen sieht. Im schlesischen Rom hingegen flüchtete nun alles in die neuen Häuseranlagen an der Peripherie, so daß im Innern viele Grundstücke bedeutend entwertet wurden. Reisse war früher ein gefürchtetes Fiebernest. In den letzten zehn Jahren ist die Umwandlung so gewaltig gewesen, daß es in gesundheitlicher

Beziehung auf der Höhe der Zeit steht und auf jeden Fremden einen wohlthuenden Eindruck macht. Liegt es doch in fruchtbarster Gegend, mit dem Blick auf das malerische Gebirgsbild des mährisch-schlesischen Gesenkes und des Glazier Kessels.

Unter den zwölf Kirchen, die im schlesischen Rom noch stehen geblieben sind, kann zwar keine mit den herrlichen Kirchen des eigentlichen Rom wetteifern. Immerhin aber nimmt unsere Pfarrkirche zum heiligen Jakobus unter den nordischen Gotteshäusern eine hervorragende Stellung ein. Sie zählt 43 Altäre und 20 Kapellen. Nach ihrer letzten durchgreifenden Renovation von 1889 bis 1895 bietet sie dem Kunstverständigen in ihrem Innern viel Interessantes. Der neunzehn Meter hohe Ciborium-Altar aus Bunzlauer Sandstein und aus französischem Kalkstein ist der zweitgrößte in ganz Deutschland. Die Wände, die Pfeiler und die Decke sind mit malerischem und figürlichem Schmuck reich versehen. Auch die von den ehemaligen Kreuzherren hier im Jesuitenstile erbaute Kreuzkirche verdient erwähnt zu werden.

Die Perle unter den Meißner Bauten ist unser Rammereigebäude (siehe Seite 32), in dessen Räumen jetzt die städtische Sparkasse und das Amt untergebracht sind. In der Halle stand früher die Stadtwage. Hier haben wir ein Meisterwerk der deutschen Spät-Renaissance vor uns, an dessen wunderbarem Giebel man sich nicht satt sehen kann. Die Erbauung fällt in die Zeit von 1602 bis 1604; von 1880 bis 1890 erfolgte eine vollständige Renovation. Der vierstöckige, vierzehn Meter hohe Giebel, der sich nach oben immer mehr verjüngt und in Pilasterarchitektur gehalten ist, weist reichen malerischen und auch bildnerischen Schmuck auf. Im ersten Stock thront eine Themis mit Schwert und Wage, darunter prangt das Meißner Stadtwappen. Die Giebelspitze krönt der Erzengel Michael. Die Symbole des Glaubens, der christlichen Liebe, der Schifffahrt, der Baukunst dienen als Nischen- und Seitendekorationen.



Der schöne Brunnen.

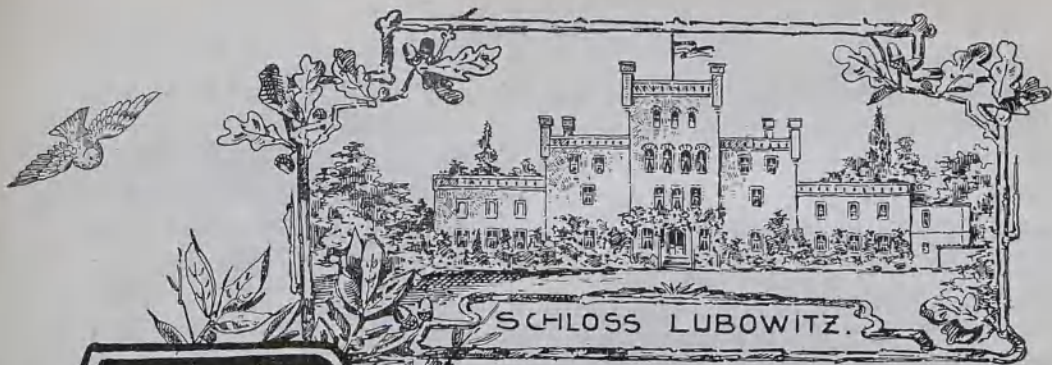
Auch der „schöne Brunnen“ vor der einfachen Fassade und Sterbehause heißt „Eichendorff-Platz“; seit 1888 steht dort sein schlichtes Denkmal. Meisse ist der Geburtsort des Dichter-Philosophen Friedrich von Schlegel. Auf dem evangelischen Friedhofe zu St. Rochus liegt Jakob von Vinzer, der Dichter des alten Burschenliedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“, begraben. Der Garnison-Friedhof birgt das Grab des Dichters Hermann Kunibert Neumann. Auch die Grabstätte des sogenannten „Landrechts-Roch“, der hier 1872 starb, darf nicht vergessen werden. Und wer hätte in unserer kolonialpolitischen Zeit nichts von Emin Pascha gehört, der im Innern Afrikas ein Opfer seines kühnen Forscherdranges wurde? Er ist ein Meißner Kind.

des Pfarrgebäudes auf der Breslauerstraße ist eine Sehenswürdigkeit aus kunstsiniger, alter Zeit. Eine Inschrift auf seinem Eisengurte lautet: „Aus Belieben Eines Vöblichen Magistrats Machte mich Wilhelm Helleweg, Zeugwarter A. 1686“.

Meisse hat auch eine gewisse literarische Bedeutung. Hier lebte von 1855 bis 1857 Joseph Freiherr von Eichendorff. Der Platz vor seinem Wohn-

Philo vom Walde.





Joseph Freiherr von Eichendorff.



weimal haben die Deutschen in der lyrischen Poesie eine Blüte erreicht, die nirgends in der Literatur aller Völker ihresgleichen hat: im Mittelalter unter den Hohenstaufen mit dem Höhepunkt Walther von der Vogelweide, in der Neuzeit am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts mit dem Höhepunkt Goethe. Aber mit dem Träger dieses herrlichen Namens ist die Lyrik in Deutschland keineswegs verstummt. Alle die reichen Reime, die die Goethische Lyrik in sich barg, haben nach ihm Dichtende aufgenommen und zur reichsten Blüte entfaltet.

Welche stattliche Reihe von großen Sängern bis auf unsre Tage! Die Mahnung Ludwig Uhlands:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichtervald,
Da ist Freude, da ist Leben,
Wenns von allen Zweigen schallt,

ist nicht ungehört erschollen.

Zu den besten Lyrikern der nachklassischen Zeit gehört Joseph Freiherr von Eichendorff, den wir Schlesier mit Stolz den unsrigen nennen dürfen.

Er stammt aus einem alten Adelsgeschlechte, das, aus Niederbayern kommend, Jahrhunderte lang in der Mark Brandenburg ansässig war, später nach Österreich übersiedelte und endlich durch Heirat in den Besitz verschiedener Güter in Oberschlesien gelangte. Hier in dem nahe an der Oder auf anmutiger Höhe gelegenen Schlosse Lubowitz bei Ratibor wurde unser Dichter am 10. März 1788 geboren. Im elterlichen Hause herrschte Glanz und heitere Geselligkeit trotz der streng katholischen Anschauungen, in denen der Knabe erzogen wurde.

Joseph war ein frühreifer, hochbegabter Knabe von frischem, heiterem Temperamente. Ein flotter Reiter und kühner Jäger, liebte er es, mit seinem Bruder in

den schönen Wäldern seiner Heimat, in denen so manches seiner besten Lieder entstanden ist, herumzustreifen.

Nachdem er das katholische Gymnasium in Breslau absolviert hatte, besuchte er die Universitäten Halle und Heidelberg und genoß im Umgange mit ausgezeichneten Zeitgenossen herrliche Studentenjahre, in denen er sich neben seinem Fachstudium, der Jurisprudenz, mit Erfolg auch den neuen Sprachen und der Literatur widmete.

Im Jahre 1808 unternahm er eine Studienreise nach Paris und ging dann, nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten über Wien in die Heimat zurück. Aus dieser Zeit stammen zahlreiche Gedichte, darunter schon wahre Meisterstücke und viele Entwürfe zu Novellen, Märchen, Dramen. Auch sein erster Roman fällt der Hauptsache nach in diese Zeit. Der Dichter fühlte sich sehr glücklich. In einem Briefe an einen Freund heißt es: „Über mich übt die Heimat und die schöne Zeit wieder ihre alte Zauberei. Das Herz weit und hoffnungreich, das Auge frei und fröhlich, ernste Treue erfrischend mein ganzes Wesen; so ist mein Sein, ich möchte fast sagen ein Verliebtsein in die unvergänglich jungfräuliche Schöne des reichen Lebens. Meine einzige Bitte zu Gott ist: laß mich das ganz sein, was ich sein kann.“

Jetzt lernte er auch seine Braut kennen, die er aber erst nach fünf Jahren heimführen sollte, ein Fräulein von Varisch auf Bogrzebin bei Ratibor. Sie war schön und voller Anmut, auch poetisch veranlagt. Im Jahre 1809 ging er nach Berlin und hörte die berühmten Vorlesungen Fichtes im Palais des Prinzen Heinrich. Auch in ihm gährte der dumpfe Unmut der Zeit und machte sich in Liedern Luft, von denen hier eins der schönsten des erst zwanzigjährigen Dichters mitgeteilt sei.



Joseph Freiherr von Eichendorff.

Salge.

O, könnt' ich mich niederlegen
Weit in den tiefsten Wald,
Zu Häupten den guten Degen,
Der noch von den Vätern alt.

Und dürft' von allem nichts spüren
In dieser dummen Zeit,
Was sie da unten hantieren
Von Gott verlassen, zerstreut;

Von fürstlichen Taten und Werken,
Von alter Ehre und Pracht,
Und was die Seele mag stärken,
Verträumend die lange Nacht!

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End,
Da wird den Falschen genommen
Ihr unechtes Regiment.

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehaun sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Da wird Aurora tagen
Hoch über den Wald hinauf,
Da gibts was zu siegen, zu schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, auf.

Im Jahre 1810 ging er mit seinem Bruder nach Wien, um dort — bei der Ungewißheit der preussischen Zustände — in österreichische Staatsdienste zu treten. Er war in die besten Kreise der Kaiserstadt eingeführt und konnte sich kein glücklicheres Leben denken als dort, wenn nicht die politischen Verhältnisse im Vaterlande immer unerträglich sich gestalteten. Da endlich erschallt 1813 von Breslau her der Aufruf Friedrich Wilhelms III. an sein Volk, und Eichendorff eilt freudig herbei, um in das Lützowsche Freikorps einzutreten. Nach tiefbewegtem Abschied von seiner Braut tritt er, um rasch vor den Feind zu kommen, als Offizier in das 17. schlesische Landwehr-Regiment ein. Da er aber trotz einer Eingabe an den König, auf den Kriegsschauplatz zu gelangen, in Torgau Festungsdienst tun mußte, nahm er noch vor Abschluß des Pariser Friedens seinen Abschied und ging nach Lubowitz zurück. Am 14. April 1814 feierte er in Breslau seine Vermählung mit Luise von Varisch und zog mit seiner jungen Frau nach Berlin, um dort eine Anstellung zu suchen, da die Vermögensverhältnisse seines Vaters durch den Krieg und andere Unfälle vollständig zerrüttet waren. Aber es bot sich keine Aussicht auf Anstellung, und seine Stimmung wurde immer trüber. Endlich entschloß er sich, seinen schon längst vollendeten Roman „Ahnung und Gegenwart“ herauszugeben, um seine Vermögensverhältnisse aufzubessern.

Als diese Dichtung, mit einem Vorwort von Fouqué versehen, erschien, war der Dichter nicht mehr in Deutschland. Napoleon war zurückgekehrt, und Eichendorff griff wieder zum Schwerte, seine junge Frau in einer befreundeten Familie zurücklassend. Er machte den Feldzug im Hauptquartiere Blüchers mit und zog am 7. Juli 1815 mit den siegreichen Truppen in der französischen Hauptstadt ein. Er wurde diensttuender Offizier beim General Gneisenau, der sich lebhaft für Literatur interessierte, nahm 1816 seinen Abschied und ging mit der Gattin wieder nach Oberschlesien. Noch in demselben Jahre wurde er Referendar bei der Regierung in Breslau, wo er drei Jahre in traulichstem Familientreise und angenehmer Geselligkeit zubrachte.

Im Jahre 1818 starb sein Vater und hinterließ seine Güter so überschuldet, daß sie bis auf wenige Überreste im Österreichischen sämtlich verkauft werden mußten.

Der Mutter wurde nur bis zu ihrem Tode der Aufenthalt im Schlosse zu Lubowitz gestattet. Nachdem sie im Jahre 1822 gestorben war, hat der Dichter seine heißgeliebte Heimat nie wieder betreten.

Er wurde nun Regierungsrat in Danzig, 1823 Ober-Präsidialrat in Königsberg, 1831 vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin. In dieser Stellung verblieb er dreizehn Jahre und verkehrte viel mit Savigny, von Raumer, Chamisso, Hitzig, Franz Kugler und anderen bedeutenden Männern der Kunst und Wissenschaft. In dem befreundeten Hause von Mendelssohn-Bartholdy lernte er den Komponisten Felix Mendelssohn kennen, der viele seiner Lieder in Musik gesetzt hat.

Als nach dem Tode des Ministers von Altenstein Eichhorn in dessen Stelle trat, kam es zu Differenzen zwischen dem Dichter und seinem neuen Chef, weshalb Eichendorff 1844 seinen Abschied nahm. Nach einem längeren Aufenthalte in Wien verlebte er in Berlin noch eine Reihe von Jahren in glücklicher Muße. Im Jahre 1855 erkrankte seine Gattin. Auf ihren Wunsch siedelte er nach Meisse über, da dort eine Tochter an einen Offizier verheiratet war. Hier verlor er seine Le-



Denkmal und Sterbehaus
Eichendorffs in Meisse.

bensgefährtin, mit der er länger als vierzig Jahre in glücklichster Ehe verbunden gewesen war. kaum zwei Jahre später, am 26. November 1857, folgte er ihr im Tode nach. Sie ruhen nebeneinander auf dem Jerusalemer Friedhofe zu Meisse.

Sein Sohn hat seine Biographie verfaßt, die den sämtlichen Werken vorausgeschickt wurde. Er schildert den Dichter als einen kräftigen, stattlichen Mann, mittlerer Größe und schlank gewachsen, von ungebeugter, durchaus vornehmer Hal-

tung, körperliche Strapazen nicht scheuend und durch solche nur selten ermüdet. „In seinen scharf ausgeprägten Gesichtszügen mit der denkenden, hoch gewölbten Stirn und den fein geschnittenen Lippen sprach sich Willenskraft und ein männlicher, fast strenger Ernst aus, das beredte blaue Auge blickte zugleich aber so treu und gütig, in der sonoren Stimme lag so viel Milde und Wohlwollen, daß schon der erste Eindruck sich unwillkürlich dadurch bestimmte. In seinem Wesen verband sich Würde und die edelste Einfachheit; Bewegung und Rede waren leicht und lebhaft, sein Gespräch geistreich und angeregt; immer herzlich und gemüthlich; eine gewisse Frische und Ursprünglichkeit, reiches Wissen und gutmütige Launen vermehrten den Reiz der Unterhaltung. Über seine eigenen Angelegenheiten, insbesondere über sein schriftstellerisches

Schaffen war er nur farg in der Mitteilung. Ausschließlich ästhetische Kreise hat er nie geliebt, er zog es vor, mehr als Mensch mit den Menschen zu leben. Eichendorff war ein lauterer, tiefer Christ, seine Frömmigkeit, sein ganzes Leben bezeichnend, war eine schlichte, einfache und natürliche, welche sich gern den Augen der Welt zu entziehen suchte Konfessionelle Befangenheit konnte man ihm in keiner Weise vorwerfen; nicht die Ansicht, der gute Wille war für ihn auch hier das allein Entscheidende, und zu seinen langjährigen besten Freunden gehörten selbst protestantische Geistliche, deren religiöse Überzeugungen mit den seinigen oft im schärfsten Gegensatz standen.“

Wenden wir uns nun der literarischen Persönlichkeit Eichendorffs zu. Ihr Hauptwert beruht in seiner tief gemütvollen Lyrik. Für ihn ist die ganze Welt eine wunderbare Harmonie und der Dichter dazu berufen, sie den anderen Sterblichen erklingen zu lassen.

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

So singt er selbst, und das Zauberwort zu allen Regungen des menschlichen Herzens hat er beseffen wie selten einer. Dazu durchglühte ihn ein ungewöhnlich tiefes Naturgefühl. Er verstand sozusagen die Sprache der Vögel; er vernahm im Rauschen des Waldes, im Murmeln des Baches, im Plätschern der Brunnen zur Nachtzeit geheimnisvolle Eingebungen, die er in seinem Liede zum Ausdruck brachte. Er wurzelt mit allen seinen Fasern in der Romantik und ist ihr treu geblieben bis an sein Lebensende, bis in eine Zeit hinein, die längst mit den Ideen und Anschauungen der Romantiker gebrochen hatte, so daß man ihn mit Recht als den letzten Romantiker bezeichnen konnte.

Worin aber besteht das Wesen der Romantik?

Um es kurz zu sagen: in der Abkehr von der Wirklichkeit des Lebens. In der Kunst der Romantiker gibt es keine Arbeit, keinen Schmutz, keine Werkeltage; da ist es immer Sonntag. Strahlend geht die Sonne auf und unter. In den Mondscheinnächten singen die Nachtigallen an rauschenden, blumenumdufteten Quellen und Büschen. Um altes, ephemerumranktes Gemäuer machen die Geister abgeschiedener Zeiten die Kunde. So weit nun diese Romantik sich in den Grenzen eines Liedes hält, das nur den Zweck hat, Stimmungen der Seele, des Herzens wiederzugeben, wird es möglich sein, Unvergängliches zu schaffen, wie es Eichendorff gelungen ist. Denn er hat sich hier von den Überschwänglichkeiten und Bizarrerien der übrigen Romantiker fern zu halten gewußt, ist nirgends in unwahre Phantastereien ausgeartet, so daß er allein von allen Romantikern erlangt hat, wonach die andern vergeblich trachteten: Popularität.

Anders ist es auf dem Gebiete des Dramas und des Epos. Hier werden weitverzweigte Handlungen, Menschen mit Fleisch und Blut verlangt, in deren Taten, Leiden und Freuden sich das Leben widerspiegeln soll, wie es ist. Insofern nun Eichendorff im Drama, im Lustspiel, im Epos, im Roman und der Novelle den

Prinzipien der romantischen Schule treu geblieben ist, wird er auch ihr Schicksal teilen, d. h. er wird nur eine Rolle in der Literaturgeschichte spielen, nicht aber im Fühlen und Denken und im Leben des Volkes selbst. Nur einmal ist es dem Dichter geglückt, eine Novelle zu schreiben, die ganz den Prinzipien der romantischen Schule entsprechend, doch so viel wahres Leben und Empfindung enthält, dabei so lustig, so voll harmlosen Humors und anschaulicher Gegenständlichkeit ist, daß sie die Zeiten überlebt hat und auch heute noch mit Genuß gelesen werden kann: ich meine die reizende Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei dem, was von dem Dichter im Volksbewußtsein noch lebt und was verdient, auch noch weiterhin im Volke am Leben erhalten zu bleiben: bei seinen Liedern. Sie haben alle einen gemeinsamen Grundzug: den der ungekünstelten Einfachheit, der herzlichen Innigkeit. Sie schlagen Naturtöne an, die aus einem offenen, wahren, liebevollen Herzen kommen und darum auch zu Herzen gehen. Selbst in den Zeitgedichten, bei denen doch ein rhetorisches Pathos am ersten zu erwarten und zu ertragen wäre, herrscht der einfache Naturlaut vor.

Durchweg ist bei den Liedern der Einfluß des Volksliedes unverkennbar. Häufig, wie in dem bekanntesten „In einem kühlen Grunde“ ist der Volkston so glücklich getroffen, daß es wie eine veredelte Blüte aus dem wild wachsenden Garten des alten deutschen Volksliedes betrachtet werden kann, ohne daß es den ursprünglichen Duft verloren hätte.

Seine geistlichen Lieder atmen echte Frömmigkeit und halten sich von jeder Frömmerei fern. Wir besitzen auch eine deutsche Dichterin von hervorragender Bedeutung, die gleich Eichendorff tief im Katholizismus wurzelt: Annette von Droste-Hülshoff. Die Dichtungen dieser edlen Frau tragen einen kräftigen, männlichen Charakter. Man würde, wenn man den Verfasser nicht kannte, nimmermehr schließen, daß eine Frau sie gedichtet hätte. Umgekehrt ist es bei Eichendorff. Er war im Leben ein ganzer Mann; aber durch seine Dichtungen geht ein weicher, fast weiblicher Zug.

Wie jede bedeutende literarische Erscheinung ist er sehr verschieden beurteilt worden. Am treffendsten scheint zu sein, was der bekannte Literaturhistoriker Karl Gödecke über ihn sagt: „Um über Eichendorff zu schreiben, sollte man eigentlich den Sommer abwarten, wo die Wälder wiederum den funkelnden Laubschmuck tragen, die leuchtenden Wetter in der Ferne stehen und die schwülen Lüfte über den stillen Gärten brüten. Man brauchte dann nur auf die klaren, träumerischen Sternennächte, die blizenden Ströme, die einsamen Wälder hinzuweisen, um ein Bild dieses Dichters zu geben. Will man vergessen, daß uns die Sonne jetzt treulos im Stiche gelassen und die Bäume Schnee anstatt der Blätter tragen, will man mitten im Winter einmal wieder hören, wie die Nachtigall schlägt oder wie es klingt, wenn die Abendluft mit den Bäumen kose, so flieht man getrost zu unserem Dichter. Er läßt keinen leer ausgehen, der überhaupt für Naturlaute noch empfänglich ist Bei Eichendorff treffen wir auch das schallhafte Vächeln neben dem Blick voll heiliger Glut. Er versteht es nach echter Dichterart, in wenigen fecken Strichen ein heiteres

Bild zu zeichnen, das voll Leben und Handlung ist und, wenn nicht zum hellen Lachen reizt, doch mit behaglicher Heiterkeit erfüllt.“

Fassen wir endlich noch einmal das Wesen der Eichendorff'schen Poesie zusammen, so kann es nicht schöner geschehen, als indem wir mit seinem Biographen Richard Dieze zitieren, was der Dichter selbst über die Poesie eines anderen Romantikers, über Achim von Arnim, sagt: „Seine Poesie ist wie ein schlanker Baum auf der Höhe über einem blühenden Abgrund Wer nicht schwindlig, mag sich getrost in den wiegenden Wipfel zum Dichter setzen, er weist ihm ohne viel Worte all die Herrlichkeit der Welt und nennt ein jedes bei seinem rechten Namen; und wo sie unten, um ihre goldene Kälber tanzend, zuviel Staub gemacht, hebt er leise die falschen Nebel, daß durch den Riß der Wolken der Finger Gottes wieder sichtbar wird. Bei solcher kursorischen Weltschau erblicken wir freilich zumeist nur die leuchtenden Gipfel der Erde und atmen nur den Duft der Frühlingsgärten, wie ihn eben der Wind heraufweht; aber was wäre denn die Poesie, wenn nicht eben erfrischende Anregung und Erweckung? Kein Dichter gibt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde.“

Karl Jaenicke.

Einige Lieder von Eichendorff.



Die Nachtigallen.

Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht,
's ist in der Welt ja doch niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandelt leise
Durch den Wald übers Gras

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Lösslein
Übers ganze Gesicht.

Und daß sie niemand erschreckt,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedeckt,
Da träumt sie von mir.

Stimmen der Nacht.

Weit tiefe, bleiche, stille Felder —
O, wie mich das freut,
Über alle, alle Täler, Wälder
Die prächtige Einsamkeit!

Aus der Stadt nur schlagen die Glocken
Über die Wipfel herein,
Ein Reh hebt den Kopf erschrocken
Und schlummert gleich wieder ein.

Der Wald aber rühret die Wipfel
Im Schlaf von der Felsenwand,
Denn der Herr geht über die Gipfel
Und segnet das stille Land.

In der Fremde.

Aus der Heimat hinter den Blüthen rot,
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner mehr kennt mich auch hier.

Schöne Fremde.

Es rauschen die Wipfel und schauern,
Als machten zu dieser Stund
Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund.

Hier hinter den Myrtenbäumen
In heimlich dämmernder Pracht,
Was sprichst du mir wie in Träumen
Zu mir, phantastische Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem großen Glück.

Die Zeit geht schnell.

Lieb Böglein, vor Blüten
Sieht man dich kaum!
Vom dämmernd beblüthen,
Flüsternden Baum,
Wenn von blitzenden Funken
Sprühn Täler und Quell,
Singst du frühlingstrunken —
Aber die Zeit geht schnell.

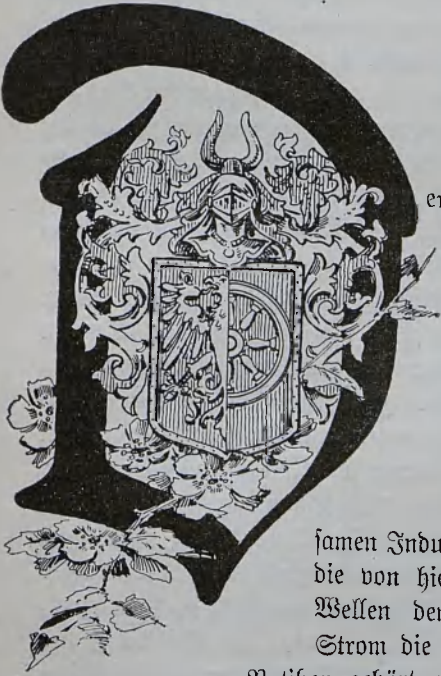
Wie halbe muß lassen
Seine Blätter der Wald,
Die Blumen erblaffen,
Die Gegend wird alt,
Erstarrt ist im Eise
Der muntere Quell —
Rißt' die Flügel zur Reise,
Denn die Zeit geht schnell.

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durch's stille Feld.
Ich fühl' mich recht wie neugeschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, über'n Strom der Zeit.
Und hülst mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schönsten Sold der Eitelkeit,
Zerschlag' mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor Dir in Ewigkeit.





Ratibor.



Der Wanderer, der auf den Anhöhen von Lucasine, einer in ländlich-stiller Abgeschiedenheit gelegenen Straßen- und Gartenwirtschaft an der von Rybnik her führenden Kreischaußee, Ausschau hält, findet nach Westen seinen über das hier etwa eine halbe Meile breite Obertal hinschweifenden Blick begrenzt durch allerlei Anzeichen der Nähe einer großen Stadt. Rauchende Schöte und zahlreiche hochragende Eßsen, in der Luft ein weit sich dehnen-der russiger Wolkenschleier verraten einen betriebsamen Industrieort: es ist Ratibor, am linken Ufer der Oder, die von hier ab aus einer Seehöhe von 178,52 Meter ihre Wellen dem baltischen Gestade zusendet — an Schlesiens Strom die erste preußische Stadt.

Ratibor gehört zu den ältesten Städten der Heimatprovinz. In den Grenzkriegen zwischen Polen und Mähren wird es 1103 zum erstenmal als befestigte Stadt erwähnt. Schon 1217 besaß es deutsches Stadtrecht. Auf die frühere Befestigung weisen noch heute die Namen der Ober- und Niederwallstraße hin. Einzelne Reste der Stadtmauer an den genannten Straßen, sowie an der Zwingerstraße deuten Umfang und Ausdehnung Alt-Ratibors an. Der Doktor-
damm, dessen ursprünglicher Verlauf durch Häuserbauten und Straßenanlagen zum Teil unkenntlich gemacht worden ist, bot, in weitem Bogen ziehend, der Stadt Schutz gegen die Überschwemmungen des nahen Stromes, der vor Errichtung des Dammes noch mehr Windungen und Krümmungen zwischen Ratibor und den gegenüberliegenden Ortschaften Bosak und Plánia aufwies als heute. An der Stelle, wo jetzt die Eisenbahnwerkstätten stehen, schloß er noch 1812 auf der Stadtseite den sogenannten Rämmereiteich ein. Die mächtigen Linden an der Gasanstalt, am Stadtpark und an der Eisenbahnüberführung dienen seit hundert Jahren zu seiner Befestigung, denn nach

urkundlichem Ausweis wurde der 1755 projektierte, 1778 schon bestehende Doktordamm in den Jahren 1798 und 1801 mit mehr als 1100 Linden bepflanzt.

Durch die Ausdehnung der Stadt ist ihr früheres Weichbild längst verändert. Die Straßenzüge münden in die an die Stadtgrenze sich dicht anlehnenden Vororte Mengarten, Altendorf, Proschowitz links der Oder, Ostrog, Plania rechts der Oder meist unmittelbar hinein. Infolge der am 1. Mai 1900 erfolgten Eingemeindung der neben „Schloß Ratibor“ gelegenen Ortschaft Bosak erstreckt sich Ratibor auch über das rechte Oderufer und zählte im Jahre 1900 einschließlich des Militärs 25 250 Einwohner. Davon waren 4022 evangelisch, 20 273 katholisch und 948 jüdisch.

Die Stadt hat schon in vorchristlicher Zeit bestanden. In den deutschen Urkunden begegnet uns Ratibor unter den Namen Ratibor, Rathibor, Rathybor, Racibor, Rahibor, Razibor, Ratipor, Rathvor, Rathwor, Ratburg; ähnlich lauten die latinisierten Namen; polnisch lautet der Name Racibórz, mährisch immer nur Ratibor. Der Ursprung des Namens ist von dem gleichnamigen Gründer herzuleiten, da die slawische Personenbezeichnung Ratibor vom elften bis ins vierzehnte Jahrhundert allgemein war. (cfr. Felix Friest, Topographisches Handbuch von Oberschlesien II, S. 663, 1865.) „Das Gericht der Libussa“, ein böhmisches Schriftstück aus dem neunten Jahrhundert, nennt unter mehreren Edlen auch den Ratibor, der auf dem Riesengebirge ansässig war: „Boten heißt die Fürstin nun entsenden zu Swatoslaw, zu Rutibor und zu Ratibor von den Riesenbergen, wo den grimmen Drachen Trut man hat erschlagen“. Und welcher Schlesier kennt nicht das Märchen vom Rübezahl, in dem ein Prinz Ratibor ihm die gefangene Königstochter durch List entführte, während Rübezahl mit der ihm gestellten Aufgabe, die Rüben eines Feldes zu zählen, nicht fertig werden konnte und das Nachsehen hatte. — Adamy führt in seinen „Schlesischen Ortsnamen“ nur kurz an, das Racibórz übersetzt werden könne mit „Stadt des Ratibor“. Dr. Beyersdorff, ehemaliger Oberstabsarzt in Beuthen, der in den „Schlesischen Provinzialblättern“ 1872 eine umfangreiche Abhandlung über die „Slavischen Städtenamen in Schlesien“ veröffentlichte, übersetzte Ratibor mit Kriegskämpfer. Ähnlich lautet die Erklärung des Professors Dr. Miklosich in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften 1860/65. Über die obereschlesischen Ortsnamen gibt unter Berücksichtigung der lokalgeschichtlichen, sprachlichen und physisographischen Verhältnisse am besten Auskunft der verstorbene Seminardirektor Damroth von Proskau in seinem Werke: „Die älteren Ortsnamen Schlesiens, ihre Entstehung und Bedeutung“. Von Damroth, dessen Forschungen sich auf die zuverlässigsten Quellenchriften und auf Autoritäten wie Professor Dr. Miklosich, Professor Dr. Nehring, Professor Dr. Weinhold stützen, wird die Ableitung des Namens Ratibor von orati = ackern und bór = Wald, wie sie Dr. Welzel in seiner „Geschichte der Stadt und Herrschaft Ratibor“ versuchte, mit Recht zurückgewiesen. Der Name Ratibor ist vielmehr gebildet aus rad = gern, freudig, lieb, froh und dem altslawischen boru = Streit, Kampf, lautet altslawisch Radbor und bedeutet soviel als kriegslustig, bellicosus. Er entspricht in seiner Zusammensetzung und Bedeutung vollständig dem Charakter der vorchristlichen Namensgebung. Die Zusammensetzung der Worte orac = ackern, bór = Wald läßt sich

dagegen weder sachlich noch sprachlich rechtfertigen. Die Bezeichnung rataj = Acker-
mann, die Dr. Welzel zur Erklärung ebenfalls heranzieht, liegt nur einzelnen mittel-
schlesischen Ortsnamen zugrunde, z. B. Rathe bei Ols, Rathen bei Neumarkt, Rathau
bei Brieg und Wohlau. In Oberschlesien hießen die Ackerer aber oracze; nach
ihnen sind benannt die Orte Dratsche bei Tost, Krappitz und Oberglogau. Ebenso-
wenig läßt sich Ratibor aus hrad = Burg und bór = Nadelwald im Gegensatz zu
las = Laubwald ableiten. Ratibor bedeutet nicht, wie angenommen worden ist,
Burg im Wald oder Burgwald oder Waldenburg oder Waldfreund, ebensowenig
Rodewald. Der Vollständigkeit wegen sollen noch zwei Deutungen des Namens
Ratibor angeführt werden, die nur selten auftraten und ganz und gar unbe-
gründet sind. Dazu gehört die Kombination des Namens mit dem Wappen, die
Ableitung von dem halben Rade (mittelhochdeutsch rat, litauisch ratas, von dem
lateinischen rota, polnisch koło, böhmisch kolo). Das halbe Rad neben dem alt-
polnischen weißen Adler kommt schon im Ratiborer Siegel vom Jahre 1296 vor und
ist fast gleich dem Wappen der Stadt Krappitz. Bezüglich des Ratiborer Wappens
bemerkt Hugo Freiherr von Saurma-Jelisch in seinem Wappenbuch der schlesischen
Städte folgendes: „Das Rad ist aller Wahrscheinlichkeit nach von den deutschen Ein-
wohnern in Bezug auf den ähnlich klingenden Namen der Stadt angenommen
worden, obschon dieser wohl mit dem slavischen Personennamen Ratibor in Verbindung
steht — ein Ratibor gründete vielleicht den Ort“. Lange Zeit jedoch hatte sich im
Munde des Volkes die Mär erhalten, daß der Name der Stadt von Radebruch
stamme. Einer der Piastenherzöge soll nämlich einstmal auf einer Reise hier durch-
gekommen sein, wobei ihm ein Rad am Wagen gebrochen sei. In der an der Heer-
straße von Troppau nach Krakau einsam gelegenen Schmiede im Walde, an der
Stelle, wo jetzt unser Rathaus steht, wurde das Rad ausgebeffert und die Fahrt
nach dem jenseits der Oder gelegenen Schlosse fortgesetzt. Die Stelle aber, wo der
Unfall geschehen, sollte fortan „Radebruch“ heißen, ein Name, der im Laufe der Zeit
in Ratibor sich umwandelte. Doch ist diese rein willkürliche Annahme stets be-
stritten worden, wie auch folgende Verse aus den fünfziger Jahren des hinter uns
liegenden Jahrhunderts bezeugen:

Oh, weil einst ein Rad gebrochen,
Ratibor man hat gesprochen,
Weiß man nicht mehr so genau,
Denn es war vor Altersgrau!

Noch weniger Beachtung fand und verdiente die Erfindung jenes Gelehrten,
der wohl weder die Entstehung des Ortes, noch die sprachlichen Verhältnisse kannte,
aber rasch aus Ratibor eine keltische Ansiedlung machte und den Namen aus dem
angeblich wälischen Worte rhath = fahler Platz ableiten wollte. Es bleibt nur die
ethnologisch einzig richtige Herleitung aus dem noch heute gebräuchlichen polnischen
rad = gern und dem in den Wörtern burza = Sturm, Kampf, burzyć = zerstören,
borykać = kämpfen noch erhaltenen boru. Aus rad und boru sind insbesondere
entstanden außer Raciborz die Personennamen Radziwoj, Radziśław, Radomyśl,
Radgoszoz (Bezeichnung für den wendischen Kriegsgott Radegast), Radosz, Radzin,

(latiniſiert Gaudentius); Borzywoj, Borzysław, abgefürzt Borys, Borzuta und von dieſen wiederum die Ortsnamen Borzucin, Borzysławice, Radlin, Radzionkow, Radoszowy, Radostawice, abgefürzt Raclawice = Raſſelwitz u. ſ. w.

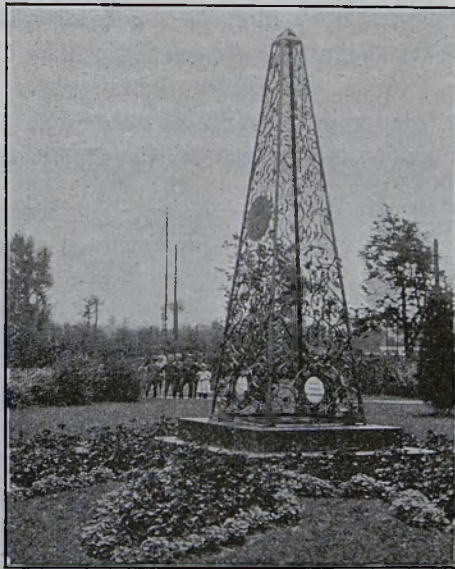
Aus dieſen Beiſpielen erſehen wir, daß die beiden Beſtandteile von „Ratibor“ unter den oberſchleſiſchen Namen ziemlich häufig vertreten ſind, und daß ihre Zuſammenſetzung nach der allgemeinen Regel erfolgt iſt. Auch die kombinierte Form Ratibor kann geſchichtlich in allen ehemals ſlawiſchen Ländern nachgewieſen werden. Namentlich war ſie ſehr gebräuchlich in Pommern, Mecklenburg, Polen und Böhmen. In der Lauſitz gibt es ein Dorf Radibor, in Podlachien ein Racibora. Die nordiſchen Ge-



Eine Partie im Stadtpark am Doktordamm.

ſchichtſchreiber Adam von Bremen (II. 17 u. 42) und Helmold (I. 15) berichten von einem Fürſten der Bodrizer, namens Ratibor, der das Chriſtentum förderte und mit ſeinen acht Söhnen im Kampfe gegen die Dänen fiel. Sein Nachfolger Gottſchalk errichtete 1051 die Biſtümer zu Rarog und Ratibor, dem heutigen Rakeburg in Lauenburg. Das pommertiſche Städtchen Rathgebuhz hat wahrſcheinlich einſt Raciborz geheißt. In Bogusławski's Geſchichte der Lauſitz wird ein Ort Radibusz erwähnt, offenbar eine Verſtümmlung aus Radiborz. Nach den ungedruckten Aufzeichnungen des verſtorbenen Landgerichtsrats Hirsch hat die Volksethymologie in Brandenburg aus dem urſprünglichen Ratibor den „geſchmackvollen“ Ortsnamen „Rothwurf“ fabriziert. Das Dorf Dürrjentsch bei Breslau hieß wahrſcheinlich einſt Raciborowice, denn noch 1554 wird es in einer Urkunde Rakeborowicz genannt. Nach Palach's böhmischen Ortsverzeichniſſe führen noch jetzt zehn böhmische und zwei

mährische Dörtschaften den Namen Ratibor. In Königgrätz in Böhmen erscheint eine jungtschechische Tageszeitung unter dem Titel Ratibor. Der ethnologische Streifzug, einer schätzenswerten Abhandlung des Pfarrers Joseph Gregor aus Tworkau bei Ratibor: „Der Name Ratibor, seine Entstehung, Bedeutung und Verbreitung“ im „Familienfreund“ vom 9. und 11. Mai 1901 der in Ratibor verlegten „Oberschlesischen Volkszeitung“ entlehnt, bestätigt Wilhelm von Humboldts treffendes Wort: „Durch die Ortsnamen, die ältesten und dauerndsten Denkmäler, erzählt eine längstvergangene Nation gleichsam selbst ihre Schicksale — und es fragt sich nur, ob ihre Stimme uns noch verständlich bleibt“. Ein lateinisches Lobgedicht auf Schlesien aus dem Jahre 1506 ist jüngst in der Zeitschrift für



Der Bismarckobelisk im Stadtpark.

Geschichte und Altertumskunde Schlesiens 35. Bd. S. 35 veröffentlicht worden. Der Verfasser, Panfratius Bulturinus (Geier), aus Hirschberg in Schlesien gebürtig, hat während seiner Studien auf der Hochschule zu Padua in 610 Hexametern die Vorzüge seiner Heimat und den Ruhm ihrer Bürger und Städte befangen. Die Verse 544 bis 549 lauten in der Übersetzung etwa:

Teichen und Ratibor rühme zugleich geziemendes Loblied.
Freunde des Kampfs als Führer voran bedrängen sie eifrig
Schwerter in Händen gepanzerte Feinde trotz Hagel von Pfeilen.
Furchtlos und schnell sind beide, sogar noch mehr als der Tiger.
Massigeten, gelüstend nach Trank aus berausenden Säften,
Sporneten in Eile das Roß, um jenen nur nicht zu begegnen.

Eine der genussreichsten Promenaden Ratibors bietet die Eichendorffstraße am Oderstrande. Ungehemmt schweift von da der Blick über Täler und Höhen in die wald- und hügelumsäumte Ferne. Aus der nach Südosten sich öffnenden Ebene blinkt uns zwischen mäßig hohen Uferborden der etwa 50 Meter breite Wasserspiegel der Oder entgegen, die auf ihrem Lauf von Oberberg bis Ratibor ein Gefälle von 2,5 bis 2,8 Meter auf die Meile aufweist. In der Nähe bietet der zwischen Doktordamm und Eichendorffstraße gelegene Stadtpark angenehmen Aufenthalt. Ein aus gediegenem Stabeisen gefertigter, reich ornamentierter Obelisk aus der Werkstatt eines Ratiborer Handwerkers ist dem Andenken des eisernen Kanzlers gewidmet. Am wiesengrünen Strande tummelt sich die Volksschuljugend in sachgemäß geleiteten und sorgsam überwachten Spielen, und zur Winterszeit wiegt sich hier gefahrlos alt und jung auf der künstlichen städtischen Eisbahn.

Von hervorragenden Gebäuden sei das an der Nordostecke des Ringes in den 1820er Jahren erbaute Rathaus genannt, dessen Ringsseite auf dem Dache auf einem steinernen Untersatze die Stadtuhr trägt, umgeben von dem preußischen, schlesischen und städtischen Wappen. An der Nordseite des Rathauses steht die vorzugsweise von der polnisch sprechenden Bevölkerung der Vororte besuchte katholische Dominikanerkirche, seit 1817 Kuratalkirche. Zu den Prachtbauten der Stadt gehört die auf der Schuhbankstraße im maurischen Stile 1887 erbaute Synagoge. Auf der Domstraße steht die 1205 im frühgotischen Stile aufgeführte katholische Pfarrkirche. Der Erweiterungsbau an der Südseite stammt aus neuester Zeit. Von allgemeiner Bedeutung für die ganze katholische Gemeinde und von höchstem Wert für jeden Kunstliebhaber ist die aus dem Jahre 1495 stammende große gotische Monstranz,



Der Ring mit Rathaus. Das Portal der Dominikanerkirche und die Mariensäule.

von König Friedrich Wilhelm IV. einst als „ein wahres Prachtstück“ bewundert. Der Hochaltar stammt aus dem Jahre 1656. Die Rückwand der Chorstühle zieren geschnitzte, nach Memling gut ausgeführte Bilder mit Darstellungen aus dem Leben Mariä.

Daß Ratibor eine Fabrikstadt ersten Ranges ist, beweist das Vorhandensein zahlreicher industrieller Werke. Davon seien genannt: die Domsche Schnupf- und Kautabakfabrik, die Eisengießerei von Ganz & Comp. mit 560 Arbeitern, die Planawerke für Kohlenstiftfabrikation, die Hegenscheidtschen Werke, Fabrikation von Maschinen und Werkzeugen, sowie Massenfabrication von Eisenwaren mit 350 Arbeitern, das Stahlwerk „Styria“ von Böhler & Co., Gußstahlfabrik, Spezialität „Böhlerstahl“, beschäftigt hier und außerhalb Oberschlesiens 2000 Arbeiter, die Tonwarenfabrik für feuerfeste Fabrikate, wie Schmelztiegel u. dergl., die Möbelfabrik von Tschander, mehrere Maschinenfabriken für landwirtschaftliche Geräte, Dampf-, Mehl-, Preßhefe-,

Öl- und Papiermühlen, die Fabrik technischer Artikel von Godurek, „Mortem“, eine Malzfabrik, Brauereien, die Seifenfabrik von Hoffmann, große Schlosserwerkstätten, Schuhwarenfabriken, eine Wagenfabrik, das Oberschlesische Holzkontor von Burschik & Mann. Unter den Schokolade-Fabriken ist die bedeutendste die von Franz Sobkik mit 600 Arbeitern; sie versendet täglich 14 000 bis 15 000 kg Waren. Die hervorragendste Industrie von Ratibor ist jedoch die Zigarrenfabrikation. Die Firma Herm. Reiners & Söhne allein beschäftigt am Orte und in ihren Filialen zu Studzienna, Tworkau, Poslau u. a. an 1000 Arbeiter. Im ganzen sind in Ratibor in der Zigarrenfabrikation etwa

2500 Arbeiter tätig. Im Hauptsteueramtsbezirk Ratibor befanden sich 1899/1900 2916 Tabakpflanzern, die von einer bepflanzen Fläche von 7006,89 Ar 40 314,27 kg Tabak ernteten, der mit 7162,90 Mark besteuert wurde. Aus dem Auslande wurden eingeführt 690 463,63 kg, verzollt 588 090,80 kg; ein Ergebnis, das die Zahlen der Hauptsteuer- bzw. Hauptzoll- Bezirke Oppeln, Gleiwitz und Myslowitz um

im Jahre 1899 erbauten, mit allen Hilfsmitteln der heutigen Technik in Bezug auf Translozierung und Kellerbetrieb ausgestatteten Kellereien steht als solcher in ganz Schlesien unerreicht da. Er besteht aus fünf Geschossen, von denen zwei unter der Erde und drei über der Erde liegen. Sie bilden zwölf gesonderte Kellereien, die zusammen über 30 000 Quadratfuß Lagerfläche haben. Ein Rundgang durch die mächtigen Hallen gehört zu den interessantesten Studien am Platze. Im sogenannten „schwarzen Loch“ finden wir unter den „bemoosten Häuptern“ die teuersten deutschen und fremden Weine der ältesten Jahrgänge, unter anderen Tokajer in uns heute seltsam vorkommenden Originalflaschen aus dem Jahre 1811. Von der Größe des riesenmäßigen Lagers und der Menge der in den letzten Jahren aus dem Auslande eingeführten Weine sprechen folgende Angaben: Bei der am



Die katholische Pfarrkirche.

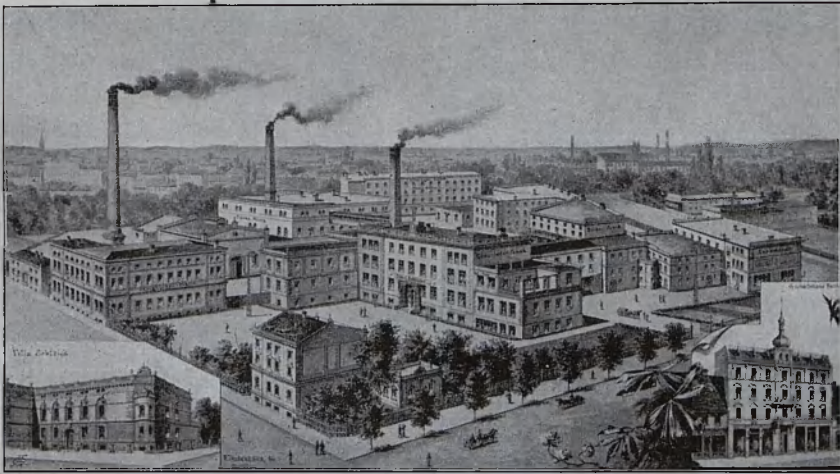
mehr als das Doppelte übersteigt und überhaupt die erste Stelle im Regierungsbezirk seit langem einnimmt und behauptet. In der gesamten Ratiborer Industrienebsthandel und Gewerbetwaren 1901 6417 (4223 männliche und 2194 weibliche) Arbeiter tätig.

Wohl einzig in ihrer Art im ganzen Osten der preussischen Monarchie sind die Anlagen der Ungarweingroßhandlung Felix Przyszkowski. Der Riesenbau der an der Oberzborstraße

10. Juni 1901 stattgefundenen zollamtlichen Revision des freien Lagers wurden vorgefunden 235 923 kg ausländischer Weine (1 kg = 1 Liter), und zwar nur solche Weine, die einem Zollsatz von 20 Mark pro 100 kg unterliegen. Alle ausländischen Weine, für die ein höherer Zoll gezahlt wurde, alle inländischen Weine (Rhein- und Moselweine), sowie überhaupt alle Flaschenweine sind in der vorstehenden Zahl nicht einbegriffen. Die am 26. Juni 1901 erfolgte steueramtliche Bestandaufnahme in den unverzollten Lagern ergab einen Bestand von 276 345 Litern Wein in Fässern.

Ganz bedeutend ist auch die Fabrikation und der Versand von feinen Fleisch- und Wurstwaren.

Den Geldmarkt bewältigen die Reichsbanknebenstelle (im Jahre 1901 mit 101 Millionen Umsatz), die Kommandite der Breslauer Diskontobank, der Ober-

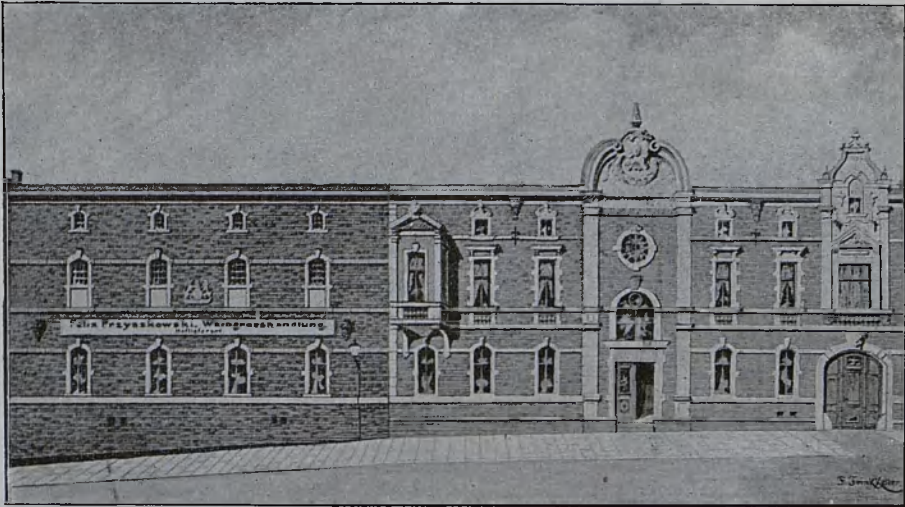


Die Schokoladenfabrik von Franz Sobkif.

schlesische Kreditverein, der Ratiborer Vorschußverein, die Bank Ludwig, die städtische Sparkasse (im Jahre 1900 mit 8 200 000 Mark Einlagen.) Die Post hat in Ratibor mit den stärksten Verkehr in Oberschlesien. Der Betrag der ausgezahlten Postanweisungen belief sich im Kalenderjahr 1899 auf 11 258 836 Mark. Das ist der größte Betrag im Regierungsbezirk. Die eingezahlten Postanweisungen betrugen 7 835 046 Mark und wurden nur von Kattowitz, Beuthen, Gleiwitz, Oppeln und Königschütze übertroffen.

Berühmt sind die Gemüseländereien bei Neugarten und Altendorf. Das Ratiborer Grünzeug beherrscht den Markt auch weit jenseits der österreichischen Grenze. Das Hauptabsatzgebiet nach außen ist jedoch der oberschlesische Industriebezirk. Die Gemüsebauern erfreuen sich eines guten Wohlstandes; ihre Ländereien, die sogenannten Jungfernfelder, stehen gut im Preise. Einige der „Bauern“ versuchen sich auch in der Warmhauskultur mit gutem Erfolge. Mehrere Blumen- und Samengärtnereien sind in der Lage, auch den verwöhntesten Ansprüchen zu jeder Jahreszeit zu genügen.

Durch die Oderbrücke mit der Stadt verbunden liegt am rechten Oderufer „Schloß Ratibor“ mit Schloßkapelle, Kammergebäude, Brauerei, der „Raniniza“ und Parkanlagen. Am 19. Januar 1858 brannten zwei Drittel des Schlosses ab. Das lange massive Eingangstor ist erhalten geblieben. Links an dem Tore im Schloßhofe sieht man in der vorspringenden scharfen Hausecke eingemauert einen steinernen Kopf, dessen Augen nach dem Brunnen in der Mitte des Schloßhofes oder etwas höher gerichtet sind. Obgleich einem Tartarenantlitz unähnlich, gilt er als das Haupt jenes Mongolenfürsten, der hier im dreizehnten Jahrhundert siegreich zurückgeschlagen worden sein soll. Es knüpft sich an die seltsame Gestalt die Sage, daß genau an der Stelle, wohin die steinernen Augen gerichtet sind, ein großer Schatz liege. Die Sage hat recht, denn der Kopf schaut nach einem wirklichen Schätze, der Schloßbrauerei. Nach



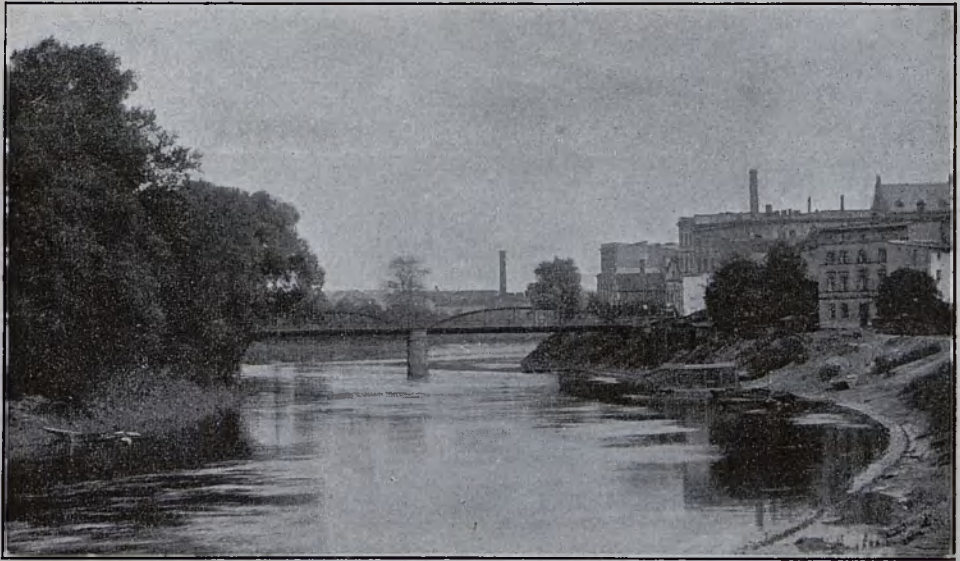
Der Zentralkeller der Weingroßhandlung Felix Pryszkowsky.

Dutsch dienten im Torhause die ausgefragten Steine bei der damaligen primitiven Beleuchtung zur Aufnahme brennender Kienspäne — jetzt erstrahlen Schloß, Restauration und Garten im elektrischen Vogenlicht —, die Ringe an der Decke zum Aufhängen der Jagdbeute. Der Herzog von Ratibor, Fürst von Corvey, Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der in Rauden residiert, hat im hiesigen Schlosse nur einige Absteigezimmer. Der übrige Teil wird von seinen Beamten bewohnt.

Der einst stark benützte Wasserweg auf der Oder ruht seit nahezu dreißig Jahren. An der einstigen Reede von Ratibor, unterhalb der Oberbrücke an der Bollwerkstraße (Pascheke), liegen zeitweise nur wenige Fischerboote und Sandkähne vor Anker. Gegenüber am rechten Ufer gleiten vom Bootshause Sportboote des Rudervereins in die Wellen und beleben den untätigen Strom. Ein Winterhafen aus den Notstandsjahren 1879/80 beherbergt einige Pontons der Militärschwimmanstalt, und der kleine am Häuschen der Oderstrombauverwaltung stationierte

Regierungsdampfer „Marie“ bestärkt unsere Hoffnung auf eine nahe bevorstehende Regulierung und Wiederschiffbarmachung der Oder von Kosel aufwärts. Der neue Schiffsahrts-Oberhafen soll mit Unterstützung der Regierung oberhalb Ratibors in der Nähe des jetzigen Schießhauses angelegt werden.

Die nähere und fernere Umgebung der Stadt bietet dem Freunde des heimatischen Gaues und seiner Natur alles, was den Reiz und die Schönheit der Landschaft ausmacht: Wasser, Berg und Wald im mannigfachsten glücklichen Wechsel. Der Botaniker, der Vogelfundige, der auf die Vervollständigung seiner Kerfe und Falter bedachte Sammler, der einsam sinnende Wandersmann, sie alle finden in dem abwechslungsreichen Gelände ein großes, reich bedachtes Feld zu anregendem



Oderbrücke zwischen Stadt und Schloß Ratibor.

Studium. Unserer Gegend galt der stimmungsvolle Abschiedsgruß Eichendorffs:

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtig'ger Aufenthalt!

Der schönste Ausflugsort in Ratibors Umgebung ist der Stadtwald bei Brzezie mit der „Ausicht“, in südöstlicher Richtung fünf bis sechs Kilometer von der Stadt entfernt. Zu der schützenden Veranda der Restauration grüßt der Wall der Beskiden herüber mit seinem höchsten Punkt, der Lissa Hora, 1311 Meter hoch. Zur rechten Hand des Beschauers tritt als der höchste Ausläufer der Beskidenkette der Radhorst, 1117 Meter hoch, an dessen südlichem Fuß das freundliche Badeörtlchen Roznau liegt, ins Gesichtsfeld. Er bildet einen langen Bergrücken, dessen Konturen mit denen einer höheren Berggruppe, der Knichina (1245 Meter), zusammenzufallen scheinen. Die

Krichina fällt auf der linken Seite ziemlich steil ab, und zwischen ihr und der Vissa Hora erblickt man den Smrk, nach neueren Messungen höher als die Vissa. Links von der Vissa präsentiert sich der Travnö (1032 Meter). Durch die neben dem Travnö liegende breite Talsfurch der Olsa sieht man bei sehr günstiger Witterung über den Jablunkapaf hinaus den schon in Ungarn liegenden, zum Maguragebirge gehörenden Kriwan = Tatra. Links von dem Jablunkapaf gerade in der Richtung über Teschen gipfeln Czantory (896 Meter), Kowniza (795 Meter) und die Vielitzer Berge.



Die Ausichtsrestauration im Stadtpark bei Brzesle.

Zwischen Czantory und Kowniza liegt Ustron und darüber, wegen größerer Ferne unbedeutend erscheinend, die Barania (1151 Meter) mit den Quellen der Weichsel.

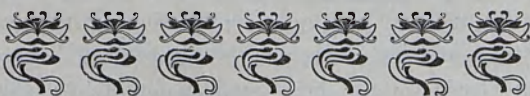
Manch freundlich Kirchdorf winkt aus grünen Matten.
Die Wiese duftet blumenübersät,
Vom Wald umgeben, dessen dunkle Schatten
Der Morgenwind so frisch, so kühl durchweht.
Es stroht die reife Saat auf dem Gewende,
Und zwischen Feldern zieht der Strom dahin.
Hier regen sicher fleißig sich die Hände
Und walten Ordnung und geschäft'ger Sinn.

So läßt der heimische Dichter Paul Albers die weitgereiste „Frau Juma“ bei ihrer Umschau in Oberschlesien sprechen. Und sie sagt die Wahrheit. Der Kommune Ratibor aber, der Stadt des „freudigen Kämpfers“, gilt als der starken Grenzburg deutschen Sinns und Waltens auch in der Zukunft das Wort:

Genug gekämpft — genug gehofft? —
O nein! Dies blieb mir noch.

J. Wunschk.





Das Leben auf der Oder.



Von Kosel bis Breslau.



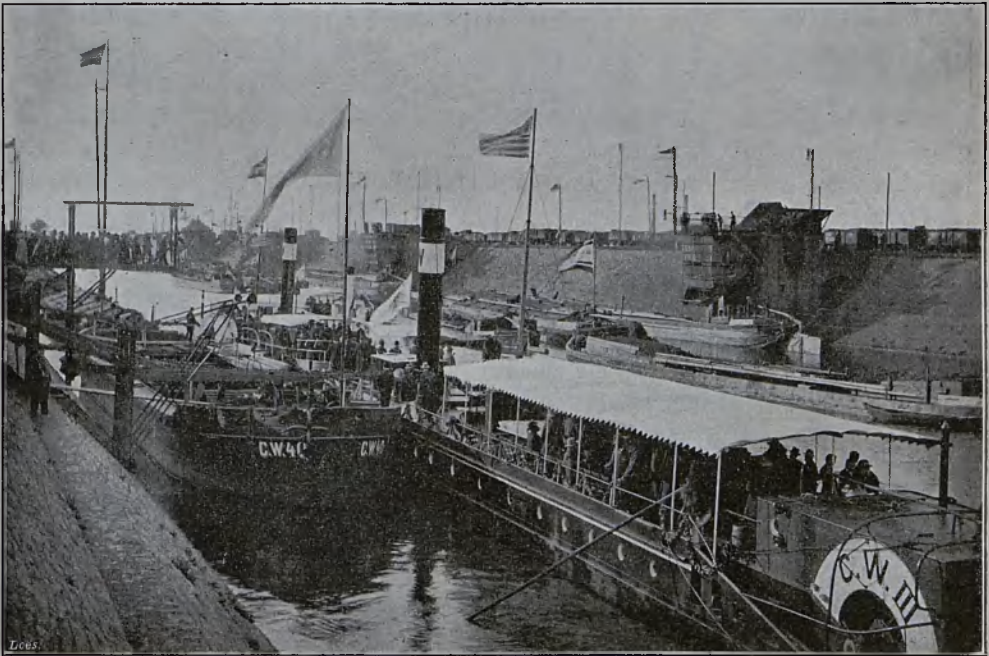
er vor zehn Jahren der kleinen, unbedeutenden Oderstadt Kosel, die sich durch ihre mannhafte Verteidigung im Jahre 1807 hohen Ruhm erwarb, prophezeit hätte, daß sie neben ihrer historischen auch noch eine große kommerzielle Bedeutung erlangen würde, der hätte wenig Glauben gefunden.

Heute ist Kosel neben Breslau und Stettin eine der hervorragendsten Umschlagsstellen für den Güterverkehr auf der Oder und entwickelt sich immer mehr zu einer Handelsstadt größeren Stils. Ihr Hafen hat schon jetzt einen monatlichen Güterumsatz von weit über 100 000 Tonnen zu verzeichnen. Bei Kosel muß auch eine Schilderung des Lebens auf der Oder einsetzen; denn hier beginnt der Strom sich zu beleben.

Mehr als dreihundert der verschiedensten Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von dreitausend bis zehntausend Zentnern liegen zeitweise in Kosel-Oderhafen vor Anker. Riesige bewegliche Dampfkräne, die mehr als fünfzig Zentner schwere Lasten spielend heben, besorgen das Löschen und Befrachten der Schiffe, und Kohlenkippen, vom Bollwerk aus über das Wasser hinausragend, schütten den Inhalt eines Steinkohlenwaggon, 250 bis 300 Zentner, in einem Augenblicke in den Schiffsrumpf hinab.

Wir besteigen einen zur Abfahrt gerüsteten Dampfer, um die Schiffe auf ihrer Oderfahrt zu begleiten. Unser Dampfer hat einen schwer befrachteten Deckkahn im Schlepptau. Nicht leicht wird es ihm, durch das Gewirr von Schiffen den rechten Weg vom Hafen nach der offenen Oder zu finden. Öfter muß da „gestoppt“ und das Signal „Platz“ gegeben werden. Es ist Hochwasser und die Fahrt für die Frachtschiffe gefährlich, für uns aber um so interessanter. Um die Oder oberhalb der Mündung der Glazer Neiße für große, tiefgehende Schiffe fahrbar zu machen, hat man in Abständen von je $7\frac{1}{2}$ km Nadelwehre errichtet, durch die das talwärts fließende Wasser so angestaut wird, daß der Fluß immer eine gewisse Tiefe behält.

Durch eine Schleuse werden die Schiffe auf die nächst niedere Wasserstufe befördert. Bei Hochwasser werden zur Vermeidung von Überschwemmungen die Radeln des Wehres entfernt, und die Fahrt zwischen den engen Wehrpfeilern hindurch wird den Schiffen auf eigene Gefahr, also unter Ausschuß aller Verpflichtungen seitens der Flußfahrzeugs-Versicherungsgesellschaften, freigegeben. Leicht ist es ja, einen Dampfer, dem man jede beliebige Fahrgewindigkeit geben kann, durch die enge Pforte der Wehrpfeiler zu leiten, nicht aber einen Lastkahn, dessen Geschwindigkeit und Richtung in hohem Grade von der des Stromes abhängig ist. Schon manches Schiff hat darum an den Wehrpfeilern seinen Untergang gefunden.



Der Kofeler Oderhafen.

(Nach einer Originalaufnahme von Carl Gruber in Kofel.)

In einem gefährlich-interessanten Tempo flogen wir förmlich von Staustufe zu Staustufe, vor jeder Strombiegung den üblichen Warnungsruf gebend, an einer der lieblichsten Gegenden Oberschlesiens, der vom Annaberge mit seinem ernst herniederblickenden Kloster beherrschten Gschwitzer Ebene, vorüber. Während wir noch von der Kommandobrücke aus die zum Teil unter Wasser stehenden Wiesen und Getreidefelder betrachteten, mahnte uns die Oderbrücke von Krappitz, unsere Aufmerksamkeit mehr der Führung des Schiffes zuzuwenden. Wir hatten die Hälfte des Weges zwischen Kofel und der Hauptstadt Oberschlesiens, Oppeln, zurückgelegt. Keuchend kamen uns stromaufwärtsfahrende Dampfer entgegen. Die Geschwindigkeit und Stärke des Stromes hatte mit dem Steigen des Wassers so zugenommen, daß die Dampfer nur die Hälfte ihres „Schleppzeuges“ vorwärts zu bringen im stande waren.

Uns aber führte des Stromes rascher Lauf in kurzer Zeit an den Kalkbergen und Hochöfen Gogolins und den qualmenden Schloten der Groschowißer Zementfabriken vorüber nach Oppeln. So schnell bin ich selten von Kosel nach Oppeln gefahren, sagte der Schiffsführer, als von den Türmen der Stadt die Mittagsglocken erklangen.

In Oppeln lag bereits eine Anzahl von Rähnen, die vor uns „durchgeschütt“ werden mußten. Wir hatten darum Zeit, uns die in festlichem Flaggenschmuck prangende Stadt anzusehen.

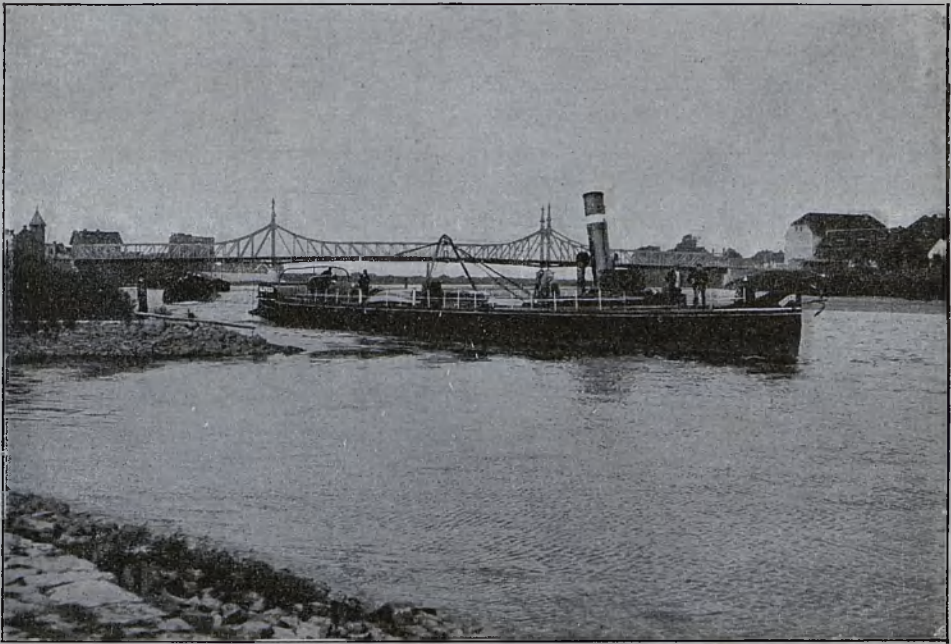
Ruhiger fließt die Oder unterhalb der Stadt Oppeln. Die Ufer werden weiter, und die Wasserzufuhr durch die bei Oppeln mündende Malapane ist zu unbedeutend, als daß sie eine Hebung der Stromgeschwindigkeit veranlassen könnte. Ruhiger zog deshalb auch unser Dampfer dahin. Nicht lange indes sollte die stille Beschaulichkeit unserer Fahrt währen. Die Staustufen haben zwar aufgehört, aber rasch und rauschend ergießt sich unterhalb der letzten Schleuse, ebenfalls mächtig angeschwollen, ein imposanter Wasserarm in die Oder: die Glazer Meisse. Sie reißt den Oberstrom in der Richtung nach Nordwesten mit sich fort und ist für die Schnelligkeit des Steigens und des Laufes, sowie für die Färbung des Hauptstromes bis Breslau hin bestimmend.

Zum ersten Male treten Eichenwälder bis an die Ufer heran und geben dem ohnehin abwechslungsreichen Strombilde ein hochinteressantes Gepräge. Vom Kirchturme des nahen Dörfleins läuten die Glocken das Pfingstfest ein. Ein Zug leerer Rähne, fünfzehn an der Zahl, kommt, gezogen von einem schmutzen Schraubendampfer, hier inmitten ehrwürdiger Waldbriesen uns entgegen. Die Schiffe haben allesamt Festschmuck angelegt: Fahnen in den verschiedensten Farben wehen von Bord zu Bord, und frischgrüne Pfingstmai in reicher Fülle geben dem Schiffszuge das Ansehen eines wandelnden Waldes. Da erheben im letzten Rahne Trompeten ihre hellen Stimmen, und mit mächtigem Widerhall steigen die Klänge des Liedes „Wer hat dich, du schöner Wald“ über die Baumwipfel hinaus zum Himmel auf. „Wohl den Meister will ich loben,“ tönt auch in den Herzen der andächtig laufenden Schiffsleute wieder, und ein inniges „Gelobt sei Jesus Christ!“ drängt sich über die Lippen der polnischen Holzflößer. Auch ein Pfingstgottesdienst!

Von Brieg aus haben sich zu den Dampfern und Lastkähnen auch noch die meist aus riesigen Kiefernstämmen zusammengelegten „Holzflotten“ gesellt. Ihre Führer werden von den Schiffen wenig freundlich begrüßt, nicht etwa als Konkurrenten, die dem Rücken des Oberstromes ihre Lasten unmittelbar unter völliger Ignorierung eines Schiffsgefäßes übergeben, sondern deshalb, weil durch die langsame Fahrt und die Unlenkbarkeit der Flöße die Schifffahrt öfter gehemmt wird. Ihre „Fracht“ entstammt den großen Nadelwäldern Oberschlesiens und wird auf den rechten Nebenflüssen, namentlich dem oberhalb von Brieg mündenden Stober, der Oder zugeführt. Die Flößer sind katholische Dorfbewohner Oberschlesiens, die des Deutschen ebenso wenig mächtig sind wie des Hochpolnischen. Ihre Umgangssprache ist das wenig schön klingende, sogenannte Wasserpölnische. So unvollkommen wie ihre

Sprache ist auch ihre gesamte Lebensführung. Ihre primitive Stroh-
bude, ihr Behmherd und ihre mangelhafte, fast immer schmutzige Kleidung erinnern lebhaft an
die Zigeuner. Doch scheinen sich die Flößer, gewöhnlich Martätschenbauern ge-
nannt, auf ihrem Element, dem Wasser, wohlfühlen. Nur wäre zu wünschen, daß
sie davon im Interesse der Sauberkeit ebenso eifrig Gebrauch machten, wie zum
Zwecke der Holzbeförderung.

Der Anblick eines schöneren Bildes als der einer „Martätsche“ mit wenig
kultivierter Bemannung sollte uns erfreuen, als wir die neue, architektonisch schöne



Die neue Oderbrücke bei Ohlau mit Schleppdampfer.

Oderbrücke von Ohlau passiert hatten: der Passagier-Dampfer Kaiser Wilhelm aus
Breslau hatte mit einer Festgesellschaft einen Ausflug nach Ohlau unternommen.
Das war Feststimmung auf dem mit Zweigen und Fahnen dekorierten Schiffe!
Unter den frischen Klängen der Schiffskapelle bekam das ganze Schiff Leben und
Stimmung. Wie im Takte der Musik schienen die Räder ihre Drehungen aus-
zuführen.

Das sollte aber nicht der letzte mit frohen Ausflüglern besetzte Dampfer sein.
Wir begegneten noch vielen anderen, die zwischen zahlreichen, leicht dahinfliegenden
Gondeln und kleinen Segelkähnen sich ihren Weg bahnten: wir näherten uns nämlich
jetzt der turmreichen alten Oberstadt Breslau.

Von Breslau bis Fürstenberg.

Die Durchfahrt durch das Hafengebiet von Breslau nimmt gewöhnlich einen ganzen Tag in Anspruch. Schon am Zoologischen Garten zeigt eine Tafel mit der Aufschrift „Umgeben“ an, daß im Hafengebiet talwärts gehende Schiffe nur rückwärts fahren dürfen, um nötigenfalls durch die schweren Vorderanker sofort zum Stillstand gebracht werden zu können. Nachdem im Jahre 1897 der in einem sieben Kilometer langen nördlichen Bogen die Stadt umgehende Großschiffahrtsweg dem Verkehr übergeben worden ist, kommen die von Kosel ausgehenden größeren Schiffe mit der Stadt selbst wenig in Berührung. Auch die kleineren Fahrzeuge, für die die Stadtschleusen groß genug sind, suchen die Fahrt auf dem durch Breslau führenden Arme der Oder, der mit Ziegel- und Sandkähnen, Spazierdampfern und Gondeln stets reich besetzt ist, möglichst zu vermeiden und passieren die Stadt nur, wenn die Anzahl der



Die Oder bei Breslau an der Dominikel.

Schiffe, die am Eingange zum Umgehungskanale, im „Schleusenrang“ liegen, allzu groß ist. Wer aber Breslau als Hafen- und Handelsstadt und ihre Bedeutung für die Oderschiffahrt überhaupt kennen lernen will, der möge eine Dampferfahrt von der Königsbrücke aus im sogenannten Unterwasser machen. Nur mit Mühe vermögen sich die schmucken Dampfer der „Frankfurter Gütereisenbahn-Gesellschaft“ zwischen den Hunderten von großen Frachtkähnen hindurchzuwinden, und ein Blick auf die für einen großen Verkehr berechneten Hafen- und Werstanlagen, die zahlreichen Dampfkräne und Warenspeicher zeigt uns, daß Breslau auch in handelspolitischer Beziehung die Beherrscherin der schlesischen Oder, überhaupt Schlesiens ist.

Die Hochwasserwelle, die in Kosel schon im Fallen begriffen war, hatte trotz unserer mehrtägigen Fahrt in Breslau immer noch nicht zu steigen aufgehört. Die Geschwindigkeit des Stromes war also bedeutend hinter der unsrigen zurückgeblieben.

In unmittelbarer Nähe der Provinzial-Hauptstadt führen die Ohle, Vohe, Weida und Weißtritz ihr Wasser der Oder zu; da außerdem ihr Bett unterhalb

Breslau schon seit Jahren reguliert ist, kann sie von hier aus auch Schiffe mit größerem Tiefgange tragen. Heute ist der Fluß hoch angeschwollen. Wir brauchen deshalb nicht einmal die aus Schilfrohr und Weidengebüsch hervorragenden weiß-roten und weiß-schwarzen Wasserwegweiser (Backen), denen die Schiffe bei geringem Wasserstande genau folgen müssen, zu beachten.

Unsere Fahrt hat an ihrem Reize insofern etwas eingebüßt, als sich uns in Breslau soviel Reisegefährten beigegeben haben, daß wir auf unserer Hut sein müssen, um nicht mit anderen Schiffen in unangenehme Berührung zu kommen. Am leichtesten ist dies möglich bei plötzlichen Krümmungen und an Brücken, namentlich dann, wenn uns längere Schleppzüge entgegenkommen. Wir sind auch mit Rücksicht auf den



Oderpartie an der Königsbrücke.

hohen Wasserstand gezwungen, vor allen Brücken umzugeben und sie rückwärts zu passieren. Indessen ist auch dieser Teil unserer Fahrt nicht uninteressant. Wieder sind die Ufer, besonders in der Gegend von Dyhernfurt und Leubus, mit Laubwäldern geschmückt. Hundertjährige Eichenriesen strecken ihre mächtigen Arme bis weit über den Strom hin uns entgegen und laden ein, in ihrem Schatten zu ruhen und zu träumen. Dort, wo der Wald allmählich zu niedrigem Buschwerk hinabsinkt, heben sich, eine lange, bewegte Vergangenheit predigend, die mächtigen Mauern des altchrwürdigen Cisterzienserklosters von Leubus plastisch von ihrer tiefgrünen Umgebung ab. Die Strahlen der untergehenden Sonne lassen die zahllosen Fenster des mächtigen Gebäudekomplexes in heller Glut erscheinen, und die dumpfersten Töne der Klosterlocken hallen von dem gegenüberliegenden Weinberge wieder. Berauscht von diesen Eindrücken, vermögen wir nur mit Mühe unsere Aufmerksamkeit auf die Fahrt zu lenken. Unwillkürlich schwirrt uns die „Vorelei“ durch den Sinn. Hier,

Schlesier, hast du deinen Rhein! Komm und würdige ihn! Auch die „Burgen“ wirst du finden; frage nur den Schiffer nach den Schlössern des Grafen von Saurma-Jeltsch auf Dyhernfurt, des Prinzen von Schönaich-Carolath-Beuthen. Die Fahrt auf unserm lieben Oderstrom wird dir nicht minder als eine Wanderung in unseren heimatlichen Bergen die Überzeugung aufdrängen: Ja, wir Schlesier haben doch ein herrliches Heimatland!

Kurz wollen wir noch das Leben auf unserm Heimatstrom jenseits der Grenze Schlesiens betrachten. Noch mehrmals werden wir auf unserer Fahrt von Weinbergen begrüßt, so bei Tschierzig und Krossen; beide Orte liegen schon in der Provinz Brandenburg. Einige Stunden unterhalb von Krossen lenkt der größte Teil der uns begleitenden Schiffe nach links ab. Alle, die in der Richtung nach Berlin und Hamburg weiterfahren, benutzen den bei Fürstenberg in die Oder einmündenden Oder-Spree-Kanal, der gebaut worden ist, nachdem sich der Friedrich-Wilhelms-Kanal und seine Schleusen für die Schifffahrt der Gegenwart als zu klein erwiesen hatten.

Von Fürstenberg bis Stettin.

Wenn auch die Gegend, die der Strom nun langsamen Laufes durchfließt, nicht so anmutig ist wie das Schlesierland mit seinen frisch-grünen Eichenwäldern, so finden sich doch neue Momente, die das Leben auf der Oder abwechslungsreich gestalten.

Durch die Einmündung der Warthe bei Küstrin wird nicht nur der Charakter des Stromes hinsichtlich seines Wasserreichtums und seiner Breite verändert, sondern auch die Schifffahrt bietet ein anderes Bild dar als in Schlesien. Die Rähne und Dampfer der Warthe und Neße, die hier hinzukommen, sind von ganz anderer Bauart, die Schiffer von anderem Wesen und anderem Dialekt als unsere Schlesier, teils Brandenburger, teils Angehörige der Provinz Posen aus der Gegend von Posen und Bromberg. Hierzu kommen unterhalb von Schwedt und Görzig, der ehemaligen Hafenstadt, wo die Oder schon viele schiffbare Arme hat, noch die Pommern mit ihren kleinen, meist mit Ziegeln beladenen Dreimastern und endlich in Stettin selbst die großen See-Handelschiffe aller Nationen, die ihren überseeischen Inhalt auf unsere Oderfähne überladen, die ihn dann nach den verschiedensten Oberstädten, bis nach Breslau und Kosel befördern.

Wie wichtig die Oder als Hauptverkehrsader unserer Heimatprovinz ist, läßt sich daraus ermesen, daß uns während unserer fünftägigen Dampferfahrt mehr als 50 Schleppdampfer mit weit über 300 Rähnen begegnet sind.

H. Gasse.





Beuthen in Oberschlesien.



Beuthen ist eine der ältesten Städte Schlesiens. Ihr Ursprung reicht bis in den Anfang unseres Jahrtausends zurück. Nach begründeten Vermutungen dürfte um diese Zeit mit der Erbauung des Kastells Bytom durch Boleslaus Chrobry, den Sohn Mieskos, der Grund zu der Stadt gelegt worden sein. Urkundlich wird Beuthen zuerst in den Jahren des mächtigen Staufers Friedrich Barbarossa als Stadt aufgeführt. Freilich erscheint es zuerst als ein unbedeutender polnischer Ort, der aber dank seiner günstigen Lage an der von Breslau nach Krakau führenden Handelsstraße bald so emporblühte, daß er schon im Jahre 1230 der Sitz des Piastenherzogs Wladislaw wurde, der ihn mit einer Mauer umgab und 1254 zu deutschem Recht aussetzte. Das neue deutsche Gemeinwesen nahm durch die Gründung von Kirchen und Stiften: das Minoritenkloster, die jetzige evangelische Kirche und Schule, die hl. Geistkirche und das dazu gehörige Hospital und deren reiche Beleihungen mit Einkünften und Liegenschaften, ferner durch den schwunghaft betriebenen Handel, aber noch mehr durch den schon damals in hoher Blüte stehenden Bergbau auf Blei- und Silbererze einen raschen Aufschwung. Die Bürger, selbst Schmelzer, sollen für ihre Kinder silberne Wiegen besessen haben. Man grub in jener Zeit die Erze in den reichen Feldern von Nepten, Miechowiz, Bobrek, Rudy-Piekar und Bobrownik, mußte sie aber nach einer Bestimmung des Landesherrn auf die Stadtwage nach Beuthen bringen. Die davon erhobene Abgabe fiel zum Teil der Stadt zu. Ebenso verhielt es sich mit dem Durchgangszoll für Pferde und Rinder, sowie mit dem Steinsalz, das in großen Ladungen aus den mächtigen Lagern bei Krakau eingeführt wurde. Andere reiche Einkünfte brachten die der Stadt gehörenden Äcker, die Teiche, die Mühlen, der Stadtwald, die Fleisch- und Brotbänke. Da außerdem der Ertrag der städtischen Gruben ein recht bedeutender gewesen sein muß, so erscheint es nicht wunderbar, daß Beuthen

gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Residenz des mächtigen Herzogs Kasimir II. und die Hauptstadt des größten Teiles von Oberschlesien wurde.

Leider sollte die materielle Blüte wie die politische Bedeutung des Ortes nicht von langer Dauer sein. Der Herzog Kasimir brachte 1289 sein souveränes Besitztum in ein Lehnverhältnis zur böhmischen Krone. Das war ein Ereignis, das die spätere, durch den Vertrag von Trenzin, 1335, vollzogene gänzliche Einverleibung der schlesischen Herzogtümer in das Königreich Böhmen vorbereitete. Der Rückgang der Industrie, die Uneinigkeit und Streitsucht der Bürger, die unnatürliche Teilung der Stadt nach dem Aussterben des direkten Mannesstammes der Beuthener Herzöge —



Die Gleiwitzerstraße in Beuthen.

Karl IV. entschied 1359 als oberster Schiedsherr, daß die Hälfte der Beuthener Bürger dem Herzoge von Teschen den Eid leiste, wie ihn die andere schon an Herzog Konrad von Ols geleistet habe — führten einen schnellen Verfall der Stadt herbei.

Nach wechselvollen Schicksalen unter Matthias von Ungarn, unter dem ungarischen Edelmann Johann Zierotin und dem Herzoge Hans von Oppeln gelangte Beuthen 1526 in den Pfandbesitz des hohenzollerischen Markgrafen Georg des Frommen und gleichzeitig unter die Oberherrschaft der Habsburger, da der bisherige Oberherr, Ludwig von Ungarn, in der Schlacht bei Mohacz gefallen war und die Ungarn den Schwager des Gefallenen, Ferdinand von Österreich, zu ihrem Könige erwählten. Unter Georgs Herrschaft hat sich Beuthen aus seinem traurigen Zu-

stande zwar aufgerafft, aber seine frühere Blüte erreichte es nicht wieder. Zudem erhielt es in der vom Markgrafen Georg 1526 gegründeten Stadt Larnowiz eine gefährliche Nebenbuhlerin, die, im Mittelpunkte der neu erschlossenen Blei- und Silbererzgruben liegend, kräftig emporblühte und die ältere Nachbarin bald überflügelte.

Inzwischen war Beuthen durch die Abtretung des Gebietes von Siemierz an Krakau, 1452, unmittelbar an die polnische Grenze gerückt. Zunehmende Unsicherheit des Besizes und Erschwernisse im Verkehr waren die nächsten Folgen dieser Grenzverlegung. Im Jahre 1474 wurde die Stadt von den Tataren belagert und die Vorstadt, sowie das benachbarte Dorf Roßberg verbrannt. Auch beginnt seitdem die



Das Kreisständehaus.

Best häufiger als vordem sich einzustellen. Dagegen gelangte Beuthen als Grenzstadt wiederholt zu der Ehre, Fürsten und hohe Diplomaten in seinen Mauern aufzunehmen. Im Jahre 1460 wurde hier zwischen Georg von Böhmen und Kasimir von Polen Friede geschlossen; 1525 weilte in der Stadt der bekannte Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, sein Bruder, der Markgraf Georg, und der Schwager der beiden, Friedrich II. von Siegnitz. Während Albrecht in Beuthen zurückgeblieben war, reisten Georg und Friedrich an den polnischen Hof nach Krakau, um die Verhandlungen aufzunehmen, die zur Umwandlung des Ordenslandes in ein weltliches Herzogtum führten, mit dem Albrecht gleichzeitig belehnt wurde. So fand auch noch in demselben Jahre der Friedensschluß zwischen dem Großherzoge Maximilian von Österreich und Sigismund von Polen in Beuthen statt.

Nach dem Aussterben der fränkischen Linie der Hohenzollern fiel Beuthen 1603 an den Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg. Dieser übergab die Herrschaft über Jägerndorf und Beuthen seinem zweiten Sohne Johann Georg, der aber wegen seiner bekannten Stellungnahme im Dreißigjährigen Kriege trotz der Einsprache Brandenburgs seiner Länder für verlustig erklärt wurde. Der Kaiser überließ Beuthen zunächst dem Grafen Harrach, dann der Familie Hencel, die ihm große Geldsummen vorgestreckt hatte, anfangs als Pfandsitz, später als Erbherrlichkeit. Im Jahre 1651 wurde dem regierenden Grafen die Würde eines Reichsgrafen und 1697 die eines freien Standesherrn verliehen. Im Jahre 1680 weilte auf seinem Zuge nach Wien der Polenkönig Johann Sobieski in Beuthen und besuchte die Gnadenstätte in dem benachbarten Deutsch-Bieskar, um sich des göttlichen Beistandes für sein kriegerisches Unternehmen zu versichern. In Bieskar legte der zum Könige von Polen erwählte Kurfürst Friedrich August von Sachsen das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Während des Dreißigjährigen Krieges war die Stadt noch mehr heruntergekom-



Die Trinitatiskirche.

men. Nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen konnte sie sich trotz mannigfacher Unterstützung durch die neue Regierung nur langsam erholen. Versuche, ehemals blühende Gewerbezweige, wie die Tuchmacherei und die Weberei, wieder einzuführen, blieben ohne besonderen Erfolg. Aber ein neuer Zweig des Bergbaues, die Galmeigräberei, kam auf, und diese wie der fast hundert Jahre später aufgenommene Kohlen-

bergbau ist die Grundlage des neuen Emporblühens der Stadt im verflossenen Jahrhundert.

Die ersten Steinkohlen hat man 1750 bei Ruda gefunden, da, wo später die Brandenburggrube, dem gegenwärtigen Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem gehörig, entstanden ist. Im Jahre 1798 begann mit Hilfe von Dampfmaschinen zur Hebung der unterirdischen Wässer der Tiefbau der Königin-Luise-Grube bei Zabrze, nachdem schon 1791 die Vorarbeiten auf dem Felde der heutigen Königsgrube angefangen hatten. Bald entstand auch auf dem Felde der Königsgrube die großartige Königshütte, um die in der Nähe gewonnenen Eisenerze an dem Fundorte der Steinkohle zu schmelzen und zu verarbeiten. Da dem Beispiele des Fiskus bald auch Privat-Gewerkschaften folgten, so erreichte der oberschlesische Bergbau und Hüttenbetrieb in kurzer Zeit eine solche Ausdehnung und Vervollkommnung, daß es unmöglich ist, auch nur oberflächlich alle Stufen seiner Entwicklung aufzuzählen.

Die Stadt Beuthen aber, mitten im Industriebezirke gelegen, nahm an dieser Entwicklung insofern teil, als sie den natürlichen Mittelpunkt für die verschiedenen Bestrebungen bildete. Wie der alte Kreis Beuthen, vierzehn Quadratmeilen groß, vom Jahre 1861 an, da er 145 644 Seelen zählte, im Jahre 1872 auf 250 000 gestiegen war und in die vier Kreise Beuthen, Rattowitz, Tarnowitz und Zabrze geteilt wurde, so wuchs auch die Einwohnerzahl der Stadt Beuthen von 2000 im Jahre 1820 auf 10 000 (1858), 20 000 (1877), 30 000 (1890), 43 000 (1895) und 52 000 gegenwärtig an, wovon 44 000 auf die eigentliche Stadt und 8000 auf den 8 km entfernten Stadtteil Schwarzwald entfallen.

Das Beuthener Land, der ehemalige alte Kreis Beuthen, ist zur Zeit in die sieben Kreise Beuthen-Stadt und -Land, Rattowitz-Stadt und -Land, Stadtkreis Königshütte, Tarnowitz und Zabrze geteilt und zählt weit über eine halbe Million Einwohner. Bei gleicher Volksdichte in sämtlichen Kreisen hätte unsere schlesische Heimat nicht weniger als dreißig Millionen Seelen aufzuweisen.



Die St. Marien-Pfarrkirche.

Ein rasches Anwachsen der Volkszahl mußte natürlich auch die äußere Gestalt der alten Stadt vollständig verändern. Das heutige Beuthen, der Mittelpunkt der oberschlesischen Berg- und Hüttenindustrie und zugleich der Brennpunkt eines kräftig pulsierenden geistigen und wirtschaftlichen Lebens, hat freilich nichts mehr aufzuweisen, was an das alte polnische Bytom erinnerte. Die wenigen noch vorhandenen alten Gebäude haben durch Um-

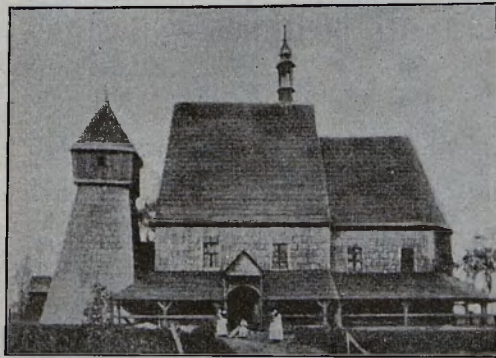
bauten ein vollständig verändertes Aussehen bekommen. Die vielen Teiche in der städtischen Gemarkung sind versiegt. Den Kranz schattiger Eichenwälder hat der Gift- hauch der Hütten Schlote vernichtet. Auf den Wällen ragen vielstöckige Häuser empor, und der letzte Rest der alten Stadtmauer wurde vor mehreren Jahren abgetragen. Aber der Fremde findet in Beuthen mehr als er erwartet. Die wohlgepflegten breiten Straßen mit ihren stattlichen Häuserreihen und dem wogenden Menschenverkehr, die zahlreichen monumentalen Bauwerke, der weit ausgedehnte, trotz Hüttenrauch schöne städtische Park verleihen der Stadt ein Gepräge, das sie der Stellung, die sie sich als ältester Stadtkreis unter den Städten Oberschlesiens errungen hat, würdig macht.

Beuthen ist der Sitz der meisten für den oberschlesischen Bezirk zuständigen Behörden. Den Umfang der Geschäfte der Behörden läßt die Tatsache erkennen, daß am Beuthener Landgericht, das nur die Amtsgerichtsbezirke Beuthen, Tarnowitz,

Königshütte, Rattowitz und Myslowitz, also nicht einmal das ganze Gebiet des ehemaligen alten Kreises Beuthen umfaßt, neben dem Präsidenten und sechs Direktoren vierundzwanzig Landrichter und zwölf Staatsanwälte wirken; dazu sind an dem Amtsgericht Beuthen noch weitere sieben Richter beschäftigt.

Für Bildungszwecke und kulturelle Aufgaben Opfer zu bringen, waren die Beuthener Bürger und ihre Vertreter stets bereit. Die Stadt besitzt ein Gymnasium, das gegen 600 Schüler zählt, eine Realschule, für die im schönsten Teile der Stadt, am Kaiserplatz, ein neues stattliches Heim der nahen Vollenendung entgegengeht, zwei höhere Mädchenschulen, ein fürstbischöfliches Knabenkonvikt, eine private höhere Knabenschule, eine

Präparandenanstalt und zehn Volksschulen, von denen drei in dem über eine Meile von der eigentlichen Stadt entfernten Stadtteil Schwarzwald liegen. Von anderen öffentlichen Anstalten, die ein erhöhtes Interesse



Die Schrotholzkirche im Stadtpark.

beanspruchen dürfen, seien nur genannt: das städtische Waisenhaus und das Kreiswaisenhaus „Kaiser Wilhelm-Stift“, das städtische Krankenhaus, das großartig angelegte Schlachthaus, das knapp-schaftliche Lazarett, das mit seinen

Gebäuden und Anlagen ein ganzes Stadtviertel einnimmt, das fürstbischöfliche Siechenhaus „Robertusstift“ und das fürstbischöfliche Hospital zum heiligen Geiste.

Unter den Kirchen nimmt die 1886 vollendete katholische St. Trinitatispfarrkirche die erste Stelle ein; einen würdigen Eindruck macht auch die altherwürdige St. Marienkirche. Im abgelaufenen Jahre hat auch die Kunst ein eigenes vornehmes Heim erhalten: das Theater- und Konzerthaus.

Mitten in dem westlich von der Stadt gelegenen, viel besuchten und gut gepflegten städtischen Parke findet der schlesische Altertumsfreund die Mikultschützer Kirche, ein Schrotholz Kirchlein, das, eines der schönsten und ältesten Baumerke dieser Art, im vorigen Jahre von seinem früheren Standorte Mikultschütz, einem Dorfe des Kreises Tarnowitz, nach Beuthen übertragen, restauriert und so dem Verfall entrissen wurde. In dem städtischen Parke finden wir auch das neue mit erheblichem Kostenaufwande hergerichtete große Freischwimmbad.

So möge die Stadt Beuthen und ihr Land als ein vorgeschobener Posten deutscher Bildung und deutschen Fleißes an des Reiches Ostmark auch fernerhin blühen und gedeihen!

J. Werner.





Ein altschlesisches Osterspiel.



Als im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in Deutschland jener gewaltige Wechsel sich vollzog, der das Hereinbrechen einer neuen Zeit bedeutete, indem er im Gegensatze zu früher die breitesten Schichten des Volkes, das junge, schaffensfreudige Bürgertum zum ersten Träger der Kulturentwicklung erhob, da übte dieser Wandel auch auf die Literatur unseres Volkes eine nachhaltige Wirkung. Die höfische Epik mit ihrer Vorliebe für Schilderungen ritterlicher Lebensverhältnisse, für Schlachten und Abenteuer schwindet, sie wird durch Überarbeitungen in bürgerlichem Sinne geändert; es treten schlechthin neue Stoffe aus dem Anschauungskreise des nun herrschenden Standes an Stelle der alten; auch die zierliche Form der höfischen Reimpaare muß schlichter Prosa das Feld räumen. Die kunstreichen, ja oft auch verkünstelten und gezierten Erzeugnisse der Minnelyrik müssen zunächst verben Parodien, später handwerksmäßig gefertigten Meistergesängen oder dem frischen, lebensvollen, in der Form jedoch ungebundenen Volksliede weichen; das heitere Drama beginnt auf volkstümlichen Grundlagen in den Versammlungshäusern der Zünfte oder in den Wirtschaftshäusern der Städte zu erblühen, und das ernste, geistliche Drama, das zwar schon lange vorhanden, aber fast ausschließlich an die lateinische Sprache gebunden ist, kann sich auch einer Wandlung im volkstümlichen Sinne nicht entziehen. Gerade hierfür bietet nun ein schlesisches Literaturdenkmal ein bezeichnendes und lehrreiches Beispiel. Ehe wir dies aber näher betrachten, seien zunächst ein paar Worte über Ursprung und Entwicklung des geistlichen Dramas überhaupt vorausgeschickt.

Während die Anfänge des komischen Dramas in Deutschland noch so gut wie ganz in Dunkel gehüllt sind, wissen wir über das ernste — das ist zunächst nur das geistliche — ziemlich genau Bescheid. Es ist nicht national, sondern es steht im engsten Zusammenhange mit dem Christentum, mit der Kirche, ihren Bräuchen und Anschauungen, und ist gleich bei seinem ersten Erscheinen nicht bloß auf Deutschland beschränkt, sondern es ist international; daher sind diese Dramen auch in der Weltsprache des Mittelalters, in der lateinischen, abgefaßt, der Ort der Aufführung ist die Kirche, die Darsteller sind Priester.

Die Feste des Kirchenjahres sind ihr Ausgangspunkt und zwar in erster Linie das Osterfest. Die Erzählung der Evangelien für diese Tage ist ja an manchen Stellen selbst schon dramatisch bewegt, und in den sogenannten Tropen, d. h. gewissen Kirchengesängen, die eine Erweiterung der evangelischen Texte sind, brachte man dies dadurch zum Ausdruck, daß man eine Teilung des Chores vornahm. Ein solcher Tropus aus dem zehnten Jahrhundert, vielleicht der älteste seiner Art, der aus Sankt Gallen stammt, lautet im Anschluß an Markus 16, 6 u. 7 in der Übersetzung: „Wen sucht ihr in dem Grabe, ihr Christusverehrerinnen?“ — „Jesus von Nazareth, ihr Himmelsbewohner.“ — „Er ist nicht hier, er ist auferstanden, sowie er es vorhergesagt hatte; gehet, verkündiget, daß er aus dem Grabe auferstanden ist.“

Aus dieser Gesangsszene erwuchs bald eine wirkliche dramatische Szene, als es üblich wurde, sie mit der Zeremonie der Kreuzesbestattung in Verbindung zu setzen. Am Karfreitag wurde als Symbol für das Begräbniß Christi in der Kirche ein Kreuz feierlich niedergelegt, am Sonnabend unvermerkt wieder entfernt, und am Ostersonntage sangen vier oder fünf Priester die obigen Worte, indem einer oder zwei den Engel am Grabe, die drei andern die Frauen, die es aufsuchen, darstellten.

Die Rolle des Engels wird später erweitert; er singt unter entsprechender Gebärde nach Matthäus 28, 6: „Kommt und sehet den Ort, wo der Herr bestattet war“. Die andern antworten: „Der Herr ist vom Grabe auferstanden“. In einer andern Fassung beginnen die drei Frauendarsteller den Gesang mit den Worten: „Wer wälzt uns den Stein vom Eingange des Grabes?“ Markus 16, 3. Eine neue Erweiterung besteht darin, daß der Chor die Frauen fragt, was sie auf ihrem Wege gesehen haben; die Antwort der ersten lautet: „Das Grab des Auferstandenen“, der zweiten: „Den (die) Engel, das Schweiß Tuch und die Kleider“, der dritten: „Christus, meine Hoffnung, ist auferstanden, er wird den Seinigen nach Galiläa voranschreiten“. Der Chor schließt dann: „Der wahrhaften Maria ist mehr zu glauben als der trügerischen Schar der Juden“. Eine fernere Ausgestaltung erfolgt nach Johannes 20. Man stellt dar, wie Petrus und Johannes von Maria Magdalena die Nachricht erhalten, daß Christi Grab leer sei, wie Petrus zuerst in das Grab eintritt, wie sie die Leinentücher finden. Diese Wettlaufszene, die zum ersten Male eine rasche, nicht gemessen feierliche Handlung einführt, sollte später dem Eindringen des komischen Elementes Vorschub leisten. Demselben Kapitel entstammt auch die Szene der Begegnung Christi mit Maria Magdalena, die ihn zuerst für einen Gärtner hält; sie ist insofern von großer Wichtigkeit, als in ihr zum ersten Male der Heiland selbst auftritt. Später stellt sich dann noch der Salbenkrämer ein, der den Frauen seine Waren anbietet.

Bei diesem Gange der Entwicklung lag es nahe, nicht bloß die Ereignisse des Ostersonntages darzustellen, sondern noch etwas weiter zurückzugreifen. So sehen wir denn in unseren Spielen bald auch die Vorgänge des Sonnabends nach der Kreuzigung vorgeführt, die Bewachung des Grabes durch römische Soldaten und deren Schicksale. Endlich wird auch noch der letzte, entscheidendste Schritt getan: es wird die ganze Passionsgeschichte in den Kreis der Aufführung gezogen, und wir haben die Oster- oder

Passionsspiele vor uns. Die Kostümierung war zuerst äußerst einfach; die Inhaber der Frauenrollen zeichnen sich anfangs nur durch ihre weiteren Gewänder aus und behalten sogar das Rauchfaß in der Hand. Späterhin erhalten die Darsteller bestimmte, alt überlieferte Abzeichen.

Der weitere Verlauf der geschichtlichen Entwicklung unserer Dramen wird dadurch bedingt, daß sie aufhören rein kirchlich zu sein. Da statt der Geistlichen oft genug auch fahrende Scholaren Rollen übernahmen, so ist es leicht zu verstehen, wenn mitunter volksmäßiger Witz und Humor reichlich sich entfaltete, wenn durch das Vormwalten des Komischen der Würde des Ganzen Eintrag geschah. Die Spiele wurden deshalb allmählich aus der Kirche verbannt. Sie wurden auf dem Kirchplatz, später auf dem Markt aufgeführt. Auch in der Sprache machen sich Veränderungen geltend. An die Stelle des Lateinischen trat die Landessprache und an die Stelle der gesungenen Prosa oder des Verses die Rezitation.

Je weiter das Mittelalter vorschreitet, desto prunkvoller entwickelt sich das geistliche Drama. Zwar bleibt der ursprüngliche Kern noch zu erkennen, aber aus den einfachen, kunstlosen Feiern werden allmählich imposante Einrichtungen, deren Glanz mit dem Aufblühen der Städte eng zusammenhängt. Ein Tag reicht nicht mehr zur Aufführung dieser großen „Mysterien“ aus, man braucht zwei, drei, mitunter gar sieben Tage dazu. (Diese ziemlich späte Bezeichnung beruht nicht auf dem griechischen und lateinischen dem mysterium = geheimnisvolle Handlung, sondern ist verkürzt aus ministerium = kirchliche Handlung.) Die Rollen liegen jetzt durchweg in den Händen der Bürger, meist gleichmäßig unter die Zünfte verteilt. Mehrere hundert Darsteller sind gar keine Seltenheit; die Frauenrollen werden meist, aber nicht immer von Männern gespielt. Die Bühne ist ein hölzernes Gerüst, das sich zuweilen an ein Haus der einen Marktseite anlehnt. Auf ihr sind feste „Bühnenorte“, wie das Haus des Pilatus, Bäume, Buden, Sitze, Gräber, das Kreuz, die Hölle. Alle Schauspieler sind gleichzeitig auf der Bühne. Sie ziehen bei Beginn des Stückes feierlich auf, begeben sich an ihre Plätze und warten dort, allen Zuschauern sichtbar, bis sie an die Reihe kommen.

Ein Beispiel, das geeignet ist, die Eigenart solcher Dramen zu veranschaulichen, ist nun das schlesische Osterspiel, das wir uns jetzt etwas genauer ansehen wollen.

Es führt den Titel: „Wie hebet sich an das Spil von der Besuchung des Grabes und von der Auferstehung Gottes“. (In den Proben sind alte, nicht mehr ohne weiteres verständliche Wörter und Formen durch die entsprechenden neuhochdeutschen ersetzt; hier z. B. steht uferstehung statt Auferstehung.) Es ist in einer im Jahre 1472 niedergeschriebenen Wiener Handschrift erhalten und höchst wahrscheinlich in Schlesien oder Deutsch-Böhmen entstanden; wenigstens erheben Sprache, Reime, Anspielungen und verschiedene Ortsnamen diese Annahme fast zur Gewißheit. Es zählt nicht ganz 1200 Verse und lehnt sich in allen Hauptfachen, auch im Gange der Handlung an ältere Spiele an. Herausgegeben wurde es von Heinrich Hoffmann von Fallersleben; es steht in seinen „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur“.

Das Stück beginnt damit, daß ein Herold in launigen, derben Versen alle Zuhörer zum Schweigen und zur Aufmerksamkeit auffordert, wobei er auch einige gut schlesische Namen nennt, z. B.

Kunze, Heinrich oder Ott,
Hensel oder Edehart,
Ober Ritsche mit dem großen Bart.

Die erste Szene zeigt uns Pilatus im Kreise seiner Ritter und den Rat der Juden. Die Ritter machen Pilatus auf die Gefahr aufmerksam, die noch immer von dem doch schon begrabenen Christus zu befürchten sei; er würdigt sie und rät den Juden, man möge zuverlässige Hüter an dem Grabe aufstellen. Die Juden beratschlagen sich nun auch ihrerseits, lästern den toten Heiland und tun groß mit ihrem Heldenmut; einer von ihnen sagt:

Wenn Jesus uns wollte entweichen,
Ich wollte ihm nachschleichen
Und wollte ihn beißen in ein Knie,
Daß ihm geschähe weh allhie,
Daß er müßte werden lahm;
Wär er wilde, ich machte ihn zahm.

Dann tanzen sie zu Pilatus, teilen ihm auch ihre Bedenken mit und fordern gleichfalls die Einsetzung einer Grabeswache. Darauf tanzen wieder die Ritter zum Grabe, die Juden aber bleiben beim Statthalter. Während jene singen, erscheinen die Erzengel, ebenfalls singend. Michael schlägt die Ritter mit dem Schwerte, so daß sie wie tot niederfallen. Darauf erfolgt die Auferstehung des Herrn, der selbst auch spricht. Die Ritter erwachen nun, merken, was geschehen ist, und einer singt:

Waffen, ihr Herren, Waffen! [= Wehe, ach]
Wir haben zu lange geschlafen.
Jesus ist auferstanden,
Uns zu großen Schanden.

Es preisen nun Adam und Eva den Herrn, Jesus erscheint wieder, läßt die Engel die Höllentore sprengen und zwingt die Teufel Satanas, Luzifer und Beelzebub zur Anerkennung seiner Herrlichkeit. In einem Streit um eine arme Seele, die der Teufel für sich haben möchte, greift er selbst ein, so daß jener den kürzeren zieht. Hierauf folgt ein langer, wegen seiner komischen Seiten breit ausgesponnener Auftritt zwischen den Juden, die allmählich eingetroffen sind, und den Rittern. Es ist eine Bantzsene, in der Vorwürfe derbster Art von beiden Seiten nur so hageln, und auch die Frau des Kaiphas läßt es an gründlichen Schimpfereien nicht fehlen. Gerade das Gezänk bereitete wohl den Zuschauern eine besondere Freude. Als Stilprobe diene folgendes; der Jude Abraham spricht zu den Rittern:

Zwar ihr sullet nicht Ritter sein,
Ihr sullet hüten der Schwein,
Ihr sullet tun die Schwerte hin
Und mit euern Keulen gehn.

Isaak fährt fort: Ihr seid Esel und Affen!
 Welch Teufel hat Euch geschaffen,
 Daß Ihr seid also blind?
 Euch hilft doch keine Lügen hint, [d. i. = heute Abend, heute]
 Ihr seid rechte Lügner.
 Es wird Euch noch zu schwer:
 Ihr habet genommen Gaben
 Und ihn weg lassen tragen.

Der Wortkampf endet mit einer regelrechten Schlägerei, zu der die Bühnenanweisung lautet: „Sie schlagen sie sich mit Schwerten“. Schließlich kommt es zu einer Art Vergleich, indem sich die Ritter gegen ein gutes Trinkgeld verpflichten, reinen Mund zu halten und niemandem etwas von der Auferstehung zu erzählen.

Eine neue Abwechslung kommt nun in das Stück, indem ein Kaufmann, ein Charlatan, auftritt, der angibt aus Paris zu kommen und die merkwürdigsten Künste zu verstehen. Zu ihm gesellen sich andere von der gleichen Sorte und rühmen sich gleichfalls ihrer Fertigkeiten, unter anderen auch der, recht gut stehlen und betrügen zu können, ohne sich erwischt zu lassen. Nachdem sie eine Zeit lang ihre Possen getrieben haben, wird der Zusammenhang mit der Haupthandlung dadurch wieder hergestellt, daß die drei Frauen eingeführt werden, die zum Grabe Jesu wollen, um den Leichnam zu salben. Als der Krämer ihnen für vieles Geld seine Waren, insbesondere die Salben und den Balsam, aufdrängen will, erhebt seine Frau Einspruch, weil sie seine Preise noch zu billig findet, und es folgt ein abermaliger, heftiger Zank zwischen den Eheleuten, in dessen Verlauf als echt schlesische Eigentümlichkeiten z. B. auch die guten Mosanen (d. i. Mazzes — Judenbuchen), die man in Breslau auf dem Dome bäckt, und die trefflichen Weichkäse aus Ottmachau erwähnt werden. Der Streit endigt mit der Niederlage und eiligen Flucht des Kaufmanns.

Hierauf kommen wieder die drei Frauen zu Worte: sie preisen den Herrn und gelangen endlich an das Grab. An dieser Stelle finden wir nun den alten Kern aller dieser Spiele wörtlich wieder; sie singen:

Wer hilft uns wälzen abe
 Den Stein von dem Grabe,
 Der darauf gelegeet ist,
 Daß wir unserm Herrn Jesu Christ
 Salben seine Wunden?
 Die stehn ihm noch unverbunden.

Und die Engel antworten:

Wen sucht Ihr Frauen gut
 Mit so traurigem Mut
 Also früh vor Tage
 Mit so jämmerlicher Klage?

Nachdem sie noch mehrfach über das leer gefundene Grab geklagt, erscheint Christus selbst in Gestalt eines Gärtners, spricht zu ihnen und gibt sich endlich zu erkennen. Während die Frauen sofort glauben, zeigt sich Thomas, der sich inzwischen auch eingestellt hat, ungläubig und läßt sich erst überzeugen, als er seine Hände auf die Wundmale des Herrn gelegt hat. Als sie nachher Petrus und Johannes das

Wunder verkündigen, beschließen diese schleunigst zum Grabe zu eilen. Hier hat jener schon seit alters übliche, früher schon erwähnte, so leicht zum Römischen neigende Wettlauf seine Stelle, der in unserem Stücke ganz volkstümlich derb gestaltet ist.

Petrus: Gott danke Dir, Fraue hehre,
Deiner großen Ehre.
Ich wollte es nimmermehr klagen,
Hätte ich Malchern beide Ohren abgeschlagen.
Zu dem Grabe wollen wir traben,
Sollten wir fallen und snaben. [= straucheln, stolpern]

Johannes: Petre, ich wette mit Dir um ein Pferd,
Ich laufe heuer schierer denn vert. [= im vorigen Jahre = sonst]

Petrus: Johannes, ich wette mit Dir um eine Kuh,
Ich laufe schierer denn Du.

(Sie laufen beide und schreien:) Better über Ungelücke!

Nu ist mir gebogen der Rücke.
Ich wollte des Glaubens haben ein gut Stücke:
Nu ist mir zerbrochen der Rücke.
Darauf ich wollte fliehen als ein Weih,
Nu sind mir beschindt die Knie.
Ach, ihr alten Rebecke,
Könnt ihr euch nirgend als in den Weg gestrecken?
Waffen und immer Waffen!
Wie bin ich also geschaffen,
Daß ich nicht kann
Laufen als ein ander Mann!
Ach, daß ich habe verschlafen,
Darum wär ich wohl zu strafen.
Wär ich heute früh aufgestanden,
Und wär langsam zu dem Grabe gegangen,
So wär mir recht gescheh'n,
Auch hätte ich meinen Herrn geseh'n.

Johannes: Wohlauß, Peter, lieber Geselle,
Rutsche nur mit mir und hinke also schnelle,
Du fällest nieder allzuhant
Als eine alte Lehnwand.
Dir ist nicht so weh gescheh'n,
Du magst noch wohl mit mir geh'n.
Schrei und klage nicht jehre,
Du bist noch stärker denn ander viere usw.

Es folgt nun noch eine Jesu Heilstat preisende Ansprache des Johannes an die gesamte Zuhörerschaft, und alle stimmen danach ein in den Gesang: „Christ ist erstanden!“

Damit schließt das Spiel. Künstlerisch sehr unbedeutend, ist es ein wertvolles kulturgeschichtliches Denkmal und verdient um so mehr unsere Anteilnahme, als es unserm Heimatlande entstammt.

Dr. H. Jantzen.





Der oberschlesische Industriebezirk.



Allgemeine Umschau.



In rasendem Fluge durchheilt der Schnellzug von dem belebten Zentralbahnhofe Randzin aus die üppigen Slawenziger Forsten. Er braust an den kleinen, in das Grün der Wälder eingebetteten Haltestellen vorüber, um erst an der Station Gleiwitz Halt zu machen. Diese Stadt ist das Tor des oberschlesischen Industriebezirks, eines der eigenartigsten Landesteile der preussischen Monarchie. Im allgemeinen mit „Oberschlesien“ bezeichnet, bildet er von diesem Regierungsbezirk nur einen kleinen Teil und hat seinen Kern in dem Dreieck, als dessen Ecken die Städte Gleiwitz, Kattowitz und Tarnowitz angesehen werden können.

Die Entwicklung des oberschlesischen Industriebezirkes ist keine ruhige und stetige; sie schreitet sprungweise und überraschend vorwärts und schafft dadurch die scharf ausgeprägten, charakteristischen Gegensätze, denen man auf Schritt und Tritt begegnet. Dem Auge des Fremden erscheint der Bezirk als ein riesiges Durcheinander von Frucht-, Bruch- und Brandfeldern, von Heiden und Halben, von Gruben, Hütten und Fabriken, von breit- und schmalspurigen Schienensträngen, von zahllosen Land- und Fußwegen, von dicht bei einander liegenden Städten, Dörfern und Kolonien.

Aus der schnurgeraden, von Prachtbauten eingefassten Straße der Stadt gelangt man in wenigen Minuten in eine den Lauf verändernde Dorfstraße. Neben der eleganten Villa eines hohen Industriebeamten spreizt sich der kahle Rohbau der Mietkasernen, während aus dem Hintergrunde das alte polnische Häuschen mit den niedrigen Fensterchen schüchtern hervorlugt. Da ist mit der Regellosigkeit der Vergangenheit gebrochen; schnurgerade Straßen kennzeichnen die Ortsanlagen der Neuzeit. Wenige Schritte um eine Ecke, da breitet sich vor uns der weite Spiegel eines

Hüttenteiches aus. Ein Viadukt wölbt sich über ein Netz von Schienensträngen. Raum haben wir sie überschritten, so raffelt eine Kohlen- oder Erzbahn über unserem Haupte dahin.

Jede Straße führt an mehr oder weniger ausgedehnten Bruchfeldern vorüber. Diese wüsten Strecken sind eine Begleiterscheinung des Kohlenbergbaues. Durch den Abbau der Flöze entstehen in der Grube weite Hohlräume, die durch Stempel, starke bis zehn Meter lange Hölzer, vor dem Einsturz gesichert werden. Ist die Strecke aber vollständig abgebaut, dann beginnt das „Rauben“ der Stempel, d. h. sie werden mit Hilfe von Seilen herausgezogen, um anderweitig verwendet zu werden. Diese Arbeit ist für den Bergmann sehr gefährlich, besonders dann, wenn das Gebirge über der Grube aus losen Erdschichten besteht. Es kann in einem solchen Falle vorkommen, daß das abgebaute Feld, bevor noch sämtliche Stempel entfernt sind, mit donnerndem Krachen zusammenstürzt. Lagern über der Grube Gesteinschichten, dann halten diese den Zusammenbruch auf oder verhindern ihn oft ganz. Nur wenn der Druck von oben ein zu gewaltiger ist, geben auch sie mit der Zeit nach, der Bruch setzt sich bis zur Oberfläche fort, und die Bewohner der anliegenden Orte bekommen dann einen Begriff von einem kleinen Erdbeben.

Wir überschreiten das Drahtseil, das die Grenze des Bruchfeldes markiert, und lassen uns nicht von den Totenköpfen zurückschrecken, die von den aufgestellten Holztafeln herabgrinsen. Zahlreiche Fußwege zweigen von der Hauptstraße ab und verteilen sich in labyrinthischem Gewirr über die ganze Gegend. Wir folgen einem, der in mäßiger Steigung zu einem der vielen Hügelrücken hinaufführt. Links und rechts gähnen tiefe Trichter mit teils lehmigen, teils felsigen Rändern. Auf dem Grunde einiger Vertiefungen haben sich winzige Teiche mit allen Kennzeichen einer entwickelten Lebensgemeinschaft gebildet. Hin und wieder durchfurchen die Erde breite, tiefe Spalten — geborsten und zerrissen, erweckt die Oberfläche Furcht und Grauen. Nur dürres Heidekraut schmiegt sich an den verlassenen Boden, die Zweiglein überwallt von dem leicht beweglichen Kohlenstaube, den der Wind über die ganze Gegend segt. Die dürstige Vegetation genügt aber den Ziegenherden, die das Hügelland beleben. Die „oberschlesische Bergmannskuh“ ist in ihren Lebensansprüchen bescheidener, als ihre genätschige Schwester in den grasreichen Gebirgsgegenden.

Unweit des Fußweges steigt in Form einer vierseitigen Pyramide ein Gerüst auf. Es ist ein Holzhängeschacht, durch den die Stempel in die Grube hinabbefördert werden. An der dunklen Mündung sehen wir die Holzhänger beschäftigt. Aus der Tiefe schallen scharfe Schläge von metallischem Klange zum Schachte hinauf, und im nächsten Augenblicke raffelt der Stamm, vom starken Drahtseile gehalten, zur Tiefe hinunter. In dem immer größer werdenden Gesichtskreise erheben sich da und dort mächtige eiserne Rohre. Das sind die Bohrlöcher, die mit den Schächten zusammen der Wetterführung dienen und für die Grube die aus- und einatmende Lunge bedeuten.

Nun sind wir auf dem Kamme des langgestreckten Höhenzuges angelangt. In weitem Umkreise liegt das Land zu unseren Füßen. Aber nicht wie ein Garten Gottes ist es anzuschauen. Ein Teil der Unterwelt scheint zum Lichte emporgestiegen zu sein und sich mit der Oberwelt vermengt zu haben. Weite dunkle Schlackenhalben

wechseln mit dem Grau der Bruchfelder, mit dem Grün der bebauten Strecken ab. Da und dort bemerken wir wüste Mauertrümmer, die Überreste eingegangener Hüttenwerke. Hunderte von Schornsteinen steigen in dem weiten Gesichtsfelde empor. Sie schaffen die große Wolke, die wie ein grauer Schleier die ganze Gegend einhüllt. Hoch über den fahlen Dunst hinaus ragen die spitzen Effen der Zinkwerke, an die sich die unendlich langen, weißen, aus Schwefelgasen bestehenden Rauchfahnen heften. Um die ausgedehnten Werke lagern, großen Ameisenhaufen gleich, die Ortschaften, und aus dem Häusergewirr streben die Türme der zahlreichen Gotteshäuser empor, ernste Mahner, in dem sinnverwirrenden Treiben dieser Gegend des Jenseits nicht zu vergeffen.

Brandfelder.

Wir lassen noch einmal über das imposante Rundgemälde unsere Blicke gleiten und folgen dann einem der Pfade, die hinab zu dem großen, in einem weiten Talkeßel liegenden Hüttenorte führen. Der geborstene Lehm Boden zeigt jetzt eine rötliche Färbung; aus einzelnen Spalten dringen kleine weiße Rauchwölkchen hervor. Untersuchen wir die Spalten mit der Hand, so fühlen wir das Herausströmen einer bedeutenden Wärme. In früheren Jahren schlugen Flammen aus diesen Spalten hervor; jetzt bemerken wir, daß die Ränder mit Schwefelsublimat überzogen sind. Das Terrain wird immer wilder und schauriger; das Heidekraut zieht sich zurück, der Boden scheint ein einziger Schlackenhaufen zu sein. Mächtige dunkle, ausgeglühte Felsblöcke liegen verstreut umher: wir stehen auf einem der berühmten Brandfelder. Unter unsern Füßen wütet in der Tiefe ein Flammenmeer, wie es an Größe und Schrecklichkeit über Tage noch nicht geschaut worden ist.

Einzelne dieser Kohlenbrände zehren seit mehr als fünfzig Jahren an dem unterirdischen Material, andere entstehen heute noch, wenn sie auch bei den großen Fortschritten der Technik immer seltener, durch geeignete Maßregeln auf einen kleinen Herd beschränkt oder ganz erstickt werden. Die Brände entstehen auf einfache Weise. Sobald durch den Abbau der Flöze große Hohlräume im Innern der Erde geschaffen werden, drängt die atmosphärische Luft durch die Schächte in mächtigem Zuge nach der Tiefe. Der Luftzug bewirkt in den Schichten, die aus lockerem, weichem Kohlenmaterial bestehen, eine Erhitzung und zuletzt eine Selbstentzündung. Ein ausgebrochener Brand ist schwer zu dämpfen. Dies wird ganz unmöglich, wenn unter dem Einflusse der Hitze das Erdreich bis zur Oberfläche berstet, wodurch den Luftmassen der Zutritt zum Feuer erleichtert wird. Der Brand bleibt nicht auf den ursprünglichen Herd beschränkt, er folgt vielmehr dem Bergmann auf dem Fuße nach. In allen den Gruben, die an Brandfelder grenzen, herrscht ein gewaltiges Ringen zwischen dem menschlichen Geiste und der wilden Naturkraft.

Ein ausgedehntes Brandfeld liegt zwischen der Fannygrube und dem Jizinus= schacht bei Laurahütte. Riesenmauern von gewaltiger Stärke dämmen das gefährliche Terrain von der Grube ab. Die Stärke der Mauern, die aus Ziegeln und Lehm

aufgeführt werden, schwankt zwischen 1 und 1,7 Meter, ihre Höhe beträgt bis 10 Meter. Die Zahl der Dämme richtet sich nach der Ausdehnung des Brandes, in manchen Gruben sind ihrer Hunderte notwendig. Täglich müssen die Mauern untersucht und ausgebeffert werden; denn an diesen Schutzwänden des menschlichen Fleißes nagen mit nie rastendem Eifer die gefangen gehaltenen Dämonen der Tiefe. Sobald es diesen gelingt, nur einen Spalt in ihr Gefängnis hineinzunagen, dann drängen sie unaufhaltsam in das Feld menschlicher Arbeitskraft, sie schleichen unsichtbar und lautlos die Stollen entlang, um mit ihrem Gifthauche alles Lebendige

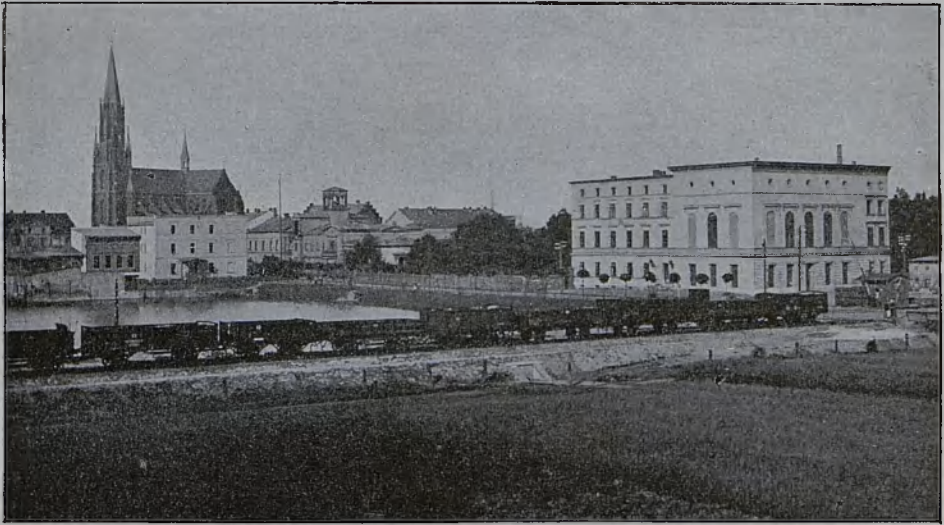


Altes Brandfeld bei Fannygrube.

zu ertöten. Aber der brandige Geruch verrät die unheimlichen Gäste. Der Hüter der Grube, der rastlos aufmerksame Steiger, nimmt seinen ärgsten Feind wahr und trifft schnell seine Maßregeln. Von seiner Ruhe und Besonnenheit hängt das Leben der arbeitenden Mannschaft ab. An der Spitze kühner Häuer dringt er vorwärts, um den Herd der Gase zu erkunden und zu beseitigen. Von dem Gifte betäubt, fallen links und rechts die Männer. Hülfbereite Hände strecken sich nach ihnen aus, und frische Kräfte treten an ihre Stelle. Hinter den engen Spalten loht eine Hölle. Nach stundenlanger, übermenschlicher Arbeit, umweht von sengender Hitze, bedroht von den tödlichen Gasen, vollenden sie das schwere Werk: das Gefängnis der Dämonen ist wieder geschlossen.

Ein Gang durch einen Industrieort.

Wir verlassen die Trümmer, in denen das Grauen wohnt, und steigen zu der letzten Bodenanschwellung hinab. Von hier aus überschauen wir den großen Hüttenort, dessen Häusermassen sich wie ein Gürtel um das große Eisenwerk legen. Kurze Häuserreihen, vom Rauche geschwärzt, sind wie Vorposten in der ganzen Umgebung verteilt. Beim Näherkommen bemerken wir, daß der Ort kein geschlossenes Ganzes bildet, daß er sich aus mehreren großen Häusergruppen zusammensetzt, die teils getrennt von einander liegen, teils lose mit einander zusammenhängen. Diese Teile, Kolonien genannt, sind charakteristisch für alle neu entstandenen Industrieorte. Sie sind nach einander angelegt worden; ihre Größe und Anzahl ist von der Entwicklung der ört-



Strasse in Laurahütte-Siemianowit.

lichen Industrie abhängig gewesen. Als Beispiel für diese Zusammensetzung eines Ortes sei das Dorf Laurahütte erwähnt. Sein ältester Teil ist die Kolonie Gräbie. Mit der Entwicklung des Hüttenwerkes, das Ende der dreißiger Jahre gegründet wurde, setzten sich nach und nach an den alten Kern an: die Holz- und Beamten-Kolonie, die große und kleine Hugo-Kolonie, die große und kleine Wanda-Kolonie, die Kolonien Ägypten und Neu-Berlin.

Wer für Unmut in menschlichen Wohnstätten schwärmt, der wird in einem obereschlesischen Industrieorte wenig davon finden. Dafür ist das Aussehen und das stark pulsierende Leben interessant genug, um einem dieser Orte einen Besuch abzustatten. Vom Eingange aus schneidet eine lange Straße in das Häusergewirr hinein. Während sich linker Hand eine Reihe schmucker Beamtenhäuser hinzieht, nimmt die ganze rechte Seite der Straße das große Hüttenwerk ein, von einer kahlen, rauchgeschwärzten Mauer eingefast. Im Vorübergehen erkennen wir die einzelnen Teile der mächtigen Anlage: das Rohrwalzwerk, die Hochofenanlage, das Stahlwerk, das

Walzwerk mit den Puddelöfen, die Feinstrecke und das Feinwalzwerk. Ein Zischen, Stöhnen, Knirschen und Stampfen begleitet uns den ganzen Weg entlang. Raum sind wir an dem Hüttenwerk vorüber, so verändert sich mit einem Schlage das Bild. Ein Schienenneß, ein weiter Platz, der Spiegel eines Teiches, ein großes Hütten-gasthaus, eine Villa im Renaissancestil fallen uns gleichzeitig in die Augen. Im Hintergrunde erhebt sich der mächtige Rohbau eines Gotteshauses, von dessen Turme die Glocken eben ihre eherne Stimme erschallen lassen. In das Glockengeläut mischen sich jetzt die ernstesten Töne eines Trauermarsches; ein Leichenzug taucht aus einer Seitenstraße auf und zieht langsam an uns vorüber. An der Spitze des Zuges marschiert die Bergkapelle in ihrer eigenartigen Uniform, dahinter bewegen sich die dunklen Reihen der Bergleute. Vor dem Leichenwagen sieht man die Steiger mit dem Wehrgehenk



Ein Bergmannsbegräbnis.

an der Seite und dem wehenden Federbusch auf dem Tschako. Einem Kameraden wird das Geleit zu seiner letzten Fahrt gegeben. Ein dreimaliges Glückauf! braust durch die Stille des Friedhofes, dann senkt sich der Sarg langsam zur Grube, aus der die Fahrt zu Tage erst am jüngsten Tage angetreten werden wird.

Es ist am späten Nachmittage! Die Zahl der Straßengänger ist gering. Wäre nicht das Geräffel der Groß- und Kleinbahnen, das Pusten und Stampfen der Werke, das Fauchen der Fördermaschinen, man könnte sich in die Langweiligkeit einer Kleinstadt hineinträumen. Nach und nach tauchen in dem Straßenbilde da und dort dunkle Gestalten auf. Es sind entweder Bergleute, über und über mit Kohlenstaub bedeckt, die lederne Arbeits Tasche an der Seite, die Lampe in der Hand, oder es sind Hüttenarbeiter, kenntlich an den riesigen Holzpantoffeln, an den großen Schlapphüten und dem eisernen Vorratskorbe am Arme. Sie haben ihre Schicht verfahren und streben nun dem häuslichen Herde zu, um den von der anstrengenden Arbeit ermüdeten Körper zu stärken und dann der wohlverdienten Ruhe zu pflegen.

Berg- und Hüttenleute.

Berg- und Hüttenleute sind die Haupttypen der obereschlesischen Industriearbeiter. Unter den Bergleuten ist die Kaste der Kohlengräber die bei weitem zahlreichere und selbstbewußtere, die Zahl der gelb gepuderten Erzgräber in den Galmeibezirken dagegen viel geringer. Die Hüttenleute sind teils Eisen-, teils Zinkhüttenarbeiter, die sich an Zahl und Ansehen ziemlich gleich kommen. Bergmann und Hüttenarbeiter sind aber Gattungsbegriffe, in deren Umfang zahlreiche Arten fallen. Eine einfache, feste Gliederung besteht bei den Bergleuten, bei denen man folgende aufsteigende Ordnungen unterscheidet: Wagenstößer, Schlepper, Häuer und Oberhäuer. Der letztgenannte Grad leitet zu dem Beamtentum über, dessen beide Pole der Steiger und der Grubendirektor sind. Außer den eigentlichen Bergleuten arbeiten auf jeder Grube noch Holzhänger, Zimmerhäuer, Grubenschmiede und Grubenmaurer. Weit zahlreicher sind die Arten der Hüttenarbeiter. In einer Eisenhütte gibt es Puddler, Schmelzer, Hammerschmiede, Former, Dreher, Walzer, Gichter, Putzer, Luppenfahrer, Rohrriecher, Scheren-, Stangen- und Hintermänner, Blechschneider, Aufgeber, Wärmer und Pritscher. An der Spitze der Arbeiter stehen die Meister (Walz-, Appretur-, Formermeister) und Vordermänner.

Der verschiedenen Tätigkeit der Gewerke entsprechen die charakteristischen Ausdrücke. Der Bergmann zieht seine Aluft an, nimmt das Gezähe, Hammer und Schlegel, zur Hand, fährt in die Grube ein, arbeitet vor Ort, sieht der Hunde Räderlauf, läßt den alten Mann stehen, verfährt seine Schicht, raubt das Kohl u. a. Der Hüttenmann wärmt vor, macht Pakete, arbeitet auf der Feinstrecke, teilt das Eisen in Feinkorn und Sehne ein und bezeichnet die Roheisenstücke mit dem Namen Gänge. Der Bergmann wird vom trauten Klange des Bergglöckleins zur Arbeit gerufen, er nimmt Abschied von dem schwarzbraunen Mädel, begrüßt den Steiger mit dem uralten „Glück auf!“ und fährt, wie es in dem Tarnowitzer Bergglöcklein heißt, aus diesem Leben zum Himmel hinauf. Im Wirtshaus ist der Bergmann ein lustiger Gefelle, der seiner Stimmung gern in alten und neuen Bergmannsliedern Luft macht. Freilich darf „der Stoff“ nicht fehlen; denn

die Bergleut' san kreuzbrave Leut'
und trinken Schnaps.

Mit ernster Haltung betritt jedoch der Bergmann das Bechenhaus, wo ihn das Bildnis seiner Schutzpatronin, die heilige Barbara, grüßt. Diese Bilder sind oft hervorragende Kunstwerke, deren Eindruck durch den eigenartigen, aus Steinkohle gearbeiteten Rahmen noch erhöht wird. Das Fest der Heiligen am 4. Dezember gestaltet sich zu einem Glanzpunkt in dem Leben der jungen, es weckt die schönsten Erinnerungen im Leben der alten Bergleute. Das Dasein des Hüttenmannes weist weniger poetische Züge auf. In dem tausenden Getriebe, zwischen schwirrenden Rädern und dröhnenden Dampfhämmern, zwischen klappernden Walzen, aus denen Winkel-, Band- und Rund-eisen, feurigen Schlangen gleich, hervorzißt, ist die Aufmerksamkeit der Sinne so angestrengt, daß das Gemüt nicht zur Geltung kommen kann. Das Herz hat deshalb keinen Anteil an dem Beruf. Das Fest des heiligen Florian, unter dessen Schutzpatronat

sich Eisen- und Zinkhüttenleute stellen, ist nur ein schwaches Gegenstück zu dem Tage der heiligen Barbara, der ein Freudentag des Gewerkes ist. Wenn hier noch erwähnt wird, daß die Bergleute der lebhaftere, leichter erregbare Stand sind, daß der Bergmann den „Kentucky“ mit Vorliebe so raucht, wie er aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ist, während der Hüttenmann mehr eine Mischung von Kentucky und Kraustabak bevorzugt, so dürften die hervorstechendsten Verschiedenheiten beider Stände gekennzeichnet sein.

Während dieser Betrachtungen ist der Zug der Arbeiter immer stärker geworden. Jetzt schlägt es vom Kirchturme herab sechs Uhr. Die Schläge wecken die benach-



Schichtwechsel vor dem Grubentore.

barten Uhren auf der Hüttenleitung, auf der Bergverwaltung, auf dem Bahnhofe. In den Fabriken heulen die Sirenen, von den Zechenhäusern ertönt der helle Ton des Bergglöckleins. In allen diesen Tönen scheint eine Zauberkraft zu liegen. Die Tore der Hütten, die Hallen der Fabriken, die Pforten der Gruben öffnen sich, und in schwarzem Gewimmel entströmen ihnen die müden, beruhten Gestalten und erfüllen die Straßen und Gassen des Ortes. Mit demütigem Sinn, voll Dank gegen Gott beugen die rauhen Männer ihr Knie vor dem Gotteshause, die Bergleute rufen sich ihr Glück auf zu. Die jungen Bergarbeiter und die Grubenmädchen treten truppweise mit Lachen und Scherzen den Heimweg an. Wer um diese Zeit den Ort verläßt und das freie Feld aufsucht, der wird die zahlreichen Fußwege von schwarzen Gestalten belebt finden, die einzeln oder in Gruppen von und zu der Arbeit eilen. Das ist die Stunde des Schichtwechsels, der den Industriebezirk wie einen ungeheuren aufgeschürten Ameisenhaufen

erscheinen läßt, in dem es von zahllosen Lebewesen wimmelt. Es ist das gewaltige Arbeiterheer, das über und unter Tage seine Arbeit leistet und die geeinte Kraft zeigt, die die großen Werke in ihrem Betriebe, in ihrer produktiven Tätigkeit erhält. Der aufmerksame Beobachter fühlt um diese Zeit den mächtigen Pulsschlag des Lebens, das der menschliche Geist in dieser einst so stillen Gegend zu wecken gewußt hat, und das jetzt den Bezirk wie ein mächtiger Strom durchflutet.

Schneller Wechsel.

Die Entwicklung der obererschlesischen Industrie ist in den letzten zehn Jahren eine außerordentliche gewesen. Der mächtige Fortschritt zwang die Ortschaften, ihre Größe der aufstrebenden Industrie anzupassen. Dies geschah und geschieht heute noch mit einer solchen Hast, daß nicht Häuser, sondern ganze Straßen auf einmal gebaut werden. Dadurch sind benachbarte Orte so miteinander verschmolzen, daß nur der alte Einheimische sich einer genauen Kenntnis der Ortsgrenzen rühmen kann. Die Städte Gleiwitz, Königshütte, Beuthen und Rattowitz sind mächtige Bevölkerungszentren geworden. Die von ihnen ausgehenden Häuserwellen verschlingen immer mehr die ländliche Umgebung und bringen Nachbarorte in den Bereich des Stadtbezirks, von wo aus sich wieder Arme nach den nächstentfernten Orten ausstrecken. Überall ist das Bestreben erkennbar, den Industriebezirk in ein zusammenhängendes Häusermeer zu verwandeln.

Die ländlichen Orte zeigen eine große Verschiedenheit der Anlage. Einzelne sind Muster von Unregelmäßigkeit, sie sind in einer Zeit entstanden, wo ein Bauplan noch keine berechnete Existenz hatte. Ihr Gegenstück sind die von einzelnen Gewerkschaften angelegten Kolonien. Da sind es oft nur die Blumen auf den Fenstern, die ein Haus von dem andern unterscheiden. An allen diesen Orten, sowie an deren Umgebung kann man den Kampf zwischen Vergangenheit und Gegenwart beobachten. Es soll noch Gemeinden geben, wo man nach althergebrachter Sitte die abendliche Beleuchtung dem Monde, die Verbesserung der Fußwege dem Froste und die Beseitigung des lästigen Straßenstaubes den Wolken überläßt. Solche Bemerkungen sind aber oft nur heute gültig, morgen nicht mehr. Wo vor wenigen Wochen eine einzige Gaslaterne die Beleuchtung des ganzen Ortes zu besorgen hatte, strahlen heute elektrische Bogen- oder Glühlichtlampen in allen Straßen. Im Herbst wandeln die Bewohner auf eleganten Trottoiren, während im vorausgehenden Frühjahr die biedersten Dorfpatrioten über die Grundlosigkeit der Bürgersteige fluchten. Im Sommer des einen Jahres treiben sich Staubwolken auf Straßen und Plätzen umher, ruinieren der Hausfrau die Gardinen und verwandeln die tugendlosen Bergmannsjungen in kleine Neger, während das folgende Jahr Sprengwagen und Hydranten um die Wette einen Regen sprühen sieht, der die Luft abkühlt und dem lästigen Kohlenstaub das Handwerk legt. Auf der Landstraße arbeiten sich die Wanderer mühsam durch die Schmutzschicht, oder sie vertrauen sich einem Omnibus an, um in diesem Gefährt die Größe ihrer Geduld zu erproben. Da tauchen eines

Tages Scharen von Arbeitern auf, die neben dem Wege einen künstlichen Damm herstellen. Auf diesem eilt nach wenigen Wochen die Straßenbahn dahin, deren Wagen Menschen befördern, für die Zeit Geld bedeutet. Wo im vorigen Jahre noch der Spiegel eines Teiches erglänzte, da erhebt sich in diesem Jahre eine große Fabrikanlage mit qualmenden Effen. Während an einer Stelle modern gebaute Häuserreihen wie durch Baubergewalt aus dem Boden wachsen, verschwinden alte Kolonien vor dem vordringenden Bergbau, und wüste Trümmer bezeichnen die Stelle, wo einst Menschenfreud' und Menschenleid eine Stätte hatten. Wo im Sommer ein blühendes Kornfeld wogte, da warnen nach der Ernte die bekannten Totenköpfe vor



Bruchfeld und Halde.

dem Betreten des Ackers. In der folgenden Zeit tritt ein Ziehen, Senken und Reißen der Oberfläche ein, und der wiederkehrende Frühling meidet traurig das entstellte, verödete Land. Wenn aber nach Jahren die Senkung vollständig geworden ist, dann werden die toten Strecken dem Ackerbau zurückgewonnen, indem man die tiefen Risse und Sprünge mit Schlacke ausfüllt, das geebnete Feld mit fruchtbarer Erde überfährt und der Kultur unterwirft. So verändern sich unter dem Einflusse der Industrie die Bilder der Wohnstätten und der Gegenden; ein Stillstand in diesem hastigen Wechsel dürfte erst dann eintreten, wenn der letzte Wagen Kohle dem Schoße der Erde entnommen sein wird.

Das Leben im Industriebezirke.

Dem jäh wechselnden Ausdruck der Gegend gleicht das Schicksal der Menschen, die sie bewohnen. „Rasch tritt der Tod den Menschen an“ — „Heute rot, morgen tot“ — über allen industriellen Anlagen sieht das geistige Auge diese ernststen Todesmahnungen in Riesenlettern schweben. Der Tod lauert in allen Gestalten, um reiche Ernte zu halten. Den Bergmann erwartet er auf der Fahrt, vor Ort oder in den Stollen. Da reißt das Seil der Förderung, und die Schale saugt mit den Infassen in die verderbenbringende Tiefe. Kohlenmassen lösen sich und begraben den ahnungslosen Arbeiter, Gase vergiften seine Lunge, oder ein Schachtbrand verhindert seine Rückkehr aus der Unterwelt. Den Hüttenmann bedrohen Walzen und Räder, Gas- und Kesselerplosionen; schweflige Gase verkürzen dem Zinkhttenarbeiter das Leben; für diesen bedeutet jeder Tag zwei Schritte zum Grabe.

Wer im Leben sich frisch durchschlagen will, muß zu Schutz und Trutz gerstet sein. Wer im Industriebezirk fortkommen will, darf kein Gemttsmensch und in der Wahl der Mittel nicht allzu wählerisch sein. Wenn es glückt, der entwickelt sich aus kleinen Anfängen zu Reichtm, denen aber Zufall und glückliche Spekulation Reichtümer über Reichtümer in den Schoß geworfen haben. Die Rehrseite davon! In einem Restaurant legten Ranges sitzt ein silberhaariger Grei bei einem einfachen Mahl. Er wird in einem Bureau als Schreiber beschäftigt, aus Gnade und Barmherzigkeit; denn er war einst ein glänzender Gardeoffizier. Eine Reihe angesehener Familien des Industriebezirks sind in den Grnderjahren vernichtet worden, und manch adeliger Sproß verbirgt bei einer groben Arbeit, seitab von dem glänzenden, rauschenden Leben, seine vornehme Abstammung.



Polnischer Jude.

einer „Spize“. Ein Schreiber wird Direktor, ein einfacher Bergmann Grubenleiter, ein Bndeljuden Kohlenknig, ein Hausknecht Millionär. Ein armer Offizier schwingt sich durch die Heirat mit einer Httenbesitzerin in die Reihe der größten Magnaten auf. Der Httenschmied wird Begründer einer Fabrikanlage mit Welt-ruf. Charakteristische Typen des ober-schlesischen Industriebezirks sind „das Leopold, das Ignaz“, einfache Männer aus dem Volke, denen Lesen und Schreiben viele Schwierigkeiten be-

Eine Gegend, die so viele, mannigfaltige und lohnende Beschäftigungen aufweist, ist naturgemäß der Anziehungspunkt einer Menge von stellunglosen Existenzen, nicht zum wenigsten von solchen, die in einem anderen Wirkungskreise Schiffbruch

gelitten haben oder durch widrige Verhältnisse aus der alten Bahn herausgedrängt wurden. In Scharen strömen sie herbei, die Ehrlichen und die Verkommenen, von der Not gedrängt oder vom Golde gelockt, vom Zufall geschoben oder von der Protektion liebevoll geleitet. In der Schreibstube sitzt der mit Narben bedeckte Student, der verfrachtete Jurist, der entlassene Lehrer neben dem auf gewöhnlichem Wege entstandenen Bureaukraten. In den technischen Anlagen begegnet man Beamten aus aller Herren Ländern. Einige lassen sich in dem fremden Lande, das ihre Kenntnisse zu schätzen weiß, dauernd nieder, andere studieren die hoch entwickelte deutsche Industrie, um die Ergebnisse der Studien anderwärts praktisch zu verwerten.

Die dicht gesäte Bevölkerung des obereschlesischen Industriebezirks setzt sich zusammen aus dem kleineren Teile der Beamten, Geschäftsleute und Handwerker und dem weitaus überwiegenden Teile der Arbeiter.

Die Arbeiterbevölkerung ist meist slavischer Abstammung. An ihr kann man ebenso, wie an dem Boden des Landes, die Einwirkung der Gegenwart auf die Vergangenheit, das heißt den siegreichen Einfluß jener studieren. Aus Jahrhunderte langer, drückender Knechtschaft hat ein guter Genius freie Bahn geschaffen zu einem menschenwürdigen Dasein. Lohnende Arbeit und Bildung des Geistes, diese beiden Geschenke hat er dem gebeugten Volke in den Schoß gelegt, um den Charakter von den Schlacken der Vergangenheit zu läutern. Der obereschlesische Arbeiterstand ist der beste Beweis für den segensreichen Einfluß einer gesunden Kultur. Wie groß ist heute schon der Abstand zwischen einem Arbeiter im Industriebezirk und seinem ländlichen Stammesgenossen jenseit der russischen Grenze! Die hervorstechendsten gesunden Züge der Bevölkerung slavischer Abstammung sind Religiosität, Lebhaftigkeit des Temperaments und Ausdauer bei der Arbeit. Mit dem religiösen Sinn hängt die große Opferfreudigkeit bei Herstellung und Ausstattung von Gotteshäusern und anderen geweihten Stätten zusammen. Es dürfte innerhalb der schwarz-weißen Pfähle kaum eine zweite Gegend geben, wo auf einem so engen Raume eine so große Anzahl prächtiger Kirchen sichtbar wird. Die großartigste Leistung religiösen Opfermutes ist der Kalvarienberg bei Deutsch-Bielar, eine Sehenswürdigkeit des altberühmten Wallfahrtsortes. In den Festtagen des August ist der Zuzug der Fremden aus den angrenzenden Ländern ein so enormer, daß sich die tägliche Zahl der Besucher auf 50 000 beläuft. Der Kalvarienberg ist mit den vielen kleinen Tempeln, Kapellen, Grotten, Statuen und Bildern eine anschauliche Darstellung der Leidensstätten Christi. Von der Höhe, die eine prächtige Wallfahrtskirche ziert, hat man eine ausgedehnte Fernsicht. Nach der einen Seite schweift der Blick über einen großen Teil des Industriebezirks, dessen Häuserwogen bis an den Fuß des Berges vordringen, auf der entgegengesetzten Seite sieht man das wellige Hügelland Polens in tiefem Dornröschenschlase ruhen.

Wie die Wallfahrten, so vereinigen auch die Ablassfeste große Menschenmassen an einem Orte. An einem solchen Tage gleicht das Dorf einem riesigen Heerlager von Buden und Zelten, zwischen denen sich die plaudernde, scherzende und feilschende Menge fortschiebt. Ein sinnverwirrender Lärm von Jahrmarktstönen vervollständigt dieses Bild echt obereschlesischen Lebens. An solchen Tagen zeigt der Industriebezirk

auch Gestalten des Unglücks und des Elends. An den Pforten der Kirche und an deren Umfriedigung sieht man sie hocken, diese Stiefkinder des Schicksals, erbarmungswürdige Wesen, die mit monotoner Stimme Gaben heischen. Die slavische Bevölkerung kargt nicht mit Geldspenden, weil man dem Gebet dieser Unglücklichen besonders günstige Wirkungen zuschreibt. Ein Gegenstück zu dem rauschenden Leben des Ablassfestes ist der Allerseelenabend. Auch diese Feier führt an einem Orte ein großes Menschenheer zusammen; aber mit stillem Ernste wandeln die Besucher des Friedhofes zwischen den in ein Lichtmeer eingehüllten Gräberreihen. Da und dort neigen sich die Gestalten in heißem Schluchzen zu der Erde nieder; denn unter dem Hügel ruht wohl der Gatte oder der Vater oder Bruder. Ein grausames Schicksal hat ihn in der Blüte der Jahre dem Kreise der Seinen entrißen. Im dunklen Reiche der Tiefe oder in dem schwirrenden Räderwerk hat er einen entsetzlichen Tod gefunden.

Die Freuden des Lebens knüpfen sich für den Arbeiter besonders an zwei Tage, an den Löhnungstag in jedem Monat und an den Sonntag jeder Woche. Wann wirst Du eine neue Tafel bringen? Auf Löhnung! lautet die schnell fertige Antwort des Schülers auf die Frage des Lehrers. Am Löhnungstage regiert im Industriebezirk König Gold, und es ist keine bloße Redensart, daß an diesem Tage das nötige Kleingeld fehlt. Der Arbeiter bestellt ein Glas Bier, er kauft eine Zigarre, einen neuen Hut, überall zahlt er mit einem Goldstück, und die Geschäftsleute geraten trotz umfassender Vorbereitungen mit dem Herausgeben in Verlegenheit. Die Einkommensverhältnisse aller Arbeiterklassen sind gute. Wenn in manchen Fällen der Überfluß nicht zweckmäßig angewendet wird, so liegt der Grund darin, daß der geistige Fortschritt hinter dem materiellen zurückgeblieben ist. Als im Anfang der neunziger Jahre nach einer Zeit der Dürre ein Goldregen in den Schoß der Arbeiterbevölkerung sich ergoß, wußten die Lokalzeitungen täglich neue Stücklein von der komisch-unzweckmäßigen Anwendung des Geldes zu berichten. Alte Bergleute spielten in kindischer Freude mit den verdienten Goldstücken; die jüngeren Arbeiter tranken nur noch Kulmbacher und würfelten um einen Taler. Um sich im Warteraum erster Klasse breit zu machen, lösten Maschinenarbeiter Fahrkarten erster Klasse und zerrissen sie nach dem Verlassen des Raumes. Ein paar Beckermäuler unter den Schleppern erstanden ein Pfund feinsten Kaviars und orientierten sich über die fremde Speise mit der Frage: wie wird denn das Zeug gekocht? Solche Streiche kommen auch heute noch vor, wenn auch vereinzelt. Die Steigerung der Lebensmittelpreise, die zunehmende bessere Einsicht machen die unvernünftige Verwendung des Lohnes immer seltener. Im allgemeinen kann man aber auch heute noch behaupten: der Löhnungstag ist ein Festtag im Leben der Arbeiter, er ist der Tag der schwankenden Gestalten, der Tag, an dem die Schulden getilgt werden und alles eingekauft wird, was „fein“ ist und „gut“ schmeckt.

Mit dem Wohlstande der Arbeiterbevölkerung hat sich auch der Sinn für Ordnung und Bequemlichkeit in der Wohnungseinrichtung gehoben. Echte Möbel sind in den Arbeiterwohnungen beinahe zur Regel geworden, und die ganze Ausstattung der Stuben zeigt einen Aufwand, den wir in den ländlichen Wohnungen selbst wohlhabender deutscher Gegenden vergeblich suchen. Die größte Freude

haben die Arbeiter an Heiligenbildern und Heiligenfiguren, von denen in jeder Wohnung eine ganze Reihe anzutreffen ist. Großartige Schöpfungen der Neuzeit sind die Arbeiterwohnungen, die von den großen Gewerkschaften aufgeführt worden sind und die allen Anforderungen der Hygiene entsprechen. Badeeinrichtungen, Waschküchen, Backvorrichtungen würden selbst höhere Ansprüche, als sie der Arbeiter macht, befriedigen.

In der Woche regieren die schwarzen und grauen Farben, der Sonntag dagegen entfaltet die buntesten Farbmischungen. Die beruhten Gestalten der Woche haben sich in tadellos saubere Menschen verwandelt. Da und dort taucht in den Grenzbezirken noch die alte polnische Nationaltracht auf. Die jüngere Generation der industriellen Arbeiter hält streng auf Mode. Der Schlepper, der an Wochentagen einer Reklamefigur für afrikanische Tabake gleicht, läßt am Sonntag sein elegantes Kammgarn- oder Lodenkostüm bewundern.

Der Sonntagnachmittag ist auch im Industriebezirk ein lustiger Geselle. Im Sommer sind die Land- und Fußwege, die Gärten, Gasthäuser und Ausflugsorte überfüllt mit Tausenden von fröhlichen Menschen. Musik ertönt aus jedem Winkel, den Gesangvereinen und Bergkapellen machen die Harfenspieler und die großen Automaten erfolgreiche Konkurrenz. Das nationale Instrument der slavischen Bevölkerung ist die Harmonika, im Volksmunde Schlepperpianino genannt. Das Temperament äußert sich in drastischen Schilderungen, in lebhaften Gesten und in dem häufigen Gebrauche von Kraftworten, wie pieronie (Donnerwetter) und psä krew (Hundeblut). Am Abende eines Sonntags drängt sich auf den engen Bahnsteigen eine lärmende Menschenmenge, und das Stoßen, Drängen, Schieben, das brausende Stimmengewirr nimmt erst mit der Abfahrt des Zuges ein Ende.

Nacht im Industriebezirke.

Dies ist aber nicht die stille, ernste Göttin mit ihren beiden Begleitern, der Ruhe und dem Frieden. Diese Nacht meidet den Bezirk. Dort, auf dem langgestreckten Hügelrücken jenseits der Grenze hat sie sich zur Ruhe gebettet, die Augen abgewendet von der seltsamen Gegend. Nur ihre dunklen Schleier flattern herüber, wo sie zerfetzt und zerrissen werden von den Tausenden von Gas- und elektrischen Lichtern, von der aus den Hochöfen wild aufschlagenden Lohe, von den funkensprühenden Effen der Walzwerke. Am dunklen Himmel malt sich der blutrote Widerschein der Kokereien, und die am Tage schwarzen Halben erglühen seltsam im Hauche des Nachtwindes. Aus den Hüttentoren rasseln feurigen Schlangen gleich die Schlackenzüge heraus. Die knisternden Ringe lösen sich von der Unterlage; sie krollern den Abhang der Halbe hinunter, bersten, und der sprühende Kern taucht die wilde Gegend in ein jäh aufstrahlendes Licht. Mit gellendem Zischen entweicht der Dampf seiner Haft, die Räder rasseln, die Dampfhämmer erschüttern den Erdboden. Die ganze Nacht ein Knirschen und Dröhnen, ein Stoßen und Rauschen. Wenn die Sonne den fleißigen Landmann vom Lager scheucht, dann sucht der Hüttenarbeiter

müde seine Ruhestätte auf, und der aus der Finsternis des Schachtes emportauchende Bergmann schließt vor der Fülle des Lichts seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen. —

So ist die seltsame, viel verkannte, weil unbekannte Gegend beschaffen, so sind die Menschen, so ist das Leben im ober-schlesischen Industriebezirk. Ist dessen äußeres Kennzeichen der schnelle Wechsel, so ist in seinem inneren Leben ein kalter Materialismus der hervorstechendste Zug. Dieser durchweht alle Stände, er verschließt die Herzen dem Gemütvollen, fördert die Herrschaft des Scheins, nährt den Kastengeist und versperrt dem idealen Streben den Weg. Leben und Genießen, zur Geltung- und Vorwärtskommen: das ist die Parole des Lebens. Wird mir die Arbeit Geld oder Ehre einbringen? wird sie bemerkt werden? — diese Fragen dirigieren alle Bestrebungen, sie verbergen sich auch hinter den Veranstaltungen, die das Wort Wohltätigkeit auf ihre Fahne geschrieben haben. Damit ist kurz der Grund angegeben, warum in einer Gegend, die so unerschöpfliche Reichtümer enthält, verhältnismäßig wenig zur Förderung der Kunst und des Schönen geschieht. Wohl sind an einzelnen Orten kräftige Keime davon vorhanden, aber der Geist liegt noch zu sehr im Kampfe mit der Materie, um sich mit Muße der Pflege des Idealen hingeben zu können. Nur eine vereinte Tätigkeit aller derer, die nicht vom leiblichen Brote allein leben, kann die Herrschaft der idealen Gesinnung erweitern. Dann wird dem Antlitz des Industriebezirks die Schönheit freundlich-anmutigere Züge leihen; dann wird der ober-schlesische Industriebezirk als Edelstein noch mehr wie jetzt in dem Reifen der Hohen-zollernkrone strahlen.

Die letzte Schicht.

Ein trüber Dezembertag geht seinem Ende entgegen. Die mit Rauch und Dunst erfüllte Luft lastet bleiern auf der schmutzigweißen Schneedecke, die das Unheimliche des Bruchfeldes einigermaßen verhüllt. In der dicken Atmosphäre scheint jedes Leben erstorben zu sein. Nichts verrät, daß hundert Meter unter der Oberfläche ein heißer Kampf zwischen Menschen und den entfesselten Elementen der Unterwelt droht. Die gefährlichen Kohlendämpfe der Brandfelder sind wieder einmal durchgebrochen, und trotz stundenlanger Anstrengung ist es nicht gelungen, der Eingedrungenen Herr zu werden.

Aus dem Grubentore treten hastig drei Bergleute mit brennenden Lampen und eilen über den holprigen Boden des Feldes. Es ist der Fahrsteiger des Reviers mit zwei Häuern. Der Beamte hat in der Grube sein Leben gewagt, um den Herd der Gase zu entdecken, alle Mühe war vergebens. Doch das Pflichtgefühl läßt ihn nicht zur Ruhe kommen, es brennt in seiner Brust wie in der Brust eines alten Soldaten, der den Feind aus der Verschanzung nicht vertreiben kann.

An einem alten Wetterschachte machen die drei Männer Halt. Der Führer hat sich zum äußersten entschlossen; er will von hier aus in das bedrohte Gebiet

vordringen, um die Durchbruchsstelle der Gase zu entdecken. Prüfend steht er am Rande der dunklen Öffnung: er kann das Wagnis unternehmen, die Wetter fallen ja.

Vorsichtig klettert er die steilen Fahrten hinab. Nur der Schein der treuen Lampe begleitet ihn auf diesem ernstern Gange. Schon weiß er sich in der Nähe der Grubensohle — da schlägt ihm ein Schwaden brandiger Wetter entgegen. „Die Gase kommen!“ Mit der ganzen Kraft seiner Lungen ruft er es zu den ihm folgenden Häuern hinauf. Dann strebt er mit dem Mute der Verzweiflung nach oben.

Zu spät! Die Dämonen der Tiefe halten ihr Opfer mit unbarmherziger Sicherheit fest. Die Lampe erlischt vor ihrem stickenden Hauche. Tiefes Dunkel hüllt den Unglücklichen ein. Die Sinne und die Willenskraft schwinden. Langsam lösen sich die Hände von der Fahrt. Der Körper sinkt hinab und schlägt schwer auf der zunächst liegenden Bühne auf. Über den Leblosen hinweg schwillt der Giftstrom und schreitet der Mündung des Schachtes zu. Nur mit Mühe entrinnt die beiden Häuer dem tödtlichen Atem.

Wie Irlichter flackern bald darauf Lampen in der eingetretenen Dunkelheit um die Unglücksstätte. In fieberhafter Eile sind die Kameraden des Verunglückten am Rande des Schachtes mit den Rettungsarbeiten beschäftigt. Eine Gestalt löst sich aus der Gruppe und tritt an die Mündung, offenbar in der Absicht, in die gefährliche Tiefe hinabzubringen. Da schießt eine Feuersäule aus dem Schachte heraus — der Gasstrom hat sich an der brennenden Lampe entzündet. Die rote Glut taucht die Umgebung in ein magisches Licht und beleuchtet den Kreis der umstehenden Menge, deren Gesichter Hülfslosigkeit und lähmendes Entsetzen verraten.

Die riesige Flammensäule hebt sich höher und immer höher zum Nachthimmel empor. Gleich feurigen Wogen quillt es aus der Mündung des Schachtes heraus; es braust und heult das schaurige Siegeslied entfesselter unterirdischer Geister. Die Flamme steigt dann wie ein prächtiges Purpursegel zur Höhe hinauf und zerflattert in tausenden feuriger Zungen.

Tief unten aber ruht weltentrückt in Nacht und Stille der Steiger nach seiner letzten Fahrt. Über seinem Grabe bläht sich im kühlen Hauche des Nachtwindes die lobende Totenfahne.

R. Urbanek.





Lublinitz und seine Anstalten.



Die Stadt Lublinitz, an der Lublinitz gelegen, war bis in das vergangene Jahrhundert hinein eine Mediastadt. Denn sie unterstand nicht unmittelbar dem deutschen Reiche, sondern einem Standesherrn. Sie wurde in früherer Zeit Lubliniec, Lubenski, Lubin und auch Lublin genannt. Den Namen der Stadt leitet die Sage davon her, daß Herzog Wladislaus von Oppeln, als er nach einer Jagd auf einer Anhöhe Rast hielt, geäußert haben soll: „Lubi mi sie, tu kościół i miasto budować“, zu deutsch: „Es gefällt mir, hier eine Kirche und eine Stadt zu bauen“. Daß Wladislaus diese Absicht schon 1241 zu verwirklichen begann, wird von vielen bezweifelt und nur zugegeben, daß an jener Stelle ungefähr 1272 ein Schloß und eine Kapelle gestanden haben sollen, um welche Zeit dann Herzog Boleslaus von Oppeln (1288—1313) die spätere Stadt erbaut hat. Im vierzehnten Jahrhundert wurde Lublinitz, gleich der Nachbarstadt Rosenberg, der Krone Böhmens unterworfen. Im folgenden Jahrhundert gehörte es dem jedesmaligen Herzoge von Oppeln. Später wurden die ober-schlesischen Herrschaften kaiserliche Kammergüter, und damit begann für Lublinitz die Periode wechselnden Pfandbesitzes. Aus dem Jahre 1776 ist bekannt, daß die Stadt den jetzigen Kommunalforst im Wege des Vergleiches mit dem Besitzer der Herrschaft Ruschinowitz und Kofottetz, dem Grafen von Schlegendorf, erhielt. Dieser nach den damaligen Vermessungen 5203 Morgen große Forst ist gegenwärtig noch ein wertvoller Besitz und ein angenehmer Aufenthaltsort für die lustwandelnden Stadtbewohner.

Das früher in weiteren Kreisen wenig bekannte Städtchen hat in neuerer Zeit eine größere Bedeutung erlangt. Durch den Anschluß an die Eisenbahnlinien Breslau—Myslowitz und Oppeln—russische Grenze ist es ein Sammelplatz für das reisende Publikum geworden. Noch mehr aber haben die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier entstandenen Anstalten seinen Namen weit über die Grenzen der heimatischen Provinz bekannt gemacht. Die älteste dieser Anstalten ist die von dem Besitzer der Herrschaft Lublinitz, Franz von Grottowski, gestiftete Erziehungs-Anstalt

für Waisenfinder. In seinem am 22. August 1812 errichteten Testamente bestimmte er für seine Gemahlin nur den lebenslänglichen Nießbrauch seiner Hinterlassenschaft. Nach ihrem Tode aber sollten drei Viertel seines Vermögens zur Stiftung einer Wohltätigkeits-Anstalt verwendet werden. Er sagt darin wörtlich: „Nach dem Tode dieser meiner Universal-Erbin will ich eine Erziehungs-Anstalt im Schlosse von den Revenuen meines vermöge gedachten Inventarii gebliebenen Nachlasses etabliert haben; eine Hochlöbliche Regierung aber hiermit um deren Errichtung ich sehr bitte. Diese Erziehungs-Anstalt soll aus Knaben und Mädchen vom neunten Jahre ihres Alters an bestehen, sie mögen adligen oder bürgerlichen Standes, katholisch, evangelisch oder reformiert sein. Bei Ausgang des 16. Jahres ihres Alters werden sie die Erziehungs-Anstalt zu verlassen haben. Diese Erziehungs-Anstalt soll die Grottowskische heißen. Den zu erziehenden Kindern soll die Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, sowie der Gehorsam gegen die Gesetze bestens eingeprägt werden.“

Am 11. Juli 1843, dem Todestage des Stifters, wurde der Grundstein zum Hauptgebäude der Anstalt in feierlicher Weise gelegt, und im Herbst des Jahres 1847 war der ganze Bau beendet. Er bestand aus dem fünfundzwanzig Meter langen, drei Stockwerke hohen, massiven Hauptgebäude mit zwei ebenso langen und hohen Seitenflügeln und zwei einstöckigen, gleichfalls massiven Wirtschaftsgebäuden. In der Mitte der Vorderfront des Hauptgebäudes befindet sich das Hauptportal mit großer Freitreppe und darüber das Wappen des Stifters. Vor der Freitreppe breiten sich große Rasen- und Blumenplätze mit abschließenden Fichtengebüschen aus. Der zwölf Morgen große Garten wird zum Anbau von Gemüse und Obst benutzt.

Am 8. Oktober 1848, dem Geburtstage des Stifters, fand in feierlicher Weise die Weihe und Eröffnung der Anstalt statt. Aufgenommen werden nur gesittete, körperlich und geistig bildungsfähige Knaben und Mädchen christlichen Glaubens im Alter von neun bis sechzehn Jahren ohne Unterschied des Ranges und des Standes aus der Provinz Schlesien, denen die Mittel zu ihrer Erziehung fehlen. Es ist Aufgabe der Anstalt, die ihr anvertrauten Kinder zu gottesfürchtigen und christlich gesinnten Menschen zu erziehen, sie an Tätigkeit, Sitte und Ordnung zu gewöhnen und ihre Körper- und Geisteskräfte so zu entwickeln, daß sie in ihrem künftigen Berufe davon einen verständigen und nützlichen Gebrauch machen können. Die dreiklassige Anstaltsschule arbeitet nach dem Lehrplan einer mehrklassigen Stadtschule. Befähigte Knaben erhalten, wenn sie Neigung für das Schulfach zeigen, Violin- und Klavierunterricht und werden in allen Unterrichtsgegenständen so weit gefördert, daß sie gut vorbereitet in eine Präparandenanstalt eintreten können. Die Mädchen werden zur Anfertigung ihrer einfachen Bekleidung und sämtlicher in der Anstalt notwendigen Wäschegegenstände und deren Ausbesserung angeleitet.

Der Grottowskischen Erziehungs-Anstalt gegenüber nach dem nahen Stadtförste zu liegt das alte Schloß, in dem der Stifter der Anstalt am 11. Juli 1814, im Alter von beinahe 81 Jahren, sein Leben beschloß. Dieses Schloß mit dem daran liegenden Gelände wurde im Jahre 1892 von der Provinz angekauft und nach einem gründlichen Umbau zu einer Provinzial-Heil- und Pflgeanstalt eingerichtet, in der Land- und Ortsarme der Provinz Schlesien aufgenommen werden. Die Anstalt hat 340

Krankenbetten und die nötigen Räumlichkeiten für zwei Ärzte, sowie Familienwohnungen für drei Ober- und acht Unterbeamte und für das aus sechsunddreißig Köpfen bestehende Unterpersonal.

Dicht an die Pflgeanstalt schließt sich das Gebiet der Provinzial-Erziehungsanstalt, in der die nach dem Gesetz vom 13. März 1878 zur Zwangserziehung bestimmten Minderjährigen Aufnahme finden. Diese Anstalt wurde am 15. August 1885 eröffnet. Sie bietet Platz für 256 Knaben und 100 Mädchen und ist mit einem Kostenaufwande von 533 000 Mk. aufs zweckmäßigste eingerichtet worden.

Das Anstaltsgrundstück umfaßt etwa dreizehn Hektar Bodenfläche. Der von Natur unfruchtbare Sandboden ist durch die nunmehr fünfzehnjährige zielbewusste Kultur so verbessert worden, daß die angebauten Obst- und Gemüsearten reiche Erträge geben.

Die Knaben werden je nach Anlage und Neigung einem Handwerk zugeführt, oder sie kommen wie die Mädchen als Dienstboten aufs Land, stehen aber während der ganzen Dauer der Zwangserziehung, die für gewöhnlich mit dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre aufhört, unter der Aufsicht der Anstalt. Rückfällige Knaben lernen nötigenfalls in der Anstalt ihr Handwerk aus und legen vor der Innung des Ortes die Gesellenprüfung ab. Um sie von den schulpflichtigen Knaben zu trennen, ist ein besonderes Haus erbaut worden, das neben Wohnzimmern eine Reihe Arrestlokale enthält. Die Anstalt besitzt eine eigene Schule, die das Ziel einer dreiklassigen Volksschule erstrebt. Außerdem sind noch vorhanden sieben Werkstätten, eine Gärtnerei mit Glashaus und die erforderlichen Gebäude zum Betriebe der Landwirtschaft.

Th. Juroß.





Pfungstgebräuche in Schlesien.



Schmückt das Fest mit Maien,
Lasset Blumen streuen!



Die in der Natur Wiese, Feld und Wald zur Zeit des „lieblichen Festes“ Pfunstschmuck anlegen, so schmücken auch Menschen Haus, Hof und Stube mit Maien und grünen Zweigen. Die Maien sind junge, geschmeidige Birken, vor Tür und Tor gepflanzt, oder zierliche Reiser, die Fenster und Spiegel anmutig umrahmen, Decken und Wände in Grün kleiden und aus Krug und Vase oder vom Bilde herab freundlich grüßen. Bei geschickter Verteilung wird das Zimmer in eine grüne, von seinem würzigen Duft durchflutete Laube verwandelt. Zum Schmuck des Fußbodens der Stube liefert der benachbarte Teich die langen, grünen, schilfartigen Ralmusstaude. Doch ist es nicht dieser Pfunstschmuck, der Schlesien eigentümlich ist, das sind vielmehr Maien besonderer Art, die im Dunkel der Pfunstnacht aufgestellten Maibäume.

Wenn wir in den Pfunsttagen Ortschaften der rechten Oberseite Mittel- und Niederschlesiens, insbesondere die der Kreise Ols und Trebnitz durchwandern, winken uns schon von großer Weite, wenn noch die Häuser unsern Blicken entzogen sind, hoch über ihnen rote und weiße Tücher, munter in der Luft flatternd, entgegen. Fragend treten wir ins Dorf, und der erste Bauernhof gibt uns Auskunft über die eigenartige, aber freundliche Erscheinung. Ein junger, schlanker, gänzlich von Rinde, Zweigen und dem Wipfel befreiter Baum, hier gewöhnlich Kiefer, deren Durchmesser am Grunde zuweilen 20 cm übersteigt, ist gleich einem prächtigen Mastbaume aufgerichtet und tief in der Erde befestigt. Ein zweites, dünneres, gleichfalls aller Rinden und Zweige entledigtes Stämmchen erhebt sich, sicher befestigt, auf dem starken

Träger und zeigt am oberen Ende ein kleines, um den Stamm sich bewegendes Gestell. Darin wird nun ein 60—70 cm langes und breites Tuch aufgespannt, das der Wind nicht zusammenrollen, wohl aber einer Wetterfahne gleich spielend um den glatten Stamm drehen kann. Gelegenheit zum flatternden Spiel wird dem Wind dadurch geboten, daß der untere äußere Zipfel bis über die Hälfte der Länge des Tuches freigelassen ist. Die Spitze des oft mehr als 30 m hohen Maibaumes zieren Birkenzweige und ein lieblicher Blumenstrauß. Die Verbindungsstelle beider Stämme wird dem Auge durch Reiser- und Blumenschmuck verdeckt, und von unten auf schmückt den festen Stamm eine lange, aufgewundene Girlande. Das sind die „Maien“, mit denen man in jener Gegend das Fest schmückt, und deren manches Dorf oft mehr als zehn zählt.

Die jungen, schlanken, zu Maibäumen sich eignenden Kiefern oder Fichten werden schon vier bis sechs Wochen vor Pfingsten, zumeist in den den Bauern gehörenden Waldbüschen gefällt, von Rinde und Ästen sauber befreit, der letzten Wipfelspitze beraubt und zum Zwecke leichteren Aufrichtens zum Trocknen ausgelegt.

Ist der Pfingstabend endlich herangekommen, so sammelt sich die er-



Der Maibaum.

wachsene männliche Jugend des Dorfes im Kretscham und begibt sich gemeinschaftlich zu dem Gehöft, in oder vor dem sie den ersten Maibaum aufrichten will. Zuweilen teilen sich die Burschen in Gruppen, so daß die Aufstellung verschiedener Maien gleichzeitig erfolgen kann. An zehn Mann und mehr, je nach Stärke und Höhe des Baumes, sind erforderlich, den geschmückten, schlanken, aber schweren Maibaum aufzurichten, lotrecht zu stellen und sicher und tief genug in der Erde zu befestigen. Nach der Seite darf der schmucke Baum nicht hängen, „das ist des Teufels“; gerade empor zum Himmelszelt muß er zeigen. Alle Arbeit geschieht möglichst ohne Geräusch. So wandert die Schar von Gehöft zu Gehöft, und oft geht im Osten das Frührot des ersten Pfingstmorgens auf, ehe der letzte Maian aufgerichtet ist. Die Burschen, erfreut über ihre gelungene Arbeit, eilen still, nachdem sie einander schnell noch einen „Pfingstgutenmorgen“ geboten haben, in ihre Wohnungen zur kurzen Ruhe. Ist beim Gehöft ein recht hoher, lebender

Baum vorhanden, so wird er benutzt, um auf ihm die obere Hälfte eines Maian zu befestigen. Doch achtet man ihn jenen nicht gleichwertig. Mit Anbruch des Morgens haben die Bewohner des Dorfes, besonders die jugendlichen,

nichts Eiligeres zu tun, als den über Nacht entstandenen Schmuck zu beschauen, die Namen der ausgezeichneten Höfe und die Zahl der Maibäume festzustellen und besonders dem höchsten ihre Bewunderung zu zollen.

Am Nachmittage des Pfingstdienstages versammelt sich die erwachsene Jugend wieder im Wirtshause, zieht dann, mit einem Musikchor an der Spitze, von Maien zu Maien und legt sie unter großem Jubel der Dorfjungen behutsam um, damit wenigstens der Hauptstamm zur Wiederverwendung im nächsten Jahre erhalten bleibt. Daß sich die Mannschaften dabei den üblichen Trunk gestatten, ist erklärlich. So kehren sie denn gewöhnlich in heiterer Stimmung nach vollbrachter Arbeit in den Kretscham zurück, wo sie alsbald mit den Schönen des Dorfes dem Tanze huldigen.

Solche Pfingst- oder Maibäume werden auch bei den in Schlesien zu Pfingsten überall üblichen Volksfesten und Spielen aufgerichtet. Es seien unter diesen Festspielen hier genannt: die Wettrennen oder Wettreiten auf der „Pfingstweide“ oder dem „Pfingstgrafe“, wie sie als kriegerische Belustigungen auf den Malstätten in Übung gewesen sein mögen; das Kranz- und Entenreiten, bei dem der Sieger einen an den Querbalken eines starken Gerüstes gehefteten Kranz oder den herabhängenden Kopf der getödteten Ente in sausendem Galopp mit schneller Hand erhaschen muß; das Hahn-schlagen, dadurch ergöglich, daß man den durchs Loß bestimmten jungen Leuten die Augen verbindet und sie dreimal im Kreise herumbreht, so daß sie meist in verkehrter Richtung sich bewegen und zur Freude der Zuschauer mit dem Schwerte, das den Kopf des Hahnes abschlagen soll, Luftstrieche machen, ähnlich wie beim Topfschlagen. Hierbei steht der eine Maibaum auf dem Festplatze, der andere vor dem Dorfkretscham, in dem nach Schluß des Festes abends wieder flott getanzet wird. Auch am Johannis-abende werden oft diese Maien gesetzt, die dann gewöhnlich eine Woche stehen bleiben. Johannisfeuer brennen in dieser Gegend nicht. Schon manche fröhliche, wohl auch tragische Dorfgeschichte hat sich unter dem Maibaum abgespielt.

Der Maibaum ist aber nicht nur ein Schmuck des hohen Festes, er ist hier wie anderwärts, z. B. im Steirischen, auch ein schlankes, blankes „Ausrufungszeichen der Liebe“. In dem Hause, vor dem der Maibaum prangt, findet der Besucher immer ein hübsches Mägdlein, dessen Schatz oder Liebhaber ihm mit Hilfe der Kameraden des Dorfes in der Pfingtnacht den Maien als Zeichen seiner Verehrung gepflanzt. Freilich hat der Pfingstmorgen nur offenbart, was sich im stillen bereits angespannen hatte. Das schmucke Bauernmädchen begrüßt mit Freuden die ihr bereits vorher mitgeteilte Absicht ihres Schatzes, schenkt die Tücher zum Maien, pflückt Blumen und windet die Girlande; denn sie setzt nicht geringen Stolz darein, einen Maibaum zu haben. Beim Niederlegen des Baumes kredenzt die Holde anmutig den Festtrunk und verabreicht gern den wohlschmeckenden Pfingsttuchen. Der Anblick des hellen, schlanken Baumes im goldigen Sonnenschein des Pfingstmorgens versetzt sie in besonders frohe und hoffnungsvolle Stimmung. Der Sage nach verfällt sie unwiderstehlich dem Zauberbann des Maibaumes. Sie schneidet den Namen ihres Schatzes in den glatten Stamm als Zauberrune, die ihn sicher an sie kettet, wie ihm wiederum der Maibaum die holde Erfüllung seiner Wünsche verbürgt. Stehen zwei Maien vorm Gehöft, so gelten sie gewöhnlich einem geliebten Schwesternpaare. Nicht selten macht

sich auch die Eifersucht durch unangenehme Folgen bemerkbar. Der Rivale gönnt dem Vorgezogenen die Ehre des Maiensegens nicht, schleicht im Dunkel der Nacht heran, verunziert und verstümmelt den Maibaum, oder sägt ihn um und geht davon, was eine schlimme Bedeutung fürs Dirndl hat. Ahnt der glückliche Liebhaber dergleichen, so hält er Wache. Aug' in Auge stehen die Nebenbuhler einander gegenüber, und die Eifersucht treibt zum Kampf um die Erforene.

In manchem stillen Walddorfe kennt man noch jene altehrwürdige Sitte, Pfingsten unterm Maibaume zu feiern. Die Burschen tragen Birkensträube im Knopfloch, und die Mädchen sind mit Kränzen geschmückt.

Woher stammt denn gerade diese Art der Maibäume? In früheren Zeiten setzte man ähnliche Maien, wie in andern Gegenden. Starke Bäume, meist Birken, aber auch Erlen und Pappeln mit vollständiger Krone, wurden vor dem Tore des Gehöfts gepflanzt. Da sie aber nur einmal verwendet werden konnten, mußten alljährlich eine Menge schöner, grüner Bäume unter der Säge fallen. Und da bei ihrer Beschaffung die Grenze zwischen Mein und Dein bedenklichen Verschiebungen unterlag, wurden diese Maien bei Strafe bis zu fünf Talern verboten. Als Ersatz dafür schlug vor etwa siebzig Jahren ein findiger Kopf der Gegend die oben beschriebene Art vor, die allgemeinen Beifall fand, und mit der man, ohne es zu ahnen, zu Gebräuchen früherer Jahrhunderte zurückkehrte. Die Bäume halten bei vorsichtiger Behandlung mehrere Jahre aus, so daß den Kiefern- und Fichtenwäldern wenig Schaden geschieht. Wohl in Hinsicht auf die kirchliche Bedeutung des Pfingstfestes hat man bei diesem Brauch die rote und weiße Farbe der Tücher gewählt und die Kirchtürme zum Vorbilde genommen. Eltern und Großeltern erinnern sich beim Anblick der frischen Maibäume gern ihrer fröhlichen Jugendzeit. Leider ist der freundliche Pfingstschmuck im Verschwinden begriffen.

Die Gepflogenheit, das Heim zu Pfingsten mit Maien zu schmücken, ist uralte und auf deutschem Boden festgewurzelt. Sie stammt noch aus den Zeiten unserer heidnischen Vorfahren mit ihrem sinnigen Kult, die den Gottheiten Walhallas geweihten Festtage in innigen Zusammenhang mit der Natur zu bringen. Sollten doch sogar die an Haus und Hof angebrachten Maien die bösen Gewalten fernhalten, die nächtlich ihr Unwesen trieben. In alten Zeiten waren lebende Bäume die Malzeichen der Festplätze oder Malstätten.

Seit der Einführung des Christentums wurden die alten dauernden Malzeichen verdrängt, und man setzte bei jedem Feste neue „Bäume“, unter denen der „Maibaum“ der bekannteste war und an vielen Orten als Pfingstbaum auftrat. In den alten wendischen Ländern, namentlich in den Gegenden am linken Ufer der unteren Elbe wurde der Baum besonders hochgehalten. Da man gewöhnlich oben ein Kreuzzeichen befestigte, wurde er Kreuzbaum genannt. Der Platz um den Baum galt als heilig. Ein solcher Kreuzbaum war zwanzig und mehr Ellen hoch. Er wurde zu Mariä Himmelfahrt gesetzt. Das Dorf wählte den Baum im Walde, fällte und richtete ihn zu. Mit der Aufstellung war ein allgemeines Bechgelage verbunden. Die Sitte wurde nach und nach nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in Frankreich heimisch und bestand in England bis ins vierzehnte Jahrhundert. Allmählich fing

man an, gegen den Maibaum zu eifern, weil er ein Stück Heidentum bedeutete. Nach dem dreizehnten Jahrhundert verbot man geradezu das Maibaumsetzen und begründete das Verbot noch mit dem Hinweis auf den Schaden, den die Forsten erleiden sollten. Da man nun diesen Brauch aufgeben mußte, ihn jedoch nicht entbehren wollte, nahm er verschiedene neue Formen an. Man wählte kleine Exemplare oder beschränkte sich gar auf Reiser.

Mit dem Pfingstfeste standen in derselben Gegend Schlesiens noch manche eigentümliche Gebräuche in Verbindung. Es sei hier nur das „Austreiben des Rauchfieß“ näher beschrieben, welchen Hergang ich als Knabe vor fünfzig Jahren oft mit angesehen habe. Außerhalb des Dorfes, in einem nur den Eingeweihten bekannten Orte, schmücken eine Anzahl erwachsener Burschen am Pfingstbientage den vorderen Teil eines gewöhnlichen Arbeitswagens, auf dem der Lenkschmel ruht, in eigener Weise. Auf den beiden Enden der hinter der Wagenachse sich verlängernden und ausbreitenden Schere, die durch das Rückscheit verbunden sind, werden gleich den Vorderrungen zwei starke Stäbe aufrecht sicher befestigt. Durch vollständiges Ausflechten und Ausschmücken mit Laubreißern, so hoch als Rungen und Stäbe reichen, wird ein hübsch gepukter viereckiger Raum gewonnen, der unten geschlossen ist. In diesem nimmt der „Rauch- oder Raupfieß“, d. i. ein sich freiwillig meldender oder von der Menge gewählter erwachsener „gesunder Junge“ Platz. Über der schäbigen, buntfleckigen Kleidung trägt er ein weißes Hemd. Den Kopf deckt ein alter, breitkrempiger Hut. Neben sich stellt er ein Gefäß mit Schmutz und Schlamm. Die Pferde ersetzen vier oder sechs zwölf- bis fünfzehnjährige Burschen, die den Rauchfieß zur bestimmten Stunde des späteren Nachmittags ins Dorf fahren. Ein Bajazzo verkündet durch Ausschreien und Peitschenknall das Nahen des Rauchfieß. Die übrige Dorfjugend hat sich schon auf das „Austreiben“ gerüstet. Dem Rauchfieß wie den „Pferden“ sucht man allen möglichen Schabernack zu spielen. Es wird mit Wasser gespritzt, mit Schlamm geworfen, mit derben Redensarten geneckt. Langsam geht der Zug durchs Dorf, ein Schwarm Jungen dahinter her. Werden die Neckereien zu arg, stehen plötzlich die „Pferde“ still, und unter dem Rufe: „Rauchfieß wirf aus!“ folgt aus dem gedeckten Raum unter allgemeinem Gelächter und Geschrei durch Auswerfen des schmutzigen Vorrates ein geschickter Angriff auf alle, die sich ihm in vorwitziger Weise zu weit genähert haben.

Während dieser seltsamen Belustigung gehen die „Rauchfießbitter“, zwei schmutze Burschen in Feiertagskleidung, ein rotes Bändchen am feinen Spazierstocke und ein Sträußchen auf dem Hut, von Haus zu Haus, um Gaben zu erbitten. Beim Eintritt in die Stube trägt der eine folgenden seltsamen Reimspruch vor:

Ist der Herr und die Frau Wirtin zu Hause?
Doch wir kommen zu keinem Schmause,
Wir wollen erzählen, nicht schmausen:
Die schwarze Katze will mausen,
Doch nicht die schwarze allein,
Die weiße will auch dabei sein.
Wir waren verreist in fremder Welt,
Doch da bekamen wir kein Geld.

Wir sind gewesen in Sachsen,
 Wo die jungen Mädel auf Bäumen wachsen;
 Da sind sie auch sehr wohlfeil,
 Man krieget ein halb Schock um ein Strohfleil.
 Wir sind auch gewesen in Ungarn,
 Da litten wir Durst und mußten hungern.
 Wir sahen daselbst viele geklappte Lerchen,
 Die fanden in die Wirtshäuser besser, als in die Kirchen.
 Durst und Hunger hat uns gezwungen,
 Daß wir sind nach Frankreich gekommen,
 Da sollten sein die Bauern reich;
 Wir sandens anders alsogleich.
 Der erste mußte sterben,
 Der andre mußt' verderben.
 Der dritte mußt' entlaufen,
 Der vierte mußt' verkaufen,
 Der fünfte nahm den Bettelsack
 Und schlug den sechsten bis ins Grab. —
 Wir sind nun arm in Eurer Mitten
 Und wollten den Herrn und die Frau schön bitten,
 Daß sie uns möchten Gaben mittheilen,
 Damit wir können den kranken Rauchfieß heilen.

Nachdem eine Gabe an Geld gespendet, dankt der andere mit scherzhaften Worten:

Habt Dank, habt Dank für Eure Gaben,
 Die wir von Euch empfangen haben.
 Wenn ihr werd't kommen auf unser Feld,
 So werdt ihr finden eine Meze Geld.
 Werdet ihr's Euch nicht aufheben,
 So dürft ihr uns keine Schuld geben.

Der Ertrag der Sammlung wird unter die Teilnehmer verteilt. Das Ziel des Umzuges ist schließlich der in der Nähe des Dorfers gelegene Teich, in den der Rauchfieß an einer ungefährlichen Stelle, zur allgemeinen Belustigung der mitfolgenden Jugendschar, geschüttet wird. In fröhlichster Stimmung kehren alle nach Hause zurück.

Daß das Austreiben des Rauch- oder Rauchfieß den Anfang des Viehhütens im Frühlinge andeuten solle, wie einige annehmen, scheint nicht zutreffend zu sein, obgleich früher, da die Viehzucht noch überwog, Pfingsten für den Beginn des Sommers galt und darum für diese Gegenden eigentlich ein Hirtenfest war, an dem, wie in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg, der Festzug des geschmückten Viehes stattfand, bei dem der „Pfingstochs“ und die „bunte Kuh“ ihre Rollen spielten. Der merkwürdige Gebrauch mag vielmehr aus der Heidenzeit herübergekommen sein, wie das „Todaustreiben“. In der Regel fand das Umlegen des Maibaumes kurz vor der Umfahrt des Rauchfieß statt. Seit Jahren schon hat diese Sitte aufgehört. Kinder necken sich oft beim An- oder Ausziehen, wenn alle Kleider entfernt sind, mit dem Ausruf: „Hembefieß“. „Wiez“, mittelhochdeutsch Fuchs, bedeutet sonst schlauer Mensch.

In einigen andern Gegenden Schlesiens, z. B. bei Striegau, ist, wie „Rübezahl“ berichtet, vor etwa sechzig Jahren am Pfingstdienstage das sogenannte Pfingstreiten, ähnlich unserm heutigen Pferdewettrennen, als Dorfsvolksfest gebräuchlich gewesen, bei dem gleichfalls ein Rauchfieß, auch -fies oder -viez, eine Rolle spielte. Tage, selbst Wochen vorher wurden die tauglichsten jungen Pferde und Reitzzeuge von den Bauernsöhnen des Ortes für das Pfingstreiten vorbereitet und herausgeputzt. Die Teilnehmer versammelten sich am genannten Tage nachmittags im Gerichtskretscham und ritten von da auf das als Festplatz hergerichtete Brachfeld. Der Sieger im Rennen erhielt statt eines Preises den Titel eines Königs. Aus Achtung vor dieser Würde hatte sich die Gesellschaft für diesen Tag seinen Anordnungen zu fügen. Als Rauchfieß wurde ein Bursche gewählt, der den Mund auf dem rechten Flecke hatte, ein Spaßmacher, Hanswurst. Um beim Reiten der letzte bleiben zu müssen, erhielt er ein altes, abgemagertes Pferd. Sobald beim Wettrennen der erste am Ziele anlangte, was Trompetenschall verkündete, sprang der Rauchfieß vom Pferde und lief schnell in den Kretscham des Dorfes zurück, wo ein Korb mit Gröschelsemmeln bereit stand, die er alle anbeißen und das Abgeissene essen mußte. Unterdes ritt die Kavalkade nach Proklamierung des Königs im Schritt nach dem Wirtshause zurück, der bekränzte König an der Spitze. Dort mußte der Rauchfieß dem König sich nähern, ihn mit der üblichen Anrede begrüßen und ihm ein Glas Bier kredenzen. Führte er diese Zeremonien und manche andere Gebräuche fehlerlos aus, so mußte der König alle vom Rauchfieß angebissenen Semmeln bezahlen, im andern Falle er selbst. Das Fest wurde im Kretscham mit Musik und Tanz beendet, wozu der Ortschulze die Erlaubnis mit der Bedingung erteilte, daß nicht länger getanzt werde, als ein Kreuzerlicht brenne. Da diese Zeit der tanzlustigen Jugend nicht genügte, umging man den Befehl in der Weise, daß das auf dem Gerichtstische stehende Licht vorher heimlich mit Salz eingerieben wurde, so daß es bis zum Morgen brannte. Zu leuchten brauchte es ja nicht.

G. Tischer.



517

...



Biblioteka Śląska w Katowicach
ID: 0030000617463



III 1575/2

**Pracownia
Śląska**